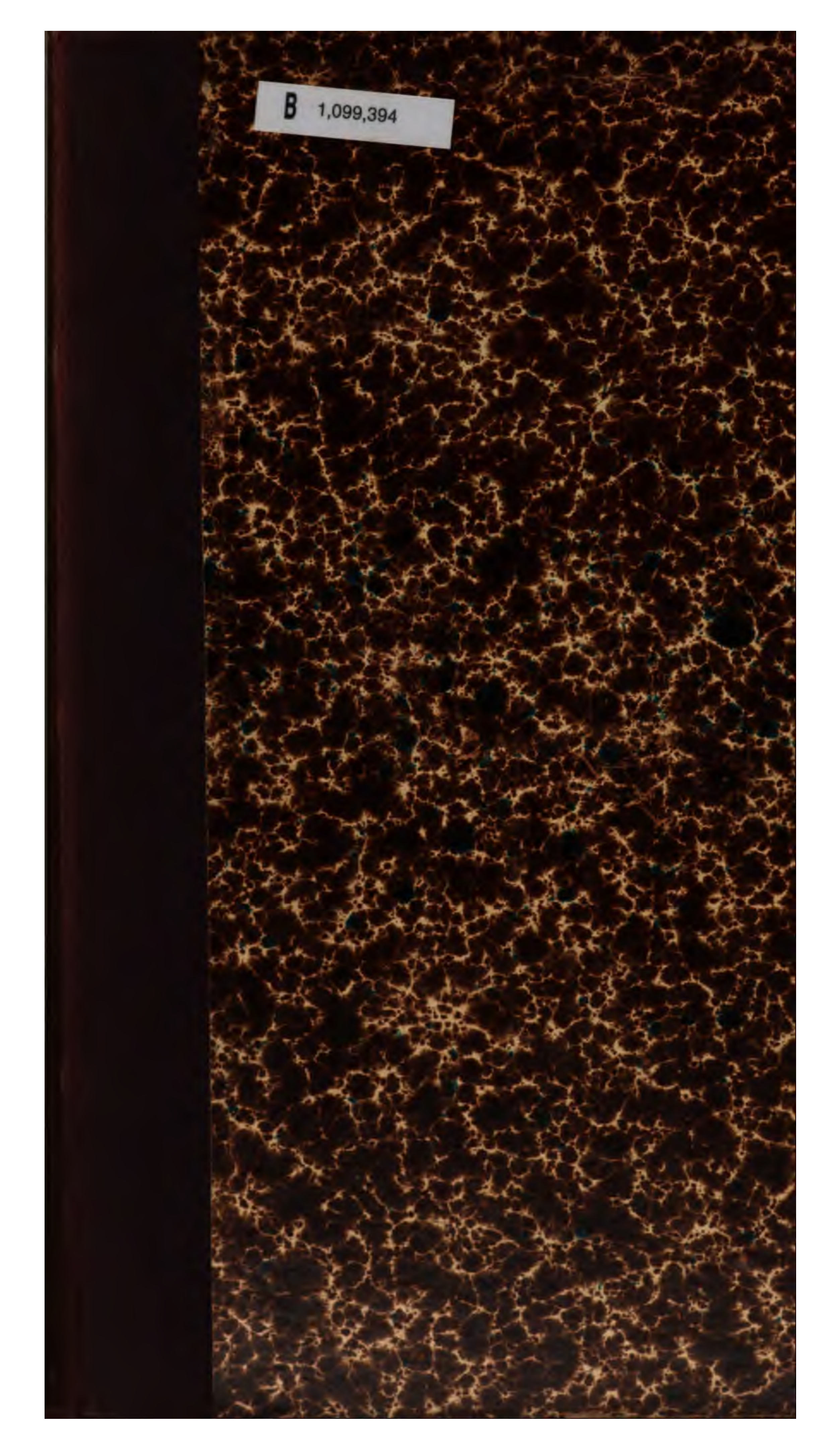
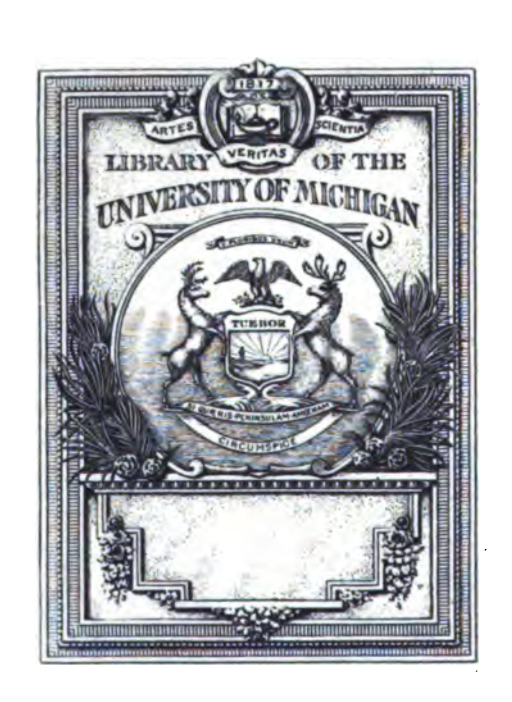
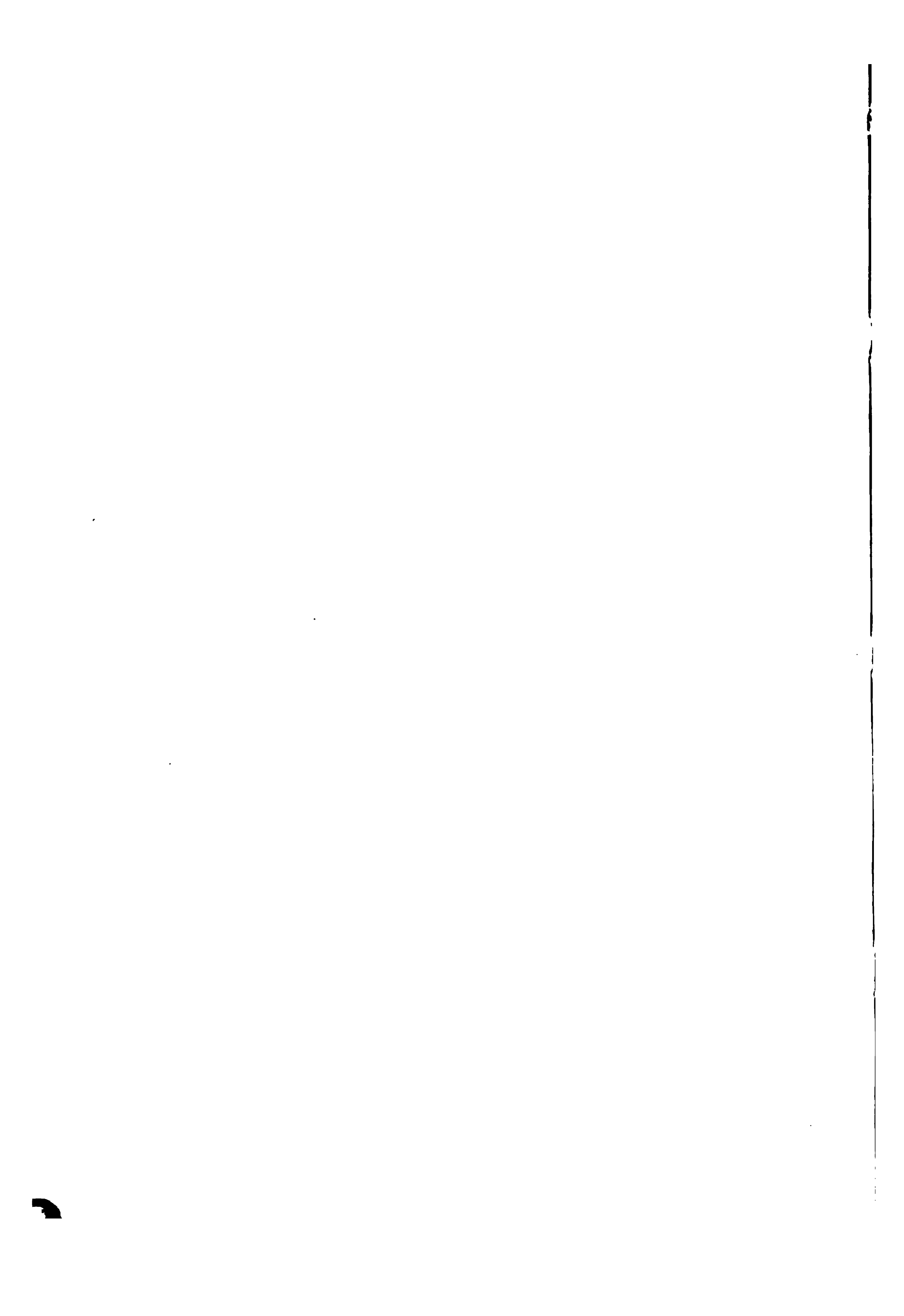



ROBERT SIEGER


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


ROBERT SIEGER


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumecky,
Dr. Karl Glossy.



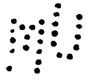
Band XII.

Juli—September 1907.

1907.

Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.

Redaktion, Wien, I., Bräunerstraße 4/6.



Druck von Friedr. Irrgang, Brünn.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

	Seite
Antropp, Theodor . . 156, 208, 390,	468
Bach, Dr. D. J. 78, 225,	378
Bachmann, Universitätsprofessor, Hofrat Dr. Adolf	164
Bartsch, Rudolf Hans	298
Batka, Dr. Richard	441
Berger, Dr. Alfred Freiherr v. . 92,	220
Berger, Gisela Freiin v.	377
Bergson, Egon	69
Birk, Professor Alfred	301
Blangy-Lebzeltern, Seraph. Freiin v.	187
Braun, Direktor, Dr. Edmund Wilhelm	311
Braun, Felix	63
Chiavacci, V. 70,	226
Chlumecky, Leop. Freiherr v. 153, 316,	397
Crüwell, Dr. G. A.	44
Darnaut, Hugo	139
Diehl, Gustav Eugen	383
Du Nord, Wilhelm	313
Ewart Felicie	123
Exner, Sektionschef Dr. Wilhelm	158
Fischer, Wilhelm 30,	102
Frey, Dr. Philipp	461
Fuchs, Karl	77
Furtmüller, Dr. Karl	466
Geiger, Universitätsprof. Dr. Ludwig	55
Ginzkey, Franz Karl	462
Goetz 76, 152, 234,	307
Goetz, Bruno	282
Grünstein, Leo	63
Hainisch, Marianne	70
Hammer, W. A.	310
Hallström, Per	422
Heger, Regierungsrat F.	148
Helfert, Geheimer Rat Dr. Josef Alexander, Freiherr v.	95
Hörmann, Ludwig v.	305
Hold v. Ferneck, Dr. Alexander v.	50
Hueppe, Universitätsprofessor Dr. Ferd.	116
Huffnagl, K.	226
Ilešić, Dr. Fran	304
Kleinpeter, Dr. Hans	382
Körnig, Dr. R. A.	390
Kretschmayr, Universitätsprofessor Dr. Heinrich	354
Krsnjavi, Sektionschef, Universitätsprofessor Dr. J.	239
Kürnberger, Ferdinand	306
Kukula, Regierungsrat Dr. Richard	222
Linsbauer, Dr. Karl	146
Mazelle, Direktor des k. k. maritimen Observatoriums, Eduard	331
Merwin, Professor Dr. Bertold	453
Meyer, Universitätsprofessor Richard M.	135
Morold, Max	306
Mündl, Kaiserlicher Rat Dr. Richard	64
Murko, Universitätsprofessor Dr. M.	369
Myrbach, Universitätsprofessor Dr. Franz Freiherr v.	1
Oberhof, A. M.	262
Oppenheimer, Dr. Felix Freiherr v.	235
Perger, Richard v.	148
Pfaundler, Dr. Hermann	452
Poschinger, Heinrich v.	79
Princig v. Herwalt, Generalkonsul Walter	130
Reinhardt, Dr. L.	448
Reuß-Hoernes, Jenny v.	382
Schalek, Alice	363
Schey-Riesz, Helene	462
Schwiedland, Regierungsrat Professor Dr. E. 401,	459
Spaits, Rittmeister Alexander	247
Stefan, Dr. Paul 154, 156,	312

Seite

Strobl, Karl Hans 342
Stubenberg Mathilde Gräfin 142, 300
Telmann, Fritz 148
Treumund, E. 84
Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D., Wilhelm Edler v. 318
Weisl, Dr. Ernst Franz 161
Wilhelm, Dr. Julius 324
Winternitz, Universitätsprofessor Dr. M. 20
Wittels, Dr. Fritz 262

Seite

Woinovich, Feldmarschalleutnant Emil v. 406
* * * 391
Dr. E. 388
G. Sch. 226
— i — 460
J. K. 304
M. P. 468
— nk — 76
— o — 312
— y. 465

Artikel.

Die Preisbestimmung bei Staatsanstalten. Von Universitätsprofessor Dr. Franz Freiherrn v. Myrbach 1
Das Frauenwahlrecht und die englischen Frauen. Von Universitätsprofessor Dr. M. Winternitz 20
Herzog Wilhelm von Württemberg. Von Dr. G. A. Crüwell 44
Die Draga-Doktrin. Von Dr. Alexander Freiherrn Hold v. Ferneck 50
Plan einer Beaufsichtigung der deutschen Literatur. Mitgeteilt von Universitätsprofessor Dr. Ludwig Geiger 55
Geheimblätter über die österreichische Politik. Von Heinrich v. Poschinger 79
Deutscher Nationalismus in Ungarn. Von E. Treumund 84
Vom Theater. Von Dr. Alfred v. Berger 92
Noblesse oblige. Vom Geheimen Rat Dr. Josef Alexander Freiherrn v. Helfert . 9e
Wie benützen wir die Sommerferien am besten? Von Universitätsprofessor Dr. Ferdinand Hueppe 116
Der Mittelschüler in Literatur und Wirklichkeit. Von Felicie Ewart 123
Der österreichische Flottenverein. Von Generalkonsul Walter Princig v. Herwalt . 130
Thomas Pöschl, ein österr. „Prophet". Von Universitätsprofessor M. Mayer . 135
Über das Moderne in der Landschaft. Von Hugo Darnaut 139
Technisches Museum für Industrie und Gewerbe in Wien. Von Sektionschef Dr. Wilhelm Exner 158
Die ungarische Auswanderung. Von Dr. Ernst Franz Weisl 161
Die Mährer und ihr Staatsrecht. Vom Reichsratsabgeordneten Universitätsprofessor Hofrat Dr. Adolf Bachmann . . 164
Aus dem josefinischen Wien Tagebuchstellen eines Schweizers 192, 267
Ein Ausflug nach Amerika. Von Theodor Antropp 208
Die Zukunft von Österreich-Ungarn und die Haltung der Großmächte. Von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer . . . 235
Die Zweideutigkeiten im ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetz. Von Sektionschef Universitätsprofessor Dr. J. Krsnjavi . 239
Rußlands Stellung zu seinen asiatischen Nachbarn. Von Rittmeister Alexander Spaits 247
Bayreuth. Von Bruno Goetz 282
Die strategische Sicherung von Triest. Von Wilhelm Du Nord 313
Ist der Irredentismus tot? Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky 316
Österreich-Ungarn, Rußland und die mazedonischen Wirren. Von Feldmarschalleutnant a. D. Wilhelm Edlen v. Wannisch 318
Export und Exportförderung. Von Dr. Julius Wilhelm, Sekretär des österr.-ungar. Exportvereines 324
Die physikalische Erforschung des Adriatischen Meeres. Von Eduard Mazelle, Direktor des k. k. maritimen Observatoriums in Triest 331
Die Denkwürdigkeiten Chlodwigs v. Hohenlohe. Von Professor Dr. Heinrich Kretschmayr 354
Ein Pole über die Grundprobleme Rußlands. Von Universitätsprofessor Dr. M. Murko 369
Fehler und Schwächen der auswärtigen Politik Deutschlands. Von * * * . . 391
Die Albanesen und die Haager Konferenz. Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky . . 397
Die Glasschleifer. Von Regierungsrat Professor Dr. E. Schwiedland 401

Seite

Philosophie des Krieges. Von Feldmarschalleutnant Emil v. Woinovich . . . 406

Robert Schumann in Böhmen. Von Dr. Richard Batka . . . 441

Yoghurt. Von Dr. L. Reinhardt . . . 448

Belletristik.

Die himmelblaue Stadt. Von Wilhelm Fischer . . . 30, 102

Der leise Frühling. Von Felix Braun . . 63

Sinn des Lebens. Von Leo Grünstein . 63

Fatma. Von Mathilde Gräfin Stubenberg 142

Aus dem Trentino. Von Seraphine Freiin von Blangy-Lebzeltern . . . 187

An meinem Geburtstage. Von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger . . . 220

Brisingamen. Von Dr. Fritz Wittels. . . 255

Demoliert. Von A. M. Oberhof 262

Der blinde Michelangelo. Von Rudolf Hans Bartsch . . . 298

Artfa. Von Mathilde Gräfin Stubenberg . 300

Das Aderlaßmännchen. Von Karl Hans Strobl . . . 342

Quer durch die Pala. Von Alice Schalek . 365

Bergeinsamkeit. Von Gisela Freiin v. Berger . . . 377

Minia. Von Per Hallström . . . 422

Der Dichter sagt: Von Dr. Hermann Pfaundler . . . 452

Chronik.

Verkehr. Vom Kaiserlichen Rat Dr. Richard Mündl . . . 64

Botanik. Von Dr. Karl Linsbauer . . . 143

Hochschulwesen. Vom Regierungsrat Dr. Richard Kukula . . . 222

Technik. Von Professor Alfred Birk . . . 301

Das Konzertjahr 1906—1907. Von Dr. D. J. Bach . . . 378

Polnische Literatur. Von Professor Dr. Bertold Merwin . . . 455

Besprechungen.

Wilhelm Jerusalems „Gedanken und Denker. Verlag W. Braumüller. Besprochen von Egon Bergson . . . 68

Die moderne Frauenbewegung. Von K. Schirmacher. Verlag B. G. Teubner in Leipzig. Besprochen von Marianne Hainisch . . . 69

Moritz v. Déchy: „Kaukasus“. Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin. Besprochen vom Regierungsrat F. Heger. . . . 146

Raoul Auernheimer: „Die ängstliche Dodo“. Novellen im Verlag Egon Fleischel und Co., Berlin. Besprochen von Fritz Telmann . . . 148

Richard Batka: „Aus der Opernwelt“. Prager Kritiken und Skizzen. Verlag von Georg D. W. Callwey in München. Besprochen von Dr. D. J. Bach 225

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Verlag L. Staakmann in Leipzig. Besprochen von G. Sch. . . . 225

Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Von Erika Rheinsch. Verlag von H. Dehmuth in Frankfurt a. M. Besprochen von K. Huffnagel 226

Martic Grga: „Zapamćenja (Memoiren)“. Verlag Trpinac in Agram. Besprochen von Dr. Fran Ilešić . . . 303

Karl Landsteiner: „Walter von Habenichts“. Verlag H. Kirsch in Wien. Besprochen von J. K. . . . 304

Karl Wolf: Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol. Edlingers Verlag in Innsbruck. — Otto Rudl: Lustige

Seite

Geschichten vom Tiroler Hiasl. Erzählt in Meraner Mundart. Neue lustige Geschichten. Verlag Wagner in Innsbruck. Besprochen von Ludwig v. Hörmann . 304

Lebenswege. Silhouetten vom Tage. Von Franz Wolff. Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig. Besprochen von Max Morold 305

Elemente einer allgemeinen Arbeitstheorie. Beiträge zur Grundlegung einer neuen Wirtschafts- und Rechtsphilosophie. Von Dr. Johann Žmavc. Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, 38. Band. Besprochen von Dr. Hans Kleinpeter 382

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann Kienzl. Verlag der Schlesischen Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer in Breslau. Besprochen von Jenny v. Reuß-Hoernes 382

Professor Dr. F. C. Huber: Die Rettung des Mittelstandes. Besprochen von Regierungsrat Dr. E. Schwiedland . . . 459

Dr. Karl Diehl: Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Verlag von Gustav Fischer in Jena. Besprochen von — i — 460

Zwei Städtebilder. „München" von Josef Ruederer — „Wien" von Hermann Bahr. Besprochen von Dr. Philipp Frey . . 460

Marie v. Ebner-Eschenbach: „Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend." Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Besprochen von Helene Scheu-Riesz. . 461

Feuilleton.

Ausgestorbene und aussterbende Wiener Volkstypen. Von V. Chiavacci . . 70, 226

Doktor Mirakels Zauber. Von Richard v. Perger 148

Ein trauriger Gedanke. Von Ferdinand Kürnberger 306

„Das Fest der Treue." Von seinem Verfasser Gustav Eugen Diehl. 383

Der Rosendichter. Von Franz Karl Ginzkey 462

Rundschau und kleine Mitteilungen.

10.—17. Juni 75
Politische Übersicht (Goetz) 75
Das Herrenhaus des österreichischen Reichsrats (— nk) 76
Das Deutschordenszentralarchiv in Wien (K. Fuchs) 76
Mahlers Demission (Dr. D. J. Bach) . . 76
18.—28. Juni. 151
Politische Übersicht (Goetz) 151
Die wissenschaftliche Erforschung des Balkans (Leopold Freiherr v. Chlumecky 152
Festspiele in Pöchlarn (Dr. Paul Stefan) 153
Das Tonkünstlerfest in Dresden (Dr. Paul Stefan) 154
Wiener Theater (Theodor Antropp) . 156
29. Juni bis 22. Juli 233
Politische Übersicht (Goetz) 233
23.—29. Juli 307
Politische Übersicht (Goetz) 307
Ein Franzose über Hamerling (W. A. Hammer) 308
Das Skizzenbuch eines österreichischen Nazareners (Dr. Edmund Wilhelm Braun) 310
Aus Lafayettes letzten Tagen (— o —) 311
„Germanisches aus Umbrien" (Dr. Paul Stefan) 312
30. Juli bis 17. August 386
Ein Kongreß der Notare (Dr. E.). . . 386
Vom goldenen Vlies (Dr. R. A. König) 388
Wiener Theater (Theodor Antropp) . 390
18. bis 30. August 464
Panad (— y) 465
Schulgeldbefreiung (Dr. Karl Furtmüller) 465
Wiener Theater (Theodor Antropp) . . 466
Erste kärntnerische Kunstausstellung (M. P.) 468

Die Preisbestimmung bei Staatsanstalten.

Von Universitätsprofessor Dr. Franz Freiherrn v. Myrbach, Innsbruck.

Österreich, früher das Land der permanenten Finanzmisère, feierte im Jahre 1906 einen Triumph, als der Finanzminister dem Reichsrate berichten konnte, daß der Stand der Staatsfinanzen ein geradezu glänzender sei, so daß die Überschüsse des Staatshaushaltes die Gelegenheit zur Durchführung einer Reihe lang ersehnter Investitionen und zur Aufbesserung der Bezüge der Staatsangestellten bieten. Die Publizistik pries in allen Tonarten die ökonomische Lage des Staates und die vielbelasteten Bürger mußten sich notwendig der freudigen Hoffnung hingeben, daß nun allerlei Erleichterungen bevorstünden.

Um so größer war die Verblüffung, als kurz danach bekannt wurde, daß die Regierung keineswegs Ermäßigungen, sondern im Gegenteil die Erhöhung einer Reihe von Leistungen an den Staat plane. Ein älterer Gesetzentwurf, welcher (allerdings unter Auflassung der untersten Stufen) den besser situierten Ständen eine exorbitante Erhöhung der Militärtaxe zugedachte, wurde wieder hervorgeholt, die Erhöhung der Kollegiengelder wurde angeregt und endlich sollten die Post-, Telegraphen- und Telephongebühren empfindlich erhöht werden, nachdem kurz vorher erst die Benützung eines anderen wichtigen Verkehrsmittels, der Eisenbahnen, durch die Fahrkartensteuer verteuert worden war.

Alle diese Pläne erweckten Widerspruch, den entschiedensten aber die Erhöhung der Post- und Telephongebühren, und man kann mit Recht sagen, daß sie geradezu einen Sturm der Entrüstung in den weitesten Kreisen erzeugte, denn von der Verteuerung der wichtigsten Verkehrsmittel mußte man eine empfindliche Erschwerung der gesamten Erwerbstätigkeit erwarten. Durch diese oppositionelle Bewegung wurde die Regierung aber nur zu einer Milderung der ursprünglich geplanten Steigerungen veranlaßt, indem sie insbesondere auf die Erhöhung des Porto für gewöhnliche Briefe (von 10 auf 12 Heller) verzichtete, im übrigen aber führte sie mit den Verordnungen des Handelsministeriums vom 22. Dezember 1906, R.-G.-Bl. Nr. 252, 253 und 254, die in Aussicht genommenen Erhöhungen wirklich durch. Diese Verordnungen brachten eine neue Posttaxordnung, in welcher hauptsächlich das niedrigere Porto für Lokalbriefe aufgehoben, jenes für Rohrpostsendungen, dann verschiedene Zustellungsgebühren erhöht wurden; sie normierten ferner teils neue, teils erhöhte Gebühren für Drucksorten und Postganzsachen (Telegrammblankette, Kartenbriefe, Streifbänder, Begleitscheine, Postanweisungen usw.) und erhöhten ganz bedeutend die Abonnementsbeträge für Telephonstellen im staatlichen Telephonnetz. Als Motiv wurde geltend gemacht, daß die unabweislich gewordene Erhöhung der Bezüge der Postbediensteten nur mit Hilfe einer Steigerung der Einnahmen aus dem „Postgefälle" durchgeführt werden könne.

Man geht wohl kaum fehl mit der Annahme, daß der Handelsminister diese den Verkehr so sehr benachteiligende Maßregel unter dem Drucke des Finanzministers ergriffen habe und daß die Verteuerung noch viel ausgiebiger ausgefallen wäre, wenn nicht die Post- und Telegraphengebühren im Verkehr mit dem Auslande durch die internationalen Verträge gebunden wären und die Vertragstarife eine notwendige Rückwirkung auf die Innerlandstarife üben würden. So mußte man sie aber notgedrungen auf jene Gebühren beschränken, die von den Vertragstarifen ganz unabhängig sind.

Im Gegensatz zu vielen anderen ähnlichen Fällen beruhigte sich die öffentliche Meinung auch der vollzogenen Tatsache gegenüber nicht; die gegen die Preiserhöhungen gerichtete Bewegung steigerte sich eher und nahm Formen an, die bei uns ganz ungewohnt sind. Man beschränkte sich nicht auf Proteste, Resolutionen, Petitionen und Interpellationen (drei solche, die in den Sitzungen des Abgeordnetenhauses vom 9. und 22. Jänner 1907 eingebracht wurden, blieben unbeantwortet), die von berufenen Körperschaften, von Interessentenversammlungen, eigens gegründeten Vereinen, Abgeordneten und sonst aus allen Kreisen der Bevölkerung hervorgingen, sondern es wurde auch tatsächlicher Widerstand gegen die neue Belastung ins Auge gefaßt und teilweise auch durchgeführt. Die Intensität und seltene Nachhaltigkeit der Bewegung erklärt sich wohl nicht nur aus der Verletzung eines allgemein verbreiteten persönlichen Interesses, sondern auch aus dem obenerwähnten Widerspruch mit der ausnahmsweise glänzenden Lage der Staatsfinanzen und aus dem Umstande, daß man sich daran gewöhnt hatte, die weitestgehende Billigkeit der Verkehrsmittel als die für a l l e Teile (auch für die Verkehrsanstalt) vorteilhafteste Preispolitik anzusehen. Wenn auch die österreichische Regierung schon durch die Erhöhung der Staatseisenbahntarife und durch die Verteuerung der Korrespondenzkarte von diesem Grundsatze abgewichen war, so hatte er doch im allgemeinen die ganze Entwicklung des Verkehrswesens beherrscht.

Neben den ökonomischen Argumenten gegen die neuen Maßregeln des Handelsministers wird auch ein wichtiges formalrechtliches geltend gemacht, indem von vielen Seiten die Behauptung aufgestellt wird, daß *der Minister durch die fraglichen Verordnungen seinen Wirkungskreis überschritten und in den Wirkungskreis der Gesetzgebung übergegriffen habe*. Merkwürdigerweise wurde (meines Wissens) diese wichtige grundsätzliche Frage jetzt zum erstenmal aufgeworfen, wiewohl doch, seit wir eine konstitutionelle Regierung besitzen, schon so manche Änderung der Gebühren für die Benützung der Post- und Telegraphenanstalt im Verordnungswege durchgeführt wurde. Vielleicht erklärt sich dies daraus, daß bisher in solcher Form mit wenigen Ausnahmen nur Herabsetzungen dieser Gebühren erfolgten und eine Verbilligung immer willig entgegengenommen wird, ohne daß man sich über ihre Berechtigung viel den Kopf zerbricht, während unangenehm empfundene Lastensteigerungen Widerstand erwecken.

Die so aufgeworfene Kompetenzfrage legt eine Verallgemeinerung nahe, die Frage nämlich, ob denn die Feststellung der Preise für Leistungen und Erzeugnisse der dem Staate vorbehaltenen Anstalten und Unternehmungen (also der Staatsmonopole beziehungsweise „Regalien") überhaupt der Gesetzgebung vorbehalten oder dem Verordnungsrechte der Vollzugsgewalt überlassen ist und sein soll. Diese Frage gewinnt noch an Bedeutung, wenn man an weitere Verstaatlichungen, die ja in der Richtung der gegen-

wärtigen Entwicklung liegen, denkt. Soll es nach vollständiger Monopolisierung des Eisenbahnswesens, der Erzeugung oder des Absatzes des Branntweins, der Kohle usw. die Regierung allein in der Hand haben, die Transportleistung, den Branntwein, die Kohle nach ihrem Belieben zu verteuern? Soll damit ein großer Teil der Volksproduktion und der ganze Verkehr ihr preisgegeben sein? Soll ferner sie allein zu bestimmen haben, welchen Klassen des Volkes der Unterricht an den mittleren und hohen Schulen zugänglich sein soll? Berücksichtigt man, daß ein gar gestrenger Herr, der Finanzminister, einen entscheidenden Einfluß auf alle Zweige der Verwaltung übt und daß derselbe in der Vermehrung der Staatseinkünfte nie ermüden darf, dann ist es vollkommen klar, daß es sich um eine Angelegenheit handelt, die für das Volkswohl von eminenter Wichtigkeit ist.

Im folgenden soll diese Zuständigkeitsfrage zunächst aus dem Gesichtspunkt des hinsichtlich der bestehenden Staatsmonopole und sogenannten Regalien geltenden Rechts einer anbahnenden Erörterung unterzogen werden.

* * *

Der Einwand der Unzuständigkeit gegen die Verordnungen vom 22. Dezember 1906 wurde meines Wissens (jedenfalls in den Interpellationen) nur durch den Hinweis auf den § 11 des Staatsgrundgesetzes über die Rechtsvertretung vom 21. Dezember 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, begründet. Es dürfte aber kaum gelingen, aus diesem oder einem andern Staatsgrundgesetze allein den Beweis zu erbringen, daß die in den fraglichen Verordnungen enthaltenen Bestimmungen verfassungsmäßig der Gesetzgebung vorbehalten sind.

Das Oktoberdiplom verfügte, daß das „Recht Gesetze zu geben, abzuändern oder aufzuheben" nur unter Mitwirkung der Landtage beziehungsweise des Reichstages ausgeübt werden wird. Welches aber die Angelegenheiten sind, die durch „Gesetze" geregelt werden sollen, darüber enthält diese Verfassungsurkunde keine Bestimmung. Die Aufzählung im Art. II dieses Diploms und ebenso jene im Februarpatent und im Staatsgrundgesetze über die Reichsvertretung von 1867 bezwecken eben nur die Abgrenzung der Zuständigkeit zwischen dem Reichsrate und den Landtagen hinsichtlich ihrer Mitwirkung bei der Gesetzgebung nach Materien. Allerdings sind in diesem Zusammenhange einige bestimmte Verfügungen, die der gesetzgebenden Gewalt vorbehalten sind, ausdrücklich genannt, so die „Einführung neuer Steuern und Auflagen, dann die Erhöhung der bestehenden Steuer- und Gebührensätze, insbesondere die Erhöhung des Salzpreises", aber damit ist keineswegs grundsätzlich ausgesprochen, was Gegenstand der Gesetzgebung sein soll, denn die genannten Grundgesetze setzen die „Gegenstände der Gesetzgebung" sonst durchweg als gegeben voraus. Wenn dann noch eine Reihe weiterer Verfügungen als zum Wirkungskreise des Reichsrates gehörig ausdrücklich angeführt ist, u. zw. „die Aufnahme neuer Anlehen, die Konvertierung bestehender Staatsschulden und die Veräußerung, Umwandlung oder Belastung des unbeweglichen Staatseigentums, endlich die Prüfung und Feststellung der Voranschläge der Staatsausgaben für das zukünftige Jahr sowie die Prüfung der Staatsrechnungsabschlüsse und der Resultate der jährlichen Finanzgebarung", so hat dies einen ganz andern Sinn. Diese Akte sind

ihrem inneren Wesen nach keine „Gesetze", denn sie enthalten keine allgemein verbindlichen Gebote oder Verbote, sondern sie sind Verwaltungshandlungen, deren Vornahme die Verfassung wegen ihrer eminenten Wichtigkeit an die Zustimmung der Reichsvertretung gebunden, beziehungsweise ihr übertragen hat. Da auch das Staatsgrundgesetz über die Reichsvertretung von 1867 im gleichen Sinne verfaßt ist, so geben uns die Verfassungsgesetze überhaupt keine Handhabe für die Beantwortung der vorliegenden Frage. Diese Gesetze haben einfach in dieser Beziehung kein neues Recht gesetzt, sondern das bestandene aufrechterhalten, soweit man überhaupt sagen kann, daß die Bestimmung, welche Normen durch „Gesetze" und welche durch „Verordnungen" erlassen werden sollen, ein Gegenstand des positiven Rechtes sein kann.

Ich glaube, man kann nur sagen: die Erlassung jener Normen ist der Gesetzgebung vorbehalten, welche die oberste Gewalt im Staate — und das ist ja die gesetzgebende Gewalt — sich vorbehalten hat, indem sie dies rücksichtlich bestimmter Angelegenheiten ausdrücklich ausgesprochen, oder indem sie bestimmte Angelegenheiten durch Gesetze tatsächlich geordnet hat. Im letzteren Falle ist es nicht nur nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen selbstverständlich, sondern auch noch im § 9 des a. b. G.-B. ausgesprochen, daß „Gesetze ihre Kraft solange behalten, bis sie von dem Gesetzgeber (also durch Gesetze) abgeändert oder ausdrücklich aufgehoben werden". Es dürfte auch wohl außer Zweifel stehen, daß selbst in dem Falle, wenn ein Gesetz durch ein anderes ausdrücklich aufgehoben worden wäre, ohne daß das zweite Gesetz eine neue Ordnung der Angelegenheit vornimmt, dadurch noch keineswegs die Verordnungsgewalt zur Neuregelung der Angelegenheit zuständig wird. Überdies geht ja die herrschende Ansicht jetzt dahin, daß eine andere Gewalt im Rechtsstaate nur insoweit rechtsverbindliche Verfügungen erlassen kann, als sie von der obersten Staatsgewalt hierzu ermächtigt wird. In unserer Verfassung bezieht sich auf das Recht zur Erlassung von Regierungsverordnungen der Artikel 11 des Staatsgrundgesetzes „über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt", welcher sagt: „Die Staatsbehörden sind innerhalb ihres amtlichen Wirkungskreises befugt, auf Grund der Gesetze Verordnungen zu erlassen und Befehle zu erteilen." Wenn dadurch auch das Verfügungsrecht der staatlichen Organe auf dem Gebiete der sogenannten „freien Verwaltung" nicht berührt werden kann, so steht es doch fest, daß Verfügungen, welche der Gesetzgeber selbst getroffen hat, ohne dessen ausdrückliche Ermächtigung auf keinen Fall im Verordnungswege abgeändert oder aufgehoben werden können.

Hinsichtlich der Preisbestimmung für Leistungen und Erzeugnisse der dem Staate vorbehaltenen Anstalten und Unternehmungen ist nun (abgesehen von dem auf die Salzpreise bezüglichen Passus im Oktoberdiplom, der aber in das Staatsgrundgesetz von 1867 nicht aufgenommen wurde) seit dem Inslebentreten der Verfassung keine gesetzliche Norm erflossen. Daraus folgt, daß auch seither jene einschlägigen Bestimmungen, die früher in der Form von Gesetzen erlassen worden waren, wieder nur durch Gesetze abgeändert werden konnten. Wir werden somit zu prüfen haben, wie die Preisbestimmung in der vorkonstitutionellen Zeit erfolgt ist. Wie sich zeigen wird, kommt dies auch für die erst in der neuesten Zeit entstandene Telephonanstalt in Betracht.

Die Vorfrage, welche Verfügungen der absoluten Monarchie als „Gesetze" zu gelten haben, ist dahin zu beantworten, daß diese Qualität nicht nur den „Patenten", „Man-

daten" usw., sondern allen Willensäußerungen des Monarchen zukommt, welche als verbindlich kundgemacht worden sind, mögen sie wie immer benannt und durch welches staatliche Organ immer veröffentlicht worden sein.

Da die älteren Normen über das Ausmaß der fraglichen Preise und Gebühren bei den verschiedenen Staatsanstalten nicht übereinstimmen, werden sie nach den einzelnen Zweigen zu prüfen sein. Dabei sei bemerkt, daß ich mich auf die Berücksichtigung der in die allgemeinen Gesetzsammlungen aufgenommenen Normalien beschränken muß.

1. Postgebühren.

Die ältesten „Postordnungen" (kais. Patente und Generalmandate) vom 13. September 1621 bis zum 8. März 1672* enthalten noch keine Bestimmungen über die für die Benützung der Postanstalt zu entrichtenden Gebühren. Es scheint, daß deren Feststellung den Generalpostmeistern überlassen war. Erst die mit dem Patente vom 16. April 1695 erlassene Postordnung erwähnt diese Gebühren, indem sie bestimmt, daß es hinsichtlich der Postrittgelder (ursprünglich für die Beistellung der Reitpferde an die Reisenden, dann für deren Beförderung zu Wagen) „nach dem uralten Herkommen und der Universalregul sein unveränderliches Verbleiben haben möge", so daß bei Benützung einer „Kalesche oder Chaise" mit nur zwei Pferden das gewöhnliche Rittgeld mit $^1/_8$ Reichstaler von der Person zu zahlen sei, wobei der Postillion als Person mitzurechnen ist. Bezüglich des Briefportos soll niemand über die von altersher gewesenen und bei dem obersten Postamt gebräuchlichen Taxen beschwert werden. Das Patent läßt auch „einen angemessenen Accord oder Abfindung" für größere Korrespondenzen zu.

Das Postpatent vom 12. Juni 1722 erhöhte das Postrittgeld von den ursprünglichen 15 auf 17 Groschen vom Pferd und der Person, ebenso das Briefporto vom halben Bogen oder in schwereren Paketen vom halben Lot, im Verkehr außerhalb der ungarischen, böhmischen, nieder- und innerösterreichischen Länder von 3 Kreuzer auf 4 Kreuzer, im Verkehr mit anderen Ländern auf 6 Kreuzer. Wie aus späteren Normalien hervorgeht, war dieser Betrag zweimal, nämlich sowohl bei der Aufgabe als auch bei der Abgabe zu entrichten. Mit kaiserlicher Resolution vom 14. September 1722 wurde das Porto für Prozeßakten auf den doppelten Betrag erhöht. Das Patent vom 1. Juni 1726, enthaltend eine neue „Post- und Fuhrwesens-Tax und Ordnung" setzte das Rittgeld wieder auf 15 Groschen herab und bestimmte, daß dasselbe nicht mehr nach der Zahl der Personen, sondern nach jener der Pferde bemessen werden soll. Eine weitere Postordnung vom 14. Dezember 1748 (auch in die Polit. Gesetzsammlung aufgenommen) ließ die Taxen unberührt.

Dagegen wurde durch das Patent vom 21. März 1750 ein „Briefportoregulativ" erlassen, welches wichtige Änderungen brachte. Im Verkehr innerhalb der oben genannten Länder wurde die Aufgabe freigegeben, dafür hatte der Empfänger 8 Kreuzer vom „einfachen Brief" und vom schwereren „ein Wenigeres" zu entrichten. Im Verkehr mit Toskana, Mailand, Mantua, den österreichischen Niederlanden, Tirol und Vorderösterreich wurde ausdrücklich das doppelt zu entrichtende Porto von 6 Kreuzern beibehalten. Im Verkehr mit anderen Ländern war bei der „Aufnehmung" ein Porto von 8 Kreuzern

* Die ersten der oben angeführten Normalien sind enthalten im Codex austriacus, Band II, S. 167 und 170; Band IV, S. 91, 107 und 589; Band V, S. 584, 587, 591, 488 und 589.

zu entrichten. Dieses Patent verweist auch schon auf einen bei den Postämtern aufgehängten und auch sonst erhältlichen spezifizierten „Posttaxtarif". Ein weiteres Patent vom 20. September 1751 verfügte abermals Änderungen, indem es die freie Aufgabe aufhob und das Porto danach abstufte, ob die Korrespondenz an ein Hauptpostamt oder darüber hinaus dirigiert oder, ohne ein Hauptpostamt zu berühren, bei einer andern Poststation abgelegt wurde. Für größere und schwerere Schriften und Pakete wurde die Posttaxe ermäßigt. Zugleich wurde auf eine „von allerhöchst ihrer k. k. Majestät allergnädigst approbierte" spezifizierte Posttaxordnung hingewiesen.

Die mit kaiserlicher Resolution vom 30. April 1756 erlassene „Briefpostporto-Regulierung" für Oberösterreich beschränkte das im Verkehr innerhalb dieses Landes eingeforderte Porto auf den bei der Abgabe zu entrichtenden Betrag von 3 Kreuzern, doch konnte auch der Aufgeber den Brief „nach dem im Jahre 1751 approbierten Tariff frankieren". Im Codex austriacus ist dieser Resolution der Tarif unter folgender offizieller Überschrift beigedruckt: „Extract der von Ihrer k. k. Majestät allergnädigst approbierten Briefporto-Tariffe 5. Klasse."

Ein Hofdekret vom 18. Dezember 1788* veröffentlicht „auf allerhöchsten Befehl" eine Briefpostordnung, in welcher das Porto für einfache Briefe im Verkehr innerhalb der zusammenhängenden Erbstaaten bei der Aufgabe wie bei der Abgabe mit je 4 Kreuzern, somit für ganz frankierte Briefe mit 8 Kreuzern festgesetzt wurde. Zugleich wurde die Rekommandation gegen Entrichtung einer Gebühr von 6 Kreuzern eingeführt. Dieselbe Verordnung ist irrigerweise mit der Datierung vom 18. Dezember 1789 im nächsten Bande der Gesetzsammlung nochmals abgedruckt und enthält da folgende, noch bestimmtere Textierung: „S e. k a i s. M a j e s t ä t haben in Ansehung der Briefpost vom 1. Jänner 1789 angefangen f o l g e n d e O r d n u n g f e s t g e s e t z t...." Weiter eröffnet ein Hofdekret vom 24. März 1789, daß Se. Majestät infolge Fourageteuerung die vorübergehende Erhöhung des Postrittgeldes auf 1 Gulden rheinisch für das Pferd und die Station genehmigt hat.

Nun folgt das noch jetzt in Geltung stehende P o s t g e s e t z v o m 5. N o v e m b e r 1837 (Pol. Ges.-Slg. Nr. 47). Auf unseren Gegenstand bezieht sich § 23, welcher keineswegs, wie öfter angegeben wird, die Feststellung der Tarife dem Verordnungswege überläßt, sondern wörtlich folgendermaßen lautet: „Die Gebühren, welche für die Benützung der Postanstalt zum Transport von Sachen und Personen zu entrichten sind, b e s t i m m e n d i e h i e r ü b e r b e s t e h e n d e n T a r i f e." Hierzu gehört auch noch Alinea 5 des Einführungspatents zu diesem Gesetze, wo es heißt: „Über die Art und Weise der Verwaltung und Benützung des Postregales und über die Einrichtung der Tarife der Staatspostanstalten werden die Vorschriften auf der Grundlage dieses Gesetzes durch besondere Kundmachungen zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden." Keine dieser Gesetzesstellen überträgt das bis dahin vom Kaiser (als dem Gesetzgeber) ausgeübte Recht zur Festsetzung der Postgebühren an ein Verwaltungsorgan, im Gegenteil, das Gesetz erhält bis auf weiteres die bestehenden Tarife ausdrücklich in Kraft. Die Bestimmung des Einführungspatentes dürfte wohl nur in dem Sinne zu verstehen sein, daß die Gesetzgebung über das Postwesen in einen festen und einen beweglichen Teil zerlegt

* Die nächstfolgenden Normalien sind enthalten in der sogenannten Politischen Gesetzsammlung (Handbuch der Gesetze Kaiser Josefs II., beziehungsweise Leopolds und Franz I.).

werden soll, sowie ja auch die kurz vorher erlassene Zoll- und Staatsmonopolsordnung vom Jahre 1835 weder Zollsätze noch Lizenzgebühren und Monopolpreise bestimmte, sondern deren Feststellung mit Rücksicht auf die Notwendigkeit eines öfteren Wechsels besonderen gesetzgeberischen Akten vorbehielt.

Tatsächlich beginnt das Hofdekret vom 15. März 1842, mit welchem das nächste Portoregulativ bekanntgemacht wurde, mit den Worten: „Se. Majestät haben mit a. h. Entschließung vom 1. Februar 1842 zu befehlen geruht, daß in allen Ländern des österreichischen Kaiserstaates vom 1. August 1842 angefangen ein neues Portoregulativ der Postanstalten eingeführt werde, wodurch von eben diesem Tage angefangen die bisher bestandenen Tarife der Brief- und Fahrpost außer Wirksamkeit zu kommen haben." Eine minder wesentliche Änderung der Portovorschriften war schon früher aus Anlaß des neuen Tax- und Stempelgesetzes mit der kaiserlichen Entschließung vom 4. Juli 1840 durchgeführt worden.

Ferner wurde anläßlich der Einführung der Briefmarken ein neuer Briefposttarif „auf Grund kaiserlicher Entschließung vom 25. September 1849" (Handelsministerialerlaß vom 26. März 1850, R.-G.-Bl. Nr. 149) eingeführt. Mit Berufung auf eine „kaiserliche Entschließung" verfügte ein Handelsministerialerlaß vom 9. Juni 1850, R.-G.-Bl. N. 229, eine Änderung des Portos für Papiergeldsendungen und aus Anlaß der Einführung der österreichischen Währung erfolgte „auf Grund kaiserlicher Entschließung vom 5. September 1858" eine neue Feststellung der Postgebühren mit Verordnung des Handelsministeriums vom 2. Oktober 1858, R.-G.-B. Nr. 174.

So war der Stand der Dinge bis zum Übergang zu verfassungsmäßigen Einrichtungen. Und auch nachdem die Verfassung mit dem Patente vom 20. September 1865, R.-G.-Bl. Nr. 89, sistiert worden war, erfloß unter ausdrücklicher Berufung auf dieses Patent, also unter unzweifelhafter Anerkennung, daß es sich um eine Angelegenheit handelt, die im verfassungsmäßigen Wege zu regeln gewesen wäre, die kaiserliche Verordnung vom 21. November 1865, R.-G.-Bl. Nr. 124, mit welcher „nach Anhörung des Ministerrates" das Briefporto für den inneren Verkehr ohne Unterschied der Entfernung für den einfachen Brief gleichmäßig mit 5 Kreuzern und für schwerere Sendungen mit einem gleichmäßig steigenden Betrage festgesetzt, ferner die sogenannte Zutaxe für unfrankierte oder zu wenig frankierte Briefe mit dem gleichen Satze bestimmt und das ermäßigte Porto von 2 Kreuzern für Kreuzbandsendungen eingeführt wurde. Unter Einhaltung der gleichen Formen wurde mit kaiserlicher Verordnung vom 19. August 1866, R.-G.-Bl. Nr. 110, endlich auch noch das Porto für Drucksachen, Warenproben und Muster ermäßigt.

Der Fahrposttarif für Personen verlor seine Bedeutung dadurch, daß mit dem Gesetze vom 31. März 1865, R.-G.-Bl. Nr. 23, der bezügliche staatliche Vorbehalt in der Hauptsache aufgehoben wurde. Dieser Tarif kommt auch seither in den im Reichsgesetzblatt publizierten Vorschriften nicht mehr vor.

Nun ereignete sich aber das Merkwürdige, daß sich seit der Wiederaufnahme der parlamentarischen Regierungsform die Gesetzgebung überhaupt niemals mehr mit Fragen des Posttarifes befaßte. Seit 1867 nimmt das Handelsministerium für sich das Recht in Anspruch, Normen, die im Gesetzgebungswege erlassen worden waren, ohne vorausgegangene gesetzliche Ermächtigung im eigenen Wirkungskreise abzuändern.

Sehr einschneidende Änderungen im Ausmaß der Postgebühren und Gebührenbestimmungen für neu eingeführte Verständigungsmittel wurden durch bloße Ministerialverordnungen verfügt, ohne daß bisher meines Wissens dagegen eine Einwendung erhoben worden wäre. So erfolgte die Herabsetzung des Gewichtes der „einfachen Briefe" mit Verordnung des Handelsministeriums vom 15. Dezember 1867, R.-G.-Bl. Nr. 148; die Einführung der Korrespondenzkarte mit einem Porto von 2 Kreuzern, beziehungsweise 5 Kreuzern (22. September 1869, R.-G.-Bl. Nr. 148); die Ermäßigung der Gebühren für Geldanweisungen (2. April 1870, R.-G.-Bl. Nr. 58 und 59); eine Änderung des allgemeinen Briefporto-Tarifes (23. Juni 1873, R.-G.-Bl. Nr. 118); eine Ermäßigung der Fahrposttarife (16. Oktober 1878, R.-G.-Bl. Nr. 129); die Erhöhung des Gewichtssatzes für einfache Briefe auf 20 g (27. Dezember 1882, R.-G.-Bl. Nr. 183); eine neue Posttaxordnung anläßlich der Einführung der Kronenwährung, wobei nicht nur Umrechnungen, sondern auch wichtige Änderungen vorgenommen wurden, so die Ermäßigung des Portos für Drucksachen auf 3, beziehungsweise 5 Heller, dann die Erhöhung des Portos für Korrespondenzkarten auf 5 Heller und jene der Rekommandationsgebühr auf 25 Heller (25. November 1899, R.-G.-Bl. Nr. 231); dann Ergänzungen zu dieser Taxordnung (29. März 1905 und 31. März 1906, R.-G.-Bl. Nr. 68 und 79); endlich die letzte Neuauflage der Posttaxordnung nebst den sonstigen oben erwähnten Erhöhungen vom 22. Dezember 1906. Alle diese Verfügungen erfolgten im Verordnungswege.

Im Zusammenhange mit der hier behandelten Frage steht sicher auch die, wer das Recht ausübt, Befreiungen von der Entrichtung der Postgebühren zuzuerkennen, denn die Annahme ist naheliegend, daß dies dieselbe Gewalt sein müßte, welche die Höhe der Gegenleistungen zu bestimmen hat; sonst könnte ja die letztere Gewalt durch starke Ermäßigungen Begünstigungen gewähren, die den Befreiungen mindestens sehr nahekommen. Tatsächlich wurden diese Befreiungen zuerst durch kaiserliche Mandate und Patente (so vom 27. März 1699, vom 12. Juni 1722, vom 3. Oktober 1722 und vom 4. März 1849, die Einleitung zum Reichsgesetzblatt) gewährt. Anderseits verfügten auch einzelne Verordnungen der Zentralstelle solche Befreiungen, so ein Hofdekret vom 29. Jänner 1846, eine Handelsministerialverordnung vom 16. August 1850, R.-G.-Bl. Nr. 336, und eine solche vom 5. November 1866, R.-G.-Bl. Nr. 132.

Trotz dieser schwankenden Praxis dürfte die Frage der Zuständigkeit dadurch endgültig gelöst sein, daß die grundsätzliche Regelung der Portofreiheit durch das Gesetz vom 2. Oktober 1865, R.-G.-Bl. Nr. 108, erfolgt ist und daß seit 1867 eine Reihe weiterer Befreiungen durch Gesetze ausgesprochen wurde.* Auch wurde einer einschlägigen, auf Grund des § 14 erlassenen kaiserlichen Verordnung vom 30. August 1878, R.-G.-Bl. Nr. 117, laut Kundmachung des Gesamtministeriums vom 26. März 1879, R.-G.-Bl. Nr. 44, nachträglich die verfassungsmäßige Genehmigung erteilt.

Bemerkenswert ist es, daß auch der Weltpostvertrag vom 4. Juli 1891, R.-G.-Bl. Nr. 97, welcher die Taxen für Postsendungen unter den teilnehmenden Staaten feststellte, laut Kundmachung des Ministerpräsidenten und des Handelsministers die Zustimmung des Reichsrates fand, was nach § 11, Punkt a, des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung kaum erforderlich gewesen wäre, wenn die Bestimmung der Taxen in den Wirkungskreis des Ministeriums gehören würde.

* Sie sind aufgezählt bei Kosel, Österr. Postvorschriften, I. Heft, S. 24.

2. Telegraphengebühren.

Die gesetzlichen Bestimmungen über das Telegraphenwesen sind sehr mager. Das kaiserliche Kabinettschreiben vom 16. Jänner 1847 (Hofkanzleidekret vom 25. Jänner 1847, Pol.-Ges.-Slg. Nr. 9) verordnet, „daß von nun an ohne vorher von Seiner Majestät selbst erwirkter Erlaubnis keinem Privaten, weder einem einzelnen noch einer Gesellschaft, gestattet sein soll, Telegraphen zu errichten". Dann wurde mit kaiserlicher Entschließung vom 9. Oktober 1849 (Handelsministerialerlaß vom 14. Oktober 1849, R.-G.-Bl. Nr. 418) versuchsweise die Benützung der Telegraphenanstalt zur Beförderung von privaten Korrespondenzen genehmigt. Ob die vorläufigen Bedingungen und Beförderungspreise, welche in dem dem Erlasse des Handelsministeriums beigefügten Reglement nebst Tarif enthalten sind, vom Kaiser genehmigt sind, ist nicht zu ersehen.

Weiter erfolgten Änderungen am Tarif durch Verordnungen des Handelsministeriums (z. B. vom 6. Februar 1850, R.-G.-Bl. Nr. 68, und vom 18. September 1850, R.-G.-Bl. Nr. 362). Dagegen berufen sich spätere Ministerialverordnungen auf kaiserliche Entschließungen, mit welchen Änderungen des inländischen oder die Anwendung der durch internationale Verträge vereinbarten Tarife auf den inländischen Verkehr genehmigt wurden (so auf die kaiserliche Entschließung vom 5. September 1858, R.-G.-Bl. Nr. 181, vom 12. August 1863, R.-G.-Bl. Nr. 81, vom 14. Dezember 1865, R.-G.-Bl. Nr. 136). Aber auch nach dem Inslebentreten der Verfassung werden solche Änderungen durch Ministerialverordnungen „auf Grund kaiserlicher Entschließungen" verfügt (so im R.-G.-Bl. Nr. 27 und 87 aus dem Jahre 1870, Nr. 127 aus 1873 und Nr. 40 aus 1879). Da die ersten Gebührenbestimmungen anscheinend nicht durch gesetzgeberische Akte des Kaisers, gewiß nicht in der feierlichen Form von Patenten oder Gesetzen erfolgt sind, wird man wohl auch die vor 1868 erflossenen kaiserlichen Entschließungen wahrscheinlich nicht als Akte der Gesetzgebung anzusehen haben, sondern, so wie die späteren, als Anordnungen, welche der Kaiser in der Eigenschaft als Träger der vollziehenden Gewalt getroffen hat. Es gibt da kein „Gesetz", um dessen Abänderung oder Aufhebung es sich gehandelt hätte, es müßte denn aus den Quellen nachgewiesen werden können, daß der erste Tarif vom Kaiser festgestellt worden sei und dies nur in der Kundmachung durch das Handelsministerium nicht zum klaren Ausdruck kam. Aber auch dann ist die Sache noch zweifelhaft, denn schon der Herausgeber des III. Bandes des Codex austriacus (1748) sagt im Vorworte: „In Österreich gewinnen die landesfürstlichen Gesetze, Reskripte und Privilegien alsdann erst ihre Verbindlichkeit, wann dieselben gebräuchlich publiziert und denen nachgesetzten Gerichten insinuiret worden."

Die sonstigen Verfügungen über den inländischen Telegraphentarif erflossen durchweg vom Handelsministerium im Einvernehmen mit dem kgl. ungarischen Handelsministerium. Zum größten Teile sind die Telegraphengebühren übrigens durch internationale Verträge gebunden. Der Reichsrat hat sich mit den Telegraphengebühren überhaupt nur insoweit beschäftigt, als ihm einige der internationalen Verträge zur Genehmigung vorgelegt wurden. Auffallend ist es, daß die meisten dieser Verträge aber ohne Berufung auf die erteilte verfassungsmäßige Genehmigung im Reichsgesetzblatte kundgemacht wurden.

3. Telephongebühren.

Hinsichtlich der Telephonanstalten ist es überhaupt keineswegs sichergestellt, ob sie zu den dem Staate vorbehaltenen Anstalten gehören. Anfänglich wurde die Errichtung von Telephonanstalten durch Privatunternehmungen gestattet. Erst eine Verordnung des Handelsministeriums vom 12. Dezember 1883, Z. 43.888, die gar nicht im Reichsgesetzblatt kundgemacht ist, erklärte einfach: „Telephonleitungen sind nichts anderes als telegraphische Verbindungen, ausgerüstet mit einer speziellen Gattung akustischer Apparate, sie fallen daher notwendig unter die Bestimmungen des Allerhöchsten Handschreibens vom 16. Jänner 1847." So nahm die Regierung im Wege der Interpretation den staatlichen Vorbehalt für dieses neue Verkehrsmittel in Anspruch.

Ein einziges Gesetz, nämlich jenes vom 29. Dezember 1892, R.-G.-Bl. Nr. 234, bezieht sich auf das Telephonwesen. Dasselbe bewilligt nämlich die Aufnahme eines Anlehens behufs Übernahme der Telephonnetze in einer Reihe von Städten in das Staatseigentum und verfügt, daß die Staatsverwaltung diese Netze in eigener Regie zu betreiben habe, sowie daß die Übertragung des Betriebes an Private oder Gesellschaften nur im Wege eines Gesetzes erfolgen könne. Früher regelte eine Verordnung des Handelsministeriums vom 7. Oktober 1887, R.-G.-Bl. Nr. 116, „die Herstellung und Benützung von Telephonanlagen im Anschlusse an den Staatstelegraphen." Sie verfügt, daß solche Leitungen, die den Anschluß an ein Telegraphenamt herstellen sollen, ausschließlich von der Post- und Telegraphenverwaltung bewirkt werden und so hergestellte Telephonanlagen eine Fortsetzung des Staatstelegraphen bilden, somit Eigentum des Staates sind. Diese Anlagen werden den Teilnehmern (Abonnenten) zum Behufe der Korrespondenz gegen Entrichtung bestimmter Gebühren zur Benützung überlassen. Zugleich werden die Gebühren für die Herstellung und Benützung der Anlagen festgesetzt. Abänderungen der sogenannten Stations- und der Sprechgebühren wurden durchweg im Verordnungswege verfügt, so durch jene vom 20. März 1893, R.-G.-Bl. Nr. 38, und neuestens durch die vom 22. Dezember 1906, R.-G.-Bl. Nr. 254.

Da ein Telephon ohne Anschluß an ein ganzes Netz in der Regel wertlos ist, die Netze aber jetzt durchweg in den Händen des Staates sind, so ist tatsächlich das Telephon der Hauptsache nach monopolisiert. Ob aber die rechtliche Seite der Sache einwandfrei ist, kann bezweifelt werden. Jedenfalls ist eine Gebührenbestimmung durch ein Gesetz nie erfolgt, man müßte denn das Telephon (mit der Verordnung vom Jahre 1883) als eine Unterart des Telegraphen ansehen.

4. Die Preise der Monopolsgegenstände.

Das Grundgesetz für das Salz-, das Schießpulver- und das Tabakmonopol (die „Staatsmonopole" im engeren Sinne) bildet jetzt bekanntlich das XI. Hauptstück der Zoll- und Staatsmonopolordnung vom 11. Juni 1835.* Dieses Gesetz selbst enthält gar keine Bestimmung über die Art der Feststellung der Preise, zu welchen die Monopolgegenstände an die staatlichen Verschleißer und an die Konsumenten abgegeben werden. Dagegen verfügt das Einführungspatent zu der Z.-M.-O. „Es bleiben auch künftig in Kraft: . . . . 2. die Preistarife der Monopolgegenstände." Das heißt, die damals bestandenen Preise werden durch dieses Gesetz

* Im folgenden wird dafür das Zeichen: Z.-M.-O. angewendet.

ausdrücklich anerkannt. Man darf wohl auch den oben angeführten Passus des Oktoberdiploms wenigstens als einen Anhaltspunkt ansehen. Der Umstand, daß die Anführung der Salzpreise im § 11 des Staatsgrundgesetzes von 1867 unterblieben ist, konnte deren Feststellung doch nicht die Zuständigkeit des Gesetzgebers entziehen, denn es heißt jetzt daselbst ganz allgemein: „Die Gesetzgebung über Monopole und Regalien" usw.

Wenn wir wieder auf die älteren einschlägigen Normen zurückgreifen, finden wir keine Übereinstimmung hinsichtlich der verschiedenen Monopolgegenstände, wir werden daher auch sie einzeln nach dieser Richtung prüfen müssen.

Salzpreise.

Die Feststellung der Salzpreise erfolgte ursprünglich ganz selbständig für einzelne Länder, Ländergruppen und Salinen, und zwar durch kaiserliche Patente. Der Codex austriacus enthält eine Reihe solcher Patente aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert.* Nach Erlassung der Z.-M.-O. wurden die Salzpreise durch „Allerhöchste Entschließungen", die durch Erlässe des Finanzministeriums kundgemacht und im Reichsgesetzblatt veröffentlicht wurden, bestimmt. Solche kaiserliche Entschließungen erflossen in den Jahren 1851, 1852, 1856, 1857, 1861, 1862. Besonders deutlich ist die Bestimmung der Preise durch den Monarchen ausgesprochen in dem Finanzministerialerlaß vom 13. September 1858, R.-G.-Bl. Nr. 186, wo es heißt: „Se. k. u. k. apostolische Majestät haben in Durchführung der mit Allerhöchsten Patenten vom 19. September 1857 und vom 27. April 1858 angeordneten Einführung des 45 Guldenfußes mit Allerhöchster Entschließung vom 5. September 1858 nachstehenden Salzverschleißtarif in der neuen österreichischen Währung allergnädigst zu genehmigen geruht." Dagegen entbehren zwei im Reichsgesetzblatt kundgemachte Erlässe des Finanzministeriums vom 10. Oktober 1862, R.-G.-Bl. Nr. 70, und vom 25. Juni 1868, R.-G.-Bl. Nr. 75, welche einzelne Änderungen der Salzpreise verfügen, des Hinweises auf kaiserliche Entschließungen.

Wenn sonach noch ein Zweifel darüber bestehen könnte, ob die Feststellung der Salzpreise der Gesetzgebung vorbehalten ist, wird derselbe vollständig behoben durch das Gesetz vom 7. Juni 1868, R.-G.-Bl. Nr. 70, mit welchem das österreichische Finanzministerium zum Abschlusse eines Übereinkommens mit dem ungarischen Finanzministerium hinsichtlich der Verwaltung des Salzmonopols ermächtigt wurde und welches selbst die Preise des zum menschlichen Genusse bestimmten Salzes normiert, indem es anordnet, daß die bisherigen Preise um 2 fl. 48 kr. per Wiener Zentner herabgesetzt werden sollen und den auf dieser Grundlage aufgestellten Tarif ausdrücklich sanktioniert. Dieses Gesetz räumt aber auch dem Finanzministerium einen beschränkten Wirkungskreis hinsichtlich Änderung dieser Preise ein, indem es daselbe ermächtigt, im Falle der Notwendigkeit einer Änderung binnen kurzer Frist**, Erhöhungen oder Ermäßigungen der Salzpreise, die

* Vom 1. Dez. 1691, Bd. II, S. 272; vom 22. April, beziehungsweise 23. Nov. 1693, Band III, S. 865; vom 2. April 1717, vom 18. Jänner 1723, Band IV, S. 120 und vom 29. Nov. 1763, Band VI, S. 525.

** Wenn es sich nämlich um die Durchführung des in diesem Gesetze aufgestellten Grundsatzes handelt, daß jedem der beiden Reichsteile die „Abgabe" von dem in demselben zum Verbrauche gelangenden Salze durch entsprechende Regelung der Verkaufspreise möglichst sichergestellt werden soll.

jedoch in keinem Falle 30 Kreuzer per Wiener Zentner (jetzt 1 Krone 20 Heller per Meterzentner) übersteigen dürfen, im eigenen Wirkungskreise anzuordnen. Zugleich wurde die Erzeugung und der Verschleiß des zu ermäßigtem Preise abgegebenen Viehsalzes eingestellt. Die Frage des Viehsalzes ist aber eigentlich auch nur eine Preisfrage und die Wiedereinführung dieser Salzgattung gegen einen sehr ermäßigten Preis durch die Gesetze vom 30. März 1893, R.-G.-Bl. Nr. 65, vom 3. Dezember 1896, R.-G.-Bl. Nr. 237 und vom 30. Jänner 1903, R.-G.-Bl. Nr. 23, beweist, daß bis in die Gegenwart die Bestimmung der Salzpreise als eine Angelegenheit der Gesetzgebung angesehen wird. Die seither durch Erlässe des Finanzministeriums verfügten teilweisen Preisänderungen bewegen sich auch durchweg im Rahmen der oben erwähnten ausdrücklichen Ermächtigung.*

Dagegen ist es mit diesem Grundsatze schwer in Einklang zu bringen, daß eine kaiserliche Entschließung (jetzt nicht mehr Gesetz!) vom 11. März 1897 die Anordnung trifft, daß die Verschleißpreise für das sogenannte Fabriksalz von drei zu drei Jahren festzusetzen sind. Seitdem erfolgte auf Grundlage dieser Norm die Bestimmung der fraglichen Preise regelmäßig durch einfache Verordnung des Finanzministeriums, u. zw. zum erstenmal unterm 10. Dezember 1897, R.-G.-Bl. Nr. 292.

Schießpulverpreise.

Mit dem Patente vom 31. März 1853, R.-G.-Bl. Nr. 90, Art. XV, wurde an Stelle des aufgelassenen Salnitermonopols dem Staate das „Alleinrecht auf die Erzeugung und den Verschleiß des Schießpulvers vorbehalten" und angeordnet, daß „die Verwaltung von den dazu bestellten Militärbehörden besorgt" werde. In Ausführung dieses Gesetzes bestimmte die Ministerialverordnung vom gleichen Datum, R.-G.-Bl. Nr. 91, daß die Verwaltung dieses „Alleinrechtes" unter der Leitung des Kriegsministeriums durch die k. k. Generalartilleriedirektion ausgeübt werde. Diese Verwaltung wird seither offenbar als eine Heeresangelegenheit betrachtet und damit wurde sie gelegentlich des Ausgleiches mit Ungarn als eine „gemeinsame Angelegenheit" beider Reichsteile der Zuständigkeit des Reichsrates und des Reichstages entzogen. Da eine gemeinsame Gesetzgebung tatsächlich nicht besteht, so entfällt überhaupt die Möglichkeit einer Bestimmung der Schießpulverpreise durch Gesetze. Das Erträgnis dieses Monopols fließt bekanntlich auch den gemeinsamen Finanzen zu.

Tabakpreise.

Die ältesten „Tabakpatente" regeln den „Tabakappalto" und schaffen die Vorbehalte, durch welche direkt die damit belehnten Privatunternehmer, später Pächter, indirekt der Staatsschatz, monopolistisch geschützt werden, sie erwähnen aber die Preise der Tabakerzeugnisse gar nicht. Auch als mit dem Patent vom 11 März 1723** die Staatsregie zum erstenmal eingeführt wurde, war von diesen Preisen nicht die Rede. Erst ein Patent vom 19. September 1729 spricht davon, daß der „Tariffa oder Tabakpreissatz, von der Tabakoberadministration authentisiert" worden ist. Die geringe Einträglichkeit der Eigenregie veranlaßte wieder den Übergang zum Appalto, der Verpachtung, und aus

* Ob auch in allen Fällen die Dringlichkeit der Verfügung bestand, ist aus den Verordnungen nicht zu ersehen.

** Die oben erwähnten Normalien sind abgedruckt im Codex austriacus, Band IV, S. 126 und 599, Band VI, S. 665 und 1302.

dieser Zeit stammt eine Regierungsverordnung d. d. Wien 12. Jänner 1765, welche erwähnt, daß die Verschleißtarifpreise, zu welchen die Gefällspächter den Tabak in Niederösterreich zu verkaufen beabsichtigen, über kaiserlichen Befehl kundgemacht werden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Kaiserin auf die Feststellung der Tarife Einfluß genommen habe. Die mit dem Patent vom 18. Dezember 1758 für Oberösterreich eingeführte merkwürdige „Personaltabaksteuer" gehört auf ein anderes Gebiet. Sie war „nach Art einer Kopfsteuer" umgelegt und hatte den Zweck, den Ständen, welchen das Tabakgefälle gegen ein Relutum überlassen war, für die Freigebung des Tabakbaues und Tabakhandels eine Entschädigung zu bieten.

Mit Ende des Jahres 1783 wurde endgültig die Verpachtung des Gefälles aufgegeben und dieses in jenen Ländern, wo das Monopol eingeführt war,* in ärarische Regie übernommen. Ein Patent vom 8. Mai 1784** brachte unter der Bezeichnung „Tabakgefällsverfassung" eine erneuerte Zusammenstellung der auf das Tabakmonopol bezüglichen Normen (die später auch in die Z.-M.-O. aufgenommen wurden) nebst Strafbestimmungen, und diesem Patente ist in der Gesetzsammlung der Tabakverschleißtarif nebst dem Paßtaxtarif (enthaltend die Abgaben vom eingeführten Tabak) angehängt. Ob dieser Tarif einen integrierenden Bestandteil des Patentes bilde, ist aus dieser Veröffentlichung noch nicht zu entnehmen. Spätere Normen lassen aber erkennen, daß er durch kaiserliche Genehmigung in Kraft gesetzt wurde.

So wurde mit kaiserlicher Entschließung vom 1. August 1822 ein neuer Verschleißtarif genehmigt (Hofkammerpräsidialdekret vom 26. Juni 1822); desgleichen wurde mit kaiserl. Entschließung vom 29. Jänner 1835, also kurz vor Erlassung der Z.-M.-O., eine „neue Auflage des Tabakverschleißtarifs" genehmigt (Hofkammerpräsidialdekret vom 23. Februr 1835) und auch lange nach dem Inkrafttreten der Z.-M.-O. erfolgte die Verlautbarung neuer Tarife über „Gestattung" oder „Genehmigung Sr. k. k. Apostolischen Majestät", so mit kaiserlicher Entschließung vom 15. Februar 1856 (Finanzministerialerlaß vom 15. Februar 1856, R.-G.-Bl. Nr. 107) für die Lombardei und Venezien, dann mit kaiserlicher Entschließung vom 17. Februar und 30. August 1856 (Finanzministerialerlaß vom 5. Oktober 1856, R.-G.-Bl. Nr. 188) für die Länder der ungarischen Krone, um die seit der Einführung des Monopols daselbst bestandenen niedrigen Preise mit jenen in den übrigen Kronländern gleichzustellen.

Von da an ist aber eine Festsetzung der Preise für Tabakerzeugnisse durch kaiserliche Willensakte nicht ersichtlich. Die Preistarife für die neu eingeführten echten Havannazigarren und dann der sogenannten Imitationszigarren wurden in den Jahren 1858 und 1864 durch Erlässe des Finanzministeriums bestimmt. Von da an verschwinden die Tarife überhaupt gänzlich aus dem Reichsgesetzblatt; dieses enthält nur mehr einige Ministerialerlässe, mit welchen Preisänderungen bei einzelnen Sorten bekanntgegeben werden und seit 1873 ist auch dies nicht mehr der Fall.

Sehr auffallend ist es, daß seit 1836 die an Stelle der „Paßtaxen" getretenen Lizenzgebühren (also echte Abgaben) durch einige Zeit mit Hofkammerdekreten (vom 5. März 1836 und vom 28. Jänner 1842) festgesetzt wurden.

* * *

* Ausgenommen waren Ungarn, die Lombardei, die Niederlande, Tirol und Vorderösterreich.

** Die nächst zitierten Vorschriften enthält die „Politische Gesetzsammlung".

Überblicken wir nun die Ergebnisse dieses geschichtlichen Rückblickes, so finden wir folgendes:

Die Preisbestimmung für Salz wird anscheinend bis in die Gegenwart als ein Gegenstand der Gesetzgebung behandelt, abgesehen von dem dem Finanzministerium gesetzlich eingeräumten beschränkten Wirkungskreise.

Die Postgebühren wurden, solange die absolute Regierungsform bestand, und dann noch während der Sistierungsperiode, durch kaiserliche Willensakte, und zwar in der feierlichsten Form, also jedenfalls durch Gesetze, festgesetzt. Seit dem Inslebentreten der Verfassung von 1867 nimmt aber das Handelsministerium für sich das Recht in Anspruch, diese Gebühren im Verordnungswege zu regeln und macht davon ausgiebigen Gebrauch.

Ähnlich verhält es sich mit den Preisen für Tabakerzeugnisse, die bis 1856 durch kaiserliche Entschließungen, weiterhin aber bloß im Verordnungswege durch das Finanzministerium bestimmt wurden.

In beiden Fällen ist eine Ermächtigung der vollziehenden durch die gesetzgebende Gewalt nicht zu finden.

Hinsichtlich der Telegraphengebühren ist die Sache einigermaßen zweifelhaft. Jedenfalls besteht keine gesetzliche Ermächtigung des Handelsministeriums zur Gebührenbestimmung, doch erfolgte dieselbe tatsächlich zum Teil auf Grund kaiserlicher Entschließungen, zum Teil ohne solche, und noch 1870 gründen sich einschlägige Ministerialerlässe auf kaiserliche Entschließungen. In diesen Fällen liegen zweifellos nur Verordnungen vor, aber solche, die vom Kaiser als dem obersten Träger der vollziehenden Gewalt erlassen wurden. Dasselbe Schwanken zeigt sich auch rücksichtlich der formellen Behandlung der internationalen Telegraphenverträge.

Auf die Gebühren aus Anlaß der Benützung der Telephonanstalten, wenn man dieselben nicht als einen Zweig der Telegraphengebühren ansehen will, hat die Gesetzgebung niemals Einfluß genommen. Dann liegt hier aber auch kein rechtliches, sondern nur ein tatsächliches Staatsmonopol vor.

Ein System wird man somit in dem tatsächlichen formalen Vorgange bei der Bestimmung der Preise für Leistungen und Erzeugnisse der vorbehaltenen staatlichen Unternehmungen vergeblich suchen; klar erkennbar ist aber das Bestreben der Regierungen, diese Angelegenheit für die Verwaltung in Anspruch zu nehmen.

Hinsichtlich der Postgebühren und der Tabakpreise kann man wohl mit Bestimmtheit sagen, daß gesetzlich erflossene Normen durch Verordnungen der Ministerien abgeändert wurden. Kann dies etwa aus dem § 4 des Gesetzes vom 10. Juni 1869, R.-G.-Bl. Nr. 113, über die Kundmachungen durch das Reichsgesetzblatt, meines Wissen dem einzigen Gesetz, das überhaupt in Betracht gezogen werden könnte, begründet werden? Ich glaube nicht. Der bezeichnete Paragraph sagt:

„Von der Kundmachung durch das Reichsgesetzblatt sind ausgeschlossen:

b) die Ministerialverfügungen, welche sich nur auf den Wirtschaftsbetrieb vom Staatseigentum oder von in staatlicher Regie stehenden Anstalten und Unternehmungen beziehen.

Hierher gehören z. B. Preistarife ärarischer Fabrikate, Veränderungen in dem Ausmaße der Post- und Telegraphenstationen so wie der Postrittgelder u. dgl."

Zunächst muß beachtet werden, daß dieses Gesetz nur die Veröffentlichungen im Reichsgesetzblatt regeln und nicht eine Kompetenzabgrenzung zwischen Gesetzgebung und Verordnung ziehen wollte. Das letztere ist denn doch zu wichtig, als daß man es so nebenher tun, sozusagen in ein der Frage ganz fernestehendes Gesetz einschmuggeln dürfte. Der obige Passus hat aber auch dem Wortlaute nach nur solche Verfügungen zum Gegenstande, die die Ministerien vermöge ihres Wirkungskreises erlassen können, beziehungsweise nach dem damaligen Stande der Rechtsordnung erlassen konnten. Deshalb glaube ich, daß entweder mit den Ausdrücken „Wirtschaftsbetrieb" sowie „Anstalten und Unternehmungen" nur die rein privatwirtschaftlichen Erwerbsunternehmungen des Staates (Domänen, Forste, bisher noch Staatseisenbahnen, die Hof- und Staatsdruckerei, die bestandene ärarische Porzellanfabrik u. dgl.) und darüber hinaus die auf die Angelegenheiten der inneren Verwaltung staatlicher Anstalten bezüglichen Verfügungen gemeint sind — oder daß damals schon in Vergessenheit geraten war, welche auf die Monopole bezüglichen Verfügungen im Wege der Gesetzgebung geordnet worden waren. Für das erstere sprechen die gewählten Beispiele, hinsichtlich der Tabakpreise kann man aber auch das letztere annehmen. Übrigens widerlegt schon die Tatsache, daß später noch der Preis des Viehsalzes durch Gesetze bestimmt wurde, die Annahme, als ob durch das fragliche Gesetz den Ministerien die Preisbestimmung bei Monopolen übertragen worden sei. Was endlich die Exemplifikation betrifft, wäre es doch viel naheliegender und wichtiger gewesen, die Post*tarife* statt der *Poststationen* und das Rittgeld anzuführen.

Dafür, daß die ältere Gesetzgebung die Bestimmung der Preise für Monopolsgegenstände als einen Gegenstand der Gesetzgebung ansah, spricht auch § 442 der Z.-M.-O., nach welchem „die von den Gegenständen der Staatsmonopole zu entrichtende *Verbrauchsabgabe* rücksichtlich der Gegenstände, welche aus den Verkaufsniederlagen des Staatsgefälles oder seiner Bestellten bezogen werden, *in dem Verkaufspreise derselben begriffen ist* und von diesen Gegenständen *durch den letzteren* entrichtet wird" (siehe auch § 449, Punkt b, Z.-M.-O.). Nach der (allerdings nicht ganz zu billigenden) Auffassung des Gesetzgebers wird somit zugleich mit dem Preise eine *Abgabe* bestimmt und letzteres kann nie und nimmer Sache einer Verordnung sein.

Daß etwa der Gesetzgeber durch Nichtausübung des ihm vorbehaltenen Rechtes stillschweigend seine Kompetenz an die Vollzugsgewalt übertragen haben konnte, ist ebenso ausgeschlossen, als seitens der Regierung eine Ersitzung des Rechtes, bestimmte Angelegenheiten zu ordnen.

Aus alledem scheint mir nur der Schluß zulässig zu sein, daß das Vorgehen der Regierung seit 1868 nur hinsichtlich der Salzpreise sicher einwandfrei ist. Dagegen haben das Handels- und das Finanzministerium, wenn nicht neue Beweismittel beigebracht werden können, mindestens die Festsetzung der Postgebühren (vielleicht mit Ausnahme des Rittgeldes) und jene der Tabakpreise, vielleicht auch jene der Telegraphen- und Telephongebühren unberechtigterweise in ihren Wirkungskreis gezogen und eigenmächtig Gesetze abgeändert. *Zweifellos ist es dringend geboten, daß sich der Reichsrat mit dieser Frage befasse, sie einer eingehenden Würdigung unterziehe und seine verfassungsmäßigen Rechte auch nach dieser Richtung in Anspruch nehme.*

* * *

Was der Reichsrat zu beschließen haben wird, wenn er die hier ausgesprochene Annahme ganz oder teilweise für begründet erachtet, das ist eine Frage de lege ferenda. In formalrechtlicher Beziehung kann er im Verein mit der Krone den jetzt in praktischer Anwendung stehenden Verordnungen durch einen gesetzgeberischen Akt verfassungsmäßige Kraft verleihen, er kann diese Verordnungen beheben und neue Bestimmungen an ihre Stelle setzen (denn eine einfache Wiederherstellung des Zustandes vor 40—50 Jahren ist unmöglich), er kann aber auch — nach gänzlicher oder teilweiser Behebung oder Bestätigung der Verordnungen — den Ministern den vollen oder einen beschränkten Wirkungskreis zur Bestimmung der Preise für Leistungen und Erzeugnisse der staatlich vorbehaltenen Anstalten einräumen.

Welcher dieser Wege eingeschlagen werden soll, das bedarf eingehendster materieller Erwägungen. Mir scheint wenigstens hinsichtlich einiger der einschlägigen Angelegenheiten der letzte Weg der zweckmäßigste zu sein, doch wird keineswegs ein Grundsatz gleichmäßig anwendbar sein, denn die sachlichen Voraussetzungen sind sehr verschieden.

So würde es kaum angehen, daß ein Preistarif für so zahlreiche und verschiedenartige Waren, wie es die Erzeugnisse der Tabakregie nebst den importierten Tabakfabrikaten sind, durch Gesetze aufgestellt, ergänzt und abgeändert werde. Die wechselnden Eigenkosten, die nach Umfang und Intensität wechselnde Nachfrage nach den verschiedenen Sorten, die Notwendigkeit, vorhandene Vorräte rasch abzusetzen, widrigens sie dem Verderben verfallen würden, die Möglichkeit, durch Einführung neuer oder durch Auflassung unbeliebter Sorten das Erträgnis zu steigern und ähnliche weitere Umstände erheischen es, daß die Preise in kaufmännischer Art rasch den jeweiligen Verhältnissen angepaßt werden. Mittelst des schwerfälligen Apparates der Gesetzgebung ist dies unmöglich. Auch verschlägt es nichts, wenn ein übereifriger Finanzminister die Preisforderungen einmal zu hoch spannt. Da es sich um Gegenstände des Luxusaufwandes handelt, würde sich sofort ein Rückgang der Einnahmen ergeben, und wenn wirklich der Rückgang des Konsums ein bleibender wäre, so würde dies für das Volk sicher nicht nachteilig sein. Die Aufstellung der Tabakverschleißtarife könnte somit ohne Gefahr dem Finanzminister ganz überlassen werden. Er wird schon dafür sorgen, daß das Tabak- als ein Finanzmonopol die größten Erträgnisse für den Staatsschatz abwerfe.

Genau das gleiche gilt auch von dem eventuell einzuführenden Branntweinmonopol; auch da würde eine durch hohe Preise bewirkte Abnahme des Konsums nicht nachteilig sein.

Hinsichtlich des Schießpulvers ist unter den gegenwärtig bestehenden politischen Verhältnissen eine Einflußnahme des österreichischen Reichsrates ausgeschlossen. Für den Fall einer Änderung könnte dieses Monopol dem Salzmonopol gleichgehalten werden.

Was nun das Salzmonopol betrifft, so ist dasselbe allerdings auch ein Finanzmonopol, es unterscheidet sich von den beiden erstgenannten aber wesentlich dadurch, daß sein Gegenstand kein Luxusobjekt, sondern zum Teil ein unentbehrliches Genußmittel, zum Teil ein sehr wichtiger Hilfsstoff für die Landwirtschaft und für zahlreiche Industrien ist. Solange man die glückliche Fügung, daß dieser für den Menschen so ungemein wichtige Stoff von Natur aus in unerschöpflicher Menge vorhanden ist, durch

künstliche Verteuerung paralysiert, muß wenigstens dafür gesorgt werden, daß dieses Steuerobjekt in mäßiger Weise ausgebeutet werde. Es muß also zum mindesten der gegenwärtige Zustand beibehalten werden.

Aus einem ganz anderen Gesichtspunkt muß man die Monopolisierung (oder Regalisierung) von Verkehrsanstalten betrachten. Dem Wesen ihres Gegenstandes nach dürfen solche Monopole nicht Finanzmaßregeln, sondern sie müssen gemeinwirtschaftliche Einrichtungen sein. In scharfem Gegensatz zu den „Finanzmonopolen" stehen diese „Verwaltungsmonopole" (den Ausdruck „Regalien" sollte man als ganz unzutreffend endlich ausmerzen), deren oberster Zweck darin besteht, für das Gemeinwohl unentbehrliche oder besonders nützliche Einrichtungen, die einerseits leicht die Gelegenheit zur monopolistischen Ausbeutung durch gewinnsüchtige Privatunternehmer geben, und anderseits vielen unzugänglich bleiben würden, dadurch allen gegen ein billiges Entgelt benutzbar zu machen, daß sie im ausgedehntesten Maße von der im Staate oder der Gemeinde organisierten Gesellschaft selbst betrieben werden. Also Kultur- und Erwerbszwecken sollen sie dienen und ihr Zweck wird desto vollkommener erfüllt, je geringere Hemmnisse ihrer Benutzung durch alle bereitet werden. In den meisten Fällen ist die Unentgeltlichkeit ihrer Darbietungen (die beim Straßenwesen schon besteht) derzeit unmöglich, Kostendeckung durch jene, die daraus unmittelbaren Nutzen ziehen, muß meistens angestrebt werden. Aber weit über diese Kostenbedeckung hinaus zu fordern, das Entgelt für die Benutzung zu einer Steuer zu machen, ist ein großer Fehler, welcher die Gesamtheit und damit den Staat selbst schädigt.

Gewiß werden solche Anstalten zum Teil auch für Luxuszwecke benutzt, dann ist, soweit diese Verwendung erkennbar und erfaßbar ist, ein höheres, den steuerlichen Charakter besitzendes Entgelt am Platz; dasselbe soll aber nicht dazu verwendet werden, um aus der ganzen Anstalt Erträgnisse zu erzielen, sondern dazu, um die Anstalt zu vervollkommnen, zu erweitern, immer zugänglicher und damit nützlicher zu gestalten.

Kann nun die Wahrung des gemeinwirtschaftlichen Charakters der Verkehrsanstalten dem Ermessen der Regierungen überlassen werden? Gerade unsere letzte Posttaxordnung und die Erhöhung der Telegraphengebühren warnt uns davor. Zwar kann der Außenstehende nicht ermessen, wie sich das Verhältnis zwischen Einnahmen und Kosten bei den einzelnen Zweigen des großen staatlichen Netzes der Verständigungsmittel stellt, das aber sieht jeder Laie sofort, daß die Lokalpost, die als ein Ding für sich betrachtet werden muß, weitaus die geringsten Spesen verursacht. Handelt es sich doch dabei in der Hauptsache nur um das Sammeln und Verteilen der schriftlichen Nachrichten, ein Geschäft, das die privaten Lokalpostunternehmungen im Deutschen Reich bei einem Porto von Einem Pfennig mit Nutzen betreiben, wiewohl die Zustellung nicht nebenbei besorgt werden konnte. Wenn irgendwo, so sind bei der Lokalpost sehr niedrige Preise gerechtfertigt, man darf wohl behaupten, niedrigere als die bisher bestandenen. Ihre Erhöhung auf nahezu den doppelten Betrag (die deutsche Reichspost ist durch Erhöhung des Porto für Lokalpostkarten vorangegangen) kann daher ruhig als eine steuerliche Maßregel, d. h. als ein Mißbrauch der Postanstalt bezeichnet werden. Und was das Telephon betrifft, so wurde schon lange darüber geklagt, daß sich dieses so rasch zu großer Bedeutung gelangte Verständigungsmittel wegen der hohen Preise bei uns nicht recht einbürgern könne. Anstatt nun dieser Anstalt durch Verbilligung die wünschens-

werte Ausdehnung zu verschaffen und abzuwarten, wie sich der finanzielle Erfolg dann gestalten werde, unterbindet man seine Entwicklung durch eine gewaltige Preissteigerung, die man allerdings neuestens auf einem Umwege wieder zurückzunehmen beginnt. Auch die Preise für Postganzsachen, Blankette* u. dgl. haben einen steuerlichen Charakter, denn sie stehen außer allem Verhältnis zu den wirklichen Kosten. Würde das Handelsministerium ganz freie Hand gehabt haben, dann würde zweifellos die fiskalische Ausnutzung der monopolistischen Post- und Telegraphenanstalt eine erschreckende Höhe erreicht haben.

Einer solchen Ausbeutung einer hervorragenden Kultur- und Wohlfahrtseinrichtung kann aber der Gesetzgeber, der sie geschaffen hat, unmöglich stillschweigend zusehen, er muß die Verwirklichung der Zwecke dieser Anstalt dadurch sichern, daß er die Art ihrer Verwaltung auch im einzelnen leitet, und dazu gehört offenbar in erster Linie die Bestimmung der für ihre Benützung einzuhebenden Preise. Hinsichtlich der Post- und der Telegraphentarife scheint es mir durchaus angezeigt, daß ihre Festsetzung wieder der Gesetzgebung vorbehalten werde. Von den Gebühren für die Benutzung der Telephonanlagen könnte ich dasselbe nicht behaupten. Die Einrichtung ist noch neu, die Ermittlung jener Preise, die einerseits die umfassendste Verwendung dieses Verkehrsmittels ermöglichen und anderseits doch die Deckung der Kosten sichern, kann nur durch längeres Experimentieren erfolgen. Dazu eignet sich der Weg der Gesetzgebung gewiß nicht. Damit aber doch dem Gesetzgeber der notwendige Einfluß gesichert bleibe, könnte das mit der Verwaltung des Telephonwesens betraute Ministerium verpflichtet werden, die von ihm zu bestimmenden Tarife dem Reichsrate zur Prüfung vorzulegen. Sie würden dann als genehmigt anzusehen sein, wenn der Reichsrat innerhalb einer bestimmten Frist keine Änderung beschließt. Auch würde dem Reichsrate das Recht der Initiative in bezug auf die Abänderung der bestehenden Tarife einzuräumen sein. Übrigens bedarf das Telephonwesen überhaupt dringend einer grundsätzlichen Regelung im Wege der Gesetzgebung.

Das Eisenbahnwesen ist allerdings in Österreich nicht rechtlich monopolisiert, wohl aber besteht schon mit Rücksicht auf das Erfordernis der Konzession für Privatbahnen und auch infolge des natürlichen Monopols der bestehenden Verbindungen ein tatsächliches Monopol rücksichtlich der meisten wichtigen Relationen. Für die Begründung und die Verwaltung des Staatseisenbahnwesens war nun in Österreich niemals das fiskalische Prinzip maßgebend, es wurden eher zu große materielle Opfer gebracht, um Verstaatlichungen durchzuführen, daher die geringe Verzinsung des investierten und nun vom Staate hoch zu verzinsenden Kapitals. Für absehbare Zeit ist deshalb an eine „monopolistische Ausbeutung" der Staatseisenbahnen nicht zu denken, auch würde jede namhafte Erhöhung der Tarife einen empfindlichen Einnahmenausfall bewirken. An die Erstellung der Eisenbahntarife durch die Gesetzgebung kann bei dem komplizierten Charakter solcher Tarife und bei der häufigen Notwendigkeit von Änderungen nicht gut gedacht werden. Diese Aufgabe wird daher der Regierung überlassen bleiben müssen. Und doch wird sich die gesetzgebende Gewalt auch auf diesem Felde einen Einfluß wahren müssen, wenn die Leitung der Volkswirtschaftspolitik in ihrer Hand verbleiben soll;

* Die Gebühr für Telegrammblankette muß auch bezahlt werden, wenn man ein solches Blankett gar nicht benutzt!

denn gerade die Bahntarife sind für die volkswirtschaftlichen Verhältnisse von einschneidendster Bedeutung. Ich würde das für die Telephontarife vorgeschlagene Verfahren auch für diesen Verwaltungszweig für angemessen erachten.

Ähnlich wie beim letztgenannten Verwaltungszweig liegen die Dinge beim Unterrichtswesen, nur daß es sich da um die wichtigsten Kulturgüter des Volkes handelt. Es besteht kein rechtliches Monopol, aber ein monopolähnlicher Zustand, an dem allerdings jetzt noch der Staat und die Selbstverwaltungskörper teilhaben. Von einer fiskalischen Ausnutzung kann da nicht entfernt die Rede sein, es handelt sich beim öffentlichen Unterrichte vielmehr um die Frage der Unentgeltlichkeit oder des größeren oder geringeren Kostenbeitrages. Daß über diese enorm wichtige Frage nur die oberste Staatsgewalt in der Form der Gesetzgebung entscheiden, d. h. die Höhe der Schulgelder und Unterrichtshonorare nur durch Gesetze festgestellt werden soll, scheint mir außer Zweifel zu stehen.

Und nun sei aus der Fülle der für die Zukunft empfohlenen „Verstaatlichungen" noch eine herausgegriffen, die vielleicht angesichts der Demokratisierung des österreichischen Abgeordnetenhauses nicht mehr zu den Utopien gerechnet werden darf, das ist die Verstaatlichung der Steinkohlengewinnung, das „Kohlenmonopol". Wenn es dazu kommt, erfolgt die Monopolisierung sicher nicht aus fiskalischen Gründen, sondern um das jetzt bestehende Monopol der „Kohlenkönige" zu brechen, die ununterbrochene Verfügung über den Stoff, von dessen Verwendung jetzt tatsächlich ein sehr großer Teil der Gütererzeugung und Güterversorgung abhängt, zu sichern, dessen natürliche Verteuerung zu verhindern und um gleichzeitig die Lage der zahlreichen, beim Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter zu verbessern. Dürfte ein Gesetzgeber, der solche Zwecke verfolgt, das wichtigste Mittel zu ihrer Erreichung, die Bestimmung der Kohlenpreise, einem anderen Organ überlassen? Mir würde das sehr bedenklich erscheinen!

Zur Illustration der möglichen Vorkommnisse sei auf den jetzt aktuellen Fall zurückgegriffen. Zur Begründung der Postgebührenerhöhung wurde offiziös mitgeteilt, daß die Aufbesserung der Bezüge der Postbediensteten unvermeidlich geworden sei; um die Mehrauslage zu decken, müsse die Einnahme aus der Post- und Telegraphenanstalt erhöht werden. Das klingt ziemlich plausibel, ist es aber in Wahrheit nicht. Nach dem Staatsvoranschlage für 1907 (welcher noch ohne Berücksichtigung der Aufbesserungen und der Gebührenerhöhungen aufgestellt wurde) sollen die Einnahmen aus der Post- und Telegraphenanstalt nebst Telephon 140,719.300 Kronen betragen, die Ausgaben für diese Verwaltungszweige sind präliminiert mit 129,526.800 Kronen. Es ergibt sich also ein Betriebsüberschuß von 11,192.500 Kronen, wobei aber auch Investitionen mitgerechnet sind. Die Überschüsse der Postsparkassa mit 13,080.400 Kronen sind dagegen nicht einbezogen. Wenn man den obigen Überschuß mit jenem in früheren Voranschlägen vergleicht, so ergibt sich, daß er ziemlich stationär ist. Wenn man nun von den 11 Millionen Gewinn noch etwas für Verzinsung des in den Liegenschaften angelegten Kapitals in Abzug bringt, so bleibt doch ein sehr ansehnlicher Überschuß, aus dem die Erhöhung der Bezüge der Angestellten des „Gefälles" reichlich ihre Deckung finden könnte. Die staatlichen Verkehrsanstalten sind, wie oben erwähnt, keineswegs dazu bestimmt, Überschüsse für allgemeine staatliche Aufwandzwecke abzuwerfen, es würde daher grundsätzlich nichts entgegenstehen, daß notwendige Mehrauslagen aus den möglichen Überschüssen bestritten werden.

Nun hat sich aber offenbar das Finanzministerium daran gewöhnt, mit dem Überschuß von rund 11 Millionen zu rechnen und der Finanzminister dürfte sich dagegen verwahrt haben, daß dieser Betrag geschmälert werde; er betrachtet eben die Post- und Telegraphenanstalt als eine Finanzquelle des Staates, die auch dann fließen muß, wenn zugleich der Zweck der ganzen Anstalt beeinträchtigt wird. Der Handelsminister sah sich veranlaßt, dieser Meinung beizutreten und durch Verordnung eine Einnahmenerhöhung zu versuchen. Kann es denn aber angehen, daß es in der Macht der Minister liege, einer großen staatlichen Veranstaltung einen ganz anderen Charakter zu geben, als jenen, der ihr ihrem Wesen nach und nach dem Willen des Volkes, wahrscheinlich auch nach jenem der Krone, zukommt? Und selbst wenn Überschüsse nicht in Frage kämen, müßte die Entscheidung darüber noch immer bei dem Gesetzgeber stehen, ob eine Mehrausgabe bei einem so wichtigen Verkehrsmittel durch Erhöhung der für seine Benutzung zu entrichtenden Gebühren oder auf sonstige Weise zu decken sei.

Gerade dieses Beispiel ist sehr lehrreich und zeigt uns klar den tiefgehenden Unterschied zwischen einer Finanzeinrichtung und einer gemeinwirtschaftlichen Veranstaltung. Was bei der ersteren selbstverständlich sein mag, kann bei der anderen ein verderblicher Fehler sein.

Und schließlich sei die Frage aufgeworfen, ob denn nicht einmal mit dem nicht nur von der österreichischen, sondern von allen Regierungen mit Vorliebe angewendeten Mittel gebrochen werden könnte, aller Not durch E r h ö h u n g e n abhelfen zu wollen, durch Erhöhung von Bezügen, von Subventionen, von Auslagen aller Art und anderseits von Steuern und sonstigen geforderten Leistungen, da dies doch nur immer wieder zu neuen Notlagen führt. Ob denn nicht der umgekehrte Weg günstigere Erfolge zeitigen würde, das zu prüfen wäre eine dankenswerte Aufgabe.

Das Frauenwahlrecht und die englischen Frauen.

Von Professor Dr. M. Winternitz, Prag.

Seit Jahr und Tag steht die ganze österreichische Politik unter dem Zeichen des „a l l g e m e i n e n" Wahlrechtes. Die Wahlen des „allgemeinen" Wahlrechtes sind vorüber und das Parlament des „allgemeinen" Wahlrechtes trat in diesen Tagen zusammen. Ist es nicht merkwürdig, wie wenige sich dessen bewußt sind, daß man das Wort „allgemein" in einem ganz ungewöhnlichen Sinne gebraucht, wenn man allerorten von einem „allgemeinen" Wahlrecht spricht und doch nur ein „allgemeines Männerwahlrecht" meint? Genau so mußte im Jahre 1789, als die „Menschenrechte" verkündet wurden, erst Olympe de Gouges daran erinnern, daß diese Menschenrechte „gewissermaßen einen Schreibfehler enthielten" und eigentlich „Männerrechte" hätten heißen sollen. Es war dies dieselbe Frau, welche gesagt hat: „Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen, sie sollte in gleicher Weise das Recht haben, die Tribüne zu besteigen." Sie selbst starb am 3. November 1793 mutig und gefaßt unter dem Messer der Guillotine. Doch der „Schreibfehler", der damals gemacht wurde, ist nie verbessert, sondern unzähligemal wiederholt worden.

An dem denkwürdigen 28. November 1905 hat der damalige Ministerpräsident Freiherr v. G a u t s c h im Abgeordnetenhause erklärt, daß er sich jener staatsrechtlichen Lehre anschließe, nach welcher das Parlament sozusagen „die Photographie des Staates" darstellen solle. Nach dieser Ansicht sollte die neue Wahlreform so beschaffen sein, daß das aus ihr hervorgegangene Abgeordnetenhaus „ein möglichst treues Abbild Österreichs bleibe", und „alle kulturellen und nationalen Kräfte des Staates" in dem neuen Hause vertreten seien; und Freiherr v. Gautsch hat hinzugefügt, daß die gesamte Bewegung der Zeit „einer Aufhebung aller besonderen Wahlvorrechte zustrebe". Und am 23. Februar 1906 hat der Ministerpräsident die Wahlrechtsvorlage mit der Erklärung überreicht, daß sie „auf dem G r u n d g e d a n k e n d e r B e s e i t i g u n g a l l e r W a h l v o r r e c h t e" beruhe. Und doch! Kann man sich wirklich eine auch nur einigermaßen getreue „Photographie des Staates" vorstellen, aus welcher in keiner Weise ersichtlich ist, daß es in diesem Staate auch Frauen gibt? Oder ist das Vorrecht des Geschlechtes kein „besonderes" Wahlvorrecht?

Anderseits würde doch heutzutage die große Mehrzahl der gebildeten Männer den Gedanken entschieden zurückweisen, daß sie etwa die Frauen nicht als vollwertige Menschen ansehen. Der eigentliche und tiefste Grund dieses Widerspruches ist in der geschichtlichen Entwicklung der menschlichen Gesellschaftsordnung zu suchen. Auf den frühesten Kulturstufen der Menschheit bildeten Körperkraft und Kriegstüchtigkeit die Grundlage für das Bestehen des Stammes und später des Volkes, und auch die Anfänge der Regierung und der Staatenbildung wurzeln im Kriegerstande. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Urzeit bedingten eine Arbeitsteilung, welche dem Manne die Pflichten des Krieges und die damit verbundenen Vorrechte, dem Weibe die Arbeiten des Friedens zuwies. Und es ist eine lange und traurige Geschichte, im Verlaufe deren die Frau immer mehr und mehr unterjocht und entrechtet wurde.* Nun haben sich aber im Laufe der Jahrtausende die sittlichen Anschauungen der Menschen wesentlich geändert und sich den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Zuständen angepaßt. Aber viel langsamer ändern sich Recht und Gesetze. Es ist heute ein Gemeinplatz, daß ein Volk um so höher in der Kultur stehe, je höher die soziale Stellung der Frau sei. Und unsere sittlichen Anschauungen verlangen heute die soziale Gleichstellung und Gleichbewertung der Geschlechter. Allein mit der r e c h t l i c h e n Gleichstellung sind kaum erst Anfänge gemacht worden. Unser tatsächliches R e c h t wurzelt noch immer, was die Frau anbelangt, in den Verhältnissen der U r z e i t, in den Uranfängen der menschlichen Kulturentwicklung.

Die Frauen, sagt man, ziehen nicht in den Krieg, sie unterliegen nicht der allgemeinen Wehrpflicht,** darum dürfen sie auch keine politischen Rechte beanspruchen. Niemand hat diesen Einwand schärfer und klarer ausgesprochen als Friedrich P a u l s e n.*** Er geht von der Arbeitsteilung aus, welche in den Urzuständen der menschlichen Gesellschaft das Waffenhandwerk, Krieg und Jagd dem Manne, die Pflege und Aufzucht der Kinder dem Weibe zuwies.

* Vgl. meinen Aufsatz „Die Frau in der Völkerkunde" in dieser Zeitschrift, Bd. I, S. 621 ff.

** Es ist bezeichnend, daß man in England, wo die allgemeine Wehrpflicht nicht besteht, das Argument von der Kriegsuntüchtigkeit der Frau dennoch auch gegen das Frauenstimmrecht ins Feld führt.

*** System der Ethik, 5. Aufl., Berlin, 1900, II, S. 271 f.

Es ist aber falsch, daß auch heute noch wie in den Urzeiten der Menschheitsgeschichte das Führen des Schwertes „die erste und wichtigste Funktion der Regierung" ist. In allen zivilisierten Ländern sind doch heute auch Arbeit und Wissenschaft, Moral und Gerechtigkeit ebenso sichere und unentbehrliche Grundfesten des Staates wie die Wehrkraft. Und wo in aller Welt werden heute die politischen Rechte der Männer von ihrer Waffenfähigkeit oder Kriegstüchtigkeit abhängig gemacht? Wie wenig in einem modernen Staatswesen die politischen Rechte von der Kriegstüchtigkeit abhängig sind, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß in der Regel der aktive Militärdienst als unvereinbar mit der Ausübung politischer Rechte gilt, so daß gerade die Soldaten politisch ebenso rechtlos sind wie die Frauen.

Mit den Waffen in der Hand haben ja die Frauen — das muß zugegeben werden — nichts Großes geleistet. Aber eine Frau war es, welche zuerst eine Armee organisiert hat, die es sich zur Aufgabe macht, die Wunden des Krieges zu heilen. Es war im Winter 1854/55, als die schrecklichen Nachrichten über die Leiden der Verwundeten im Krimkriege nach England kamen. Da war es Florence Nightingale — ein Name, der nur mit tiefster Ehrfurcht ausgesprochen werden sollte —, welche eine Armee von Krankenpflegerinnen organisierte, durch deren aufopfernde Tätigkeit unendliche Leiden gelindert und Tausenden das Leben gerettet wurde. So groß war die Begeisterung und die Dankbarkeit des englischen Volkes für die Tätigkeit dieser Frau, daß man nach Beendigung des Krimkrieges eine Sammlung für ein Dankgeschenk der Nation veranstaltete, welche nicht weniger als 50.000 Pfund Sterling ergab. Und Florence Nightingale hat diese ganze Summe dazu verwendet, ein Institut für die Heranbildung von Krankenpflegerinnen zu gründen. Dies war aber nur der Anfang einer großartigen Organisation der weiblichen Krankenpflege, welche bald darauf im Sezessionskriege in Nordamerika und seit der Genfer Konvention vom Jahre 1864 auch in Europa und anderen Weltteilen unendlich wohltätig gewirkt hatte. Heute sind die unter dem „Roten Kreuz" gebildeten Frauenvereine und die freiwillige weibliche Krankenpflege „eine unentbehrliche Macht im Kriege, bestimmt, nicht Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen".

Aber damit ist die Tätigkeit der Frauen in bezug auf den Krieg noch nicht erschöpft. Seit einigen Jahrzehnten geht eine mächtige Bewegung durch die ganze zivilisierte Welt, deren Losung lautet: „Krieg dem Kriege!" Diese große Friedensbewegung ist heute nicht mehr eine Sache von unpraktischen Schwärmern, sie hat auch Kreise ergriffen, welche auf die Geschicke der Völker den größten Einfluß ausüben. Leitende Staatsmänner, Parlamentarier und Diplomaten beschäftigen sich heute mit der Friedensfrage. Eine „interparlamentarische Union für internationales Schiedsgericht" und der „ständige internationale Schiedsgerichtshof im Haag" sind kostbare Früchte dieser Bewegung. Internationale und interparlamentarische Konferenzen zur Beratung nicht über diesen oder jenen Krieg, diesen oder jenen Frieden, sondern über den Frieden überhaupt sind heute (wie der ehemalige Ministerpräsident v. Koerber bei der Tagung der interparlamentarischen Konferenz in Wien im Jahre 1903 sagte) „ein integrierender Teil des internationalen politischen Systems geworden". Es ist aber bekannt, daß eine Frau es ist, welche dieser Bewegung den mächtigsten Anstoß gegeben hat, daß unter ihren Häuptern und Führern unsere Landsmännin Berta v. Suttner in erster Reihe steht. Und so wie Florence Nightingale einen Heerbann von Kranken-

pflegerinnen aufgeboten hat, so hat Berta v. Suttner eine Armee von Friedensfreundinnen hinter sich. Und alle großen Frauenvereine der Welt, insbesondere die großen politischen Vereine der liberalen Frauen in England, haben heute auch die Friedenspropaganda in ihrem Programm.

Ein ernsterer und scheinbar mehr berechtigter Einwand gegen das Frauenwahlrecht ist es, wenn man behauptet, daß die Frauen für dieses noch nicht reif, noch nicht vorgebildet genug seien. Selbst eine verdiente Führerin der österreichischen Frauenbewegung, Auguste Fickert, hat dieser Ansicht Ausdruck gegeben. Wer ist denn aber politisch „reif"? Derjenige, der staatsrechtliche und geschichtliche Sachkenntnisse und dadurch einen wirklichen Einblick in alle Fragen der Politik besitzt? Doch wohl nicht, sonst gäbe es nur eine verschwindend kleine Zahl von „Reifen" in jedem Lande der Welt. Das Wahlrecht ist aber nur eine Mündigerklärung, für die ein gewisses Alter und nicht ein Reifezeugnis erforderlich ist. Frauen wie Männer brauchen das Wahlrecht, um für das Wirken in der Allgemeinheit immer reifer und reifer zu werden; denn dieses Wahlrecht ist nicht die letzte, sondern die erste Stufe auf der Leiter, welche die Menschheit zu höheren Zielen emporführen soll.

Es wird auch oft gesagt: es ist gar nicht nötig, daß die Frauen eine besondere Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften haben, da ja ihre Interessen ohnehin von den Männern mitvertreten werden. Schon im Jahre 1869 hat der englische Schriftsteller Charles Kingsley gegenüber diesem Einwand darauf hingewiesen, daß zum mindesten über die große Anzahl der sich selbst erhaltenden unverheirateten Frauen den Männern kraft ihres Geschlechtes absolut kein Recht zustehe und daß diese Unverheirateten (und das gleiche gilt in vielleicht noch höherem Grade von den auf sich selbst angewiesenen Witwen) jedenfalls zum Staate in genau demselben Verhältnis stehen wie die Männer. Von diesen Frauen kann man unmöglich behaupten, daß ihre Rechte schon von den Männern vertreten seien.*

Es bedarf aber wirklich nur eines Blickes auf die Gesetzgebungen aller Kulturländer, um zu sehen, daß noch kein Männerparlament den Frauen wirklich gerecht geworden ist. Und doch hat sich die Gesetzgebung mit Fragen zu beschäftigen, wo die Interessen der Frauen und die der Männer miteinander in Widerspruch stehen. Die Interessen des Lehrers und der Lehrerin, des Beamten und der Beamtin, des Arbeiters und der Arbeiterin sind keineswegs immer dieselben. In Holland hat man unlängst beschlossen, alle verheirateten Frauen aus dem Reichspost- und Telegraphendienst zu entlassen. Die Beamtinnen haben nicht die geringste Macht, sich gegen einen solchen Beschluß aufzulehnen. Trotzdem die Interessen der Arbeiter und der Arbeiterinnen im großen und ganzen dieselben sind, ist es doch bemerkt worden, daß in England, wo die Gewerkschaften im Parlament stark vertreten sind, diese ihre Macht auch dazu verwendet haben, weibliche

* Dennoch war es ein grober Fehler, daß man im Jahre 1892 im englischen Parlament einen Antrag auf die Ausdehnung des Stimmrechtes auf unverheiratete Frauen einbrachte. Gladstone, der ein Gegner des Frauenstimmrechtes überhaupt war, hat damals diesen Punkt sofort aufgegriffen und erklärt, er könne nie für ein Gesetz eintreten, welches die verheirateten Frauen, „welche nicht weniger bedachtsam, verständig und tugendhaft sind als ihre unverheirateten Schwestern, und vermöge ihrer lebenslangen Gewöhnung an Verantwortlichkeit noch bessere Eignung besitzen", vom Stimmrecht ausschließe.

Gelegenheit für eine Abstimmnug über das Frauenstimmrecht im englischen Unterhause bot sich am 16. März 1904, als Sir Charles Mc. Laren eine Resolution beantragte, „daß die Unfähigkeit der Frauen in bezug auf das parlamentarische Wahlrecht durch die Gesetzgebung beseitigt werden sollte". Diese Resolution wurde mit einer Majorität von 114 Stimmen angenommen. Von den zu Anfang des Jahres 1906 neugewählten Abgeordneten hat sich eine große Zahl dafür ausgesprochen. Wie mir eine Freundin aus England schreibt, sind insbesondere unter den jüngeren Abgeordneten viele eifrige Anhänger des Frauenstimmrechtes. Auch von den zahlreichen Arbeitervertretern, welche im gegenwärtigen englischen Unterhause sitzen, gilt es als selbstverständlich, daß sie für das Wahlrecht der Frauen eintreten werden. Einer derselben, Keir Hardie, hat erklärt, daß „die eine politische Frage, die wirklich dringend sei, das Frauenwahlrecht betreffe". Auch der jetzige Führer der Opposition, der ehemalige Minister Balfour, ist ein warmer Freund des Frauenstimmrechtes. Von den neunzehn Mitgliedern des gegenwärtigen englischen Kabinetts haben sich fünf ausdrücklich bei früheren Anlässen zugunsten des Frauenwahlrechtes ausgesprochen, darunter der Premier Campbell-Bannerman, der als Denker, Schriftsteller und Politiker gleich hervorragende John Morley und selbstverständlich der wackere Arbeiterminister John Burns, der selbst noch im Jahre 1903 eine von 8600 Schneiderinnen aus Yorkshire unterzeichnete Petition vormals dem Parlamente überreicht hat.

Es ist zu verwundern, daß die Frauen in England, trotzdem sie politisch rechtlos sind, eine so rege politische Tätigkeit entfalten. Es gibt heute nicht nur eine nationale Vereinigung für das Frauenstimmrecht (National Union of Women's Suffrage Societies), der gegen 30 Vereine in England, Schottland und Irland angehören, sondern es gibt auch seit ungefähr 23 Jahren große politische Frauenvereine der verschiedenen Parteien. Die ‚Primrose League' der Konservativen zählt unter ihren anderthalb Millionen Mitgliedern Hunderttausende von Frauen; die Zahl der Führerinnen, der sogenannten „Dames", beträgt gegenwärtig 66.977.* Im Jahre 1886 wurde aus 15 Lokalvereinen von liberalen Frauen, die zusammen ungefähr 6000 Mitglieder zählten, ein Bund liberaler Frauenvereine (Women's Liberal Federation) gebildet. Gegenwärtig ist die Zahl der Lokalvereine, welche diesem Bunde angehören, bereits auf 550 gestiegen und gegen 75.000 Frauen gehören ihnen als Mitglieder an. Einen ähnlichen Bund (Scottish Women's Liberal Federation) bilden über 70 liberale Frauenvereine mit über 11.000 Mitgliedern in Schottland.** Diese politischen Vereine, welche über ganz England verbreitet und bis in die kleinsten Orte verzweigt sind, haben einen außerordentlichen Einfluß auf die Wahlen und sind in der Wahlagitation und Stimmenwerbung (canvassing) ungemein eifrig. Ich habe selbst zwei Wahlen in England miterlebt und hatte Gelegenheit zu sehen, welche rührige Tätigkeit die Frauen in der Agitation

* Ich verdanke diese Details einer freundlichen Mitteilung von Miß Emily Janes, der Herausgeberin des vortrefflichen „Englishwoman's Year Book".

** Außerdem gibt es eine „Women's Liberal Unionist Association", eine „Women's National Liberal Association" und jetzt auch eine „Women's Free Trade Union", welche verschiedene Schattierungen der liberalen Partei vertreten. Sehr nützlich ist auch der „Stansfeld Trust", ein Fond (von Sir James Stansfeld gegründet), der es sich hauptsächlich zur Aufgabe macht, alle im Parlament eingebrachten Vorlagen, sofern sie irgendein besonderes Interesse für die Frauen haben, zu prüfen und den Frauen bekanntzumachen.

der Politik hinauswage. Sehr richtig hat einmal eine Engländerin bemerkt, daß die Frau sich nicht in die Politik „gestürzt" habe, sondern daß die Politik zur Frau gekommen ist. Dadurch, daß Millionen von Frauen gezwungen sind, in den wirtschaftlichen Kampf einzutreten, sich ihr Brot zu verdienen und zu arbeiten, werden sie naturgemäß dazu getrieben, sich mit politischen Fragen zu beschäftigen. Da sie erwerben und Steuer zahlen müssen, kann es ihnen nicht gleichgültig sein, wie die Arbeits- und Erwerbsbedingungen vom Staate geregelt, wie die Steuern vorgeschrieben und verwendet werden. Es läge auch nahe daran zu denken, ob man nicht durch Heranziehung der Frauen die Sitten der Männer auch im politischen Parteikampfe verbessern könnte. In Amerika hat man tatsächlich ein solches Experiment gemacht. Im Staate Wyoming pflegten die Wahlen stets von den wüstesten Ausschreitungen und Friedensstörungen begleitet zu sein. Da ist man auf den Gedanken verfallen, ob man nicht diese häßlichen Erscheinungen dadurch beseitigen könnte, daß man den Frauen das Stimmrecht gäbe. Das geschah schon im Jahre 1869. Und das Experiment hat sich glänzend bewährt.

Wie schwach aber alle Vernunftgründe gegenüber eingewurzelten Vorurteilen sind, das zeigt am deutlichsten die Geschichte der Bewegung für das Frauenstimmrecht in England.

Im Jahre 1865 wurde der berühmte Philosoph, Nationalökonom und Vorkämpfer für Frauenrechte, John Stuart Mill, in das englische Parlament gewählt. Er war damals der erste und einzige Kandidat, der seinen Wählern erklärte, daß nach seiner Überzeugung die Frauen ebenso gut ein Recht hätten, im Parlamente vertreten zu sein, als die Männer. Und er ist nicht bloß theoretisch dafür eingetreten. Mit drei Führerinnen der englischen Frauenbewegung bildete er ein Komitee, welches sich die Sammlung von Unterschriften für eine Petition um das Frauenstimmrecht zur Aufgabe machte. Mill hatte versprochen, diese Petition dem Unterhause vorzulegen, sobald sich hundert Frauen bereit fänden, sie zu unterzeichnen. Sie wurde mit 1499 Unterschriften überreicht. Zwei Jahre später trug diese Petition bereits 13.497 Unterschriften. Im Jahre 1867 kam die Gladstonesche Wahlreformvorlage vor das Parlament und am 20. Mai 1867 beantragte Mill in glänzender Rede ein Amendement zur Klausel 4, es möge das Wort „Mann" durch das Wort „Person" ersetzt werden, um auch die Frauen einzuschließen. Wenn man bedenkt, daß damals von einer politischen Betätigung der Frauen noch kaum die Rede gewesen war, so muß das Ergebnis der Abstimmung — 73 Stimmen für und 194 gegen Mill — immerhin als ein günstiges bezeichnet werden.

Seither ist in England ununterbrochen für das Frauenstimmrecht gekämpft worden. Im Parlament wurde wiederholt darüber verhandelt. Petitionen über Petitionen mit Tausenden und Tausenden von Unterschriften sind im Unterhause überreicht worden. Viele der hervorragendsten Politiker und der bedeutendsten Männer — ich nenne nur Namen wie Disraeli und Herbert Spencer — haben sich zugunsten des Frauenstimmrechtes ausgesprochen und von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Parlamentarier aller Parteien, die dafür eintreten. Schon im Jahre 1897 wurde eine Frauenstimmrechtsvorlage mit 71 Stimmen Majorität in zweiter Lesung angenommen. Den Gegnern aber gelang es durch absichtliche Dehnung der in der Tagesordnung unmittelbar vorhergehenden Vorlage,* eine dritte Lesung zu verhindern. Die letzte

* Zufälligerweise war es die „Verminous Persons' Bill" (Vorlage betreffend mit Ungeziefer behaftete Personen). Vgl. Handbuch der Frauenbewegung von Helene Lange und Gertrud Bäumer, I., S. 280.

gestellt; und in diesen wichtigen lokalen Körperschaften waren die Frauen zu Sitz und Stimme berechtigt. In noch weiterem Umfange sind die Frauen in Irland seit 1898 (Irish Local Government Act) in der Lokalverwaltung den Männern vollständig gleichberechtigt. In allen diesen wichtigen Körperschaften, denen nicht nur die gesamte Armen- und Waisenfürsorge, sondern auch die öffentliche Gesundheitspflege, das Schulwesen und die Sorge für Wasseranlagen, Straßenbeleuchtung, Volksbibliotheken, Begräbnisplätze usw. obliegen, sind die Frauen nun schon seit Jahren tätig gewesen und haben sich überall bewährt. Namentlich haben ihre Verdienste um das Schulwesen, die Armenfürsorge und die Gesundheitspflege allgemeine Anerkennung gefunden. Als aber im Jahre 1899 ein Gesetz eingebracht wurde, durch welches die Londoner „Vestries" in die sogenannten „Borough Councils" umgewandelt wurden, war man, da die Frauen für „Borough Councils" kein Wahlrecht besitzen, genötigt, ihnen entweder dieses Wahlrecht zu geben, oder sie aus den städtischen Ämtern, in denen sie bereits viel Nützliches geleistet hatten, zu entfernen. Da sie aber durch das Wahlrecht in die „Borough Councils" auch für die altehrwürdigen Stellen von Aldermen und Lord Mayor wählbar geworden wären, hat man lieber durch das Gesetz vom Jahre 1900 die Frauen der schon erworbenen Rechte wieder beraubt; selbst so warme Fürsprecher im Unter- und Oberhause, wie Lord Salisbury und der Erzbischof von York, konnten den Frauen ebensowenig helfen, wie die ausdrücklichen Erklärungen der Londoner Behörden, daß die Frauen sich der von ihnen bekleideten Ämter stets vollauf würdig erwiesen hatten. Hier zeigte sich so recht deutlich, wie brutal die Rechte der Frauen vergewaltigt werden, solange sie auf die Gnade und den guten Willen männlicher Gesetzgeber angewiesen sind. Und dasselbe zeigte sich wieder im Jahre 1902, als durch das Gesetz über die Erziehung in England und Wales (Education Act) die Schulkommissionen (School Boards), in denen die Frauen seit 1870 gesessen und Ersprießliches geleistet hatten, aufgelöst wurden und das Erziehungswesen den (etwa unseren Landtagen entsprechenden) „County and County Borough Councils", für welche Frauen nicht wählbar sind, unterstellt wurde. Dieses Gesetz wurde nicht geschaffen, um die Frauen von den Schulkommissionen auszuschließen; aber man machte sich nichts daraus, daß durch die Gesetzesänderung den Frauen alterworbene Rechte wieder entrissen wurden. Daß aber die Frauen in allen Gebieten der Lokalverwaltung, zu welchen man ihnen Zutritt gewährte, höchst verdienstlich gewirkt haben, ist nie geleugnet worden und hat nicht wenig dazu beigetragen, auch dem politischen Frauenstimmrechte neue Freunde und Anhänger unter den Männern zu gewinnen.

Von Wichtigkeit für die Frauen Englands sind natürlich auch die Erfahrungen, die man mit dem Frauenstimmrecht in den englischen Kolonien gemacht hat. Im Jahre 1893 erhielten die Frauen in Neuseeland das Wahlrecht, 1894 folgte Südaustralien, 1898 Westaustralien und auch Viktoria und Neusüdwales folgten zögernd nach. Als aber im Jahre 1902 Australien zu einem Bundesstaate gemacht wurde, hat man — nur auf Grund der in den einzelnen Staaten gemachten guten Erfahrungen — den Frauen fast ohne Widerspruch das Wahlrecht für ganz Australien gegeben.

So deutet alles darauf hin, daß die Zeit nicht mehr ferne sein kann, wo die Frauen in England das Wahlrecht erhalten werden. Das ist aber auch für unsere Verhältnisse durchaus nicht gleichgültig. Wir haben ja an der Bewegung für das gegenwärtig in Ver-

handlung stehende „allgemeine" Wahlrecht gesehen, daß die Ereignisse in anderen Ländern heutzutage auch für uns von praktischer Bedeutung sind und großen Einfluß auf unsere eigene innere Politik haben können. Und wenn in England über kurz oder lang den Frauen das Wahlrecht gegeben werden sollte,* so würde das auf alle anderen Staaten der zivilisierten Welt einen bedeutenden Einfluß haben. Wenn also die Geschichte der englischen Frauenbewegung zeigt, wie lange der Kampf um das Frauenstimmrecht in England schon geführt wird und wie er trotz wertvoller Teilerfolge noch immer nicht zum eigentlichen Ziele geführt hat**—so folgt daraus keineswegs, daß auch in Österreich

* Es sind bei den vorjährigen Wahlen einige Fälle vorgekommen, wo Frauen, deren Namen aus Versehen in die Wählerliste eingetragen worden waren, ihre Stimmzettel abgaben, ohne daß dies beanständet wurde. Es ist darauf gewiß nicht viel Gewicht zu legen, aber symptomatisch ist es immerhin dafür, daß man jetzt eigentlich in England nichts mehr Besonderes dabei findet, wenn Frauen das Wahlrecht ausüben.

** Inzwischen hat die Bewegung für das Frauenstimmrecht in England mächtige Fortschritte gemacht. Am 25. April 1906 brachte Keir Hardie im Unterhause eine Resolution zugunsten des Frauenstimmrechts ein. Da die Gegner in schmählicher Weise eine Abstimmung zu verhindern wußten, entstand die bekannte Szene auf der Damengalerie, welche mit der polizeilichen Entfernung der Frauen endete. Am Vorabende von John Stuart Mills hundertstem Geburtstag (am 19. Mai 1906) fand eine große Demonstration — mit Aufzügen, Fahnen usw. — in den Straßen Londons statt und eine Deputation von Parlamentsmitgliedern und Vertreterinnen zahlreicher politischer Frauenvereine erschien vor dem Premier, um ihn zur Einbringung eines Gesetzentwurfes für das Frauenstimmrecht zu veranlassen. Der Minister, Sir Henry Campbell-Bannerman, sprach in einer Rede der Deputation seine vollste Sympathie aus, erklärte aber mit Bedauern, daß er sie bitten müsse, Geduld zu haben. Die Engländerinnen empfinden es bitter, daß man sie nach vierzigjährigen geduldigen Kämpfen jetzt, wo mehr als die Hälfte der Unterhausmitglieder tatsächlich Anhänger des Frauenstimmrechts sind, erst noch zur Geduld mahnt. Daher fanden in letzter Zeit wiederholt Straßendemonstrationen von Frauen statt, über welche ja die Zeitungen berichteten. Die Demonstration der Frauenstimmrechtkämpferinnen in den geheiligten Räumen des Parlamentsgebäudes am 23. Oktober 1906 endete mit der Verhaftung von 11 Frauen, die zu je zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurden. Diese Frauen werden nun mit Recht als politische Märtyrerinnen gefeiert (ihre Namen bürgen dafür, daß sie nicht, wie die Zeitungen sagten, „hysterische Frauenzimmer" sind, sondern ehrlich begeisterte und mutige Vorkämpferinnen für die Sache der Frauen); und wie sehr sich die Öffentlichkeit mit der Sache beschäftigt, das beweist die lebhafte Korrespondenz über das Frauenstimmrecht, die Monate hindurch in den Spalten der „Times" geführt wurde. Am 9. Februar 1907 veranstalteten die großen bürgerlichen politischen Frauenvereine eine große Frauenstimmrechtsdemonstration. Gegen 2000 Frauen, Lady Frances Balfour und andere vornehme Damen an der Spitze, marschierten durch die Straßen Londons von Hyde Park nach Exter Hall. Am 10. Februar fand eine Demonstration der radikalen „Women's Social and Political Union" statt. Die Frauen dieses radikalen Flügels der Frauenstimmrechts-Kämpferinnen waren es, welche am 13. Februar Straßentumulte vor dem Parlament veranstalteten, die zu einem heftigen Kampf mit der Polizei führten und mit 58 Verhaftungen endeten. Am 8. März kam endlich wieder eine Frauenstimmrechtsvorlage vor das Parlament, indem der Liberale Dickinson die zweite Lesung einer Bill beantragte, durch die den Frauen ein beschränktes Wahlrecht gewährt werden sollte. Premierminister Campbell-Bannerman sprach sich in warmen Worten für das Prinzip des Frauenstimmrechts aus. Aber wieder bestand die Taktik der Gegner darin, die Vorlage „totzureden" und eine Abstimmung zu verhindern, so daß sie auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Neuerliche Demonstrationen, bei denen 67 Verhaftungen vorgenommen wurden, folgten am 20. März. Wie lebhaft sich die Öffentlichkeit mit dieser Frage beschäftigt, zeigt der Umstand, daß sich auch bereits eine Liga von Frauenstimmrechts-Gegnerinnen gebildet hat. Als bei der Debatte über die Dickinson-Vorlage eine Petition dieser Damen verlesen wurde, rief ein irischer Abgeordneter: „Es werden sich immer Sklaven finden, die ihre Ketten lieben." Selbst das Theater beschäftigt sich schon mit dem Frauenstimmrecht. Die englischen Zeitungen berichteten am 10. April über eine Aufführung des

Die Luzi schalt über das törichte Gerede und meinte: „Jetzt ist alles eins, ob's unter deinen rußigen Fingern die Sauberkeit einbüßen soll oder nicht; lang' mir's herauf. Von mir aus hätt's schon hier oben bleiben können, wo es war. Aber das Wäschklampfl ist locker geworden, das darauf hätt' sitzen sollen, und so ist das lose Ding hervorgeschlupft und hat das Weite gesucht. Bist schier lang gewachsen, Seiz, aber reichst mir's doch nicht mit der bloßen Hand herauf, gelt?"

„Nein, wenn ich auch noch so möcht', so hoch auf langt's nicht, wo du stehst. Du bist mir über. Aber ich will was holen."

Er kam bald wieder mit einem Schürhaken, über dessen Stiel er das losgelöste Häubchen stülpte und bot es ihr so hinauf.

Sie nahm's an sich und lachte: „Dank schön! Du bist einer von der Leibgarde des heiligen Antoni, der die verlorenen Sachen wieder bringt." Damit verschwand sie ins Haus.

Und er ging durchs Gatter in die Schmiede; das war ein Pförtlein, das noch von der Festungszeit her der alten Mauer geblieben war. Sein Vater, ein groß gebauter Mann, empfing ihn mit den Worten: „Wo bist denn geblieben? Ich glaub' frei, du trödelst umeinander und meinst damit gescheit zu fahren. Aber ich sag's dir's: arbeiten muß der Mensch!"

Und er schwang den Hammer und schlug das stöhnende Eisen, das seine Funken wie ein Glutregen aussprühte.

„Ich hab' dem Gärtner ein wenig Holzaschen zum Düngen gebracht, weil er's begehrt hat. Habt's was dagegen, Vater?"

„Nicht ich. Aber hast lang gebraucht dazu. Na, meinetwegen! Greif nur wieder zu und alles ist recht, nichts ist gefehlt."

Da ergriff auch Seiz seinen Hammer, und die Schmiede erdröhnte unter den wuchtigen Schlägen des starken Meisters und des Sohnes, seines Gesellen.

Sie hatten ein schadhaftes Pflugeisen zu bearbeiten, das unter ihren Hämmern ächzte.

„Siehst es," sagte der Schmied, „das geht ganz anders zu als bei einem Buben. Der wird, wenn er übel tut, leicht krank geschlagen, und das Sech da wird, je länger wir es martern, desto gesunder."

Der wie ein Tannenbaum gerade Bursche erwiderte auf diese Anspielung gar nichts. Sein Ohr erfreute sich am Klang der Hämmer, und sein Auge sah den Amboß darunter erzittern. Aber mitten im Gedröhne meinte er eine Stimme jauchzen zu hören, so hell und silbern wie eine Lerche, die sich zum Himmel aufschwingt; und das Mädchen war fern, das so singen konnte.

II.

Sie ergriffen das geschmeidigte Eisen mit großen Zangen und steckten es ins Kühlfaß, wobei es jämmerlich zu zischen anfing, wie ein Geschöpf, das aus der Wüste Sahara plötzlich an den Nordpol versetzt wird, und schwitzte noch rasch aus allen Poren dichten Rauch aus. Dazu konnte der Meister reden, da ihm der Atem wieder gekommen war, und er tat es ungesäumt. Seinen Gesellen Seiz betrachtete er als einen, der sich noch nicht den rechten Verstand gekauft hatte; er vergaß darüber schier, daß er ihm als seinem Sohn etwas vom eigenen hätte abgeben können, wenn er wirklich so viel davon besaß, als er

geben, so hat er ihn auch botanischen Garten genannt. Aber er war der Wundergarten der Stadt.

Der Schloßberg hat so freundlich auf ihn hinabgeblickt, wie ein edler Herr auf ein Mägdlein, das in ihrer Lieblichkeit den Adel der Natur zeigt; und der Garten hat zu ihm hinaufgeschaut wie ein Menschenkind, das auch hohen Herren anmutig zulächeln kann. Alle die Häuser, die eng angebaut waren, gaben ihren Innwohnern freudige Fenster, durch die sie die Herrlichkeit betrachten konnten, die da vor ihnen grünte und blühte. Es waren alte Häuser, die nicht jedes Jahr neu ausschlagen konnten, wie die Bäume. Sie blieben alt; aber das Menschenvolk, das in ihnen saß, konnte neue Knospen treiben und den wurzelfesten Inwohnern des Gartens auch Frühlingsgeschöpfe entgegenstellen.

Ein solches Geschöpf war die Luzi, die sich von der Sonne gern bescheinen ließ, als ob sie wüßte, daß nur Liebliches zum Vorschein kam; nämlich lachende Augen, die den Frohsinn des Herzens wie zwei blaue Lichtboten meldeten. Und gewachsen war sie schlank und gerade, als wäre sie von der Gärtnerin Natur wie ein Bäumlein gezüchtet worden. Wenn sie ging oder ruhig stand, floß etwas Anmutiges um ihren ganzen Leib. Sie konnte mit einer Wendung sich um sich selbst drehen, als wäre ihr Pate ein König im Windreich gewesen, der sie mit dieser Luftgestalt beschenkt hatte. Und sie konnte wieder fest auftreten, wie es sich für ein doch gewichtiges Mädchen ziemt. Aber das Lieblichste war, wenn sie mit den Amseln um die Wette sang; das konnte sie ausnehmend gut. Die Schwarzröcke taten ihr Bestes, den Schnabel recht weit zu öffnen und sich als tüchtige Sänger zu erweisen, die von der Natur selber dazu angestellt waren; wenn auch ohne Brief und Siegel. Aber Luzi trillerte wie eine Lerche; und da es keine solche im Garten gab, denn sie waren weit draußen auf der Muraue in den blauen Äther geflogen, so mochten die Amseln sich denken, was sie wollten, die Luzi konnte es ohne Flügel schier so gut wie sie selber.

Das Haus hatte auf der Gartenseite einen kleinen Balkon. Und weil das ein luftiges Plätzchen war, hatte sie gerade auf einen Strick, der zwischen den beiden Eisenstäben hing, feine Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Aber ein Stücklein davon hatte plötzlich Flügel gekriegt oder sie sich von einem Lüftlein zu Leih genommen; denn es schwebte von seinem Sitze hinab in den Garten, wo es von einem Strauch festgehalten wurde, sonst wäre es noch weiter geflogen.

„O weh!" sagte die Luzi, die es aus der Kammer mitangesehen hatte und rasch hinausgeeilt war; „da ist eins davongeflogen! Wenn nur jemand zu sehen wäre, der mir's wiederbringen tät, ein Gärtnergehilfe oder sonst wer. Oder muß ich selber den Umweg in den Garten machen?"

Das sagte sie, indem sie hinabblickte und des festgehaltenen Flüchtlings ansichtig wurde.

Nein, sie brauchte den Umweg nicht selber zu machen.

Da stand der Seiz im Garten, hoch- und festgewachsen, wie er war, der hätte das feine Ding gern in die Hand genommen. „Aber sie ist russig von der Schmieden", rief er hinauf. „Ich mag's nicht beleidigen mit meinen Fingern, dein feines Häuberl, was sich da verfangen hat. Ist ein kostbares Zeug, dein Nachthäuberl — oder ist's etwa für den Tag bestimmt? Ich hab' dich als ein Mädel, was du bist, noch nie mit einer Hauben gesehen."

geheiratet und ist zu Vermögen und Ansehen gekommen. Und hat das Haus, wo wir sitzen, vor vielleicht zweihundert Jahren gebaut, samt der Schmieden und das zauberische Eisen als Haussegen an die Mauer gehängt. — Jetzt was sagst zu der Geschicht', Bub? Weil ich dir sie heut erzählt hab', kannst in den Schuhen eines Mannes stehn, wenn du willst. —"

Seiz antwortete mit ruhigem Gesichte: „Ich mein' halt, Vater, wenn Sie das Hufeisen zum Goldschmied tragen, so wird er Ihnen für das Silber, das darin steckt, nichts geben wollen."

„Bub, fang deinen Verstand ein, der sich außen herumtreibt, aber nicht bei dir daheim ist, wo er hingehört. — Wenn die Leut' es mit ihren Augen als silbernes Hufeisen erkennten, so wär' es ja kein Zauberding. Für einen jeden bleibt es Eisen; wir zwei aber wissen jetzt, daß es Silber ist."

„Laßt's mich aus, Vater! Sie wissen's; aber nicht ich."

„Was, du weißt es etwa nicht, wo ich dir's gerad' jetzt vermeldet hab'?"

„Ich mag's Ihnen ja glauben, wenn ich mir einen rechten Rand nehm'; aber wissen tue ich's nicht."

„Jetzt schau einer daher! Was du glaubst, wirst wohl auch wissen —?"

„Es sollt' sein; aber wenn meine Augen von irgendwo abgesperrt sind, so werden's leicht sagen: wir wissen nichts, weil wir nichts sehen."

„Ja, meinst du, der Vorfahr, der sich als Armer niedergelegt und als ein Reicher aufgestanden ist, hätte das ohne die silberne Kraft, die im Hufeisen steckt, zuwegen gebracht?"

„Ich weiß nicht. Aber vielleicht war er fleißig, hat brav gewirtschaftet, und das war die silberne Kraft, mit der er in Wohlstand gekommen ist."

„Bub, du mußt früh aufstehen, wenn du den ersten Hahnkrat hören willst, aber noch früher, wenn du dein Licht vor mir willst leuchten lassen. Ich kenn' das — spielst dich auf den Gescheiten hinaus als ein Junger, der du bist und meinst: der Vater hat noch den alten Aberglauben im Kopf. Aber was ich von meinem Vater gehört hab', das war mir immer heilig, und ebenso hat's der mit dem seinigen gehalten. Du aber meinst jetzt klüger zu sein als wir beide, und dabei bist du grüner geraten, als jedes von uns in deinen Jahren war. Denn mein Vater war ein gescheiter Mensch und der deinige darf sich auch sehen lassen; was ich von dir nicht sagen kann. Das Hufeisen da, vermeld' ich dir, ist das Heiltum des Hauses, und wenn du's nicht werthalten wirst, so kann das Dach über deinem Kopf zusammenfallen, und du hast nicht bewahrt, was deine Vorfahren gebaut haben, sondern niedergerissen. Verstehst es jetzt?"

„Wohl, wohl; aber laßt's gut sein, Vater. Ich füg' mich und nehm' euern Willen als den meinen an."

Der Alte rief: „In die Pfleg', was?" Er brummte noch manches in den Bart, der ihm dicht und grau die faltigen Wangen bedeckte, ließ aber Seiz allmählich in Frieden bestehen; zudem auch der zweite Geselle von einer auswärtigen Besorgung zurückgekehrt war und das Zwiegespräch hemmte.

III.

So verlief der Tag günstig für Seiz, und er konnte seinen Feierabend machen, ohne weiter über die unebenen Reden des Vaters zu stolpern. Er tat seine Pflicht gerne und war bei der Mutter wohlgelitten; auch sein Schwesterlein gab ihm gerne helle Blicke und freute sich des großen guten Bruders.

Nur der Alte hatte stets etwas an ihm zu mäkeln und ließ, wenn es darauf ankam, fünfe nicht ungerade sein, um sich als der Stärkere zu erweisen.

Jetzt aber nahm er nach dem gemeinschaftlichen Abendmahle seinen Weg in die nächste Gasse und in ein Haus, das ein gar unschuldiges Tier im Schilde trug, nämlich: ein weißes Lamm. Die Gäste kehrten auch oft lammsfromm ein, um den guten Untersteirer, der in der Stube geschenkt wurde, nach Gebühr zu ehren. Aber wenn sie sich an dem klaren Weine sattsam gelabt hatten und dessen Stärke ihre Schwäche hervorrief, schritten sie nicht mehr als Lämmer durch das gastliche Tor in später Nacht heimwärts, sondern als ganz andere Tiere. Und der Meister Schmied mochte sich gerne in der Wirtsstube von der Tagesarbeit bei der Feueresse erkühlen; was ihm schwerlich gelang, denn der Wein heizte ihm erst recht ein. Es barg zwar der Keller seines Hauses auch Fässer, die mit guter Auslese gefüllt waren; aber in Gesellschaft trank sich's besser, und wenn er sich gleichen Köpfen gesellen wollte, so konnten es nicht die der Hausgenossen daheim sein; denen war er über.

So stand Seiz am Abend seiner Vormundschaft ledig und fühlte sich damit als freier Geselle; was ihm während der Werkzeit oft sauer gemacht wurde. Er konnte der linden Sommerluft genießen, mit der Mutter ein trauliches Gespräch führen und dann seine Dachkammer zu wohlverdienter Ruhe aufsuchen; und er tat auch all dies nach der Reihe. Aus seiner hohen Kammer ging das Fenster in den Garten hinaus, der sandte ihm seine Wohlgerüche freigebig herein, was Seiz dankbar annahm; und er lehnte am späten Abend noch gerne am Simse, um in das Meer von Zweigen zu blicken, das vor ihm dunkelte.

Es gab auch zuweilen ein Zwiegespräch, in das er als dritte Stimme von oben einfallen konnte, was er aber selten tat. Denn auf den kleinen Altanen der zwei Nachbarhäuser stand hüben und drüben ein Mädchen, und die plauderten miteinander unverfängliches Zeug, was jeder hören konnte, auch der oben in der Dachstube. Das eine Mädchen war seine Schwester Nettel und das andere die Luzi. Sie brauchten die Stimmen gar nicht sehr zu erheben, da sie kein weiter Zwischenraum trennte. Sie konnten miteinander gedämpft reden, und dem Seiz aber war es, als hörte er einen wundersamen Sang, wenn Luzis Stimme leise und doch silberhell zu ihm hinauf tönte. Seine Schwester, die Nettel, konnte dagegen nur zwitschern, was auch nicht übel klang; und so waren es zwei feine Vöglein, die den Sommerabend lebendig machten, weil die anderen bereits in ihren Nestern schliefen. Verstehen konnte er aus dem Gesang der beiden nicht gar viel; aber einmal hörte er doch ein Wort, was ihm wunderlich dünkte, nämlich: himmelblaue Stadt. Aus Luzis Lachen erhob es sich hell eingefaßt wie ein Edelstein in Silber; denn sie war es, die es mit quellender Heiterkeit aussprach. Und die Nettel fragte darauf, etwas, was er nicht verstand, da es fast geflüstert wurde. Darauf die Luzi rief: :„Tschapperl! Das ist ja nicht was Wirkliches in der Welt. Ich tue mir's nur so denken."

„Also hast es geträumt?" wisperte es zurück.

„Nein, ich schlaf' so fest, daß ich mir nie von meinen Träumen was merk'."

„Also hast darüber sinniert?"

„Gar nicht. Ein Amering ist geflogen gekommen und hat mir's erzählt."

„O du Lugenschüppel, wie kann dir das ein Amering erzählt haben, der nur singen, aber nicht reden mag!"

„Wenn ich dir's aber sag'!"

„So glaubt's dir doch niemand auf Gottes Erdboden."

„Ich glaub's; bin ich der Niemand?" ließ sich jetzt die Stimme des Seiz mit tiefem Gedröhne von oben vernehmen; worauf die Nettel erschreckt mit „Jesus Maria!" aufkreischte und die Luzi hinaufblickte und sprach: „Du brauchst mir's nicht zu glauben, weil du eh nichts weißt. Und jetzt, gute Nacht, Nettel! Es ist ja nur dein Bruder, der Seiz, der gehorcht hat, kein anderer."

So schieden die beiden Mägdlein, und auch der Seiz suchte sein Lager auf, da er etwas erlauscht, was die Goldamsel der Luzi zugetragen hatte; nur wußte er nicht was.

Sein Schwesterlein, das er bei Gelegenheit befragte, konnte ihm darüber auch keine Auskunft geben. Die Luzi habe etwas von einer wundersamen Stadt geredet, in die sie gern hineinkommen möchte. Die Dächer haben Ziegel aus blauem feinem Stein, in denen sich der Himmel am liebsten als in einem etwas ihm ähnlichen bespiegle; und so geht von weitem ein himmelblauer Glanz von der Stadt aus. Wo sie liege, das habe ihr die Luzi nicht gesagt. Sie bildet sich vielleicht nur ein, daß es eine solche Stadt gebe. Ein Spaß ist ihr gerade recht, daß sie ihn packt, wo sie ihn erwischen kann; und wenn man ihr das Lachen abkaufen wollt', so wär' es ihr um alles Gold nicht feil. Es müßt' ihr wohl übel im Leben ergehen, daß sie verlernen tät', heiter zu sein. Wer mit ihr oft zusammen ist, der kann aus ihr immer Frohsinn schöpfen, wie aus einem tiefen Brunnen Wasser.

Mehr erfuhr Seiz nicht, und er dachte doch gerne darüber nach, wo zu jeglichem Worte Luzis, das emporblühte, der Grund lag.

IV.

Als sie dann Sonntags gemeinsam einen Spaziergang machten, da wollte er ein bißchen vertrauter werden mit dem, was das Mädchen in seinem inneren Kämmerlein barg.

„Willst mir nicht auch etwas von der schönen Stadt erzählen", sagte er, „in der du sitzen kannst, so oft es dich freut."

„O du Gescheiter! Wie kann ich das, wenn ich nie dort war."

„Vielleicht kommt die Stadt zu dir, wenn du sie rufst, und der Amering bringt sie mit."

„Im Schnabel?"

„Nein, im Kopf."

„Ja, wenn er einen so breiten Schädel hätt', wie du, und auch da tät's nicht langen. Weißt, von der Stadt darf ich zu keinem Menschen was sagen, hat mir der Amering geboten, sonst verschwindet sie. Es ist etwas, was mir ganz allein angehört; und eins, dem ich etwas — beileibe nicht alles — davon anvertrauen will, muß ein kristallklares Gemüt haben, wie deine Schwester, die Nettel.

Gelt ja, du hast es?" sagte sie zu ihr, die nebenher ging.

„Freilich", erwiderte diese.

„Na siehst es! Denn da lacht mir alles, was ich ihr sag', wie ein Bild zu, in das ich mich wieder wie in etwas Eigenes verschauen kann; und ich bin mir nicht fremd geworden. Du aber, Seiz, der den ganzen Tag in der Schmieden vorm Feuer steht, du hast ein rußiges Gemüt, und dir darf ich schon gar nichts von meiner wunderbaren Stadt er-

zählen, weil du mir sie schwarz machen könntest, und damit tät' sie mir auf immer entschwinden; denn das kann sie nicht vertragen. Verstehst mich jetzt?"

„Wohl," erwiderte er. „Du hast dich halt selber zu gern, weil du als eine Prinzessin hast wollen zur Welt kommen. Und weil dir das, ich weiß nicht warum, nicht gelungen ist, so hast du dir eine himmelblaue Stadt in die Luft hineingebaut, wo du regieren kannst. Ist es nicht so?"

„Nicht ganz so, wie du meinst, du starker Seiz. Aber für dich ist's genug, daß du so weit gefahren bist."

„Und wir sind auch so weit gekommen, daß der Ruenkogel vor uns ist, wohin wir hinauf wollen," ließ sich die Nettel vernehmen.

Die beiden Mütter folgten mit mäßigen Schritten den Kindern, die voraus gingen; und alle stiegen jetzt auf gemächlichem Waldwege den Kogel hinan. Auf einmal blieb die Luzi stehen und sagte zu Seiz: „Geh voraus. Wir kommen gleich nach. Ich hab was zu richten."

Seiz ließ sich's befohlen sein und setzte seinen Weg fort. Über ihm war das Laub dichtverzweigter Buchen, und von allen Seiten brach es mit wundersamem Blau in den grünen Dämmer herein. Alle die himmelblauen Geschöpflein hatten eine andere Färbung im Gesichte, das eine heller, das andere dunkler, und es gab einen blauen Tanz in der Wölbung oben, wo er hinaufblickte, daß ihm ganz wundersam zumute ward. Ein goldener Strahl schnitt manchmal mitten durch die Schar der Tanzenden durch, drängte sie nach links und rechts zur Seite, wo sie zitternd wie vor einem König, in ihrem Blau goldig bestrahlt, schwebten.

Schau, dachte sich der Seiz, das geschieht vielleicht der Luzi zu Ehren und kommt aus ihrer Stadt, und sie ist nicht da.

Da war sie auch schon da, und die Nettel trippelte mit ihr. Die sagte: „Willst wissen, was es war, Seiz? In ihren Schuh ist ein Sandkörndl geschlüpft und hat sich dort versteckt. Das haben wir gesucht, gefunden und wieder hinausgeschafft. Dann hab ich mir wollen zum Scherz ihren Schuh anmessen, aber, was sagst? Ich bin um ein Jahr jünger als die Luzi, und mein Fuß ist um ein Jahr größer als der ihrige. So hat halt ihr Schuh zu meinem Fuß gesagt: Wir zwei kommen in unserm Lebtag nicht zusammen."

„Dazu kann der Seiz gar nichts sagen", bemerkte Luzi. „Er ist ja ein Schmied; was versteht der von Schuhen?"

„Meinst? Du hast da freilich ein Paar saubere Schucherl an, und sind neu, wie ich merk'. Aber glaubst es oder nicht? Ich hab' schon so feine Schuh gemacht, wie du sie da trägst, und bestellt sind sie auch bei mir geworden."

„Ja, du wirst mich anplauschen, Seiz!" lächelte sie. — „Der ist nicht vor die rechte Schmiede gekommen, der von dir Schuh' begehrt hat."

„Gerade dasselbige hat er getan und zum rechten Schmied ist er gegangen, der von mir Schuh' für sein Rößlein begehrt hat."

„Ach, will's da hinaus? — Und das ist ja überaus höflich von dir und verständig, Seiz, daß du meinen Fuß und den Huf von einem Pferd für das ein und dasselbe Ding zu wissen gibst."

„Das fiel' mir nicht ein! Ich sag's dir, der Graf läßt sein feines Roß nur von mir beschlagen."

„Was für ein Graf?"

„Er wohnt in unserer Gassen, drei Häuser weit. Der Graf Monbreit. Kennst ihn nicht?"

„Nein", sagte die Luzi.

„Ist auch recht. Aber sein Pferd ist so schlank gebaut und hat feine Fesseln und doch biegsam und fest wie eine Stahlfeder, daß du nicht bald ein schöneres findest. Und mich schaut's aus den großen Augen treuherzig an, wenn ich ihm die Schuh' anzulegen hab', als wenn es mir sagen wollt': Geh mit mir zart um. Ich bin's nicht anders gewohnt. Und ich faß' es auch so lind an, daß es mich gern hat und die Ohren spitzt, sobald ich zu ihm tret', und mir die Nüstern entgegenstreckt. Das hat der Herr Graf gemerkt und läßt deshalb nur von mir seinem Pferd die Eisen anmessen, von keinem andern."

„Jetzt hast dich schon heraus geredet, Seiz; aber es hätt' dir doch besser geziemt, wenn du uns Menschenkinder, wie wir Mädel doch sind, nicht mit den Rössern in einen Verschlag gesteckt hättest. Hast etwa nicht schon in der Schul' gelernt, daß wir jedes in eine andere Abteilung gehören?"

So verwies sie es ihm, und Seiz ließ sich die Rüge wohl gefallen. Denn des Mägdleins Augen blitzten dabei schelmisch, daß ein blaues Leuchten von ihnen ausging, wie es auch in der wundersamen Stadt kein schöneres geben konnte. Und jetzt weil sie aufwärts stiegen, bekamen auch die Wänglein einen rosigen Schimmer, der gut dazu stimmte. Sie waren auf dem Rücken des Kogels angekommen, auch die beiden Mütter, die sich Zeit ließen, und mochten sich jetzt an dem Ausblick erfreuen.

Da lag in der blauen Weiten die Welt herrlich aufgetan, und die Berge stiegen zum Himmel empor als die Lieblingskinder der Erde. Sie waren aber nicht gleich gewachsen, sondern eins immer höher als das andere. Das gab ein stolzes Geschlecht, an dem die Mutter Erde ihre Freude hatte. Und schier keine anderen Berge hatten den Waldwuchs wie diese und waren über und über in ihre schwergrünen Janker gehüllt, daß nur hie und da ein Felsköpflein herausschaute. In der Ferne hatten sie die Waldfarbe verloren und stiegen als blaue Gebilde in den Äther auf; aber sie waren auch im bläulichen Gewande schön anzusehen wie Edelgeschöpfe, denen die Sonne ihre Heilsbotschaft eher schickt als den anderen Erdenkindern. Das lebendige Wasser, die Mur, strömte durch das Wildoner Bergtor hinaus in die Ferne; aber bevor sie dorthin kam, konnte man sie verfolgen, wie sie in silbernen Windungen durch die Aue und zwischen den dunkellaubigen Schachen zog.

Herwärts lagen die Häuser der Stadt ausgestreut, als hätte ein riesiger Gärtner Perlensamen gesäet, und der wäre jetzt als braunrote, graue, violette Perlen aufgegangen. Doch alle Häuser bildeten ein Ganzes wie eine wundersame Stickerei auf graugrünem Grunde; und die umliegenden Hügel warfen mit ihren weißen Landhäusern den Glanz der Stadt zurück, die sich um den Schloßberg als um ihren Führer scharte. Es war ein Bild aus Luft und Licht gewoben, in welchem tausend Einzelheiten hell und schattig ineinander flossen und sich in die jedem zukommende eigene Farbe kleideten. Und in dem Ganzen lebte etwas, das Schönheit heißt. Was im Menschenauge und Menschenherzen als bewußte Sehnsucht nach der Schönheit liegt, wie nach dem Gottesodem der Welt, das wurde von dem Geiste genährt, der auf dem Murfelde in dem lieblichen Stadtbilde lag.

Das fühlten auch, die oben auf dem Rücken des Kogels standen, besonders die Luzi;

und sie dachte sich: meine himmelblaue Stadt kann nicht leicht schöner sein, als die da vor mir liegt. Doch ist sie doch nicht die rechte; denn die meinige ist in die Luft hinein gebaut, und die da liegt fest auf dem Erdboden hingestreckt von Gösting schier bis Puntigam.

Sie stiegen dann in ein Gasthaus ab, in dessen Garten sie sich unter Bäumen wohlig zu Tische setzten und einen Imbiß verzehrten. Die beiden Mütter vertrugen sich im Gespräche miteinander; Luzis ihre war die Witwe eines kleinen Beamten, und die Schmiedefrau war gegen sie wohlhabend zu nennen. Auch die Jugend, die von den drei Kindern dargestellt wurde, ließ die Rede nicht einsickern, sondern vom Herzen erquellen, wie sie mochte. Die Luzi hatte aber auf die Dauer am Sitzen keine Freude, sondern wollte ihre Füßlein tummeln, und sie schlug eine kleine Bewegung vor. Die wurde von den beiden andern angenommen, wogegen die Mütter das ihrige geleistet hatten und es vorzogen am Tische zu bleiben.

V.

Die drei zogen wieder aufwärts, bis sie an einen Vorsprung des Berges kamen, wo es steil in die Tiefe ging, so daß es den Kopf schier schwindelte, der da hinab sah. Unten rauschte die Mur, und der weiße Gischt ihrer Wellen glitzerte herauf. Es war ein kurzer Weg von da oben zu ihr hinab zu kommen, wenn eins die Luft als Straße benutzen wollte. Die drei standen am Hange, den ein leichtes Geländer gegen die Tiefe schloß und blickten hinab, als Luzi sagte:

„Das ist die Stelle, wo vor Zeiten die Anna von Gösting in den Tod gesprungen ist."

„Gib nur acht, daß dein Hut nicht auch da hinabfliegt", mahnte die Nettel. „Halt ihn fest, sonst nimmt ihn der Wind mit sich, denn er geht gerade frisch."

„Meinen Hut!" rief Luzi ängstlich und faßte ihn mit der Hand; — und eh' sie es sich versah, hatte sie ihn vom Kopf genommen und hinabgeworfen.

„O weh!" schalt die Nettel, „was hast getan?"

Luzi erschrak nun über sich selbst. „Mein neuer Strohhut!" klagte sie und ward bleich.

„Ja, was ist dir eben eingefallen?" rief Seiz.

„Mich hat plötzlich ein Schwindel gepackt, wie ich abwärts schau, und um nicht selber hinunterzufallen, hab' ich müssen den Hut statt meiner hinabwerfen", seufzte sie.

„Er hat sich noch an einem Strauch erfangen", meinte Seiz, der die Blicke auf Kundschaft ausgeschickt hatte, und ist nicht in die Mur gefallen. „Ich hol' dir ihn."

„Wie kannst das?" staunte Luzi, und die Nettel bat: „Nicht, nicht! Es könnt' dir leicht was zustoßen."

Aber Seiz war schon unter der Brüstung weg den Hang hinabgeklettert und kam glücklich bei dem Strohhütlein an, das sich mit seinen Bändern an einen Hagedorn geklammert hatte, faßte das Ding und stieg mit ihm wieder herauf. Er erwies sich dabei gewandt und tüchtig, so daß er ohne Fährlichkeit mit dem geretteten Gute oben ankam und es der Luzi übergab. War diese vorher bleich über den selbstverschuldeten Verlust, so wurde sie jetzt vor Freude rosenrot, als sie ihr Hütlein wieder empfing, und sie dankte dem Seiz holdselig für den Dienst.

„Das ist schon das zweitemal, daß du ein Retter bist. Aber wo hast denn das Kraxeln gelernt?" fragte sie lächelnd. „Etwa auf dem Blasbalg in der Schmieden?"

„Nein; das hab' ich oben in Murau gelernt, wo ich als Gesell eingestanden bin, als ein ganz junger. Dort hab' ich das Handwerk und die Berg' gegrüßt, die droben noch weiter von der flachen Erden abstehen als die hiesigen."

Sie entfernten sich von dem Abgrund und saßen auf einer sicheren Stelle auf ein Bänklein nieder, das dort des schönen Ausblickes wegen angebracht war, und die Nettel hub an zu fragen: „Wie war denn das mit der Anna von Göfting, die du vorhin genannt hast? Möchst es nicht erzählen? Du kannst es ja. Ich hör' dir immer gern zu. Du auch, Seiz, gelt?"

„O gewiß!" sagte dieser und dachte sich: sie braucht nur zu reden, so ist's schon wie wenn eine feine Glocke singt.

Die Luzi ließ sich noch ein wenig bitten; denn sie hatte vorhin vor Schreck den Atem verloren. Der war ihr aber schon wieder gekommen, und sie fühlte sich wohlig in ihrem jungen Leib wie ein Frühlingsgeschöpf. Also willfahrte sie den beiden anderen und begann zu erzählen:

„Vor Zeiten ist's gewesen, da hat's ein heimliches Volk gegeben, das drüben im Wald gehaust hat und die frommen Leut', die nach Straßengel in die Kirchen gegangen sind, gern zu Schaden gebracht hat. Das Volk war schwarz, hat meistens in einer Berghöhlen gewohnt, die es sich wie eine Burg von außen bewehrt hat, so daß niemand hat leicht hinein kommen mögen. Und ist die Ungebühr, die sie den Leuten angetan, gar greulich gewesen, so daß diese auf Abwehr gedacht haben; aber es ist nichts damit geholfen gewesen. Denn obgleich das Volk klein gebaut war, so hat's doch einen bösen scharfen Blick gehabt, dem niemand widerstehen konnt'; und mit dem hat's den weit stärkeren Mann auf die Stelle gebannt, so daß niemand sich getraut hat, etwas wider das Volk anzuheben. Und hat schon der Unfug desselbigen zum Himmel geschrien; bis die Leut' die Abhilf' gesucht haben bei einem frommen Einsiedler, der nicht weit von der Kirchen gehaust hat. Der war auch der geistliche Vater von der schönsten Jungfrau im Lande, der Anna von Göfting; denn die ausnehmend reiche Burg ihres Vaters ist auf der andern Seite des Berges gestanden. Zu dem Einsiedler sind jetzt die Leut' gekommen, und der hat sich geschwind ausgekannt und hat sich an einen starken Ritter gewendet, von dem er gewußt hat, daß er vor dem bösen Volk bestehen konnt'.

Dieser hat Herr Wigbrecht geheißen und waren ihm so helle glänzende Augen zu eigen, daß ihm der böse Blick des schwarzen Volkes nichts anhaben konnt'. Freilich hat er müssen einmal im Monat am frühen Morgen nach dem Neumond sich die Augen unter Kreuzeszeichen mit Weihwasser netzen, um die Kraft zu bewahren; sonst wär' sie ihm verloren gegangen und sogar minder geworden als bei anderen Menschen. Diesen hat jetzt der Einsiedel zu sich rufen lassen und war gerade sein Beichtkind, die wundersame Anna von Göfting, in der Klausnerei beim Gebet; und wie sie aufgestanden ist und beide sich gesehen haben, sie und der Wigbrecht, so ist die Liebe in ihnen erwacht, so daß eins nicht um das Leben vom andern hätt' lassen mögen.

Der Einsiedel hat den Herrn Wigbrecht angerufen, die Sache gegen das schwarze Volk zu Ende zu führen, und der hat auch den Weg dazu angetreten. Wie er zum Tor der Höhlenburg kommt, wo die Unterirdischen gehaust haben und anpocht, öffnet sich dasselbige, und einer steht vor ihm, von dessen Blicken das stechende Verderben ausgeht. Er hätte jeden damit in Stein verwandelt, nur den guten Ritter Wigbrecht nicht, der

mit seinen sonnenhellen Augen der bösen Finsternis standhält, bis sie sich selbst zunichte macht und wie in Nebel auflöst und verschwindet. Früher hat's aber noch einen grauslichen Schrei durch die ganze Burg gegeben. Dann hat sich das Tor von selbst geschlossen, und Wigbrecht hat das Kreuzeszeichen darauf geheftet und damit die frommen Leute vor dem Treibem des bösen Volks gefeit. Denn das konnt' jetzt nicht mehr durch das Tor hinaus, sondern nur durch ein anderes, das weit abgelegen von der Gegend war.

So ist die Sache für jetzt zu einem guten Ende gekommen, und alle haben dem starken Ritter Wigbrecht gedankt, auch der Einsiedel und sein Beichtkind, die schöne Anna von Gösting. Ihr Vater hat sie aber um diese Zeit schon einem mächtigen Herrn zur Ehe versprochen; und als die Anna ihn gebeten hat, er möge sie um ihres Lebens willen, das nicht anders erhalten bleiben könne, dem Ritter Wigbrecht vermählen, so hat er ihr geantwortet: Liebe Tochter, das mag nicht sein, weil ich dich bereits versprochen hab', und zwar dem mächtigen Herrn Jlbo. Aber wenn zwei gute Männer um eines edlen Vaters Kind freien, so kann nach Recht und Sitte der Zweikampf entscheiden, wem sie als dem Sieger bestimmt ist; und solchen Zweikampf will ich den beiden Herren setzen und dir damit, liebe Tochter, also höchst zugunsten sein, wie ich's vermag.

Der starke Ritter Wigbrecht hat auch die Art der Entscheidung gerne gelten lassen, nicht aber so Herr Jlbo, der überaus mißmutig und widerwillig diese Wendung betrachtet hat. Er wurde jedoch durch einen Mann getröstet, der sich auf seiner Burg einfand und ihm zusprach, den Kampf hoffnungsvoll zu bestehen; denn er verheiße ihm den Sieg. Nur müsse er die Zeit dafür auf jenen Morgen festsetzen lassen, der auf die Nacht des Neumondes folgt. Dies konnte Herr Jlbo leicht bewerkstelligen, daß ihm der Fürgang überlassen wurde, und der kleine dunkle Gast schied zufrieden aus der Burg.

Es war an dem Herbsttage, an welchem der Zweikampf vor sich gehen sollte, ein Reif gefallen; und es war bei Morgenanbruch, da wollte Ritter Wigbrecht in die Burgkapelle treten, um, wie es seine Art war, die Augen mit dem Wasser aus dem Weihkessel zu netzen. Wie er aber jetzt mit dem Fuß auf die Schwelle tritt, hört er einen Klageschrei; er sieht sich um und bemerkt einen steinalten Mann, der auf dem abschüssigen Boden ausgeglitten ist und sich nimmer erheben kann. Da regt sich in ihm das mitleidige Herz und mahnt ihn, dem greisen Manne beizustehen. So geht er zu ihm hin, hebt ihn mit tröstlichen Worten auf, trägt ihn unter Dach in eine Stube und übergibt ihn dort der Pflege.

Wie er wieder hinauskommt, da heben die Trompeten im Lindgarten zu schmettern an, rufen zum Zweikampf einmal, zweimal und ehe noch Wigbrecht die Kapelle erreichen konnte, zum drittenmal. Also mußte er den Kampfplatz betreten, ohne die heilige Handlung mit dem Weihwasser erfüllt zu haben, an die sein siegreiches Augenlicht gebunden war. Und ein fremder Grieswärtel war da, der hat ihn angesehen mit einem furchtbaren Blick, der ihm durch die Stirne das Leben versehrt hat. Und in dem Zweikampf hat er sich wie ein Blinder vor Herrn Jlbo seines Lebens nicht erwehren können, und der hat ihn mit Leichtigkeit überwältigt. Also hat der starke Held durch feindliche Arglist den Tod von einem weit geringeren Mann erlitten. Und Anna von Gösting, die den felsenfesten Glauben gefaßt hat, daß der Ritter Wigbrecht siegen müsse und sich darin doch im Irrtum befunden, hat das nicht verwinden können. Mit dem so festen und doch versehrten Glauben hat sich ihr das Herz noch einmal dazu geregt, daß es den Leib an den Abgrund geführt

hat, wo unten die Mur fließt; damit hat es seinen letzten Willen bekundet und ist, wie der Leib hinab in den Tod stürzte, gebrochen."

VI.

Als die Geschichte zu Ende ergangen war, fehlte es nicht an Kundgebungen der Teilnahme von Nettel und Seiz, die aufmerksam zugehört hatten. Dann traten sie den Rückweg ins Gasthaus an und begaben sich mit den beiden Müttern auf den Heimweg in die Stadt. Über dem Murfelde lag der goldene Abendduft; und Luzi, die mit den Geschwistern wieder vorausging, begann von ihrer himmelblauen Stadt zu plaudern. Da brenne jede Lampe mit einem goldenen Flämmchen, so daß, wenn alle angezündet seien, es wie ein Sternenhimmel aus allen Häusern leuchte, die keine anderen Dächer hatten, als nur blaue. Die seien so schön, daß sich der Wunsch und die Sehnsucht nicht daran satt sehen können; und wenn sie von allen goldenen Flämmchen der Stadt bestrahlt werden, erscheinen sie um so wundersamer dunkelblau.

Luzis Mutter hörte nichts davon, sonst hätte sie darüber als über schalkhaftes Gerede gescholten. Sie hörte der Schmiedefrau zu, wie diese von ihrem Hause berichtete, den Mann ohne Lob bestehen ließ, der sich als ein Herr über den Wein dünkte und ihm wie ein Knecht diente. Aber ihrem Sohne Seiz gab sie volles Mutterlob. Sie gelte auch bei ihm so viel, daß er lieber am Sonntag mit ihr ins Grüne wandere als mit den Gesellen, unter denen er ein ungebundenes Leben führen könnte; aber die ehrbare Gesellschaft seiner Mutter stehe ihm vor jeder andern wohl an.

Sie hatte nicht unrecht, die Schmiedefrau, als sie dieses sagte; denn Seiz bewahrte ihr von Kindheit auf die Anhänglichkeit und ehrte sie, wo er konnte. Allein, daß er an Sonntagen gerne mit ihr ging, das hatte auch einen Grund, der von ihm nicht hervorgekehrt und von ihr übersehen wurde, nämlich: daß Luzi dabei war. Und ihre Gesellschaft war ihm lieber als die aller Schmiedegesellen der Stadt.

Er bat das Mägdlein auch einmal, als sie wieder ins Grüne zogen, ihm den goldenen Vogel, den Amering, zu zeigen, der ihr so wundersame Nachrichten bringe aus einer Stadt, wo sie allein Prinzessin sei und alle Geister ihr dienten, die ein Federkleid mit Flügeln trugen. Aber sie lachte ihn aus: „Er will dich gar nicht sehen, der Amering; wie sollt' ich dir ihn zeigen! Er ist fein und zierlich; er tät' sich vor dir schrecken."

„Ja," sagte er, „am Ende seid ihr beide, du und der Amering dasselbe Geschöpf.

„Du möchtest mich gar noch fliegen machen," lächelte sie; „nein so weit sind wir noch nicht. Ich kann gehn und laufen, auch dir davonlaufen, wenn du willst, aber nicht fliegen, wie der Amering."

„Kannst mir davonlaufen?" fragte er ernsthaft. „Ja, wenn du das zuwegen bringst, dann kannst es auch mit jedem Vogerl aufnehmen und gleich davonfliegen."

„Hör auf, du bist ja schwerfällig, Seiz! Wie willst du mir nachkommen?"

„Es käme nur auf die Probe an."

„Was gilt die Wette?" fragte sie.

„Alles was du willst."

„Dann werde ich die Bedingung stellen, aber für jeden von uns beiden anders. Paß auf! Wir haben nicht mehr weit aufwärts zu steigen auf die Platte. Oben steht eine alte Buche, die soll unser Ziel sein. Und die Bedingung stelle ich so: wenn du verlierst,

Seiz, mußt du ein Rosenstöckel, was ich im Topf ziehe, genau vor Sonnenaufgang in der Mur baden, nicht früher und nicht später; sonst wär's gefehlt. Gehst darauf ein?"

„Wohl, das tue ich. Und wenn die Luzi verliert, was dann?"

„Dann zeig' ich dir den Amering, den Boten aus der himmelblauen Stadt. Bist du zufrieden damit?"

„Ja, das bin ich,"

Die Nettel lachte: „das sind lustige Geschichten, und ich werd' euch einen Schiedsrichter abgeben."

„Das kannst schon; mußt nur die Augen gut aufmachen, um zu sehen, wie ich voraus bin," meinte die Luzi.

Als sie auf der Platte angelangt waren und die altstämmige Buche sich eine gute Strecke vor ihnen zeigte, sagte Seiz: „Jetzt kann's angehen. Es ist glatter Rasenboden vor uns, und ich geb dir noch drei Schritte Vorsprung."

„Meinetwegen, weil du um so viel länger gewachsen bist, als ich. Aber dafür kannst auch an deinem schweren Gewicht tragen und ich spring' dir voraus."

Die Nettel zählte eins zwei, drei, und der Wettlauf begann.

Die Luzi flog nur so über den Boden dahin, aber der Seiz lief ihr in wilden Sätzen nach. Sie fühlte plötzlich seinen Atem an ihrem Nacken und seufzte: „O weh!" Das machte ihn so verdutzt, daß er seinen Lauf mäßigte, und da war sie ihm schon voraus und hinter der Buche angelangt. Er setzte ihr nun mächtig nach, erreichte sie jedoch zu spät; aber, gedeckt vom Stamm der Buche ergriff er in plötzlichem Drange die Mädchengestalt, hob sie leicht wie eine Feder auf, um sie zu küssen. Sie wand sich in seinen Armen und hatte den Kopf rasch abgewendet, so daß er ihren Mund, den er suchte, nicht finden konnte und nur ihre Wangen mit den Lippen streifte. Sie prustete, schüttelte sich, stieß mit beiden Händen gegen seine Brust, so daß sich seine Arme um ihren Leib lockerten. Und da glitt sie rasch herab, stand wieder mit beiden Füßen auf dem Boden und sagte: „Ich habe gewonnen! — Aber daß du mir das nicht noch einmal tust, sonst sind wir geschiedene Leut!"

„Wir sind ja noch gar nicht verbunden gewesen," lachte er. „Wir könnten uns aber leicht in deiner himmelblauen Stadt zusammenfinden."

„Wird nicht geschehen. Du möchtest mir den Boden mit deinen großen Füßen zusammentreten."

„Aber wenn ich dich gern hab', Luzi!"

„Meinetwegen kannst es, wenn du nur nicht von mir das gleiche verlangst."

„Gerad' das tät mich gelüsten."

„Wird dir schon vergehen, wenn du mit deinem Ja ein Nein einkaufst. Du bist mir zu ungeschlacht."

„O ich kann mich auch fein machen dir zulieb."

„Mir zulieb wohl; aber dir zulieb wirst immer grob bleiben."

Inzwischen kam die Nettel heran und erklärte: „Die Luzi hat gewonnen; aber der Seiz war dir schon so nahe an den Fersen, daß ich gemeint hab', er überholt dich. Dann hat er wieder nachgelassen und du bist ihm voraus gekommen."

Als das Ereignis des Sieges sattsam besprochen war, kehrten sie an den Rand des Berges zurück, um nach den beiden Müttern zu sehen, die noch tief unten langsam herauf stiegen.

(Schluß folgt.)

Herzog Wilhelm von Württemberg.

Von G. A. Crüwell.

In Graz haben vor kurzem Freunde und Waffengefährten dem besten Oberst des steirischen Hausregiments ein Standbild errichtet. Noch leben viele, denen der kalte Stein neues Leben gewinnt, zu denen der eiserne Mann da oben herabsteigt und redet: Wißt Ihr's noch? Und sie sehen die lombardische Ebene und das bosnische Hügelland und um sie brüllen die Geschütze von Oeversee. Fernstehenden, und nur ihnen, gilt das folgende Erinnerungsblatt.

Ursachen mannigfacher Art, allen voran aber die veränderte Kriegführung, haben den Begriff, den wir uns heute von einem Feldherrn machen, wesentlich von der Vorstellung entfernt, die sich vergangene Geschlechter von einem Heerführer bildeten. Der „Rufer im Streit" hat allgemach eine Umbildung in den „Schlachtendenker" erfahren. Den Pallasch in der bewehrten Faust sprengte der Kriegsheld der Geschichte und der Geschichtchen blitzenden Auges seinen hurrahschreienden Mannen voran. Mit brillenbewaffnetem Auge sitzt der moderne General vor dem Schreibtisch, und mit der Exaktheit der vor ihm aufgestapelten Rechnungen und Pläne wächst ihm die Zuversicht des Sieges. Wer dem Feldherrn von heute kritisch zu Leibe gehen will, muß ein Elaborat verfassen, das stark nach der Studierlampe riecht. Vor einigen Menschenaltern noch mochte ein Singspiellibretto Wert und Wesen eines Marschalls leidlich erschöpfend wiedergeben.

Das ist natürlich nicht über Nacht so gekommen. Jede neue Erfindung im Waffenwesen, jeder Fortschritt in der Strategie als Wissenschaft bezeichnet eine Etappe auf dem Wege dieser Umwertung. Suchen wir aber nach einem Namen, der uns den modernen Feldherrnbegriff als Erster verkörpert, so denken wir unwillkürlich an den ersten Napoleon. Er ist der große Lehrmeister einer neuen Strategenschule gewesen. Seine Siege waren nichts als tatgewordene Gedanken. Seine Feldzüge Prüfsteine für die Richtigkeit seiner tiefdurchdachten Theorien. Seine Lehrtätigkeit aber verband dieser gewaltige magister belli mit einem Anschauungsunterrichte, bei dem Throne und Reiche aus den Fugen gingen und ein Weltteil in Brand geriet. Aber seine aufmerksamsten Schüler waren seine Feinde, Jeder Sieg, den er über sie erfocht, hatte für sie den Wert einer Lektion. Nur über Jena, Eylau und Wagram führte der Weg nach Aspern, Leipzig und Waterloo. Unter den ersten, welche den sieggewohnten Soldaten Napoleons eine Prüfung davon ablegten, was sie von ihrem Meister gelernt hatten, befand sich ein blutjunger deutscher Prinz in russischen Diensten, Eugen von Württemberg. In dem mörderischen Treffen von Kulm am 30. August 1813 übernahm er von dem kranken Ostermann den Oberbefehl und zwang durch eine überaus geschickte Terrainausnutzung Vandamme zur Übergabe. Der junge Prinz focht die letzten Affären des zu Ende gehenden Weltkrieges noch wacker mit und zog mit den Verbündeten in Paris ein. Der Friede sah ihn wieder in Petersburg. Dort aber war er nicht auf Rosen gebettet. Die altrussische Partei hatte es ihm nie verziehen, daß der Kaiser Paul — er war dank ihrer Behandlung ziemlich unsanft entschlafen — ihm besonders zugetan war und ihn, den jungen Schwabenprinzen, sogar zu seinem Nachfolger ersehen hatte. Unmutig machte Eugen ihren Ränken ein Ende. Nach dem zweiten Pariser Frieden zog er sich als russischer General der Infanterie auf seinen väterlichen Besitz Karlsruhe zurück.

Das stattliche Schloß Karlsruhe liegt in einer mit landschaftlichen Reizen karg bedachten Gegend im preußischen Schlesien hart an der polnischen Sprachgrenze. Dort geht die Sonne hinter Fichtenpflanzungen auf und hinter Kartoffeläckern unter. Nicht die schüchternste Erhebung des Bodens,* nicht das leiseste Kichern eines stürzenden Baches bringt Anmut in die griesgrämige Landschaft. Um dieser Flachheit einigermaßen abzuhelfen, faßte der Prinz den hübschen Gedanken, einen Parnaß aufzuführen, auf dem er, der unter Trommelwirbel und Flintengeknatter sich immer mächtiger zur Musik hingezogen fühlte, als Musagetes kommandierte. „Dem schnöden Mars gab er Valet und floh an Polyhymniens Busen," wie die damaligen Hofpoeten so herrlich sangen. Am Karlsruher Hofe fand niemand Beschäftigung, der nicht die Geige spielen, die Oboe blasen oder wenigstens die Pauke schlagen konnte. Der Herzog selbst war heiß bemüht, in seinen Kompositionen einem jungen Holsteiner nachzueifern, der in den Jahren 1806—1808 im Karlsruher Rentamt Schreiberdienste versehen hatte, K. M. v. Weber. Die Worte zu seinen Kompositionen dichtete er sich in der Regel selbst. So auch zu seiner Oper „Der Wald von Hohenelbe" oder „Die Geisterbraut", deren Stoff er Bürgers Lenore entnommen hatte.

An diesem von Kriegsgeschichten und Geigenjubel erfüllten Hofe wurde dem Herzog von seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, am 20. Juli 1828 ein Sohn geboren, der die Namen Wilhelm Nikolaus erhielt. Es war ein feines Kind, das gerne seinen eigenen Gedanken nachhing, und die kleinen und großen Dinge, die sich seinen prüfenden Kinderaugen aufdrängten, tiefer nahm, als es sonst die Art von Knaben und zumal von Fürstenkindern ist. Mit der Erziehung von Prinzen ist es oder war es damals wenigstens so eine Sache. Es war keine Hexerei, Prinzen ihr Horoskop zu stellen. Waren sie für den Soldatenstand bestimmt, dann wurde ihnen die obligate Heldenlaufbahn schon an der Wiege gesungen. Stets sind sie — ungleich dem goetheschen Schäfer — hinaufgekommen „und wußten doch selber nicht wie". „Es war eine Lust", schrieb einmal eine Lakaienfeder, als ein Prinz von N. mit schlotternden Knien und bleichen Wangen vor einigen französischen Kugeln retirierte, „es war eine Lust für jedwedes Kriegerauge, zu observieren, mit welchem héroisme Se. Hoheit den feindlichen Kugeln hochseinen Rücken präsentierte." Von solchen unwürdigen Albernheiten war die Erziehung des jungen Prinzen vollkommen frei. Als ich im Sommer 1897 in Karlsruhe den Briefwechsel durchsah, den die Mutter des Herzogs Wilhelm mit seinem Erzieher Dr. Mertens führte, schien mir besonders ein Ausdruck, der öfter wiederkehrte, die Grundsätze sehr treffend zu kennzeichnen, welche die Heranbildung des Knaben leiteten. „Meine Hauptsorge ist es, daß Wilhelm nicht verprinzelt", schrieb Mertens, und seine Worte fanden bei der vortrefflichen Fürstin lebhafte Zustimmung. Der Vater war auch seinen Kindern der Held, der mehr der Geschichte als der Familie angehörte und der mit unnahbarer Würde an der Spitze des Karlsruher Hofes stand. „Wir blickten alle zu ihm wie zu einem Helden auf", schreibt seine Tochter Mathilde. Die Mutter aber wachte unermüdlich und mit keineswegs allzu sanfter Hand über die körperliche und geistige Ausbildung ihrer Kinder.

* Ein in Europa vielleicht einziges orographisches Kuriosum sei hier erwähnt: Um der Arbeitsnot abzuhelfen, ließ der älteste Sohn Eugens, Herzog Eugen Erdmann, in Karlsruhe einige nach dem Muster der Berner Alpen aufgeführte Hügel errichten, denen ein besonders kühner und phantasievoller Geograph den Namen „schlesisches Siebengebirge" beilegte. Unter diesem Namen werden die künstlichen Hügel auch in wissenschaftlichen Büchern bezeichnet.

Verweichlichung und Verzärtlichung hatte sie energisch aus ihrem Erziehungsplan gestrichen. Nach dem Siege von Oeversee verbarg sie mit der Größe einer römischen Mutter ihren Stolz auf ihren mit verdienten Lobpreisungen überhäuften Sohn und warnte ihn vor wahrem Verdienste abträglichem Hochmut.

Der junge Wilhelm war der erste deutsche Prinz, der eine öffentliche Schule besuchte. In Meiningen und in Breslau saß er neben Schmidt und Kunz auf der Schulbank und trug mit Stolz die grüne Schülermütze. Man mag ermessen, welche Wolke von Staub über diesen Horreur den zahlreichen Perücken deutscher Nation entstieg. Beim Verlassen der Schule sagte ihm einer seiner Lehrer: „Es wäre schade um Sie, wenn Sie Soldat würden." Und seltsam genug, der junge Prinz wollte gar nicht Soldat werden. Er dachte allen Ernstes daran, Naturforscher zu werden. Mit Eifer und Erfolg hatte er sich von Kindheit an geognostischen Studien hingegeben. Jeder Spaziergang wurde ihm zur geologischen Forschungsreise. In seinen Briefen wimmelte es förmlich von tellurischen, vulkanischen und neptunischen Gesteinen und kühnen geologischen Hypothesen. In Genf und Bonn warf er sich mit Feuer auf sein Lieblingsstudium. Aber es wäre ein Kunststück ohnegleichen gewesen, im Jahre 1848 — in das die Bonner Studentenzeit fiel — sich nur mit der Untersuchung geologischer Schichten zu befassen. Wie alle Welt baute auch der junge deutsche Fürstensohn sich sein politisches Luftschloß, in dem es hoch und frei herging. Aber es war keineswegs nur eine knabenhafte Phantasie, wenn er von einem Großdeutschland schwärmte, das alle deutschen Länder umfassen und in dem das Haus Habsburg den traditionellen Vorrang einnehmen sollte. Er schrieb mit Vorliebe — noch als österreichischer Offizier — auf Briefpapier mit schwarzrotgoldenem Rande. Einmal zahlte er eine Rechnung aus einer Geldbörse mit den deutschen Farben, worauf ihn sein Studiengenosse Salm fragte, ob er mit Hecker Bruderschaft getrunken habe. In seinem Nachlasse fand ich eine Kartenskizze eines von ihm selbst in ideale Provinzen und Kantone geteilten idealen Deutschlands. Aber aus seinen politischen Träumen flüchtete er sich immer wieder in sein mit geologischer Wirklichkeit erfülltes Studierzimmer.

Wie aber einst die Trompeten des Odysseus den spinnenden Achill aufschreckten, so brachten die tönenden Siegesberichte aus dem Lager Radetzkys das kriegerische Blut, das in ihm floß, in Wallung. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß die ziemlich internationalen Gesetze des Landsknechttums sich in den deutschen Fürstenfamilien unseres Jahrhunderts wiederholten. Die deutschen Prinzen nahmen Kriegsdienste, wo es gerade Krieg gab. In der engsten Familie des Herzogs Wilhelm stand der Vater in russischen, ein Sohn in preußischen und zwei Söhne in österreichischen Diensten. Theodor von Bernhardi tadelt diese Eigentümlichkeit mit scharfen Worten. Sie läßt sich aber ohne Zwang erklären. Jeder Stand fühlt sich zu jener Zeit am meisten hingezogen, die ihm die Bedingungen seiner Herrschaft in reichstem Maße zu bieten scheint. Der historische Adel wird in seiner wesentlichen Mehrheit stets ein laudator temporis acti sein, und so manches seit langem verwitterte gesellschaftliche oder rechtliche Prinzip sucht er — selbst oft unbewußt — wieder in Kurs zu setzen. Herzog Wilhelm folgte übrigens mit seinem Eintritte in die österreichische Armee einer Tradition seines Hauses. Nicht weniger als achtzehn schwäbische Prinzen fochten unter habsburgischen Fahnen. Im Herbst 1848 schlug der neunzehnte sich durch das von hellem Aufruhr bewegte Wien auf umständlicher Reise bis Mailand durch, wo ihn der greise Radetzky freundlich willkommen hieß.

Die mehr als vierzigjährige militärische Tätigkeit des Herzogs Wilhelm von Württemberg gehört der Geschichte an. Seine Taten und Leiden bei Mortara, Magenta, Solferino, Oeversee, Königgrätz und in den blutigen Gefechten in Bosnien werden ihm unvergessen bleiben. Viel nachhaltiger und durchgreifender als diese imposante Kriegstätigkeit war sein Wirken im Frieden, seine organisatorischen und reformierenden Schöpfungen in der Armee. Durch den äußerst umfangreichen und überaus anziehenden Briefwechsel des Herzogs, der teilweise in zwei Biographien veröffentlicht wurde*, ist heute schon jedermann in der Lage, sich von der erstaunlichen Arbeitsleistung und Pflichterfüllung, in der das Leben des Herzogs bestand, ein Bild zu machen. Beide Bücher sind nur durch die Unterstützung eines der überlebenden Geschwister des Herzogs ermöglicht worden, der Herzogin Alexandrine Mathilde von Württemberg, die bei der Auswahl des fast unerschöpflichen Materials das liebende Verständnis der Schwester mit der Emsigkeit und dem Geschick eines Forschers zu verbinden wußte.

In dem munteren Gedicht, in dem er — selten genug — uns einmal schwäbisch kommt, rühmt Schiller seinem Stammland nach, daß es „gar manchen Mann, gar manchen Held, im Frieden gut und stark im Feld, geboren habe". Die Kulturgeschichte der Deutschen bekräftigt diesen Ruhm des Schwabenlandes durch eine reiche Fülle von Namen. Der Schwabenherzog, dem diese Zeilen gewidmet sind, war beides, stark im Feld und gut im Frieden. Das erfuhren Freund und Feind. Alle aber, denen es vergönnt war, diesem Prinzen näher zu treten, standen nach den ersten Worten unter dem Zauber, der eine wahrhaft gütige und wahrhaft vornehme Persönlichkeit immer umgibt. Frau v. Stael schrieb einmal über die Königin Marie Antoinette Elle a une maniére d'aimabilité, qui ne permet pas d'oublier qu'elle est reine et qui pourtant fait croire qu'elle l'oublie. Der hübsche Gedanke, der in diesem Urteil steckt, scheint mir die Art des Herzogs glücklich auszudrücken. Er legte es nicht darauf an, vornehm zu sein, aber er war es. Aber er war auch in einem höheren Sinne ein Fürst, als in dem des gothaschen Hofkalenders. Er hat sich weit mehr Mühe gegeben, als bloß „geboren zu werden". Auf die Vorrechte, die ihm seine Geburt und sein Rang erteilten, verzichtete der „Feldzeugmeister Württemberg" und — was schwerer ins Gewicht fällt — verzichtete auch der „Oberleutnant Württemberg". Als blutjunger Offizier in Garnisonen, die an der äußersten Grenze westlicher Kultur lagen, und in einer „Kommißumgebung" lebend, die ihm in keiner Hinsicht etwas bieten konnte, ließ er die zahlreichen Damen, die mit ihm ihre Gesellschaften und Bälle dekorieren wollten, vergebens schmachten. Während seine Kameraden tanzten und hofierten, versenkte er sich in die Mysterien der Taktik und Kartographie, verfaßte kriegsgeschichtliche und geographische Aufsätze und kehrte immer wieder, bis in die letzte Zeit seines Lebens, zu seiner Jugendliebe, der Geologie, zurück.

Seine teuerste Erholung war ihm das Reisen. Mehrfach durchstreifte er die Donauländer und den Balkan bis hinüber nach Kleinasien und Ägypten. Er besuchte Spanien und Marokko, Frankreich, Großbritannien, Nordamerika und Kuba. Italien war ihm, dem verständigen Kunstfreund und feinen Kenner, zur Heimat geworden. Von Udine bis Taormina hat er es in zahlreichen Reisen durchzogen. Aber was er von allen diesen Exkursionen heimbrachte, waren nicht die stereotypen Vogelbälge und Bärenfelle des

* A. Magirus. Herzog Wilhelm von Württemberg, k. u. k. Feldzeugmeister. Stuttgart 1897. — O. Teuber. Wilhelm Herzog von Württemberg. Wien, 1899.

Globetrotters. Seine Ausbeute bestand in gehaltvollen, tiefdurchdachten und wohlgefeilten Untersuchungen ethnographischer, naturhistorischer und kriegsgeschichtlicher Art. Ein bedeutendes — nicht nur militärisches — Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er der einzige strategische Fachmann war, der den ungeheueren kriegsgeschichtlichen und taktischen Wert des amerikanischen Bürgerkrieges erkannte und seine scharfsinnigen Beobachtungen darüber in einer Reihe kritischer und formgewandter Studien veröffentlichte. Stets teilte er die Ergebnisse seiner weitverzweigten Forschungen und seiner reichen Erfahrung den Offizieren seiner Garnisonen mit und brachte so einen neuen großen Zug in seine Wirksamkeit als militärischer Lehrer.

Herzog Wilhelm von Württemberg gehörte keineswegs zu den politischen Prinzen und am allerwenigsten zu den politischen Generalen. Im Dienste kannte er nur seine Pflicht. In seinen Privatbriefen aber sprach er sich über Zeitfragen, die ihn bewegten, offen aus. Und wer darin blättert, den mutet sein — freilich jedes Parteidogmas lediger — Freisinn erquickend an. Jedem Versuche einer Wiedererweckung feudaler Zustände stand er fremd gegenüber. An Ranke, dessen Weltgeschichte er bewunderte und überall mit sich führte, tadelte er übermäßig höfische Gesinnung. Mit den etwas verrosteten Anschauungen vieler seiner Standesgenossen hatte er nichts zu schaffen. Der Bewegung des Jahres 1848, sofern sie sich um die Erlangung verfassungsmäßiger Zustände handelte, versagte er nicht seinen Beifall. Die Notwendigkeit des Deutschen als Armee- und österreichische Staatssprache betonte er bei zahlreichen Anlässen. Der mächtige Vorstoß des Slawentums erfüllte schon den jungen Offizier mit Besorgnis. In Agram wohnte er im Jahre 1852 einem Volksfeste bei, das zu Ehren des anwesenden Kaisers veranstaltet wurde. Einige kroatische Heißsporne hatten das Volk eingedrillt, beim Nahen des Kaisers „Zivio" zu rufen. Als der Moment aber kam, brach alles in Hochrufe aus, „Beruhige dich", rief ein kroatischer Edelmann seinem ärgerlichen Freunde zu, „die nächste Generation wird gewiß „Zivio" schreien". Zornig schreibt der Herzog darüber an seine Schwester. Brutalitäten auch im Kriege waren ihm ein Greuel. Über Haynau, der im Herbst des Jahres 1848 in Chiavenna einige heißblütige Bürger zur Räson bringen sollte und der es mit seltenem Talente verstand, die Funktionen eines Friedensengels mit denen eines Würgengels zu vereinen, schrieb der junge Prinz: „Der Feldmarschalleutenant Haynau kann nur drei Worte italienisch: Canaglia — pagare und fucilare. Damit stiftet man schnell Ruhe."

Die doppelte Stellung des Herzogs als deutscher Prinz und österreichischer Offizier mochte ihm mehr Konflikte geschaffen haben, als Nahestehende ahnten. Statt diese Konflikte hier umständlich zu erörtern, möchte ich an dieser Stelle den Brief eines Dichters einschalten, den ein völlig anders geartetes Schicksal äußerlich ähnliche Wege gehen ließ wie den Herzog, Karl von Holtei, den gleich starke Beziehungen mit Schlesien und Steiermark verbanden. Das Manuskript des Briefes, der ein Dokument für die Stimmung des Jahres 1866 ist, befindet sich in Karlsruhe. Er lautet:

Durchlauchtigster Prinz!

Gnädigster Herzog und Herr!

Ew. Königl. Hoheit sind nur deshalb so lange von meinem Geschreibsel verschont geblieben, weil ich abwarten wollte, daß die drohenden Kriegswolken sich verziehen möchten.

Und bisher dachte ich immer noch, es könnte sich wieder „ausheitern". Seit gestern ist diese Hoffnung verschwnnden. Ich sehe schwärzer denn je in die Zukunft und mache mich auf das Ärgste gefaßt. Bei meinem Alter und der mir innewohnenden Resignation würde ich, was auch kommen möge, demütig ohne Murren tragen; ja, ich traue mir zu, sogar eine auf bevorstehenden Untergang aller literarischen Unternehmungen hinweisende Bettlerexistenz bis ans stille Grab lächelnd zu erdulden — wäre nicht mein armes altes Herz so wundersam geteilt zwischen alter und neuer Heimat; zwischen Österreich und Preußen; zwischen den Meinigen, den Grazer Gönnern und Freunden, und zwischen den hiesigen. Es ist mir, als würde es in den kämpfenden, miteinander streitenden Gefühlen, Wünschen, Befürchtungen zerreißen. Wer mag wissen, wann und ob ich diejenigen wiedersehe, die mir in Graz teuer sind? Wer mag berechnen, welchen Ausgang der Krieg nimmt? Ich rechne nicht darauf, sein Ende zu erleben. Denn ich fürchte, es wird ein Weltkrieg.

Und da möcht' ich noch Abschied nehmen von denen, die ich liebe und ehre. Möchte auch Ihnen, gnädigster Herr, noch Dank sagen für alle Huld und Güte, deren Sie mich gewürdigt haben. Möchte Sie bitten, bisweilen des alten Papierverderbers zu gedenken, der mit aufrichtiger Gesinnung an Ihnen hängt, der Ihnen treu bleiben will bis zum letzten Atemzuge.

Wohin wird Ew. Königl. Hoheit die ernste, schwere Pflicht rufen? Wird ihr kaiserlicher Herr Sie nach Italien senden, Ihren dort errungenen Ehrenkränzen frisches Laub zu flechten? Oder werden Sie das Schwert gegen die Bewohner des Landes ziehen, in welchem Sie geboren und erzogen sind? Gott gebe, daß diese traurige Notwendigkeit Ihnen erspart bleibe!

In dem trostlosen Jammer, der meine Seele bedrückt, erhebt mich nur Eins, das ist die Wahrnehmung, wie würdig, feierlich möcht ich sagen, der schauderhafte Bruderkrieg von den hiesigen Offizieren, niederen und höchsten betrachtet wird. Man hört nichts von eitler Überhebung, oder gar von jenem freudigen Rausche, der sonst vor beginnendem Feldzuge die Truppen wohl überkommt. Überall tut sich neben mutiger Bereitwilligkeit die ungeheuchelte, anerkennende Achtung vor Österreichs Heere kund. Ich habe nicht eine Äußerung gehört, die verletzend geklungen hätte. Und einen rührenden Eindruck macht es mir, unsere Soldaten zu sehen, welche ihre Medaillen am schwarzgelben Bande neben dem schwarzweißen tragen, wenn ich bedenke, daß diese Leute nun gegen jene kämpfen sollen, die der schwarzgelben Fahne folgen. Glaubte man nicht an eine ewige Macht, die hoch über irdischen Mächten waltet und regiert, man müßte verzweifeln!

Dieser Macht will ich vertrauen. Sie wird auch mit Ihnen sein, geliebter Herr und Herzog! Und welchen Weg sie Ihnen eröffnen, stets und überall wird es der Weg der Ehre sein. Tapfer, mild, edel, gut, menschlich — das ist Ihre Losung. Noch einmal Dank für so viel Gruß und Wohlwollen!

Ew. Königl. Hoheit untertäniger

Breslau, 7. Mai 1866. Holtei.

Den Konflikt, auf den Holtei anspielt, entschied die Pflicht. Österreich konnte in seinem schwersten Kampf auf die Mitwirkung eines so begabten Generals nicht verzichten, und das Jahr 1866 fand den Herzog auf dem böhmischen Kriegsschauplatz.

Ein schleichender, qualvoller Tod machte dem reichen Leben des Herzogs ein Ende. Milderung für seine täglich sich mehrenden Schmerzen zu suchen, reiste er unstet von einem Kurort zum andern. Aber nicht nur die sorgende Liebe seiner Schwester, auch der Tod ging überall mit und gab ihm Stück für Stück seine Bitterkeit zu kosten. Ihm aber war er nicht das schreckende Gespenst, sondern der ersehnte Erlöser. „Meine Qualen sind unermeßlich," schrieb er einmal, „der einzige Gedanke, der in mir lebt, ist der Wunsch, daß es bald zu Ende geht." In der Heimat seiner Wahl, in den tirolischen Bergen, wurde das Schmerzenslager ihm endlich zum Totenbett. Er starb im Spätherbst, auch im Spätherbst seines Lebens. Am 5. November 1896 entschlief der Achtundsechzigjährige. Den lebenden Geschlechtern, vor allen aber denen, deren Handwerkzeug die Waffe ist, möge das Grabmal auf dem stillen Kirchhof von Meran, möge das ragende Standbild in Graz zu redenden Gedenksteinen werden. Eine dauernde Mahnung zur Erinnerung, zur Dankbarkeit, zur Nacheiferung. Das wäre eines Helden schönste Totenfeier.

Die Drago-Doktrin.

Von Dr. Alexander Freiherrn Hold v. Ferneck.

Wie die Tagesblätter melden, beabsichtigen mehrere Staaten, der eben im Haag stattfindenden Konferenz vorzuschlagen, sie möge die Drago-Doktrin als Prinzip des Völkerrechtes proklamieren. Damit würde das Programm des Kongresses um eine Frage bereichert werden, welche der Beachtung weiterer Kreise wert ist.

Was lehrt die Drago-Doktrin?

Man erinnert sich noch des großen Aufsehens, welches entstand, als im Dezember des Jahres 1902 englische, deutsche und italienische Schiffe vor Venezuela erschienen, das venezolanische Geschwader angriffen, Hafenstädte beschossen und die Küsten blockierten. Auch der deutsche Kaiser hatte sich — mit einem geharnischten Telegramm — eingestellt.

Der Zweck der Aktion war, Repressalien zu üben. Venezuela war nämlich mit Zahlungen an Angehörige der reklamierenden Staaten in Rückstand geraten. Und zwar handelte es sich teils um die Vergütung von Vermögensnachteilen, welche den Fremden infolge der inneren Wirren erwachsen waren, teils um die Zinsen und Annuitäten auswärtiger Anlehen. Präsident Castro hatte die Bezahlung trotz des Drängens der fremden Regierungen versagt. Man appellierte also an die Gewalt.

Das bewaffnete Einschreiten rief in den südamerikanischen Republiken lebhafte Besorgnis wach. Begreiflicherweise! Haben doch fast alle diese Staaten unter revolutionären Bewegungen und finanziellen Schwierigkeiten zu leiden. Was heute dem einen geschah, konnte demnächst jedem von ihnen widerfahren. Kein Wunder also, daß man sich nach Hilfe umsah. Die argentinische Regierung ergriff die Initiative. Herr Dr. Luis M. Drago, damals Minister des Äußern, richtete an den diplomatischen Vertreter Argentiniens in Washington eine Note, datiert vom 29. Dezember 1902, um die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten auf die „intervention financière" zu lenken. Er legt darin eingehend seine Ansicht dar, daß die Aktion der Mächte dem Völkerrecht widerspreche. Die Intervention sei, zumindest insoweit sie die Einstellung des Anleihedienstes zum Anlaß nehme, unbe-

rechtigt. Aus folgenden Gründen: Der Kapitalist, der auf eine fremde Anleihe zeichnet oder Titres einer auswärtigen Schuld kauft, weiß, daß er nicht mit einem Privaten abschließt, daß er also den Schuldner nicht gerichtlich belangen kann. — Die Anschaffung solcher Papiere ist ein Spekulationsgeschäft. Der niedrige Emissionskurs und die hohe Verzinsung stellen die Risikoprämie dar. — Keine auswärtige Macht kann gegen einen souveränen Staat Exekutionsschritte einleiten, ohne seine Unabhängigkeit zu verletzen. — Eine Befugnis, zu intervenieren, wäre auch überflüssig. Ein Staat bietet mehr Garantien als ein Privatschuldner. Ein solcher kann seine Zahlungsfähigkeit für immer verlieren. Der Staat bleibt bestehen und löst seine Verpflichtungen früher oder später ein. — Dies die allgemeinen Gründe. Für die amerikanischen Staaten tritt eine weitere Überlegung hinzu: die Selbsthilfe manu militari ist notwendig mit der Besetzung amerikanischen Territoriums verbunden. Eine solche Besetzung widerspricht der Monroë-Doktrin. Sie ist daher im Sinne des Urhebers dieser Doktrin ein Akt, der von unfreundlicher Gesinnung wider die Vereinigten Staaten von Amerika zeugt. An der Union ist es also, gegen die Aktion der Mächte einzuschreiten.

In einem Artikel, den Herr Drago jüngst in der Pariser Revue générale de droit international public veröffentlicht, wird die Lehre genauer auseinandergesetzt und mit weiteren Argumenten versehen. Die Drago-Doktrin lautet darnach: Keine Macht ist berechtigt, zugunsten ihrer Angehörigen mit Gewalt gegen einen Staat einzuschreiten, der seinen Anleihedienst suspendiert. Es fragt sich: Ist die Doktrin völkerrechtlich begründet, und wie werden sich die Mächte zum Antrage, wenn er eingebracht werden sollte, verhalten?

Daß ihn die kleineren Staaten sympathisch aufnehmen würden, ist nicht zweifelhaft. Denn gerade die kleineren Staaten — und nur sie — sind von derartigen Interventionen bedroht. Eine Großmacht würde die Repressalien mit einer Kriegserklärung beantworten. Man erblickt hierin vielfach ein wichtiges Argument f ü r die Doktrin. Was ist das für ein Recht, fragt man, welches nur gegen den Schwachen geübt werden kann? Uns scheint die Frage nicht entscheidend. In der Staatengesellschaft, die des gemeinsamen Gesetzgebers und Richters entbehrt, geht Macht oft genug vor Recht. Dem Stärksten kann man nichts anhaben. Folgt daraus, daß man sich auch gegen den Schwächeren wehrlos machen soll? Und just die kleineren Staaten, die oft zugleich die ärmeren sind, pflegen vom Auslande Geld zu leihen. Also bedürfen die anderen ihnen gegenüber des Schutzes. Herr Drago gesteht selbst, daß die revolutionären Regierungen und abenteuernden Diktatoren, die in den Republiken Südamerikas immer wieder, da und dort, zur Macht gelangen, sich wenig Skrupeln machen, Anleihen zu emittieren, welche die künftigen Generationen belasten. Allerdings gebietet die Ehre und das wohlverstandene Interesse den Staaten, ihre Zahlungen nicht grundlos einzustellen. Etwas anderes ist aber der Staat selbst, etwas anderes die wechselnden Regierungen. Diktatoren, denen es nur um die Befriedigung persönlichen Machtbedürfnisses zu tun ist, pflegen nach der Ehre und den Interessen des Staates, den sie beherrschen, nicht zu fragen. Freilich haben die Großmächte wiederholt die Einstellung des Anleihedienstes, z. B. in Portugal und Rußland, über sich ergehen lassen ohne militärische Maßnahmen zu ergreifen. Es wäre aber eine Kühnheit, daraus zu folgern, daß sie nicht das Recht hatten, sich zur Wehr zu setzen. Der Berechtigte kann jederzeit aus politisch-opportunistischen Gründen auf die Geltendmachung von Rechten ver-

zichten. Und wenn die Regierung eines Staates, sagt Lord Palmerston, das Recht hat, zugunsten eines Angehörigen einzuschreiten, welcher eine begründete Reklamation gegen einen fremden Staat erhebt, so ist nicht einzusehen, wieso das Recht der Regierung ein geringeres sein soll, wenn es sich um eine große Zahl von Angehörigen und um bedeutende Summen handelt. Herr Drago meint zwar, der einschreitende Staat wäre niemals sicher, ob er sich auch in der Tat für seine eigenen Angehörigen einsetze; denn die Titres gingen rasch von Hand zu Hand und hätten vielleicht schon im Augenblicke der Intervention die Grenze überschritten. Auch seien zumeist Angehörige verschiedener Staaten im Besitze der Schuldverschreibungen; im Falle der Einstellung des Dienstes könnten also mehrere Staaten auftreten und verschiedene Wege einschlagen, um Genugtuung zu erlangen und solcherart eine unlösliche Konfusion herbeiführen. Schritte dagegen nur einer von mehreren ein, so hätte dies Nachteile für die übrigen im Gefolge. Denn gerechterweise müßten die von ihm beschlagnahmten Summen unter alle Gläubiger verhältnismäßig aufgeteilt werden. Diese Gründe sind nicht gewichtig. Man weiß regelmäßig sehr gut, in welchem Lande die Titres kursieren, zumal wenn sie an der Börse kotiert sind; und den Mißständen, die sich infolge der Mehrheit der Reklamanten einstellen, könnte man mit Vorschriften über die Art der Intervention begegnen; ein Verbot der Intervention kann man auf sie nicht gründen.

Der Doktrin sind unter den Völkerrechtslehrern zahlreiche Verfechter erstanden. Die Schriftsteller knüpfen zumeist an die völkerrechtliche Lehre von der Intervention an. Man pflegt die Intervention heute vielfach ganz allgemein für unberechtigt zu erklären und läßt sie nur ausnahmsweise, in bestimmten Fällen zu (s. g. Prinzip der Nichtintervention). Und man verdammt geradezu einstimmig die Intervention zum Zwecke der Eintreibung von Staatsschulden. Bedeutete aber, so kann man fragen, die Aktion gegen Venezuela wirklich eine Intervention? Unter einer solchen versteht man regelmäßig nur die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates. Die Einstellung von Zahlungen an das Ausland ist doch keine innere Angelegenheit! Man könnte die Eintreibung von Schulden zumindest mit demselben Rechte in die juristischen Kategorien der Selbsthilfe oder der Repressalien einreihen. Im übrigen sind alle diese Begriffe so verschwommen und bestritten, daß es geradezu als methodischer Fehler betrachtet werden müßte, wenn man versuchte, das Problem mit ihrer Hilfe zu lösen. Ein solches Unternehmen wäre nichts als ein Jonglieren mit Worten.

Gewiß wäre es auch keine Lösung, zu sagen: Ein Staat soll nicht leichtsinnig Schulden machen; sonst geschähe ihm Recht, wenn ihm die Gläubiger die Pistole an die Brust setzen. Man kann aber ebensowenig sagen: Niemand soll leichtfertig Geld verborgen; sonst geschähe ihm Recht, wenn er Verluste erleidet. Für die Staaten ist es oft ein vitales Interesse, an die Banken und an das Publikum zu appellieren, und Mißgeschick aller Art kann den kreditwürdigsten Staat zwingen, mit der Zahlung seiner Schulden innezuhalten. Und es läge wahrlich nicht im Interesse der kreditbedürftigen Staaten, wenn der Wagemut der Zeichner und Käufer schwände. Niemals sind übrigens Emissionskurs und Zinsfuß so gestaltet, daß man in ihnen eine Wucherprämie erblicken könnte, die den Darleiher über den Verlust des Kapitales oder auch nur eines Teiles davon tröstete. Es ist ja begreiflich, daß die kleineren Staaten die bewaffnete Selbsthilfe ihrer Gläubiger perhorreszieren. Und nicht mit Unrecht verweisen sie darauf, daß Bombardements und Blockaden nicht

dazu angetan sind, die Zahlungsfähigkeit der Bombardierten und Blockierten zu bessern. Der Gläubiger fragt aber mit Recht, welches Mittel er denn anwenden soll, um zu seinem Gelde zu kommen. Denn der Klageweg ist ihm bei einer öffentlichen Schuld versperrt. Und es ist klar, daß man ihn dem Schuldner nicht mit Haut und Haar ausliefern kann. Nicht etwa nur um seiner selbst willen. Vielmehr — und darin liegt wohl die wichtigste Überlegung — auch im Interesse des Schuldners. Je leichter und schmerzloser dem Schuldner die Einstellung der Zahlungen gemacht wird, desto ungünstiger gestaltet sich sein Kredit. Die bewaffnete Intervention ist zweifellos ein odioses Mittel. Aber sie ist wirksam, selbst ohne daß sie jemals ins Werk gesetzt wird. Der Schuldner fürchtet sie; dies gibt dem Gläubiger Sicherheit, und mit der Sicherheit des Gläubigers wächst der Kredit des Schuldners. Es hat mit ihr eine ähnliche Bewandtnis wie mit dem Duell und der Todesstrafe, die auch im Geiste des Bedrohten wirksame Hemmungsvorstellungen auslösen. Es ist leicht und eine schöne Pose, für ihre Abschaffung einzutreten. Es ist aber schwer, einen Ersatz für sie zu finden. Schöne Worte allein bieten keinen Schutz für im Stiche gelassene schutzwürdige Interessen.

So fühlt denn auch der Proponent selbst, daß man die Gläubiger für die Entziehung des Selbsthilferechtes irgendwie entschädigen müßte, und er schlägt einen Ausweg vor. In dem Falle nämlich, daß ein Zweifel besteht, ob die Einstellung des Anleihedienstes begründet, d. h. unvermeidlich ist, soll ein Schiedsgericht eingesetzt werden. Dieses hätte die Ursachen der Zahlungseinstellung zu prüfen, die finanzielle Lage des Schuldners zu untersuchen und festzustellen, wann der Staat seinen Verpflichtungen wieder nachkommen und die Rückstände werde tilgen können. Der Schiedsspruch hätte die Wirkung eines Vertrages, d. h. der Gläubiger könnte die fälligen Summen — wohl aus dem Titel der Novation — bei den Gerichten des säumigen Staates einklagen und solcherart einen Exekutionstitel erwirken. Schlimm nur, daß diese Lösung die bewaffnete Intervention doch nicht völlig ausschlösse. Denn wenn der säumige Staat die Justiz verweigert oder auf seine Gerichte ungebührlichen Einfluß nimmt oder dem Urteilsspruch nicht Folge leistet oder seine Objekte der Exekution entzieht, müßte doch die Selbsthilfe eintreten, soll das Schiedsgericht nicht eine leere Posse sein. Ganz davon zu schweigen, daß gerade der prinzipielle Zweck der Doktrin nicht erreicht wird; eine Untersuchung der Finanzlage des Staates ist ohne Beeinträchtigung seiner Unabhängigkeit nicht wohl denkbar. Allerdings ist der Antrag geeignet, die bewaffnete Selbsthilfe seltener zu machen, und die Eingriffe der fremden Staaten hätten wenigstens die Zustimmung des Betroffenen. Aber es ist fraglich, ob das Mittel überhaupt zweckdienlich ist. Der Schuldner kann als Grund der Zahlungseinstellung schlechte Ernten anführen oder die Notwendigkeit von Kriegsrüstungen ins Treffen schicken. Sollen die Mitglieder des Schiedsgerichtes monatelang im Staate umherreisen, um sich vom Stande der Felder zu überzeugen? Sollen sie sich in die Frage einlassen, ob die Kriegsgefahr groß genug war, um die Verwendung der Gelder, die zur Einlösung der Coupons dienen sollten, zur Anschaffung von Waffen zu rechtfertigen?

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Mächte den Vorschlag trotzdem für durchführbar halten nnd annehmen oder eine andere Lösung finden. Voraussehen kann man es nicht. Alles spricht dafür, daß die Staaten, die in der Weltwirtschaft die Rolle der Gläubiger übernommen haben, die Frage vom Standpunkte der Gläubiger beantworten werden. Be-

kanntlich sind sie ja nicht geneigt, sich ohne Not die Hände zu binden. Hierzu kommt noch, daß die „finanzielle Intervention" ein in anderer Beziehung wertvolles Instrument ist. Sie ist ein beliebtes, längst erprobtes Mittel der Großmächte, kleinere, wenig zivilisierte Staaten, die man durch den Köder einer Anleihe gelockt hat, langsam nnd sanft, aber sicher an sich zu ziehen, bis sie die Segnungen eines „Protektorates" genießen. Wohl gehen die südamerikanischen Republiken nicht darauf aus, den Großmächten dieses wirksame Mittel überhaupt zu entwinden. Herr Drago selbst erklärt: Wir hätten geschwiegen, wenn man Tunis oder die Türkei mit Gewalt hätte zwingen wollen, Schulden zu bezahlen. Wir hatten nur die Absicht, den europäischen Staaten den einzigen Vorwand zu nehmen, unter welchem sie die friedliche Entwicklung der auf dem amerikanischen Kontinent gelegenen Staaten stören könnten. Mit dieser Einschränkung wird aber die Frage des Charakters einer Rechtsfrage entkleidet; denn als solche müßte sie allgemein lauten. Sie sinkt hiermit zu einer rein lokalen, politischen Frage herab. Eine solche gehört jedoch nicht vor das Forum, welchem die Reform des Völkerrechtes obliegt. Man formuliert jetzt die Lehre folgendermaßen: Die öffentliche Schuld kann niemals Anlaß dazu geben, daß eine europäische Macht das Territorium eines amerikanischen Staates besetzt. Und es wird klar: die Drago-Doktrin ist nichts anderes, als eine Vervollständigung der Monroë-Doktrin.

Sie richtet aber ihre Spitze nicht nur gegen die europäischen Staaten. Man weiß, daß die Monroë-Doktrin in Nordamerika anders gelesen wird: Amerika den Vereinigten Staaten, und daß die Union Ansprüche erhebt und durchsetzt, die sie in der Rolle einer Vormacht des Kontinentes erscheinen lassen. Ihr gegenüber hüten die Staaten Zentral- und Südamerikas ihre Unabhängigkeit mit Eifersucht, und die Drago-Doktrin soll den der Union erwünschten Anlaß zu Interventionen ausschließen. Ein solcher Anlaß hat sich erst vor kurzem ergeben. Im Jahre 1904 hatte die Republik San Domingo die Zahlungen ihrer auswärtigen Schulden eingestellt. Ganz Amerika fürchtete eine Wiederkehr der Tage von Venezuela. Da legte sich Präsident Roosevelt ins Mittel und schloß mit der Republik San Domingo einen Vertrag ab (4. Februar 1905). Die Union verbürgte sich für die territoriale Integrität dieser Republik, übernahm die Verwaltung und Vereinnahmung der Zölle und anderer Gefälle und verteilte den größeren Teil dieser Eingänge pro rata parte unter die Gläubiger. Damit war die Gefahr einer europäischen Invasion beschworen, aber um welchen Preis! An Stelle der verhaßten Europäer hatte der lästige Freund interveniert. Und man mußte ihm dafür noch dankbar sein. Als Mittel, sich künftighin vor jeglicher Einmischung zu bewahren, soll die Doktrin Dragos dienen.

Herr Drago gibt allerdings nicht zu, daß sein Antrag keine Rechtsfrage enthält und eine lokale Angelegenheit betrifft. Er betont selbst den Zusammenhang seiner Lehre mit der Monroë-Doktrin und findet von da aus die Brücke zur Konferenz. Der Haager Kongreß von 1899 — so argumentiert er — hat die Forderung: Amerika den Amerikanern zu einem Rechte Amerikas erhoben. Denn keine Macht hat protestiert, als die Delegierten der Vereinigten Staaten folgende Rechtsverwahrung zu Protokoll gaben: „Von dem Inhalte dieses Abkommens darf nichts derart ausgelegt werden, daß es die Vereinigten Staaten verpflichtete, von ihrer überlieferten Politik abzuweichen.... Es ist gleichermaßen selbstverständlich, daß in dem Abkommen nichts so ausgelegt werden darf, als wenn es für die Vereinigten Staaten von Amerika ein Aufgeben ihrer überlieferten Haltung in An-

setzung der rein amerikanischen Fragen in sich schlösse." Warum, fragt man jetzt in Südamerika, sollten sich die Mächte diesmal ablehnend verhalten, da es sich doch nur um eine Ergänzung der sanktionierten Doktrin handelt?

Uns scheint, daß das Gewährenlassen der Mächte der Monroë-Doktrin allerdings erhöhte Bedeutung verliehen hat; eine förmliche Anerkennung kann darin aber um so weniger erblickt werden, als sich die Verwahrung nur auf das Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle, keineswegs auf alle Beschlüsse der Haager Konferenz, geschweige denn auf alle überhaupt möglichen Fragen bezog. Kurz: Der Antrag der südamerikanischen Republiken hat, wie gesagt, eine lokale politische Angelegenheit, keine Rechtsfrage im Auge. Die Antragsteller müssen also gewärtigen, daß sich die Konferenz für nicht kompetent erklärt, den Antrag in Beratung zu ziehen.

Noch eine weitere Überlegung scheint darauf hinzudeuten, daß die Republiken besser täten, die Frage, die ihnen so sehr am Herzen liegt, anderswo zur Sprache zu bringen. Die Großmächte dürften dem Antrage keinesfalls zustimmen, ohne daß ihnen Konzessionen gemacht werden. Hierzu bedarf es der Unterhandlungen zwischen den einzelnen Staaten. So eröffnet sich von selbst der Weg, auf den allein lokale, politische Angelegenheiten gehören: der Weg des Vertrages zwischen den Beteiligten.

Es besteht allerdings, so hört man sagen, auch unter den Vertretern von Großmächten die Geneigtheit, die Schiedsgerichtsbarkeit für alle Streitigkeiten, welche G e l d f o r d e r u n g e n zum Gegenstand haben, obligatorisch zu machen. Sollten sich alle Mächte hiermit einverstanden erklären, so wäre damit zugleich der Antrag Drago zustimmend erledigt. Jedenfalls hätte Österreich keinen Anlaß, sich dem Antrage zu widersetzen.

Plan einer Beaufsichtigung der deutschen Literatur.

Mitgeteilt von Ludwig Geiger.

Nach den Befreiungskriegen herrschte in den offiziellen Kreisen Deutschlands große Furcht vor Ausschreitungen der Presse. Das Bundespreßgesetz von 1819 und die Karlsbader Beschlüsse, sowie die Bestimmungen, die diesen folgten, hatten dem freien Wort zwar Schranken geboten, aber keinen Einhalt getan. Mit der ungebundener werdenden Sprache, namentlich der jüngeren Schriftsteller, vermehrte sich die Angst der bestimmenden Männer. Dazu kam der Freiheitstaumel und die Erhebungslust, erklärliche Folgeerscheinungen der Julirevolution und des polnischen Aufstandes. An manchen Orten Deutschlands hatte es sich wirklich geregt; namentlich die süddeutschen Staaten, in denen Ständeversammlungen den Regierungen abgerungen worden waren, galten Österreich und Preußen als Herde der Revolution. Seitdem nun von dort aus Preßvereine sich nach Norddeutschland, selbst nach dem frommen Mecklenburg-Schwerin verbreiteten, seitdem die in Paris wirklich vorhandenen Arbeiterverbrüderungen Emissäre nach Deutschland schickten und für fähig gehalten wurden, die Brandfackel der Revolution in Deutschland anzuzünden, seitdem das Schreckgespenst der „jungen Schweiz" und des „jungen Italien" die ehrsamen Wächter der Ordnung des alten Deutschlands im Schlafe beunruhigte und das in Mainz vorsorglich eingesetzte Preßbureau immer

neue und stets bedrohlichere Mär von Geheimbünden und bedenklich anschwellende Listen gefährlicher Subjekte, von denen alles zu erwarten stand, nach Wien sendete, — da glaubte man dort wirklich am Vorabend einer alles verschlingenden Revolution zu stehen. Es bedurfte nur eines Funkens, um Metternich zu bewegen, zu einem entscheidenden Schlage auszuholen. Dieser Funke war Menzels berüchtigte Rezension von Gutzkows Wally und die darin enthaltene Denunziation des jungen Deutschland als einer Umstürzlerbande, die geheiligte Tugend vernichten und Thron und Altar zerstören wollte.

Doch ist nach Urkunden, die ich im Wiener k. k. Hof-, Haus- und Staatsarchiv fand, Menzel nicht in dem Sinne Denunziant, daß er selbst seine Anklageschrift nach Wien sandte. Dieser Sorge überhob ihn der Hofrat Jarcke, ein geistvoller Mann, kein Überläufer wie Menzel, der ehemalige Demokrat, sondern ein strenger Legitimist und überzeugter Katholik, der in einem nicht erhaltenen großen Gutachten Metternich, in dessen Diensten er seit 1832 stand, von Stuttgart aus, wo er eine Zeitlang verweilte, von der neuen, unerhörten Gefahr benachrichtigte und auf ihre Beseitigung drängte.

Was darauf erfolgte, ist bekannt. Der Bundesbeschluß vom 10. Dezember 1835 und vorher schon das stärkere preußische Edikt vom 14. November machte die Führer des sogenannten jungen Deutschland mundtot, indem es nicht nur die erschienenen, sondern auch die noch zu erscheinenden Schriften verbot. Aber das Edikt bezog sich nur auf eine Reihe namentlich aufgeführter, zufällig herausgegriffener Schriftsteller und ließ manche anderen frei, die mindestens ebenso gefährlich waren, wie Duller, Kühne, Ortlepp, und traf mit grausamer Härte auch nur eine bestimmte Kategorie von Schriften, während es die periodische Literatur wie die wissenschaftliche ganz unberührt ließ; auch wurde es in vielen Staaten wenig, in einzelnen gar nicht beachtet und selbst in Preußen, das in dieser ganzen Angelegenheit ebenso streng wie konsequent vorging, sehr gemildert, indem dort schon nach einem Edikt des Februar 1836 die Schriften selbst der Hauptattentäter wieder geduldet werden sollten, sobald sie einer Rezensur in Preußen unterworfen worden wären. Alle diese Mißstände erregten in Metternich den Gedanken einer allgemeinen Überwachung der Literatur. Und wiederum war es Jarcke, der mit der Ausarbeitung des grundlegenden Planes und schon von vornherein mit der Oberleitung des ganzen Unternehmens betraut werden sollte. Jarcke erstattete nun folgendes Gutachten und gab ihm das gleichfalls nachstehende Begleitschreiben bei:

„Die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur haben den Beweis geliefert, daß, wenn auch für den Augenblick in den unmittelbar revolutionairen Bestrebungen der Presse ein scheinbarer oder wirklicher Stillstand eingetreten ist, dennoch die Gefahr der geflissentlichen Korruption der öffentlichen Meinung keineswegs für gänzlich beseitigt zu halten sey. Von dem rein politischen Gebiete haben sich die Versuche der Aufregung auf das Feld der schönen Literatur, von hier auf den Boden der Theologie hinübergezogen und es steht zu vermuthen, daß der böse Wille oder der Fanatismus derer, welche mit Bewußtseyn und Absicht die Fundamente von Staat und Kirche zu untergraben suchen, tausend neue Wege und Formen finden werde, die verderblichen Zwecke auf dem Gebiete der Gesinnung zu erreichen,

denen die Regierungen auf dem praktisch politischen Felde mit der entschiedensten Anstrengung entgegenzuwirken sich genötigt sehen.

So ist also noch fortwährend die Gesinnung — die gute wie die böse — eine Macht und vielleicht die bedeutendste und wirksamste unter allen auf die Gegenwart einwirkenden Potenzen. Daß diese Wahrheit zum Gemeinplatze geworden, liefert den deutlichsten Beweis, daß sie in ihrer Allgemeinheit von Niemand bezweifelt werde — was aber bis jetzt bei weitem weniger allgemeine Anerkennung gefunden hat und noch weniger in That übergegangen ist, — sind die sich unmittelbar aus jener eben ausgesprochenen Grundansicht ergebenden Folgerungen.

Wenn die Gesinnung des Volkes und insbesondere der gebildeten Stände eine Macht ist, so müßen die Regierungen mit Bewußtseyn und Einsicht ihr gegenüber ihre Stellung nehmen, um in angemessener Weise mit dieser Macht zu verhandeln, sie, insoweit dieß möglich ist, zu bestimmen und zu leiten, sie aufzuklären, sie, wo sie auf Irrwegen ist, zurückzuführen und zu berichtigen, sie im Guten zu ermuntern, endlich, wo sie entschieden verdorben ist, ihr mit Bestimmtheit und Energie entgegenzutreten suchen.

Doch auch hierüber dürften die meisten Staatsmänner im Ganzen und Großen der Theorie nach ziemlich einig seyn. Es ist sogar seit den letzten sechs Jahren in dieser Beziehung, selbst praktisch, in verschiedenen Ländern Manches, wenn gleich nicht immer auf die richtige Weise und im rechten Zusammenhange geschehen. Wenn aber das was in solcher Art von den Regierungen selbst ausgegangen ist, im Ganzen so wenig wirkliche Frucht getragen hat, wenn so vieles Andere, was da hätte geschehen können und sollen, nicht geschehen ist, wenn fast überall die Autorität ihre richtige Stellung zu jener eben bezeichneten Macht — der öffentlichen Meinung und Gesinnung — nicht genommen hat, so scheint der Grund davon hauptsächlich darin zu liegen, daß man ein wesentlich notwendiges Mittelglied, was aller Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die Presse vorausgehen mußte, übersprungen hat.

Diese unerläßliche Grundbedingung jedweder hemmenden oder fördernden, präventiven, repressiven oder präkavirenden Einwirkung auf die Presse und dadurch auf den Geist des deutschen Volkes ist eine klare und bestimmte, durch consequent und stetig fortgesetzte Beobachtung gewonnene unbefangene Einsicht in den wirklichen Zustand der öffentlichen Gesinnung, eine genaue und spezielle Notiznahme von allen auf dem geistigen Gebiete hervortretenden einigermaßen bedeutenden Richtungen, eine detaillirte Kenntniß dessen, was in Deutschland gedruckt und gelesen und somit gedacht und geglaubt wird.

Fehlt diese genaue Kenntniß des geistigen und literarischen Terrains, so sind halbe oder auch selbst entschieden falsche und zweckwidrige Maßregeln von Seiten der Regierungen eine ebenso traurige als beinahe unvermeidliche Folge, während umgekehrt erst, wenn jene detaillirte und bestimmte Einsicht durch länger fortgesetzte Beobachtung gewonnen ist, — es der weitern Berathung anheimgestellt werden kann, was auf dem Gebiete der Literatur und der Presse den Regierungen zu thun möglich und für sie rathsam sey.

Nach dem so eben Erwähnten scheint die förmliche Organisation eines literarischen Referats nicht bloß als eine nothwendige Voraussetzung jedwedes richtigen und zweck-

mäßigen negativen wie positiven Einflußes der Regierungen auf die Literatur, — sondern auch aus dem gewöhnlichen polizeilichen Gesichtspunkte schon muß es denselben von hohem Werthe seyn, von allen in Deutschland hervortretenden Tendenzen der öffentlichen Meinung durch Sachverständige genauen und verständlichen Bericht zu erhalten.

Dieß vorausgesetzt scheint es bei der heutigen Lage der politischen Verhältnisse in Deutschland und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Preußen und um eine ernst anfassende und allseitige Beobachtung von verschiedenen Standpunkten aus herbeizuführen angemessen, daß die Beobachtungen solcher Art in jedem von beiden Ländern angestellt und von Zeit zu Zeit gegeneinander ausgetauscht werden. Auf diesem Wege würde zwischen den beiden genannten deutschen Mächten eine Übereinstimmung der Ansichten in Betreff dieser Verhältnisse erwirkt, welche vielleicht in geeigneten Fällen günstige Resultate beim Bundestage vorzubereiten im Stande wäre. — Vielleicht dürfte es, wenn einmal der eben erwähnte Austausch der in Rede stehenden Beobachtungen zwischen Österreich und Preußen im Gange wäre, auch noch in manchem Betracht wünschenswerth erscheinen, auch andere deutsche Höfe zum Anschluße an diese Einrichtung einzuladen und sie auf diesem Wege den Maßregeln geneigt zu machen, welche vielleicht über kurz oder lang die Folge der hier eingeschlagenen Beaufsichtigung werden könnten.

Die spezielle Einrichtung dieses literarischen Referats (z. B. Wahl der Personen, Vertheilung der einzelnen Fächer unter dieselben, Unterordnung der ganzen Einrichtung unter dieses oder jenes Ministerium u. s. w.) könnte und müßte in jedem Lande, zunächst also in Österreich und Preußen der Einsicht und dem Ermessen der besonderen Regierungen überlassen bleiben. Nur über den gemeinschaftlichen Charakter des Institutes dürften hier noch folgende aus der Betrachtung des Zweckes desselben abgeleiteten Bemerkungen nöthig seyn.

Die hier in Antrag gebrachten Beobachtungen dürften keineswegs in einer Recensur der in Deutschland erscheinenden Werke oder in einem Aufsuchen einzelner polizeiwidriger Ausdrücke, Formen und Wendungen bestehen, sondern zunächst sich nur an den Geist und die Richtung der hervortretenden erwähnungswerthen Schriften halten.

Sie dürften andrerseits auch keine bloß gelehrten und wissenschaftlichen Recensionen seyn (wenngleich ein Urtheil über den wissenschaftlichen Werth eines Buches nicht selten in manchem Betracht nützlich seyn könnte), sondern es müßte zunächst nur der allgemein religiös-sittlich-politische Standpunkt festgehalten und die Frage beantwortet werden: inwiefern eine literarische Erscheinung von diesem aus angesehen Beachtung verdiene und mutmaßlich von Einfluß auf den Geist des deutschen Volkes seyn werde?

Es wäre aus den eben angeführten Gründen also in keiner Weise wünschenswerth, wenn das hier vorgeschlagene Institut zu umfassenden, weitschweifigen und für den Schreiber wie für den Leser zeitraubenden Relationen über die einzelnen literarischen Erscheinungen führte; kurze, die Substanz der Sache in wenig Worten aussprechende, vornämlich den Geist signalisirende Notizen, denen in wichtigen Fällen das besprochene Werk selbst beizufügen wäre und von Zeit zu Zeit erfolgende

gedrängte Übersichten über ganze Fächer würden den Zweck der Einrichtung bei weitem besser erfüllen.

Anträge von Seiten der Berichterstatter auf zu ergreifende Maßregeln wären ebenso wenig immer zu erfordern, als, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte, schlechthin auszuschließen. Dagegen könnten diese Beobachtungen gleichzeitig darauf gerichtet werden den Regierungen diejenigen literarisch-statistischen Notizen zu verschaffen, die für diesen Zweck der Polizei unentbehrlich sind. Dahin gehören z. B. die Fragen: in welchen Ländern und in welchen Buchhandlungen vorzugsweise schädliche Schriften erscheinen, ob das literarische Gift in Büchern oder in Zeitschriften und in welchen? verbreitet werde, welche Fächer der Literatur vorzüglich davon ergriffen seyen, welche Schriftsteller sich der schlechten Literatur widmen? u. s. w.

Daß auf jede gute Regung ein eben so sorgfältiges Augenmerk gerichtet werden müßte, läge nothwendig im Geiste des in Vorschlag gebrachten Instituts, weil bloße Berücksichtigung des vorhandenen Uebels den Regierungen nothwendig ein falsches Bild liefern und somit unvermeidlich wieder die Veranlassung zu einseitigen und und schiefen Maaßregeln werden würde.

Der Austausch der in Rede stehenden Beobachtungen zwischen Oesterreich und Preußen endlich könnte spätestens alle 3 Monate, bei einzelnen wichtigen und Aufsehen erregenden Erscheinungen auch öfter erfolgen.

Jedoch dürfte es in vielfachem Betracht nöthig seyn, daß derselbe nicht in officieller Form von Behörde zu Behörde geschähe, sondern in formloser confidentieller Weise von Kabinett zu Kabinett vor sich ginge. — Die Unbefangenheit und Freimüthigkeit der Berichte dürfte auf diesem Wege nur gewinnen und der gesuchte Zweck hier viel ungezwungener zu erreichen seyn.

Durchlauchtig-Hochgeborener Fürst!

ED. haben dem ganz gehorsamst Unterzeichneten ein Gutachten über die Art und Weise abzufordern geruht: wie die gegenwärtig mit dem preußischen Kabinett besprochene Beaufsichtigung der deutschen Litteratur und öffentlichen Meinung — insoweit jene Aufsicht von Oesterreich ausgehen sollte — in eine bestimmte Organisation und in ein wohlgeordnetes System gebracht werden könne?

Indem ich meine ganz gehorsamste Antwort an die schon vorlängst getroffene Bestimmung ED., wonach Höchstdieselben mich zum Referenten in literarischen Angelegenheiten ernannt haben, anknüpfe, erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

Eine wohlgeordnete, konsequente und umfassende Beobachtung der deutschen Literatur aus dem religiösen, sittlichen und höhern politischen Standpunkte, wie sie aus dem beiliegenden, zur Mittheilung an das preußische Kabinett bestimmten Memoire bezeichnet ist, setzt von oesterreichischer Seite voraus, daß

I. eine hinreichende Anzahl von Personen bestimmt werde, um von den hieher gehörigen Productionen der deutschen Presse Notiz nehmen zu können und daß

II. diesen das literarische Material selbst zugänglich gemacht werde.

Ad. I Wenn ED. auch zu dem gehorsamst Unterzeichneten das ehrenvolle Zutrauen hegen, die Anfertigung der literarischen Berichte selbst seiner Beurtheilung anzuvertrauen, so ist dennoch die physische Unmöglichkeit vorhanden, daß ein Einzelner, noch dazu neben seinen andern literarischen und anderweitigen Dienstarbeiten, von

allen in Deutschland erscheinenden literarischen Producten auch nur die äußerlichste und oberflächlichste Notiz nehmen könnte. Außer vielen Tag-, Wochen- und Monatschriften belaufen sich die jährlich in Deutschland und der Schweiz erscheinenden Werke ungefähr auf 10.000. Wäre es gleich ebenso unmöglich als überflüßig, alle diese Bücher zu durchlesen, so ist dennoch schon die Musterung derselben und das Ausscheiden des zu Lesenden eine Arbeit von sehr großem Umfange, das Lesen und Bezeichnen dessen, was einer besondern Erwägung und Beurtheilung unterworfen werden muß, eine Arbeit die, jahraus jahrein, eine Mehrheit von Personen unausgesetzt beschäftigen würde.

Nichtsdestoweniger hoffe ich durch ökonomische Benutzung der Zeit und strenge Auswahl des zu Lesenden fertig werden zu können, wenn ED. folgende Personen für dieses Geschäft zu gewinnen und mir zu dem Grunde beizuordnen geruhen, daß sie die ihnen zu bezeichnenden Bücher lesen und mir über den Sinn und die Tendenz derselben Aufschluß geben, damit ich davon in den von mir angefertigten Berichten den geeigneten Gebrauch machen kann:

1. Den hiesigen Direktor der orientalischen Akademie Herrn Rauscher, dessen nähere Bekanntschaft ich zwar noch nicht gemacht habe, von dessen theologischer Bildung und guter Gesinnung ich jedoch von allen Seiten her die günstigsten Urtheile vernommen habe. Die Herbeiziehung dieses Gelehrten zu dem in Rede stehenden Geschäfte wünsche ich mir insbesondere zu dem Zwecke, daß ich in geeigneten Fällen und wo es sich um den wissenschaftlichen Werth theologischer Werke handelt, mein eigenes Urtheil durch das Urtheil eines hochverständigen Theologen vom Fach ergänzen könnte.

2. Den gegenwärtig in Wien anwesenden Dr. phil. Hülsemann, dessen vielseitige Bildung und Kenntniß ihn ganz besonders zu der in Rede stehenden Beschäftigung geeignet macht. Ueber die Bedingungen, unter denen er zu gewinnen wäre, erlaube ich mir keine besonderen Anträge, da ED. diesen Mann in eben dieser Beziehung schon seit längerer Zeit zum Gegenstande Höchst ihrer eigenen Aufmerksamkeit gemacht haben.

3. Den hiesigen Privatgelehrten Dr. phil. Joseph Fick aus Wien gebürtig, katholischer Religion, 36 Jahre alt, der seit einem halben Jahre bei der k. k. Censur verwendet wird. — Ich kann denselben als einen ebenso rechtschaffenen und kenntnißvollen als wohldenkenden und urtheilsfähigen Mann empfehlen und bemerke in Hinsicht der ihm etwa zu gewährenden Remuneration, daß, wenn er zu den ihm von der K. K. Censur und Polizeihofstelle versprochenen fl. 300 aus demselben oder einem andern Fond eine eben so große Summe für die in Rede stehende Beschäftigung erhielte, er den größten Theil seiner Zeit diesen Arbeiten widmen könnte, sowie, daß für diese mäßige Belohnung ein ebenso zuverläßiger als in vielfacher Beziehung brauchbarer Mann von seltenen Kenntnissen gewonnen wäre.

Ad II. Was die Herbeischaffung des literarischen Materials selbst betrifft, so bietet eine von Wien ausgehende literarische Beobachtung der erwähnten Art die eigenthümliche Schwierigkeit dar, daß diese Hauptstadt nicht nur nicht im Mittelpunkte, sondern in mancher Beziehung sogar außer der Peripherie des deutschen literarischen Treibens liegt.

Diesem nach ist nur der Weg möglich, daß

1. dem k k. Generalconsul in Leipzig Befehl ertheilt wird, für Rechnung der Staatskanzlei sämmtliche ihm noch näher zu bezeichnende literarische Zeitungen und critischen Journale der Kürze halber allenfalls unmittelbar an mich einzusenden;

2. aus diesen werde ich sodann diejenigen Werke ausziehen, deren eigne Einsicht mir wünschenswerth und nothwendig erschiene;

3. die sonstigen der Ansicht würdigen Journale und Pamphlets könnten theils auf demselben Wege, theils durch die verschiedenen k. k. Gesandtschaften in den einzelnen Theilen von Deutschland bezogen werden;

4. größere Werke von wissenschaftlichem Werthe könnten, um die Kosten der Anschaffung zu vermindern, der k. k. Hofbibliothek überlassen werden, was jedoch, insofern diese die am meisten kostspieligen Pamphlets und Journale schwerlich würde brauchen können, nur einen sehr geringen Erlös verspräche.

Nimmt die Kosten für das erste Jahr auf 1500 fl. an.

Indem ich mich beehre die oben angegebenen Punkte als die nothwendige und unerläßliche Grundlagen und Voraussetzungen der im Eingange erwähnten Einverständnis mit dem preußischen Cabinett von österreichischer Seite zu treffenden Einrichtung zu bezeichnen, verharre ich ehrerbietigst

Euer Durchlaucht ganz gehorsamer Diener

Dr. Jarcke,

k. k. Rath.

Wien, den 23. April 1836."

Man sollte glauben, daß die vorstehenden Aktenstücke den Anfang einer großen schriftlichen Beratung in Österreich gemacht und ebenso den Ausgangspunkt zu einem umfangreichen Schriftenwechsel mit Preußen gebildet hätten. Diese Meinung ist aber irrig. Wenigstens ist mir auf direkte Anfragen in Wien und Berlin der Bescheid geworden, daß über die fragliche Angelegenheit keinerlei Akten vorhanden seien. Dies ist um so merkwürdiger, als es am Anfange des zweiten Aktenstückes ausdrücklich heißt, daß die Maßregel, um die es sich handelt, zwischen Österreich und Preußen besprochen worden sei und es sich bei einer solchen Ausdrucksweise nur um eine schriftliche, nicht etwa um mündliche Besprechungen handeln kann.

Eines Kommentars bedürfen die vorstehenden Ausführungen nicht. Von den in Aussicht genommenen Mitarbeitern sind zwei: Fick und Hülsemann offenbar nicht zu sonderlichem Ruhme gelangt, wenigstens sind sie in den Konversationslexicis und in der allgemeinen deutschen Biographie auch bei Wurzbach nicht zu finden. Um so berühmter ist der an erster Stelle Genannte. Es ist der später zu so eigenartiger Bedeutung gelangte Josef Othmar v. Rauscher 1797—1875, der 1832 Direktor der orientalischen Akademie in Wien geworden war. Er wurde 1853 Fürstbischof von Wien und war bis zu seinem Tode der bald verhaßteste, bald allbeliebte, aber immer der führende und bedeutendste österreichische Kirchenfürst.

Unser Aktenstück kann nun also nicht durch schriftliche Berichte ergänzt werden, nur ein einziges Schreiben vermag ich beizubringen, aus dem hervorgeht, daß die Sache noch einmal Gegenstand der Besprechung wurde. Der russische Diplomat C. von

Schweizer nämlich, der eine Zeitlang in Wien gelebt hatte und der von Metternich betraut worden war, ein Schreiben an Varnhagen zu bringen, in dem dieser aufgefordert war über das junge Deutschland und seine Beteiligung daran ein Gutachten abzugeben, ging nach Berlin, entledigte sich seines Auftrages, freilich ziemlich spät (Mitte März) und gab bald darauf (26. März) über seine Unterhaltung mit Varnhagen, seine Reiseerlebnisse und seine Berliner Erfahrungen dem Meister Bericht. In diesem großen Schreiben erzählte er von dem Eifer des sächsischen Generalkonsuls, des Herrn von Bercks in Leipzig, der „die Fahrlässigkeit der sächsischen Zensur und die schwankende Haltung der dortigen Behörden" nicht billigte. Er sprach von einem Vorschlage, die ganze Zensur dem Bunde zu unterstellen und den Einzelstaaten zu entziehen, damit nicht, wie dies z. B. in Altenburg beständig geschehe, „der Religion, Sitten und Grundsätzen, welche die Basis der in Deutschland bestehenden Regierungen seien, mit Willen ferner Hohn gesprochen werde." Dann berichtete er, daß er dem König vorgestellt worden sei, eine Unterredung mit dem Fürsten Wittgenstein gehabt habe, und fuhr dann fort: „Ich teilte demselben die Idee Euer Durchlaucht über die Notwendigkeit einer positiven moralischen Einwirkung auf die Presse mit. Sie wurde von demselben mit verdientem Beifall aufgenommen und ich glaube, daß der Fürst sich geneigt finden werde, diese Idee, infolge einer hierauf sich beziehenden Mitteilung E. D. nach Kräften bei S. M. dem Könige zu unterstützen; obwohl der Fürst mit der ihm eigentümlichen Bescheidenheit wiederholt versicherte, daß er ohne allen persönlichen Einfluß auf den Gang der Geschäfte sei und die ihm von E. D. beigelegte Wichtigkeit nur Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen zu verdanken habe.

„Die Zweckmäßigkeit einer permanenten in Wien unter der besonderen Leitung E. D. stehenden Behörde, an welcher Commissarien der drei eng befreundeten Höfe teilzunehmen hätten und der es übertragen wäre die Presse in ihren verschiedenen Zweigen zu beaufsichtigen, alle über sie eingehenden Nachrichten zu sammeln und die Art und Weise zu bestimmen, wie dem gefährlichen Einfluß derselben gemeinschaftlich entgegengewirkt werden könne ist von Herrn Fürsten Wittgenstein nach Verdienst gewürdigt worden. Derselbe fürchtete jedoch, daß es der preußischen Regierung schwer werden möchte einen für dieses Geschäft tauglichen Beamten zu finden, indem der der einzige dermalen disponible Staatsdiener, den man vielleicht damit würde beauftragen können, — Herr von Miltitz nämlich, der frühere preußische Geschäftsträger in Konstantinopel — sich wahrscheinlich weder des Beifalls E. D. noch der Beistimmung des russischen Hofes zu erfreuen haben dürfte. Der Fürst Wittgenstein wird E. D. wahrscheinlich über diesen Gegenstand geschrieben haben und es muß fortan Ihrem beiderseitigen wohlweisen Ermessen anheim gestellt bleiben, inwiefern und unter welcher Gestalt die in Anregung gebrachte Idee ins Leben treten könne."

Das sehr Merkwürdige an diesem Schreiben ist die Tatsache, daß der Plan Metternichs ursprünglich weiter ging, als er dann in Jarckes Gutachten bestimmt ist. Während man aus letzterem nur schließen konnte, daß ein österreichisch-preußisches Bureau beabsichtigt war, muß aus unserem Brief geschlossen werden, daß eine Behörde der drei Mächte, d. h. Preußen, Österreich und Rußland vorlag. Vielleicht war gerade Herr v. Schweizer als russischer Diplomat der Mann, der auch in Rußland die Vorverhandlungen zu leiten in Aussicht genommen war. Um so merkwürdiger bleibt

es, daß ein so wichtiger Plan, der über die ersten Stadien der Vorbesprechung sicher hinausgetreten war, einfach fallen gelassen wurde. Aber der Plan ist teils wegen seiner allgemeinen Bedeutung, teils wegen der Personen, um die es sich handelt, von so eminenter Wichtigkeit, daß es sich wohl lohnte, ihn aus dem Dunkel der Archive ans Licht zu ziehen.

Der leise Frühling.

Von Felix Braun.

Der leise Frühling kam ins Land
und sprach: Ist dir ein Glück geschehn?
Lag eine Hand in deiner Hand
des Abends vor dem Schlafengehn?
Strich eine Hand dir übers Haar,
hielt dich ein warmer Blick umfaßt,
in dem das Wort der Liebe war,
das du im Traum vernommen hast?

Ich sprach: In meiner Einsamkeit
liegt noch der Schnee der Winterruh;
mein stilles Haus ist eingeschneit:
wie kam dein lieber Gruß mir zu?
Des Winters Silberblumen sind
an meinem Fenster nicht verblüht...
Der Tag beginnt — die Nacht verrinnt...
das lange Warten macht... so... müd.

Sinn des Lebens.

Von Leo Grünstein.

Das also ist der tiefere Sinn des Lebens,
Daß du die Kräfte, die ein Gott dir gab, erkennst
Und was dich hielt und hemmte in der Qual des Strebens,
Durch deinen Willen zwingst und frei dein eigen nennst.

Verborgen sind die Quellen, die dem Heut' entsprungen
Dich mit der Urzeit mächt'gem Strome eng vereint.
Es hat Urvätern schon als Wiegenlied geklungen,
Was dir die Melodie des Augenblicks erscheint.

Fühl' dich als Glied der ewigen Lebenskette,
Die dem Gewordnen neue Werte schafft;
Füg' dich der Fülle der Natur und rette
Dein schwankend Eigentum an Schöpferkraft!

Chronik.

Verkehr.

Das Jahr 1906 war ein interessantes Verkehrsjahr, an das man wohl noch lange denken wird. Das erste Viertel stand im Zeichen der ablaufenden Handelsverträge. Was Wunder, daß sich da noch jeder rasch zu den billigen alten Zollsätzen mit Vorrat versorgen wollte und der Verkehr sohin, wie schon im Herbste und Winter 1905 einen gewaltigen Umfang zeigte. Aber der Frühling 1906 kam, die neuen, vielfach höheren Zollsätze traten in Kraft, und der besorgte Rückschlag war nirgends zu bemerken. Im Gegenteil, der Verkehr wuchs noch immer zu und erreichte im Herbste und Winter Rekordziffern, die man noch vor wenigen Jahren nicht für möglich erachtet hätte. Jetzt wußte man, daß der Wechsel in den Zollsätzen nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt hatte und daß es fast ausschließlich die günstige Weltkonjunktur war, die auch vor den Grenzen Österreichs nicht haltend, den Verkehr ins Riesenhafte anschwellen ließ.

Die gleiche schwunghafte Aufwärtsentwicklung wie der Güterverkehr ließ auch der Personenverkehr wahrnehmen, freilich ohne bei den Verkehrsanstalten die gleiche Genugtuung wachzurufen. Mit dem Personenverkehr hat es eben seine eigene Bewandtnis. Sein Wachstum bringt den Eisenbahnen oft mehr Lasten als Nutzen und kann ihnen sogar ernste Sorgen bereiten. Dies gilt insbesondere für Eisenbahnen mit einem starken Vergnügungsreiseverkehr, der für gewisse Zeiten oder selbst für gewisse Tage ungeheure Vorkehrungen erfordert, die während der ganzen übrigen Zeit des Jahres ungenutzt bleiben. Das bedeutet den Aufwand riesiger Geldmittel, die sich fast gar nicht verzinsen und doch nicht genügen, den auftretenden Verkehrsbedürfnissen auch immer voll gerecht zu werden.

Ein hervorragender Eisenbahnfachmann hat in einem öffentlichem Vortrage vor einigen Jahren erklärt, der Personenverkehr sei bei fast allen österreichischen Bahnen passiv. Diese Behauptung klingt auf den ersten Blick überraschend, und der Laie lächelt darüber, wenn er an schönen Sonntagen die vollgesteckten Personenzüge sieht. Er würde sein Urteil bald ändern, wenn er darüber nachdächte, was alles an diesem Personenverkehr hängt. Mit den nackten Betriebskosten der Züge ist es ja keineswegs abgetan. Die sind aus dem Erlös der Fahrkarten bald hereingebracht. Aber die bedeutenden Kosten der großen Stationsbauten, der Streckenblockierungen und der sonstigen Sicherungsanlagen, der Gleisvermehrungen, insbesondere aber der fortwährenden Personalvermehrungen — lauter Maßnahmen, die fast nur der Personenverkehr erfordert — die können aus seinem Ertrage bei den gegenwärtigen Tarifen unmöglich gedeckt werden. Es ist nicht überflüssig dies dem Publikum vorzuhalten, das bei uns in Österreich wie anderwärts rasch zur strengen Kritik geneigt, oftmals tadelt ohne recht zu verstehen.

Das Jahr 1907 zeigt in seinem bisherigen Verlaufe nicht mehr das gleiche Bild wie sein Vorgänger. Die Verkehrsziffern sind an sich gewiß sehr hoch. Aber die außerordentliche Schwungkraft, die der Verkehr in den letzten Jahren ununterbrochen bewiesen, ist nicht mehr in gleichem Maße wahrnehmbar. Der mächtige, allen Voraussetzungen spottende Fortschritt hat sich vorläufig wenigstens in einen gewissen Stillstand verwandelt. Das ist für die Verkehrsanstalten eine recht unliebsame Beobachtung. Denn unabhängig von dem Verkehrsumfang vollzieht sich ein weiteres, nun doppelt empfindliches Anschwellen der Betriebskosten. In erster Reihe sind es die Personallasten, die immer beträchtlicher steigen. Das bringt die soziale Fürsorge, die Erhöhung der Sicherheit und der Geschwindigkeit des Personenverkehres, vor allem aber die allgemeine Teuerung mit sich.

Viel ist in den letzten Jahren für das Eisenbahnpersonal geschehen, um dessen Lage günstiger zu gestalten. Aber die beängstigende Teuerung hat die Wohlfahrtmaßnahmen noch weit überflügelt. Die Maßnahmen für das Personal können daher noch keineswegs als abgeschlossen gelten, soll der Daseinskampf in diesen Kreisen nicht unerträgliche Formen annehmen. Oder ist dies nicht bereits jetzt der Fall? Der Winter 1905 hat das österreichische Eisenbahnwesen mit der schweren Heimsuchung der sogenannten passiven Resistenz bedacht. Im Jahre 1906 blieb die Ruhe ungestört. Zu Beginn des Jahres 1907 hat die passive Resistenz neuerlich eingesetzt, wenn auch nur in einer einzigen Stadt, so doch unverzüglich für Handel und Wandel im ganzen Reiche empfindlich. Denn diese Stadt war Triest und der gesamte Überseehandel Österreichs geriet ins Stocken, da die nach Triest aus dem Inlande abgesendeten Güter nicht befördert und die in Triest einlangenden Schiffe nicht ausgeladen werden konnten. Mit neuen Zugeständnissen ward der Friede notdürftig hergestellt.

Aber welch neuerliche Einbuße hatte Triest

an seinem Kredit als internationaler Hafenplatz erlitten, zumal gleichzeitig mit dem Eisenbahnerausstand oder bald darauf weitere umfangreiche Streikbewegungen die Abwicklung der Hafengeschäfte empfindlich störten. Wie will man die Industriellen aus den nördlichen Provinzen Österreichs daran gewöhnen, sich für ihr Überseegeschäft Triests statt der bisher benutzten deutschen Hafenplätze zu bedienen, wenn dort so häufig Streikbewegungen den Verkehr zum Stocken bringen; wie sollen unter diesen Umständen neue Verkehrsgebiete für Triest gewonnen werden, durch deren Heranziehung die neuen, mit so ungeheueren Opfern hergestellten Alpenbahnen erst ihre volle ökonomische Daseinsberechtigung erhalten würden?

Von Triest hatte sich das Gespenst der passiven Resistenz nach Ungarn verzogen. Dort spukte es Monate hindurch, wenn auch nicht am hellichten Tage, so doch in erregten Versammlungen und Konventikeln, die den vollen Ausbruch der Bewegung jeden Augenblick besorgen ließen. Da hat die ungarische Regierung zu einer kühnen, tief einschneidenden Maßnahme gegriffen. Sie hat dem Reichstage einen Gesetzentwurf unterbreitet, der die materielle Lage des gesamten Personales der Staatsbahnen in freigebigster und ausgiebigster Weise verbessert. Gleichzeitig verfügt jedoch der Entwurf auch die strengsten Strafen für Streik und Resistenz. Unter Hinweis auf das ungeheure öffentliche und staatliche Interesse, das an die ungestörte Aufrechterhaltung des Eisenbahnbetriebes geknüpft ist, werden Streik und Resistenz als anarchische Bewegung bezeichnet, gegen die der Staat mit den schärfsten Waffen aufzutreten verpflichtet sei. Demzufolge ordnet das neue Gesetz an, daß nicht nur die Teilnahme an Streik und Resistenz, sondern auch bereits jede vorbereitende Handlung als schweres Disziplinarvergehen mit der sofortigen Entlassung geahndet werde. Die betreffenden Bediensteten sollen aus der Personalliste einfach gestrichen werden, aller Rechtsansprüche an die Eisenbahnverwaltung verlustig gehen und dürfen in keinem Falle mehr in ihre alten Rechte zurückversetzt werden. Im Zusammenhange damit steht das weitere Verbot der Gründung von Vereinen oder der Teilnahme an solchen, die nicht vom Handelsminister nach Anhörung der betreffenden Eisenbahndirektion ausdrücklich gestattet sind. Es ist schon heute kaum zweifelhaft, daß dieser Entwurf im Reichstage angenommen werden wird.

Für die österreichische Staatseisenbahnverwaltung sowie für die österreichischen Privatbahnen wird das neue ungarische Gesetz eine schwere Verlegenheit bedeuten. Die drakonischen Strafbestimmungen, durch die Streik und Resistenz im Eisenbahndienste schon im Keime erstickt werden sollen, hätten im österreichischen Reichsrate keine Aussicht auf Annahme. Es wäre also vorweg ein ganz aussichtsloses Beginnen, wollte die österreichische Regierung hierin dem ungarischen Beispiele folgen. Das neue Gehaltschema des ungarischen Eisenbahnpersonales aber wird den österreichischen Eisenbahnbediensteten sehr in die Augen stechen. Man wird in diesen Kreisen zweifellos alles daran setzen, um die gleiche Gehaltverbesserung zu erlangen, und dürfte für diese Bestrebungen im neuen Hause des allgemeinen Wahlrechtes gewiß kräftige Unterstützung finden. Auch der österreichischen Staatseisenbahnverwaltung wird kaum etwas erwünschter sein können als die Sicherung des Friedens im eigenen Hause durch das einzig wirksame Mittel einer ausgiebigen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Eisenbahnpersonales. Aber die Erreichung dieses Zieles würde Mittel erfordern, über die der Staat derzeit wenigstens gewiß nicht verfügt.

Man kann diesen Gegenstand nicht weiter erörtern, ohne die T a r i f f r a g e zu berühren. Das Netz der österreichischen Staatsbahnen setzt sich zum erheblichen Teile aus wenig ertragfähigen oder sehr teueren Bahnlinien zusammen. Zudem ist in den letzten Jahren alles daran gesetzt worden, die Staatseisenbahnverwaltung zu einem Musterbetriebe zu gestalten. Gewaltige Beträge wurden für die Modernisierung des Fahrparkes, die Ausgestaltung der Stationen, die Erhöhung der Sicherheit, Geschwindigkeit und Bequemlichkeit des Reiseverkehres ausgegeben. Gleichzeitig sind die Personallasten ins Ungemessene angewachsen, hat die beängstigende Teuerung aller Materialpreise den Betrieb noch kostspieliger gestaltet. Trotzdem sind die Popularitätstarife, die dem vor einem Vierteljahrhundert nach ganz jungen Staatsbetriebe die Volksgunst zuwenden sollten, im großen ganzen kaum erhöht worden.

Der Staat bezahlt diese Tarifpolitik mit 50—60 Millionen Kronen jährlich, die das Defizit seines Eisenbahnbetriebes bilden und aus Steuergeldern gedeckt werden müssen. Trotz der riesenhaften Verkehrssteigerung wird der Fehlbetrag nicht kleiner, da sich der Betrieb noch fortwährend verteuert. Die so notwendigen sozialen Maßnahmen zugunsten des vieltausendköpfigen, von der Teuerung in ihrer Lebenshaltung hart bedrängten Eisenbahnpersonales werden neue bedeutende Mittel erheischen, die die Finanzverwaltung im Rahmen des ordentlichen Budgets nicht aufbringen kann. Es wird daher doch schließlich nichts anderes übrig bleiben, als an eine entsprechende Tarifregelung zu schreiten.

Das ist nun freilich eine höchst unbeliebte

Maßnahme. Man hat dies erst kürzlich wieder gesehen, als sich die Staatseisenbahnverwaltung genötigt sah die Stationsgebühren einzuführen. Diese Gebühren mögen einzelne Betriebe ziemlich empfindlich belastet haben. Für die großen Interessen der Volkswirtschaft aber haben sie sich sicherlich nicht als schädlich erwiesen. Der Beweis hierfür ist in den glänzenden Verkehrsziffern zu finden. Und doch hat fast die gesamte Öffentlichkeit über die erwähnte Maßnahme ein Vernichtungsurteil ausgesprochen, das selbst im Reichsrat lebhaften Widerhall fand. Eigentlich ist es eine unbillige und staatswirtschaftlich nicht zu rechtfertigende Forderung, daß die Eisenbahntarife niedrig bleiben sollen, während sich die Betriebskosten so sehr verteuert haben. Jeder Fabrikant setzt die Warenpreise hinauf, wenn die Gestehungskosten steigen. Das ist ein ehernes Gesetz der Volkswirtschaft, unter dem der Konsum leiden mag, dessen Berechtigung und Notwendigkeit er aber ohne weiteres zugeben muß. Nur den großen Verkehrsanstalten soll es verwehrt sein diesem Gesetze zu folgen?

Man müßte dabei allerdings mit ganz außerordentlicher Behutsamkeit vorgehen. Die nieder tarifierenden Massenartikel eignen sich überhaupt nicht zu Tariferhöhungen. Man hat in den letzten Jahren auf diesem Gebiete im Gegenteil vielfach noch Tarifermäßigungen durchgeführt, um den Verkehr in solchen Artikeln auf einen angemessenen Umfang zu bringen. Ebenso bedarf auch der Exportverkehr, auf den der Wettbewerb des Auslandes bestimmend einwirkt, besonderer Schonung.

Etwas weniger empfindlich dürfte ein anderes, ziemlich ausgedehntes Gebiet der Gütertarife sein: die Stückgut- und Eilguttarife. Hier hat man es zum großen Teil mit Waren zu tun, bei denen der Frachtsatz im Vergleich zum inneren Wert der Ware eine ganz untergeordnete Rolle spielt. So stellt sich beispielsweise die Bahnfracht für einen Ballen Tuch im Gewichte von 50 kg von Brünn nach Wien samt allen Nebengebühren auf kaum 1 K, während der Wert einer solchen Sendung mehrere Hundert Kronen darstellen mag. Für die Beförderung von verpackten Möbeln im Gewichte von 100 kg von Wien nach Graz zahlt man am Bahnschalter nicht ganz 3 K, während die Beförderung dieser Möbel per Wagen zur Bahn und sodann von der Bahn zum Bestimmungsort gewiß ein vielfaches der Bahnspesen erfordert. Diese zwei Beispiele werden vielleicht schon genügen um darzutun, in welcher Richtung sich etwa eine Eisenbahntariferhöhung — natürlich auch nur in sehr mäßigen Prozentsätzen — allenfalls bewegen könnte, ohne die großen Interessen der Volkswirtschaft ernstlich zu gefährden. Aber schon derartige und, wie nochmals betont werden soll, in ganz mäßigen Prozentsätzen gehaltene Tariferhöhungen würden bei der Masse der Güter, die in Betracht kommen, das derzeit zweifellos vorhandene Mißverhältnis zwischen den Transportkosten, die der Bahn erwachsen, und den Transportgebühren, die sie hierfür derzeit einhebt, ausgleichen oder doch wenigstens erheblich mildern.

Von den Personentarifen sei vorläufig gar nicht die Rede, obgleich auch auf diesem Gebiete eine entsprechende Regelung wirtschaftlich wohl begründet wäre. Der Kreuzertarif, den Freiherr v. Czedik als Präsident der k. k. Staatsbahnen seinerzeit einführte und der eigentlich auch heute noch die Grundlage des Tarifsystems bildet, mag möglicherweise zur Zeit seiner Einführung berechtigt gewesen sein. Nun ist er es aber schon längst nicht mehr. Gerade im Personenverkehre haben sich, wie schon früher ausgeführt, die Betriebskosten ganz gewaltig erhöht. Das vorerwähnte Mißverhältnis zwischen den Transportkosten und den Transportgebühren tritt auch hier ganz besonders kraß zutage. Übrigens spielen auch im Personenverkehre die Tarife bei weitem nicht jene Rolle, die man ihnen gemeiniglich beimißt. Bei täglichen Fahrten mag das noch anders sein. Sonst aber wird es nur in den seltensten Fällen von ökonomischem Belange sein, ob für Geschäfts- oder Vergnügungsfahrten am Bahnschalter einige Kronen oder Heller mehr oder weniger zu erlegen sind. Doch sei nochmals wiederholt, daß eine Erhöhung der Personentarife derzeit wenigstens nirgends in Frage steht.

Man verweist bei uns so gern auf die billigen Auslandtarife. Aber das ist auch nur ein Märchen. Im Auslande sind die Eisenbahntarife durchschnittlich gewiß nicht niedriger als bei uns. Das gilt von den Personentarifen ebenso wie von den Gütertarifen. Von den Personentarifen, die auf den deutschen Bahnen für die vierte Wagenklasse höher sind als auf den österreichischen Staatsbahnen für die dritte Wagenklasse (!), sei nicht weiter die Rede. Was die Gütertarife betrifft, so ergeben sich die größten Preisunterschiede zwischen den in- und ausländischen Bahnen bei der Güterverfrachtung über kurze Entfernungen. Die Begründung liegt darin, daß die sogenannten Abfertigungs- oder Manipulationsgebühren (das sind jene in den Tarifsatz eingerechnete Gebühren, die die von der eigentlichen Transportleistung unabhängigen Kosten der Eisenbahnen decken sollen) in richtiger Beurteilung der obwaltenden Verhältnisse von den ausländischen Bahnen weitaus höher festgesetzt sind als von den österreichischen Verkehrsanstalten. So beziffern sich die Expeditionsgebühren bei den deutschen Eisenbahnen mit 20—40 Pfg., während diese Gebühren bei

den österreichischen Bahnen nur 8—16 Heller betragen.

Dafür sind aber im Auslande die Betriebsverhältnisse in der Regel ungleich günstiger. In einem großen Teile Deutschlands, dessen Eisenbahnwesen mit Recht für uns immer als Vorbild angeführt wird, sind die Bodenverhältnisse für den Eisenbahnbetrieb die denkbar bequemsten. Da braucht man keine Dämme, Lehnen, Tunnels, keine Wildbachverbauungen, keinen Lawinenschutz, keine Zugsteilung in Bergstrecken und all die übrigen Maßnahmen, die den Betrieb unserer Gebirgsbahnen so ungemein kostspielig gestalten. Das vergleichsweise bedeutend höhere Anlagekapital unserer Staatsbahnen bleibe ganz aus dem Spiele. Würde man bloß das in Preußen bestehende Verhältnis zwischen Frachtraten und Betriebskosten auch bei uns zur Richtschnur der Tarifpolitik erwählen, schon dann wäre unserem Staatsbetrieb ausgiebig geholfen.

Aber wie dem auch sei, nach den jüngsten Erfahrungen ist es zweifellos ein wirtschaftliches Lebensinteresse des Staates geworden, daß das Eisenbahnpersonal in seinen berechtigten Wünschen zufriedengestellt werde. Dieses Ziel ist aber ebenso zweifellos nur dann zu erreichen, wenn der Staat die hierfür notwendigen Mittel durch eine entsprechende Tarifregelung erhält. Man mag sich noch so sehr dagegen wehren, es bleibt kein anderer Ausweg übrig und es ist wohl ratsam diesen Ausweg noch rechtzeitig zu betreten, bevor man durch die Not des Augenblickes dazu gezwungen wird.

In der Verstaatlichungsfrage ist ein neuer bemerkenswerter Schritt allerdings nur vorbereitender Natur zu verzeichnen. Die Regierung hat im Staatseisenbahnrate die baldige Einbringung eines Verstaatlichungsgesetzes angekündigt, einer Anregung folgend die der Eisenbahnausschuß im Vorjahr bei Beratung der Vorlage über die Nordbahneinlösung gegeben. Dem geplanten Gesetze zufolge würde die Staatsverwaltung, wenn sie einer Privatbahn die Verstaatlichungsabsicht, den von ihr gewählten Termin und die von ihr nach Maßgabe der Konzessionsbestimmungen einseitig ermittelte Ablösungsrente bekanntgegeben, zu diesem Termin ohne weiteres in den Besitz der betreffenden Privatbahn treten. Falls sich die private Verwaltung durch die Rentenbemessung in ihren Rechten verkürzt fühlt, mag sie den Schutz der ordentlichen Gerichte anrufen. Der ausgesprochene Zweck des Gesetzes ist, es zu verhüten, daß die Privatbahnverwaltungen etwa durch künstlich geschaffene Schwierigkeiten den zeitgemäßen Abschluß von Verstaatlichungsverhandlungen vereiteln. Das hierzu angewendete Mittel aber muß bei unbefangener Beurteilung ernste Bedenken erregen. Nach den Konzessionsbestimmungen steht den Privatbahnverwaltungen unzweifelhaft und jedesfalls bisher unbestritten das Recht zu, im tatsächlichen Besitze ihres Unternehmens zu bleiben, bis über die Einlösungsbedingungen einvernehmlich oder im Prozeßweg volle Klarheit geschaffen ist. Die vorzeitige Besitzeinweisung des Staates bedeutet also einen Eingriff der Gesetzgebung in wohlerworbene Privatrechte. Daß der Privatbahnverwaltung die nachträgliche Anrufung der Gerichte freisteht, läßt die Sache nicht glimpflicher erscheinen. Jeder Laie weiß, wie wertvoll der Besitz des Streitgegenstandes während der Prozeßdauer ist. Vollends im vorliegenden Falle, wo der Staat durch die vorzeitige Besitzergreifung der Eisenbahn auch die rechtskundigen, mit dem Sachverhalt genau vertrauten Beamten und zugleich das gesamte Aktenmaterial übernimmt. Der neue Reichsrat des allgemeinen Wahlrechtes wird die Vorlage vermutlich mit Genugtuung begrüßen. Ob es aber wirklich im Staatsinteresse liegt, wenn die Gesetzgebung solche Wege beschreitet, deren Ende sich gar nicht absehen läßt, mag dahingestellt sein. Jedesfalls sollte man die ganze Maßnahme und ihre etwa zu gewärtigenden Folgen noch sehr genau überlegen.

In den großen Fragen unserer Dampfschiffahrt ist während der abgelaufenen Monate manch wertvolles Stück Arbeit geleistet worden. Hierbei muß in erster Linie des Österreichischen Lloyd gedacht werden, der eine durchgreifende Sanierung erfahren hat. Ein neuer Vertrag mit der Regierung, an dem der Industrierat rühmlichen Anteil genommen, hat die finanzielle Lage des Lloyd geordnet und ihm aller Voraussicht nach die Möglichkeit zur Wiedererstarkung und gedeihlichen Aufwärtsentwicklung verliehen.

Ebenso sind allerdings erst in den letzten Wochen zur Sicherstellung des dalmatinischen Schiffahrtdienstes Erfolg verheißende Vorkehrungen getroffen worden. Nach dem ersten ganz mißglückten Versuche, durch Zusammenfassung der vorhandenen kleinen dalmatinischen Reedereien eine neue Schiffahrtgesellschaft zu gründen, hat man sich mit dieser Aufgabe nunmehr in richtiger Erkennung der Verhältnisse zunächst an den Österreichischen Lloyd gewendet. Dieser wird hoffentlich bereits im nächsten Jahre eine ausreichende Flotte von neuen, allen Verkehrsbedürfnissen entsprechenden Schiffen für den Eildienst sowie für den beschleunigten Personen- und Warenverkehr mit Dalmatien zur Verfügung stellen können. Daneben werden auch die kleinen dalmatinischen Reedereien durch Besorgung des Lokalverkehrs nach einem zweckmäßig geregelten Fahrplan wertvolle Dienste zu leisten

berufen sein. Der dalmatinische Schiffahrtverkehr wird in den ersten Jahren gewiß mit erheblichen Beträgen passiv sein. Aber die Regierung muß gerade auf diesem Gebete jede falsche Sparsamkeit mit besonderer Vorsicht vermeiden. Es handelt sich ja um nichts geringeres als um die wirtschaftliche Wiedereroberung einer ganzen Provinz, deren Interessen von der österreichischen Staatsverwaltung viele Jahrzehnte hindurch in unverzeihlicher Weise vernachlässigt worden sind. Ob man zum Zwecke einer weiteren Verbesserung der Verkehrsverbindungen mit Dalmatien auch noch einen eigenen neuen Hafen in Medolino, bei Volosca oder sonst irgendwo anlegen, ob man vielleicht sogar dem etwas phantastisch anmutenden Plane der Herstellung einer Inselbahn nähertreten wird: das liegt alles noch ganz im Dunkeln. Die Hauptsache ist die Schaffung einer modernen Schiffahrtverbindung und dieses Werk wird hoffentlich noch vor Ende dieses Jahres verrichtet sein.

Dagegen ist es leider noch immer nicht gelungen, das Verhältnis der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft zur Staatsverwaltung auf eine unbedingt notwendige neue Grundlage zu stellen Noch immer ist der Schiffahrtdienst auf der Donau von provisorischen Vereinbarungen abhängig, und erst vor einigen Monaten erscholl in den Wachauer Gemeinden die Sturmglocke, da die Gefahr bestand, daß der für die Donaudampfschiffahrtgesellschaft verlustbringende Personenverkehr mangels einer entsprechenden Staatsunterstützung für verschiedene Relationen schon im heurigen Frühling eingestellt werden würde. Es wird eine wichtige Aufgabe der Regierung bilden, die Frage der Donaudampfschiffahrt sobald als möglich einer ge. deihlichen Lösung zuzuführen.

Dr. Richard Mündl.

*

Besprechungen.

Wilhelm Jerusalems „Gedanken u. Denker". Wien, Braumüller.

Wer die bisherigen Publikationeh Jerusalems verfolgt hat, wird die vorliegende Zusammenfassung verstreuter Essays, die zumeist schon dort und da veröffentlicht waren, mit einem gewissen Erstaunen betrachten. In den früheren Werken herrschte eine starke Einheitlichkeit vor, hier trifft man auf die bunteste Fülle. Bietet doch sogar die treffliche „Einleitung in die Philosophie" desselben Autors einen in sich geschlossenen Gedankenkreis, von dem aus das umfassende Thema behandelt wird und zu dem es zurückkehrt, so daß wohl mancher Leser wünschen möchte, diesen vielfach nur skizzierten Gedankenkreis in einem größer angelegten Werke zu systematischer Vollständigkeit erweitert zu sehen. Es geht eben durch alle bisherigen Arbeiten Jerusalems ein konstruktiver, dogmatischer Zug, der naturgemäß den kritischen und historischen Teil der behandelten Gebiete ein wenig zurücktreten läßt. Im vorliegenden Werke lernen wir nun vor allem den Philosophen als Kritiker kennen. Es ist freilich eine besondere Art von Kritik. Fast könnte man sagen, sie bietet eine Art Ersatz für das System seiner Anschauungen, das uns der Verfasser noch schuldet. Überfliegt man das Inhaltsverzeichnis, so fühlt man sich nahezu befremdet durch die Zahl und Verschiedenartigkeit der abgehandelten Probleme. Literatur und historisch-philosophische Fragen, biographische und ethnographische Skizzen lösen einander ab, das öffentliche Leben der Gegenwart und seine Diskrepanzen kommen zu Wort, die Philologie, von der Jerusalem ausging, wird nicht vergessen.

Er bewährt eben seine Grundauffassung von Philosophie, welche uns eine Zusammenfassung des menschlichen Wissens bieten soll. Allein sie darf keine Kollektion, sie muß eine Verbindung der einzelnen Disziplinen sein und das Wasser der Wissensquellen gleichsam zu einem großen Strome vereinigen, in dem sich die ganze Kultur der Zeit widerspiegelt. In der Tat ist dies die kritische Methode Jerusalems. Dabei ist die Darstellung so einfach und durchsichtig, daß man sie hin und wieder schwieriger wünschen könnte.

Jerusalem ist bisher hauptsächlich als Psychologe und Erkenntniskritiker hervorgetreten. Dennoch dürfte seine Wissenschaft so wenig wie seine Persönlichkeit ihren ethischen Grundzug verleugnen können. Wenn er als kritischer Realist den Idealismus, der die Außenwelt als Funktion der menschlichen Psyche, und den Realismus der diese Psyche als Funktion der Außenwelt betrachtet, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und in Einklang zu bringen versucht, so ist dies wohl dasselbe Streben nach Harmonie zwischen natürlicher Empfindung und Lebensbedürfnis einerseits und Logik und wissenschaftlicher Erkenntnis anderseits, das ihn zu einer biologischen Betrachtung der Einzel- und Massenpsychologie geführt hat und ihn die Verbindungslinie der Forderungen des Individualismus und Sozialismus suchen läßt.

Dieses Streben nach Harmonie und Ausgleichung, das vielleicht praktisch derzeit nicht unbedenklich ist, scheint uns — wir sprechen dies auf die Gefahr hin aus, von dem verehrten Verfasser selbst desavoniert zu werden — Kennzeichen des Ethikers. Wer hingegen unvermischt und rücksichtslos Ethik predigt und fordert, dürfte meist *logischen* Impulsen folgen.

Der bedeutendste Aufsatz des ganzen Buches scheint uns das Essay über „Wahrheit und Lüge“ zu sein. Ausgangspunkt ist die literarische Behandlung des Themas. Von Sophokles bis Ibsen haben sich große und kleine Dichter an diesem unvermeidlichen Gegensatze versucht, ohne ihn restlos lösen zu können. Denn jede Dichtung ist individuell, die Wurzeln aller Ethik nach Jerusalem aber sozialer Natur. Ein flüchtiger Blick auf die Sittengeschichte belehrt uns, wie die Lüge in die Welt kam. Der Kampf hat sie geboren, sie war ein Mittel der Selbstbehauptung, ihr Ursprung ist biologisch zu erklären, Allein Gruppen kämpften gegen Gruppen, Stamm gegen Stamm. So mußte der Selbsterhaltungstrieb nach innen die Lüge verwerfen, wie er sie nach außen gekrönt hat, denn die Mitkämpfer mußten sich einer auf den andern verlassen können. Damit ist die Forderung nach Wahrheit entstanden, zunächst als soziales Postulat. Das ändert sich bald. Aus dem undifferenzierten Stamm entwickeln sich Individualitäten. Diese aber sind Kraftzentren und wollen sich, d. h. ihre Triebe betätigen. Damit gewinnt die Lüge ein neues Gesicht. Denn sie nötigt allemale, sich anders zu geben als man ist, bedeutet also ein Zeichen von Schwäche und entehrt darum. Hieraus floß die Forderung der Wahrhaftigkeit gegen das eigene Ich, aus dem Begriffe der Achtung und in der Folge der Selbstachtung. Das Problem hat seine individuelle Fassung und damit seine volle Schärfe erlangt. Wer lügt wird einem Zwecke dienstbar, die Persönlichkeit soll und will frei sein. Kant und Fichte verwerfen daher die Lüge bedingungslos und in einem praktisch undurchführbaren Grade. Die individuelle Ethik droht ihren Vater, die soziale zu töten, denn unser soziales Leben müßte zerfallen, wenn jede Lüge verwehrt wäre. Dennoch empfinden wir alle auch die nötigste, die bestgemeinte Lüge als Erniedrigung. Was bleibt in diesem Dilemna übrig? Der reine Skeptizismus? Durchaus nicht. Charakteristisch genug für den Verfasser wird ihm der bisher rein historische und psychologische Zwiespalt zum Ursprung einer **Forderung**. Die gesellschaftliche Kultur, die das Individuum erzeugt hat und seiner nicht entraten kann, muß ihm die volle Daseinsmöglichkeit in jeder Hinsicht gewähren. Mit anderen Worten, wir alle sollen trachten die sozialen Institutionen, handle es sich nun um Steuerpolitik oder um Sitte und Ökonomie, so umzugestalten, daß jeder unter ihnen leben und doch wahrhaft sein kann. Die Geschichte der Ethik hat uns zur ethischen Norm geführt, die Psychologie und Biologie zur politischen und sozialen Reform.

Egon Bergson.

*

Die moderne Frauenbewegung. Von K. Schirmacher.

Der Verlag von B. G. Teubner in Leipzig-Berlin ist einem Bedürfnisse der deutschen Lesewelt nachgekommen, da er den vorstehenden Leitfaden für seine „Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen“ ins Auge faßte. Ein handliches wohlfeiles Büchlein fehlte zur Orientierung derjenigen, die mühelos einen Überblick über die rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bestrebungen und Errungenschaften der fortschrittlichen Frauen gewinnen wollen. Daß die Verlagsbuchhandlung sich an eine berufene Feder zur Durchführung der Aufgabe gewendet hat, wird auch dem Leser sofort klar, der nicht weiß, daß Dr. Käthe Schirmacher die Frauenbewegung Europas und Amerikas sowohl durch ihre Reisen als durch theoretische Studien kennt. Es liegt uns demnach eine Arbeit vor, von der wir Förderung der Bewegung und für Viele Einsicht in das Wesen derselben erwarten dürfen, trotzdem wir, zu unserem Bedauern, auf manche Unrichtigkeiten gestoßen sind. Was die Verfasserin über Österreich schreibt, ist nicht einwandfrei, und da es unserem österreichischen Gefühle widerspricht, Dinge schwärzer gemalt zu sehen, als sie sind, so seien einige Berichtigungen erlaubt.

Wir vermissen die Statuierung, daß unsere Frauenbewegung schon früh und zielbewußt einsetzte; schon 1870 wurde die Agitation für die Gleichstellung der Frauen in der Schule und Erschließung aller Berufe begonnen. So hätten wir auch gerne verzeichnet gesehen, daß schon 1872 in Graz das erste Lyzeum und 1892 das erste regelrechte Gymnasium für Mädchen in Wien errichtet wurde. Ferner entspricht es unserem Reichsvolksschulgesetze nicht, wenn gesagt wird: „Seit 1869 in den Volksschulen angestellt, wurden die Lehrerinnen bei gleicher Vorbildung und gleicher Leistung minder bezahlt als die Lehrer“. Das war nicht der Fall, sondern die gleiche Ausbildung und Entlohnung der männlichen und weiblichen Lehrkräfte war ein besonderer Vorzug dieses Gesetzes. Es ist das Werk der fortschreitenden Reaktion, daß die Lehrerinnen durch jede Gesetzesnovelle benachteiligt werden, bei der letzten wurde in Niederösterreich auch das Zölibat über sie verhängt. Am wichtigsten erscheint es uns aber, den Irrtum über die österreichischen Ehegesetze richtig zu stellen, denn so wenig das Personenrecht desselben befriedigt, so befriedigend ist, im Vergleich zu dem andern Staaten, das Güterrecht. Das österreichische Gesetz datiert vom Jahre 1811 und doch lautet § 1233: „Die eheliche Verbindung allein begründet noch keine Gemeinschaft der Güter zwischen den Eheleuten. Dazu wird ein besonderer Vertrag erfordert.“ Wenn

wir diesen Richtigstellungen noch hinzufügen, daß die willkürliche Aufzählung von Männern und Frauen als Förderer der frauenrechtlichen und sozialen Entwicklung und die Verstümmelung mehrerer Namen befremdend wirken, so sind wir der Aufforderung der Verfasserin gefolgt: „die unvermeidlichen Irrtümer zu berichten.“ Und schwer zu vermeiden sind solche, denn noch fehlt es an einer durch Kritik richtiggestellten Literatur für die junge Bewegung. Der heutige Geschichtschreiber ist auf zerstreute Berichte, Flugschriften, Vereinsmitteilungen und auf die persönlichen Angaben der mehr oder minder Beteiligten angewiesen. Welche Aufgabe sich zurechtzufinden, da der Schauplatz der Begebenheiten die zivilisierte Erde ist!

Helene Lange und Gertrude Bäumer haben die Aufgabe in ihrem umfangreichem Handbuch der Frauenbewegung dadurch zu lösen gesucht, daß sie für die meisten Staaten Angehörigen derselben die Berichterstattung zuteilten. Es wäre vielleicht ratsamer gewesen, das vortreffliche Werk für den Leitfaden heranzuziehen und es mit Quellenangaben zu benutzen. Die Vorrede und was Dr. Käthe Schirmacher an eigener Gedankenarbeit gibt, sowie die übersichtliche Zusammenstellung erwerben ihr auch unter den gegebenen Umständen den Dank der Leser.

Marianne Hainisch.

Feuilleton.

Ausgestorbene und aussterbende Wiener Volkstypen.

Von V. Chiavacci.

I.

Unsere Vaterstadt ist eine Vollblutaristokratin. Die Anfänge des Gemeinwesens, das sich allmählich zur Weltstadt entwickelt hat, reichen fast zweitausend Jahre zurück. In sagenhafter Zeit ein wilder Tummelplatz von Markomanen und Quaden, Herulern und Rugiern, Avaren, Hunnen und Goten, wurde der vielumstrittene Platz zwischen dem Ausgange der Alpen und dem Donaustrom eine römische Ansiedlung, in der der römische Kaiser und Philosoph Mark Aurel längere Zeit residierte und starb. Erst unter Heinrich Jasomirgott wurde Wien zur Residenz seiner Herrscher und durch den Schutz seiner Fürsten aus dem Babenberger Hause und die vielen Gerechtsame, die ihren Bürgern verliehen wurden, ein Ziel der Ansiedler aus dem Reiche, insbesondere aus Bayern und Schwaben; aber auch aus Ungarn, Böhmen und den Alpenländern. Dieses bunte Völkergemisch ließ allenthalben Spuren seiner Eigenart zurück und formte im Laufe der Jahrhunderte das Wiener Volk zu jenem eigenartigen Typus, der trotz seiner deutschen Art und Sitte den fremden Einschlag nicht verleugnen kann. Die herrliche Natur, die üppigen Rebengelände und der fruchtbare Boden taten das ihrige, um den frohgemuten, leichtlebigen und lebensfreudigem Wiener Volkscharakter zu schaffen, in dem manch fremder Blutstropfen rollt und den das sonnige Gemüt des Südens durchleuchtet. Daß sich in diesem bunten Gewühl von Völkern und Rassen bald eigenartige Volkstypen entwickeln mußten, ist nicht zu verwundern. Das Sprachengewirr, das an diesem Stapelplatze des Handels und der Gewerbtätigkeit herrschte, schildert der bekannte Lobsprecher Wiens, der Schulmeister Wolfgang Schmelzl, in folgenden Versen:

„An das Lugeck kam ich ongfer
Da tratten Kauffleuet hin und her
Al Nacions in jr claidung.
Da wird gehoert manch sprach und zung,
Ich dacht wer gen Babl khumen
Wo alle sprach ein anfang gnumen,
Und hört ein seltzams draesch und gschray
Von schönen sprachen mancherlay.
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Französisch, Türkisch, Spanisch
Behaimisch, Windisch, Italienisch
Hungarisch, guet Niderlendisch,
Natürlich Syrisch und Chaldeisch.
Des Volks auch war ein grosse Meng.“

Es ist nicht zu zweifeln, daß sich schon damals aus dem reich differenzierten Volksleben manch charakteristische Figur entwickelt hat; davon ist aber wenig auf unsere Tage gekommen. Wir hören nur über das Bettlerunwesen, über das Herumstreichen und die Gewalttätigkeiten der entlassenen Söldner, über das schamlose Treiben der Dirnen klagen, aber wir erfahren nichts von den Matadoren dieser Gilden, deren es gewiß gegeben hat.

Die Bettlerstiege auf der Laimgrube war zu jener Zeit der Schauplatz eines wunderlichen Treibens. Die zudringlichsten und verschmitztesten Bettler hatten hier ihre Innung. In der benachbarten Kotgasse gab es eine Unzahl von Schänken und Garküchen, worin die Gatterklopfer, Schnallendrucker und Fechtbrüder sich mit ihren Zuhälterinnen nach vollbrachtem Tagwerke gütlich taten. Die Bezeichnung „Fechtbruder“ stammt aus jenen Tagen, wo es Sitte war, die Söldner nach geendigtem Kriege abzudanken. Vielen derselben blieb

nichts weiter übrig, als betteln zu gehen, das sie mit dem kriegerischen Namen „fechten“ bezeichneten.

Der Volkstypus der Hexen und Zauberer ist im mittelalterlichen Wien zur Ehre unserer Vaterstadt nur in einem einzigen Exemplare vertreten, der unglücklichen Greisin Elisabeth Pleinacher, an der ein scheußlicher Justizmord verübt wurde. Sie wurde verurteilt „an die gewohnliche Richtstatt auf der Gänsweid geschlappft, folgends mit dem Feuer zu Pulver gebrannt zu werden“. Zum Glücke tat Kaiser Maximilian II. die wirksamsten Schritte zur Abstellung des Hexerei- und Zauberglaubens, indem er die ganze Sache lächerlich machte. Er ließ nämlich solche Leute, die sich aus Dummheit oder zu betrügerischen Zwecken als Hexenmeister ausgaben, unter Anlegung eines festen Halseisens im Narrenkotter am Hohen Markt aussetzen und da sollten sie dem vorübergehenden Volke ihre Zauberkunst beweisen, da sollten sie den Blitz erzeugen, Hagelwetter machen, das Vieh verhexen und sich selbst „gefroren“, das heißt unsichtbar machen. Das alles war ihnen erlaubt. Das Volk wartete aber vergebens darauf. Es machte keiner von den Hexenmeistern von der Erlaubnis Gebrauch. Und damit war dem Aberglauben die festeste Stütze entzogen.

Der erste bedeutende Volkstypus, der in der Kulturgeschichte Wiens eine interessante Erscheinung bildet, ist der Dudelsackpfeifer Marx Augustin, schlechthin der liebe Augustin genannt. Er ist der Ahnherr der Wiener Volkssänger. Ein lustiger, armer Teufel, zog er, mit dem Dudelsack unter dem Arme und ein paar Dutzend Schelmenliedern im Kopf, an Kirchtagen in den Vorstädten und Lucken herum. Insbesondere zur Faschingszeit produzierte er sich in den Schanklokalen, so im „Kroatendörfl“ am Spittelberg, beim „Roten Hahn auf der Landstraße, im „Gulden Kapaunen“ auf der Wieden und im „Gulden Lampel“ in der Leopoldstadt. Am öftesten produzierte er sich beim „Roten Dachel“ am alten Fleischmarkt.

Als im Jahre 1679 in Wien der schwarze Tod wütete und niemand aus Furcht vor der Pest die Wirtshäuser besuchte, saß Augustin ganz allein beim „Roten Dachel“ und ertränkte seinen Kummer im Wein. Das geschah in so gründlicher Weise, daß er auf dem Wege zwischen der Burg und St. Ulrich ziellos herumtorkelte, endlich niederfiel und auf dem Glacis einschlief. Die Siechenknechte, in der Meinung, es sei ein an der Pest Verstorbener, luden ihn mit anderen Toten auf einen Wagen und warfen ihn in die Pestgrube. Dort blieb er die ganze Nacht zwischen den Leichen liegen. Morgens beim Erwachen wunderte er sich nicht wenig, wie er hierher gekommen. Auf sein Lärmen eilten die Siechenknechte herbei und befreiten ihn aus seiner gräßlichen Lage. Dieses schauerliche Nachtlager schadete ihm jedoch nicht im Mindesten. In fröhlicher Stimmung ging er nach Hause und erzählte seinen Hausgenossen lachend, was ihm passiert war. Augustin lebte dann noch viele Jahre als beliebter Vertreter des urwüchsigen Wiener Humors und erst im Jahre 1705, also 26 Jahre nach seinem grauenvollen Abenteuer, traf den 62 jährigen Mann auf dem Heimwege der Schlag, als er wieder einmal, des Weines voll, nach Hause taumelte. Eine Anzahl von derben Bänkeln, die ihm zugeschrieben werden, haben sich bis heute erhalten, darunter das jetzt noch populäre: „Ei, du lieber Augustin.“

Daß es damals und in der Folge auch andere volkstümliche Bänkelsänger gegeben habe, ist kaum zu bezweifeln. Jedenfalls waren die Harfenisten im Prater und auf öffentlichen Plätzen die ersten Vorläufer der später sich immer mehr verbreitenden und zu großer Beliebtheit gelangenden Volkssängergilden.

Eine der volkstümlichsten Figuren des alten Wien, die den damaligen Volkshumor in übermütiger Weise verkörperte, war der „Hanswurst“, den Johann Stranitzky zuerst in Wien einführte. Die Figur war zwar in Deutschland schon längst populär und sogar Luther gebraucht schon das Wort „Hanswurst“ in seinen Schriften. Stranitzky und nach ihm Prehauser traten in ihren improvisierten, nicht immer mit reinlichen Scherzen gewürzten Komödien in der charakteristischen Maske eines Salzburger Bauers auf. Er trug die Haare zurückgekämmt und rückwärts zu einem Schopf zusammengebunden. Der grüne, kegelförmig zugespitzte Hut hing zumeist neben der Karbatsche an einem Bande an der linken Hüfte. Außerdem trug er ein grünes Wams, Schnallenschuhe und eine Halskrause. Wenn er auftrat, pflegte er den Zeigefinger zur Stirne zu führen, um anzudeuten, daß jetzt eine ausgesuchte Dummheit komme, wobei die Zuschauer gewöhnlich schon in ein unbändiges Gelächter ausbrachen, bevor noch Hanswurst eine Silbe gesprochen hatte. Fast das ganze XVIII. Jahrhundert bildeten die Lazzis und die oft unflätigen Späße Hanswursts die beliebteste „geistige“ Nahrung des Wieners, bis durch Lessing und Sonnenfels die Umwandlung des Geschmackes feste Wurzeln faßte und durch eine Verordnung Maria Theresias aus dem Jahre 1770 die Stegreifkomödie für immer aus Österreich verbannt wurde. Die späteren volkstümlichen Figuren, die auf der Bühne ihr Glück machten, die „Kasperl“ „Dadädl“, und „Staberl“ waren mehr oder weniger gelungene Masken, unter denen der alte Hanswurst

seine Späße, dem Zeitgeschmack angepaßt, fortsetzte. Sie alle verschwanden wieder von der Bildfläche und gehören nun wohl zu den ausgestorbenen Typen.

Zu diesen Typen, die nach dem Jahre 1848 allmählich aus dem Straßenbild der Stadt verschwanden, gehören die Sesselträger. Im Jahre 1703 erteilte Kaiser Leopold I. seinem Kammerdiener Heinrich Ernst von Rauchmüller die Erlaubnis, Tragsessel in Wien einführen zu dürfen. Die Verordnung enthielt jedoch einige einschränkende, höchst wunderliche Bedingungen. So hieß es zum Beispiel:

„Es dürfe indes in diesen Sesseln weder ein Kranker noch jemand in der Livree, noch eine andere ‚geringfügige' Person, viel weniger ein Jude getragen werden; nur die Pagen machen eine Ausnahme. Auch dürfen keine Ausländer als Träger verwendet werden."

Die Taxen waren überaus bescheiden. So zahlte man für die Austragung in der Stadt von einem Ort zum andern vierzehn Kreuzer, für jede Stunde Warten sechs Kreuzer und für den ganzen Tag einen Gulden dreißig Kreuzer. Wenn man bedenkt, daß davon zwei Sesselträger leben mußten, so muß man über ihre Genügsamkeit erstaunen. Sie brauchten allerdings kein Benzin für ihr Vehikel, dafür hatte ihre Kehle stets ein unstillbares Verlangen nach geistigen Flüssigkeiten. Sie trugen eine rote Livree, die freilich nicht von blendender Reinlichkeit war, und hatten es immer sehr eilig. Auch waren ihre Umgangsformen nicht die besten. Noch heute haben sich einige Sprichwörter im Volksmunde erhalten, die ihren Ursprung dieser ausgestorbenen Volksklasse verdanken. Wir sagen noch heute von einem, der es sehr eilig hat: „Der rennt wie ein Sesselträger." Und ebenso von einem ungehobelten Menschen: „Der ist grob wie ein Sesselträger." In unserer Zeit hat ihm freilich der Hausknecht den Anspruch auf Ausschließlichkeit dieser löblichen Eigenschaft streitig gemacht und auch der Hausmeister und der Einspännerkutscher lassen sich nicht gutwillig um diesen Ruhmestitel bringen. Soweit ich mich erinnere, standen die letzten Sesselträger in ihren charakteristischen roten Livreen noch zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Ecke vor der Michaelerkirche.

Zu den schon längst fossilen Gestalten des alten Wiens gehörten die Läufer und die Laternenbuben. Beide stehen in einer ursprünglichen Verbindung mit den Beleuchtungszuständen oder vielmehr mit dem Mangel an Beleuchtung in der Stadt und in den Vorstädten. Zwar wurde schon im Jahre 1688 eine teilweise Beleuchtung der innern Stadt eingeführt; diese Öllämpchen genügten aber gerade, ihre eigene Anwesenheit zu verraten; alles übrige blieb nach wie vor im Dunkeln. Um diesem Übelstande einigermaßen zu begegnen, hatte der Hof und der höhere Adel nach spanischem Muster die Läufer eingeführt, die in prunkvoller Livree mit einem bunten Federbusch auf dem Kopfe nachts neben den Wagen herliefen und den finsteren Weg mit Fackeln beleuchteten. Nach der Oper und den Abendkonzerten im Augarten und im Volksgarten bedienten sich auch andere Personen solcher Läufer, die aber in keiner prunkvollen Uniform staken. Das waren die Laternenbuben, die sich des Nachts vor solchen öffentlichen Lokalen mit ihrer Laterne aufstellten und den heimkehrenden Besuchern ihre Dienste anboten. Der Weg nach Hause war für viele der Heimkehrenden ohne diese Hilfe nicht möglich. Leute, die in der Vorstadt wohnten, mußten zuerst das Glacis passieren, das vollständig unbeleuchtet war. Die Straßenpflasterung gehörte damals auch noch zu den frommen Wünschen und so mußte man an regnerischen Tagen durch die zahlreichen Tümpel und Kotmassen durchlavieren, was ohne die Hilfe eines geschickten Laternenjungen unmöglich war.

Die herrschaftlichen Läufer waren bei den Wienern aber wegen einer andern Leistung beliebt. Nach einer alten spanischen Sitte führte nämlich Kaiser Karl VI. das Schnelläufer-Wettrennen in Wien ein und den Schauplatz hierzu bildete die Hauptallee des Praters. Die herrschaftlichen Läufer erschienen am 1. Mai in ihrer glänzenden, buntgezierten Livree bei Tagesanbruch am Praterstern mit prachtvollen goldgestickten Leibgürteln, mit hohen Federhüten und kleinen kostbaren Lauferstäben. Hier waren auch zu beiden Seiten Tribünen für die Zuschauer und Preisrichter aufgeschlagen. Eine unübersehbare Menschenmenge füllte regelmäßig den Prater und besonders die beiden Seitenalleen des Nobelpraters bis zum Lusthaus. Um 6 Uhr früh begann von hier aus der Wettlauf. Die Rennbahn ging durch die Hauptallee um das Lusthaus herum und wieder zurück an den Ort, von wo sie ausgelaufen waren. Ein Dutzend Reiter begleitete sie in der Allee rechts, munterte sie auf, rief ihnen zu, wettete auf die Besten und Renommiertesten und mancher von den Läufern stürzte zu Boden oder fiel ohnmächtig oder tot zur Erde.

Diese grausame und brutale Hetze, wobei es sich nicht selten um Menschenleben handelte, nahm im Jahre 1848, das mit mancher mittelalterlichen Einrichtung aufräumte, ihr Ende. Die einzige anschauliche Erinnerung an die herrschaftlichen Läufer bildet für die heutige Generation das hübsch gemalte Schild eines Geschäftes an der Ecke des Kohlmarktes und des Michaelerplatzes „Zu den drei Läufern", das diese Dienerklasse in ihrer Prunklivree zeigt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir all die Typen der vergangenen Jahrhunderte, die jetzt spurlos verschwunden sind, hier ausführlich besprechen. Manche Sitten und Gewohnheiten, die damals durch volkstümliche Typen vertreten waren, haben sich im Laufe der Zeit verändert und sind kaum mehr in ihren Spuren nachzuweisen.

Als Beispiel jedoch, wie sich aus längstvergessenen Sagen einzelne Typen bis auf den heuzigen Tag erhalten haben, sei hier der uralte Gebrauch der Nikolobescherung angeführt. Nikolo und Krampus treiben auch heute noch, wenn auch in eingeschränktem Maße, ihr Unwesen. Hausgenossen oder auch Dienstmädchen, Gesellen und Lehrjungen verkleiden sich in die Masken des frommen Bischofs und des grimmigen Krampus und besuchen die Kinder, um sie zur Artigkeit und Folgsamkeit zu ermahnen. Die braven Kinder, die ihr Gebet schön aufgesagt, finden am andern Morgen in ihren Schuhen, die sie zwischen die Fenster gestellt, allerlei süßes Backwerk und Obst oder auch eine Abbildung des Nikolo und des Krampus. Man sagt dann, die Geschenke sind ihnen vom Nikolo eingelegt worden. Die wenigsten werden aber wissen, woher dieser Brauch stammt. Das alte Kloster der Clarissinen führte sein besonderes Insiegel, das den heiligen Nikolaus mit einem Buche in der Hand darstellte. Auf dem Buche waren drei große, goldene Kugeln abgebildet. Nach der frommen Legende brachte nämlich der heilige Nikolaus drei armen Mädchen, um sie vor bösen Wegen und den Verführungen des Satans zu bewahren, drei Nächte hindurch solche Kugeln aus echtem Gold als Aussteuer, von denen er jedem der drei Mädchen jedesmal eine gleiche Anzahl schenkte. Als Erinnerung hieran besteht noch heute das sogenannte „Einlegen" (Bescheren) der Kinder durch ihre Eltern in der Nacht vor dem Feste des heiligen Nikolaus mit vergoldeten Äpfeln oder vergoldeten Nüssen. Und noch heute lebt im Munde des Volkes das wienerische Wort: „Der Niklo hat mir was eing'legt."

Hier sei auch gleich auf den Ursprung eines andern Wortes hingewiesen, das die Kinder heute noch bei ihrem sogenannten „Vaterlspiel" gebrauchen. Nebenbei bemerkt, das Wort „Vaterl" kommt nicht von „Vater", sondern von dem Wort „fahen" (fangen). Die Kinder, die einander im Laufe zu haschen suchen, machen gewöhnlich vorher einen Platz aus, der als „Lepold" gilt; das heißt, derjenige, der diesen Platz erreicht, darf nicht gehascht werden. Oft ist dieses „Lepold" nur ein metallener Gegenstand und manchmal kann sich einer ein „Lepold" schaffen, der bloß die Arme über die Brust gekreuzt legt. Dieser Brauch, den die Kinder unbewußt bis auf den heutigen Tag befolgen, stammt aus dem XIII. Jahrhundert, aus der Zeit, in der Leopold der Glorreiche das Asylrecht der Kloster gründete. Wenn es einem Verfolgten gelang, sich innerhalb der Klostermauern zu flüchten oder auch nur das metallene Kreuz vor der Klosterpforte zu berühren, so genoß er schon das Asylrecht des Klosters und durfte von den regelmäßigen Gerichten nicht mehr abgeurteilt werden. Die Straßenjugend der damaligen Zeit sah wohl manchmal solch ein aufregendes Schauspiel der Verfolgung und ahmte es in ihren Spielen nach, wobei sie alle Details in ihrer Weise anwendete. Das Asyl nannten sie nach seinem hochherzigen Gründer schlechtweg: „Das Lepold" und auch die befreiende Wirkung des Metallkreuzes nahmen sie in ihr Spiel auf. — Man sieht aus diesem Beispiel, mit welcher Zähigkeit sich uralte Bräuche durch die Jahrhunderte erhalten.

Auch an Sonderlingen aller Art fehlte es nicht in dem alten Wien. Noch heute erinnert ein Wort, das die Mütter ihren Kindern zurufen, wenn sie sich ihrer zudringlichen Bitten um Leckereien erwehren wollen, an einen solchen Sonderling aus dem XVII. Jahrhundert. Sie rufen ihren Kindern in so einem Falle zu: „Geh zum Hutzaputzl". Der Ursprung dieses Wortes ist den meisten Müttern wohl unbekannt. Aber es gab wirklich einen „Hutzaputzl", wenn auch der Name im Laufe der Zeit etwas korrumpiert wurde. Es lebte nämlich im XVII. Jahrhundert in Wien ein griechischer Kaufmann namens Hutzopoli. Dieser war ein großer Kinderfreund und ging nie auf die Straße, ohne sich die Säcke mit Zuckerln und Süßigkeiten vollzustopfen. Diese teilte er dann unter die Kinder, die ihm stets in hellen Scharen nachliefen, aus. Aus dem Namen Hutzopoli wurde mit der Zeit der „Hutzaputzl".

Bei dieser Gelegenheit will ich an den Ursprung eines Wortes erinnern, das alle Mütter ihren Kindern als Wiegenlied vorsingen, ohne zu wissen, woher es stammt. Es ist nämlich das Liedchen: „heidi—pupeidi—heidi—pupei". Man sollte meinen, es seien nur willkürlich gewählte Silben, die zum Zwecke des Einlullens gesummt werden. Aber die Worte haben eine sehr vornehme Herkunft. Sie stammen aus dem Munde der griechischen Kaiserstochter Theodora, der Gemahlin Heinrich Jasomirgotts. Sie sang ihrem Erstgeborenen ein griechisches Schlummerlied vor, das folgendermhßen lautete: „Heude mu paidion heude mu pai". ,was soviel heißt, wie „Schlaf mein Knäblein, schlaf". — Die wienerischen Zofen hörten das Lied und sangen es, so gut es ging, nach.

Zu den Typen, die in ihrer ursprünglichen Form schon längst von den immer wachsenden Zeitansprüchen verschlungen wurden, gehören die verschiedenen Gattungen der Mietkutscher, ehemals Lehenkutscher genannt. Als solche waren

sie schon im 17. Jahrhundert bekannt und zum Teile berüchtigt. Ihre Vehikel waren äußerst primitiv und nichts weniger als reinlich. Ein moderner Wiener Fiaker mit seinem eleganten „Zeugl" würde sich dieses Ahnherrn schämen. Man hört auch von den Chronisten jener Zeit viele Klagen über die Belästigungen, die das Publikum wie die Geschäftsleute durch das Aufstellen der Wägen und die dadurch verursachte Unreinlichkeit auf Straßen und Plätzen erlitten. Der brave Pater Fuhrmann erzählt in seinem Buche über Alt- und Neu-Wien: „Den 7. Martii wurden auf einer hohen landsfürstlichen Obrigkeit gnädig ergangenen Verordnung, alle Lehengutscher, die sich mit großer Anzahl ihrer Wägen und Pferden auf der Freiung herstellten und denen vorbeifahrenden Herrschaften Raum und Platz benahmen und sonst allen Anbenachbarten viele Ungelegenheiten, sonderlich zur Sommerszeit, dergestalt ab- und von sothanen Platz hinweggeschafft, daß Keiner mehr sich durffte daherstellen, sondern ihre Pferde und Wägen solang zu haus behalten sollen, bis sie zu den Fuhren abgeholt würden."

Diesen Klagen über die Unsauberkeit des Fuhrwerkes, ,die Verunreinigung der Straßen und die Grobheit der Kutscher begegnet man in allen Berichten der einheimischen und fremden Schriftsteller, die über das Wien der damaligen Zeit schreiben.

Eine charakteristische Fuhrwerkstype, die auch schon längst verschwunden ist, war der Zeiselwagen und der Zeiselkutscher. Sie hießen auch Linienzeug, Linienschiffe, weil sie ausschließlich vor den Linien standen. Es waren nach Art der Steirerwagen gebaute Fuhrwerke, mit oder ohne Dach, mit Sitzgelegenheiten für 6—16 und mehr Personen. Sie dienten den Wienern, die stets Naturschwärmer waren, zu gemeinsamen Ausflügen in die schöne Umgebung. Ein magerer Gaul mußte das Vehikel, das oft die Menge seiner Passagiere kaum zu fassen vermochte, auf die „Länder" hinausführen.

C. E. Langer, ein vormärzlicher Wiener Humorist, entwirft das folgende ergötzliche Gemälde von dem Zeiselfuhrwerke:

„Der Zeiselkutscher, der soeben vor uns steht, ist ein stämmiger untersetzter Patron von etwa 24 Jahren und einer ehrlichen, ‚zutatigen' nichtsdestoweniger aber auch schlauen und pfiffigen Phisiognomie, in die er einen grünen Jagdhut mit breiten Krämpen, Gemsbart und Spielhahnfeder renomistisch gedrückt hat; in den Zähnen, zwischen denen er soeben sein: „Fahrn m'r außi, Sö?" — erschallen läßt, hält er die unerläßliche Tabakspfeife mit kurzem Rohr, aus der er während der Fahrt die übelduftendsten Nikotingerüche dampfen läßt, zum großen Entsetzen aller feiner konstruierten Nasen. Um Leibe trägt er eine schlotternde, lichte Hose von ungewisser Farbe und Herkunft, darüber eine blaue Schürze, deren beide Zipfel aber der Bequemlichkeit halber hinaufgeknüpft sind; endlich ein rottuchenes Kamisol und ein sehr buntes Halstuch. Den Luxus eines Rockes kennt er nicht und seine wehenden Hemdärmel sind nicht so weiß, daß die Passagiere davon geblendet werden könnten. Was das Fuhrwerk unseres Zeiselkutschers betrifft, so ist es ein echtes Linienschiff mit Sitzen für zwölf Personen. Der aus Rohr geflochtene längliche Korb, der natürlich nicht in Federn hängt, was selbstverständlich ein sehr angenehmes und die Verdauung beförderndes Rütteln zur Folge hat, trägt auf sechs emporsteigenden Stangen eine plumpe Decke, von welcher zu beiden Seiten lederne Vorhänge angebracht sind, die jedoch nur bei schlechtem Wetter herabgerollt werden. Unter diesem friedlichen Dache nun befinden sich sechs, manchmal mit w e i c h e m Holz, manchmal mit h a r t e m Leder gepolsterte Sitze, deren jeder zwei, im Notfalle auch drei Personen faßt, so daß die Mannschaft des Schiffes auf 18 Köpfe vermehrt werden kann. Es kostet aber keine kleinen Schwierigkeiten, bis man zu einem Platz im Innern gelangt; denn das Einsteigen wird hier durch keine, oder höchstens durch sehr unbequem angebrachte Trittbretter unterstützt, welcher Umstand besonders beim weiblichen Geschlechte zu allerlei putzigen und naiven Zieren und Kokettieren Anlaß gibt. Die aber, die im Besitz eines hübschen Fußes sind, zeigen bedeutend mehr Mut und steigen tapfer und unerschrocken an Bord.

Das edle Roß endlich, das diese Arche Noas ins Schlepptau nehmen muß, scheint eher alles andere vorstellen zu können, als ein Pferd. Wie es dasteht mit gespreizten Beinen und gesenktem Haupte, scheint es Betrachtungen über die Hinfälligkeit menschlicher und tierischer Dinge zu machen. Es hat meist glanzvolle Haberzeiten gesehen und ist nun bei dem Schlußakt seiner Roßtragödie angelangt. Mir ist, als hielte es eben den berühmten Monolog: ‚Ich bin nur noch der Schatten der Maria!'"

So sahen die Beförderungsmittel aus, deren sich unsere Großeltern bedienten, um zum Heurigen oder in die lauschigen Idyllen des Wiener Waldes zu gelangen. Aber an Lustigkeit und fideler Laune standen sie deshalb gewiß nicht hinter ihren Epigonen zurück, die jetzt mit einem Grabenfiaker in die Freudenau oder mit der Elektrischen nach Grinzing fahren.

Vielleicht die originellste Wiener Figur, die auch im Auslande ein aus Bewunderung und gelindem Schrecken gemischtes Renommee genießt, ist der Wiener Fiaker. Er gehört zwar

nicht zu den ausgestorbenen Typen unserer Vaterstadt, hat aber im Laufe der Zeit so viele Wandlungen durchgemacht, daß wir hier nicht wortlos an ihm vorübergehen können. In seinem Äußern besteht zwischen dem Fiaker der Vormärz und dem unserer Tage ein himmelhoher Unterschied. Aber in seinem Wesen ist er derselbe geblieben. Er ist noch immer, trotz des „ölendigen Zeitpunkts" der fidele, lebensfrohe Kerl, der gerne seinen Witz und seine oft beißende Satire an den Passanten oder auch an den eigenen Fahrgästen übt. Ehemals wurde ihnen Grobheit im Verkehre mit den Fahrgästen zum Vorwurf gemacht. Das kann man aber heute nicht mehr behaupten. Er hat nach den naturwissenschaftlichen Prinzipien des „Mimikry" durch Vererbung und Anpassung die Eigenschaften und Gewohnheiten seiner Umgebung angenommen.

Als Dudler und Kunstpfeifer beim Heurigen oder in den Vergnügungsetablissements der Vororte wird er von seinem Mäcen sogar häufig als Gleichberechtigter an seine Tafel gezogen.

Auch der Fiaker des Vormärz hatte sein besonderes Lied, worin es heißt:

„Sö fahr' ma Sö — Sö fahr' ma Sö?
Sö soll i's lassen schiaßen?
Wann i — der Jagel — füri geh,
Gehts lusti auf acht Füaßen!

Zwa Bräunln hätt' i an der Hand,
Dö können lifti trappen,
Und gangets eppa über Land,
Hätt' i daham an' Rappen.'

Fiakern is a schware Kunst
Ma wird von Weg und Wagen
Und Passagier'n und Wetter g'hunzt
Und von die Rösser g'schlag'n.

Wann i an Advokaten fähr'
So schmier i g'schwind mein' Wagen
Denn d' Advokaten können d' Schmier
Sie san 's ja g'wohnt, vertragen.

Mit Schuldnern fahr i im Galopp
Mit Wuchrern laß i's schleifen
Mit reiche Leut', da fahr i grob
Da muaß a jed's ausweichen

Reck i die Peitschen in die Höh',
Geht's lusti auf acht Füaßen
Sö fahrn' ma, Sö — Sö fahrn' ma Sö?
Sö soll i füra schiaßen?

Rundschau.

10. Juni. Die Ausgleichsverhandlungen werden in Budapest fortgesetzt. — Konferenz der Landesausschüsse in Wien. Die Verstaatlichung der Bergwerke und die Verländerung sämtlicher Wasserkräfte wird angeregt.

11. Maler Charles Wilda (geb. 1854) in Wien †. — Der Kaiser verläßt Budapest.

12. Die Ausgleichsverhandlungen werden nach Erzielung eines Einverständnisses in vielen Punkten vorläufig beendet. — Sidonie Grünwald-Zerkowitz (geb. 1858) Schriftstellerin in Karlsbad †

13. Der niederösterreichische Landtag wird vertagt.

14. Der Wiener Gemeinderat beschließt, aus Anlaß des 60jährigen Jubiläums des Kaisers zehn Millionen Kronen für die Erbauung eines Spitals zu spenden.

15. Eröffnung der zweiten Friedenskonferenz im Haag. — Der von der Versammlung deutscher Abgeordneten am 4. Juni eingesetzte Ausschuß schlägt den deutschfreiheitlichen Parteien die Bildung eines deutschen Verbandes unter Wahrung der Selbständigkeit der Parteien vor. — Der französische Botschafter in Berlin teilt der deutschen Regierung den Abschluß eines Bundes zwischen Frankreich, Spanien und England mit. — Eröffnung der Ausstellung neuester Erfindungen in Olmütz. — Professor Dr. Egon Ritter von Oppolzer (geb. 1869) in Innsbruck †.

16. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung des Fürsten Alfred Windischgrätz zum Präsidenten, der Fürsten Egon zu Fürstenberg und Alois von Schönburg-Hartenstein zu Vizepräsidenten, dann die von 14 neuen erblichen und 30 lebenslänglichen Mitgliedern des Herrenhauses.

17. Erste (Eröffnungs-) Sitzung des Herrenhauses. — Erste (Eröffnungs-) Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dr. Funke, als Alterspräsident begrüßt die Abgeordneten und bringt ein Hoch auf den Kaiser aus. Die Abgeordneten leisten die Angelobung. — Der deutschnationale Verband beschließt sein Programm und wählt den Abg. Dr. Chiari zum Obmann. Der Polenklub wählt den Abg. David R. v. Abrahamowicz, die polnische Volkspartei den Abg. Stapinski, die christlichsoziale Vereinigung den Abg. Dr. Lueger, der Klub der tschechischen Abgeordneten Abg. Dr. Kramarz zu ihren Obmännern. — Die Verfassungspartei im Herrenhaus wählt den Fürsten Egon Fürstenberg zum Obmann, Freiherrn v. Chlumecky und Dr. Ernst v. Plener zu dessen Stellvertretern. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus beginnen die kroatischen Abgeordneten einen Obstruktionskampf gegen die Eisenbahnervorlage.

*

Politische Übersicht. Mit einer inhaltreichen und außergewöhnlich langen Thronrede wurde am 19. Juni die achtzehnte Session des Reichsrates vom Kaiser eröffnet. Sie enthält ein sehr wichtiges Programm für die künftigen gesetzgeberischen Arbeiten auf wirtschaftlichem und politischem sowie kulturellem Gebiet. Die Reform der Arbeiterversicherung soll mit einer Förderung des Exports Hand in Hand gehen, die Ausgestaltung der Verkehrsmittel, der Ausbau der Gewerbegesetzgebung, die Regelung des gewerblichen und landwirtschaftlichen Kredites sowie mancherlei Reformen auf dem Gebiete des Bergbaubetriebes sollen das materielle Wohl bessern, durch Erleichterung und Sicherung der Arbeit den allgemeinen Wohlstand heben. Der Pflege der Jugenderziehung und des öffentlichen Unterrichtes werden mehrere Vorlagen gewidmet sein. Im Bereiche der Justizgesetzgebung ist eine Revision des bürgerlichen Gesetzbuches, die Schaffung eines neuen Strafgesetzes, eine Reform des Sanitäts- und Auswanderungswesens vorgesehen. Die innere Verwaltung soll moderner gestaltet, der nationale Friede angebahnt und den Beamten eine Dienstpragmatik gegeben werden. Der Monarch hofft, daß insbesondere die neugewählten Abgeordneten das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und von der Überzeugung erfüllt sein werden, daß die umfassende Erweiterung der politischen Rechtsgrundlagen

ihnen auch eine höhere Pflicht der Mitverantwortung auferlege. Damit aber das neue Haus seine Arbeiten erfolgreich durchführen könne, ist in erster Linie eine Reform der Geschäftsordnung notwendig.

Hinsichtlich unseres Verhältnisses zu Ungarn drückt sich die Thronrede dem ungarischen Standpunkte gegenüber sehr schonend aus. Der Kaiser will, daß das durch jahrhundertelange gemeinsame Schicksale geheiligte, von der pragmatischen Sanktion festgefügte und bewährte politische Band zwischen beiden Staaten späteren Geschlechtern unversehrt erhalten bleibe. Deshalb müsse auch in wirtschaftlicher Beziehung, unbeschadet des beiden Teilen gewährleisteten Selbstbestimmungsrechtes, eine solche Lockerung vermieden werden, die sich in Zukunft für die Gemeinsamkeit bedenklich erweisen könnte. Nichtsdestoweniger wurden diese Worte in Ungarn einer scharfen Kritik unterzogen und man fand es sogar passend, eine Interpellation darüber einzubringen. Will oder kann man jenseits der Leitha nicht verstehen? In beiden Fällen würde eine schärfere Sprache nicht schaden. Goetz.

*

Das Herrenhaus des österreichischen Reichsrats. Seit langem hat sich bei uns das Fehlen eines politischen Almanachs oder Handbuches mit den biographischen Daten der Parlamentarier unangenehm fühlbar gemacht. Was in den kleinsten konstitutionellen Ländern, oft in mehreren Ausgaben zu finden ist, mußten wir seit Jahren entbehren. Durch die Wahlreform ist ein Aufschwung des politischen Interesses in weiteren Kreisen zu erwarten und diesem Umstande dürfte es in erster Linie zu danken sein, daß nun nach langer Pause endlich wieder — wenigstens in seinem ersten Teil — ein österreichischer parlamentarischer Almanach vorliegt. Er stammt wie seine letzten Vorgänger aus der bewährten Feder Dr. Gustav Kolmers, des unermüdlichen Annalisten unseres Parlamentes und ist vor kurzem im Verlage von Carl Fromme in Wien erschienen. Der Band umfaßt nebst einer interessanten Einleitung über die Wahlreform die Biographien der Mitglieder des Ministeriums und des Herrenhauses nach seinem Bestande zu Ende des Jahres 1906. In den überwiegend meisten Fällen handelt es sich hierbei nicht um eine Aufzählung nackter Daten, sondern das Wirken der einzelnen wird in Form interessanter biographischer Skizzen geschildert, die nach Inhalt und Form weit über das sonst in derartigen Almanachen oder Verzeichnissen Gebotene hinausragen. Die Abschnitte über den Fürsten Karl Auersperg, über die Grafen Goluchowski, Harrach und Franz Thun, über die Fürsten Georg Lobkowitz, Karl Schwarzenberg, Alfred Windisch-Grätz wie über die ernannten Mitglieder v. Bilinski, v. Böhm, die Barone Chlumecky und Czedik, v. Dunajewski, Baron Gautsch, v. Hartel, Baron Helfert, v. Körber, v. Madeyski, Mattuš, v. Plener, Vater und Sohn, Graf Friedrich Schönborn, v. Unger, Graf Welsersheim, v. Wittek bilden geradezu eine moderne Geschichte Österreichs in biographischer Form. Etwas zu kurz scheinen uns dagegen die Ausführungen über den Erzherzog Rainer, Dr. Steinbach und die gegenwärtigen Minister Pacak und Prade. Diese beiden letzteren Biographien könnten ja in dem hoffentlich bald folgenden Band über das Abgeordnetenhaus ihre Ergänzung finden. Dieser Teil des Almanachs wird gerade jetzt besonderes Interesse erwecken, da das neue Haus zahlreiche bisher in der großen Öffentlichkeit noch sehr unbekannte Politiker umfaßt. —nk—

*

Das Deutschordenszentralarchiv in Wien. Als vor hundert Jahren eine Reihe von reichsunmittelbaren Körpern, darunter auch das Reichsfürstentum Mergentheim, die Residenz des Deutschen Ritterordens, den Stürmen der napoleonischen Kriege zum Opfer fiel, gelang es wohl Erzherzog Anton Viktor, der diese Stadt 1805 für immer verließ, um nach Wien zu übersiedeln, einen Teil des reichen Ordensarchivs mit vielen anderen Schätzen hierher zu retten; der größte Teil der Archivalien aber wanderte in das königliche Staatsfilialarchiv von Ludwigsburg.

Im Jahre 1852 wurden dem immerhin ansehnlichen Archivbestande des Deutschordens in Wien die Archive der beiden in Österreich befindlichen Balleien, der Ballei Österreich und der Ballei an der Etsch und im Gebirge, hinzugefügt sowie größtenteils die der mährisch-schlesischen Besitzungen und der hoch- und deutschmeisterischen Geheimen Ordenskanzlei. Durch Kauf oder Tausch gelang es dann, noch weitere Archivalien der verloren gegangenen deutschen Balleien zu erwerben und 1905 wurde dieses Zentralarchiv auf Initiative des derzeitigen Hochmeisters Erzherzog Eugen einer gründlichen Sichtung und Neuordnung nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen durch den Ordensarchivar Dr. V. Schindler unterzogen. Vor kurzem ist nun auch der Jahrzehnte alte Wunsch, von Württemberg alle auf die in Österreich befindlichen Balleien und auf das Hochmeistertum sich beziehenden Archivschätze zu gewinnen, in Erfüllung gegangen, indem dank den Bemühungen des Ordensarchivars Schindler und dem Entgegenkommmen des königlichen Archivdirektors in Stuttgart Eugen v. Schneider mit königlicher Entschließung vom 5. Mai 1907 gegen 1000 Faszikel, darunter 800 tadellos erhaltene Originalpergamenturkunden, dem Zentralarchiv in Wien geschenkt wurden. Hierdurch wurde der Bestand des Zentralarchivs so vervollständigt,

daß es nunmehr zu den für die geschichtliche Forschung wertvollsten Sammlungen der Kaiserstadt zählt. Unter den neuerworbenen Urkunden befinden sich als kostbarste Reliquien 30 solche aus Accon, ausgestellt 1277; es sind Abschriften (Transsumte) päpstlicher Urkunden mit dem Siegel der Erzbischöfe von Tyrus und Bethlehem. Als nicht minder bedeutsamer Zuwachs erscheint eine stattliche Reihe von Kaiser- und Papsturkunden, meist Verbriefungen von Ordensprivilegien. Die älteste der Kaiserurkunden datiert vom 2. Juni 1122 aus Utrecht („in Trajecto") von Kaiser Heinrich V., die älteste der päpstlichen aus dem Jahre 1209 von Innozenz III. In einer Urkunde, ausgestellt von Urban IV. (1261), ermahnt der Papst die Gläubigen, dem Deutschen Orden bei seinem Kampfe in Livland und Polen Zuzug zu leisten. Damit ist derselbe Kreuzzug gemeint, dem sich König Ottokar von Böhmen anschloß. Viel Material ist auch für die Geschichte der Konzilien, so des Konstanzer und Baslerkonzils, vorhanden; ferner für die Kriegsereignisse an den westlichen Grenzen des Deutschen Reiches, da ja während der zahlreichen Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich Ordensgebiete vielfach in Mitleidenschaft gezogen waren; dann für die Türkenkriege, zumal unter Leopold I., da die Frage erwogen wurde, ob nicht der Deutsche Orden in Ungarn in der Zeit des Hochmeistertums des tapferen Kaspar von Ampringen allein nach der alten Art das „exercitium militare", wie es statutenmäßig beispielsweise im Kriege gegen die heidnischen Preußen geübt wurde, auf eigene Faust den Krieg gegen den türkischen Erbfeind übernehmen sollte. Besonders interessant sind auch die Urkunden, welche sich auf den Kumanen- und Jazygendistrikt, alte Ordensbesitzungen, beziehen. Außerdem enthalten viele Faszikel wichtige diplomatische Korrespondenzen, Gesandtschaftsberichte usw., die beweisen, daß der Orden an den großen Wandlungen in der deutschen Geschichte stets rege beteiligt war.

Eine große Zahl von Urkunden gehört der Hausgeschichte des Ordens an, so alte Statuten- und Standesbücher, Protokolle der Großkapitel und Aufschwörungsakten (Ahnenproben). Da diese sich auch auf 169 österreichische Adelige beziehen, so ist damit eine wichtige Quelle für genealogische Forschung eröffnet. Hier finden sich Namen ausgestorbener und noch blühender Geschlechter, so der Attems, Bräuner, Kuefstein, Portia, Mittrowsky, Starhemberg, Thun, Vetter von der Lilie usw., deren Mitglieder unter Berufung auf ihre Ahnenreihe und die Verdienste der Vorfahren die Aufnahme in den Orden erbitten. Einige Urkunden werfen Streiflichter auf die Lokalgeschichte des Deutschen Hauses und seiner ehrwürdigen Nachbarschaft, des Stephansdomes, des Stephansfriedhofs und der Katakomben in Wien.

So ist zweifellos mit der jüngsten Erweiterung des Deutschordenszentralarchivs ein wissenschaftlicher Schatz von hohem Werte nach Wien gelangt, dessen Ausbeute der gelehrten Forschung ein breites Feld bieten wird.

K. Fuchs.

*

Mahlers Demission. Wenn Mahler wie es jetzt allen Anschein hat, als Direktor der Wiener Hofoper scheidet, verliert ihn nicht bloß dieses Institut, sondern ganz Wien. Was Mahler für unser Musikleben bedeutet, habe ich schon vor Monaten im „Fall Mahler" anzudeuten versucht. Nur auf eines soll noch hingewiesen werden. Bevor Mahler an der Hofoper wirkte, gab es natürlich ebenfalls vorzügliche Wagner-Aufführungen. Doch dazu gehörten auch „Wagnerianer", eine inzwischen wohl fast gänzlich ausgestorbene Spezies. Mit anderen Worten: die verhältnismäßig seltenen Aufführungen waren im allgemeinen für die Gemeinde der „Wissenden" bestimmt. Mahler aber erkannte nicht bloß, daß diese Geheimzunft der Wissenden überflüssig sei, er tat auch das Seine dazu, sie überflüssig zu machen. Den ganzen Wagnerzyklus zweimal, auch öfter im Jahre zu bringen, ist eine Leistung, die sich schon hören lassen kann. Wenn sie manchem jetzt auch ein bißchen schädlich erscheinen mag, weil Wagners Werke nicht so abgespielt werden und nur als festliche Veranstaltungen empfunden werden sollten, so liegt darin kein anderes Bedenken als jenes, von dem auch Mahler mit besonderer Heftigkeit ergriffen wurde, wenn er die Theaterspielerei überhaupt satt bekommen hat. Aufrecht bleibt das Verdienst einer erziehlichen Arbeit, die Mahler mit seinen Aufführungen geleistet hat. Nicht bei Wagner allein. Mahler hat es verstanden, dem Publikum den Sinn für ein Werk als solches, für dessen besondere Art, die für sich, nicht in Vergleich zu einem andern, wesensfremden genossen werden will, zu öffnen, weil er es wie wenige neben ihm versteht, das tiefste Sein eines Werkes, das durch eine Aufführung nachzuschaffen er unternimmt, zu enthüllen.

Wien hätte also allen Grund, Mahler nach Kräften hier zu halten. Die Fehler, die er begeht — auch darüber ist in diesen Blättern schon gesprochen worden — sind wahrhaftig nicht so schwerwiegend, daß man ihn leichten Herzens ziehen lassen könnte, sie haften zum Teil auch mehr dem Amt als dem jeweiligen Träger an, und sie werden schließlich im besten Falle bei einem anderen durch andere Fehler abgelöst werden. Gar mancher, der Mahler

nicht rasch genug wegekeln konnte, spürt schon die Schwierigkeit, einen halbwegs geeigneten Nachfolger zu finden, und jetzt ist gar der kuriose Vorschlag aufgetaucht, es einmal nicht mit einem Künstler, sondern mit einem sogenannten „erfahrenen Praktiker" als Direktor zu versuchen. Ja, liegen denn nicht die gegenteiligen Erfahrungen aus der Geschichte der Hofoper vor? Die Hofoper ist auch ihrer Natur nach etwas anderes als eine Privatbühne, die sich und anderen sehr ideal vorkommt, wenn sie mit der Kunst ein gutes Geschäft macht. Der Vorschlag, nach einem Theaterpraktiker zu greifen, ist ebenso praktisch wie es etwa der Rat wäre, an wissenschaftliche Hochschulen ersten Ranges nur sogenannte „gute Lehrer" zu berufen, die dem Bedürfnis der Studenten in jungen Semestern freilich am besten entsprächen. Dann wäre ein Billroth, ein anerkannt „schlechter" Lehrer, niemals an die Universität gekommen, ebensowenig wie manche andere, die nicht nur den Ruhm, sondern durch die Ausstrahlungen ihres Wirkens erst recht die „praktischen" Vorteile einer Hochschule ausmachen. Nebstbei bemerkt, ist die vielberufene „finanzielle Mißwirtschaft" Mahlers aller Wahrscheinlichkeit nach eine Fabel, die sich nur deshalb in unerschütterlicher Beharrlichkeit erhalten kann, weil diejenigen, welche die wahren Ziffern kennen, sie nicht veröffentlichen. Es ist nicht die einzige Entstellung, mit der man Mahler verfolgt, und man begreift, daß er die Lust verliert, sich und sein Bestes im Kampf gegen das unkünstlerische Theater als solches abzunutzen. Die Erkenntnis der im tiefsten unkünstlerischen Natur des Theaters ist wahrhaftig nicht auf Mahler beschränkt. Alle großen Künstler, schöpferische und nachschaffende, die für das Theater gewirkt haben, litten unter dieser schmerzlichen Erkenntnis; doch man kann sagen, daß ihre Leistungen zum Teil auch aus diesem Schmerz flossen. Nicht alle Angriffe brauchten Mahler so sehr zu kränken. Daß man alle Vorstellungen am Maßstab seiner höchsten Leistungen mißt und so zu manch hartem Urteil kommt, ist ungerecht, unklug, unfreundlich. Doch sollte es nicht einen Künstler locken, immer wieder einmal Höchstes zu leisten? Und dies kann er doch am ehesten in der Wiener Hofoper. Die bietet ihm künstlerisch mehr, als es irgendein anderes Institut vermöchte. Wer den täglichen Theaterbetrieb in der Wiener Hofoper nicht aushält, wird es noch weniger an einer amerikanischen Starbühne vermögen. Das ist die Hauptursache. Es handelt sich doch wahrhaftig nicht um ein paar tausend Kronen Honorar mehr oder weniger; darauf kann es weder dem Künstler noch der Hoftheaterbehörde ankommen. Nicht finanziell brauchte man das Verhältnis zwischen Direktor und Institut zu bessern. Wenn Mahler so tief verstimmt ist, wie es den Anschein hat, so ist dies nur der einseitige Ausdruck einer allgemeinen Verstimmung. Die muß behoben werden, vor allem durch Entlastung des Direktors von allem, was auch ein anderer zustande bringen oder zumindest für ihn vorbereiten könnte. Vor Monaten habe ich darauf hingewiesen, daß ein zweiter Regisseur dem Direktor manche kleinere, doch einen ganzen Mann vollauf erfordernde Arbeit abnehmen könnte; in einem Fachblat, den „Musikliterarischen Blättern", ist der beachtenswerte Vorschlag aufgetaucht, es mit einer Art musikalischen Dramaturgen zu versuchen. Welchen Titel der Mann führen soll, ist eine Nebenfrage, und wieweit seine Arbeit — und darum, nicht um Befugnisse handelt es sich — im einzelnen abgesteckt werden soll, müßte nach des Direktors Wunsch bestimmt werden. Voraussetzung bleibt, daß Mahler überhaupt noch wünscht und will. Äußerungen, die er getan hat und in die Öffentlichkeit gebracht wurden, scheinen für das Gegenteil zu sprechen. Doch eine Äußerung kann kein unübersteigliches Hindernis für vernünftige Überlegung bilden.

Man müßte es tief bedauern, wenn es nicht mehr gelänge, den Verlust hintanzuhalten. Wer wird Mahlers Nachfolger sein? Bis vor kurzem hatte Felix Mottl die besten Aussichten. Nun aber ist er nicht nur in München festgehalten, sonden durch das schwer verständliche und beleidigende Vorgehn, derjenigen Behörde, die ihn nach Wien zu bringen den Willen hegte und ihn in dem Augenblick bloßstellte, als sich die Kraft zu schwach erwies, den Wunsch zu verwirklichen, wohl für geraume Jahre von Wien ferngehalten. Man wird also anderswo Umschau halten müssen. Doch ob Felix Mottl oder ein anderer — man soll über ihn nicht früher sprechen, als man sein Wirken sieht. Vielleicht wird Mahlers Nachfolger darin glücklicher sein, als er, daß man ihn nach seinen Leistungen und nicht nach seinen Menschlichkeiten beurteilt.

Dr. D. J. Bach.

„Österreichische Rundschau", XII., 1.
Redaktionsschluß 28. Juni 1907.
Ausgegeben 1. Juli 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Karl Junker.

Notizen.

Von Henrik Ibsen, Dramatischen Werken übersetzt von Wilhelm Lange, sind bisher 6 Bände im Verlag von Enno Quehl, Berlin-Steglitz erschienen (Gespenster, Hedda Gabler, Romersholm, Die Meerfrau, Die Wildente, Frau Inger von Oestrot). Preis à Band 1·50 Mark. Es ist die erste einheitliche Verdeutschung der Ibsenschen Bühnendichtungen, die auf eindringendem Verständnis und feinem Sprachgefühl beruht. Wilhelm Lange, der vor drei Jahrzehnten als Erster den Dramatiker Ibsen der deutschen Bühne zugeführt und in jahrelangem Zusammenarbeiten mit dem großen Skandinavier dessen endlichen Triumph vorbereiten half, erweißt sich als ein berufener Interpret Ibsens, dessen Sprache in seiner Wiedergabe klar, knapp und prägnant klingt. Die Ausstattung der Langeschen Ibsen-Ausgabe ist vornehm und modern im besten Sinne. Für Liebhaber ist eine Anzahl von numerierten Exemplaren auf echtem Büttenpapier abgezogen. Die Ausgabe ist auf zirka 18 Bände berechnet.

*

In der Herderschen Verlagshandlung ist soeben die 6. Auflage von E. M. Hamanns Geschichte der deutschen Literatur erschienen. Diese neue Auflage zeigt eine gründliche Neubearbeitung. Neben dem Unterrichtszwecke ist die „Selbstbelehrung“ nie aus dem Auge gelassen. Ganz besonders kommt dem Buche die Knappheit der Darstellung bei aller Reichhaltigkeit, der stilistische Fluß der Sprache und die Übersichtlichkeit der Stoffanordnung zustatten. Die Objektivität gegen Andersdenkende ist überall gewahrt. Das Werk ist für höhere Unterrichtsanstalten, zum Privatstudium, für entsprechende öffentliche Bibliotheken und nicht zuletzt für jede Familienbibliothek geeignet.

*

Die erste Gesamtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns ist nun endlich in Vorbereitung. Alle bisher vorliegenden Ausgaben machen es teils durch ihre Unvollständigkeit, teils durch den Werken nicht entsprechende Ausstattung den Verehrern des Dichters nicht recht möglich, sich mit denselben zufrieden zu geben. Herausgeber der im Verlag von Georg Müller in München — Josephplatz 7 — erscheinenden Publikation ist der auf dem Gebiete der Hoffmannforschung bestens bekannte Karl Georg von Maaßen. Der Verlag ist bestrebt, mit ihr auch buchtechnisch überaus Gediegenes zu bieten. Den Subskribenten wird der Band — 14 Bände sind es im ganzen — broschiert für 6 Mark, gebunden für 7 Mark geliefert. Eine Fülle von bisher Unveröffentlichtem wird die intimen Freunde des seltsamen Dichters ganz besonders reizen, soweit sie erreichbar sind. Die Ausgabe wird ferner sämtliche Zeichnungen des Meisters aufweisen. Die Bände erscheinen in zweimonatlichen Zwischenräumen, sodaß das Ganze im Jahre 1909 vorliegen wird. Herausgeber und Verlag richten nun an die Forscher und Freunde E. T. A. Hoffmanns die Bitte, durch Mitteilung von Wissenswertem von und über den Dichter: ev. Briefe, Zeichnungen ꝛc., das verdienstvolle Unternehmen möglichst fördern zu wollen.

Büchereinlauf.

Vom Lachen und vom Mädesein, Gedichte. Von Alfred Grünewald. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig, 1906.

Traum und Wahrheit, Gedichte. Von Fritz Ehebrecht. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig, 1906.

Moderne Zigeunerlieder. Von Mara von Dembritzka. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig, 1906.

Johanna Deukert. Erzählung von Arthur Grobe-Wutischky. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig, 1906.

Deutsche Literatur-Pasquilles. Herausgegeben von Dr. Franz Blei.

I. Stück. Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirne oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Schauspiel in 4 Aufzügen von Freiherrn von Knigge. 1790.

II. Stück. Comoedia divina mit 3 Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul und dem Herausgeber. 1808.

III. Stück. Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung. Ein drastisches Drama von A. v. Kotzebue, Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer, 1799. Verlag Julius Zeitler, Leipzig, 1907.

Das Pathenkind. Thüringer Roman von Marthe Renate Fischer, Stuttgart, 1907, Adolf Bonz & Co.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Dr. Ludwig Pastor. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1907.

Das Problem der ungleichen Arbeitsleistung unserer Kulturpflanzen. Von Siegfried Strakosch. Verlag P. Parey, Berlin, 1907.

Krieg oder Frieden, Volksvortrag von Rob. L. Berendsohn. Konrad A. Kloß' Verlag, Hamburg, 1907.

Unsere Mittelschule. Von Prof. Dr. W. Jerusalem. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 1907.

E. T. A. Hoffmanns Musikalische Schriften, herausgegeben von Dr. Edgar Istl. Greiner & Pfeifer, Stuttgart, 1907.

Die Verhüllte, Novellen von Robert Michel. S. Fischer, Verlag Berlin, 1907.

Untersuchungen zur Sinnespsychologie. Von Franz Brentano. Verlag Dunker & Humblot, Leipzig 1907.

Vierzig Jahre nach Königgrätz. Von Leopold Reichsgrafen von Thurn-Valsássina. Verlag W. Braumüller, Wien und Leipzig, 1907.

Wissenschaftliche Frauenarbeiten. Von Dr. H. Jantzen und Dr. Gustav Thuran. „Georg Eliot“. Von Helene Richter. Verlag Alexander Dunker, Berlin, 1907.

Aus der Opernwelt. Von Richard Batka. München, 1907. Georg D. Callway.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

Studien und Kritiken. Von Egon Zweig. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-buchhandlung.

Die Wildente. Schauspiel in 5 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz.

Heinrich Hansjakob Ausgewählte Erzählungen. 2. Bd. Erzbauern. Adolf Bonz & Co., Stuttgart, 1907.

Frau Inger von Oestrat. Von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz, 1907.

Die Meerfrau. Schauspiel in 5 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz.

Rosmersholm. Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz.

Gespenster. Ein Familiendrama in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz.

Hedda Gabler. Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Enno Quehl, Berlin-Steglitz.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Geheimblätter über die österreichische Politik.

Von Heinrich v. Poschinger.

Ende Jänner 1854, als die orientalische Krisis durch den Beginn der kriegerischen Operationen zwischen Rußland und der Türkei bereits in die kritische Phase eingetreten war, wurde in Berlin vom russischen Gesandten und in Wien von dem in außerordentlicher Mission dorthin geschickten Grafen Orloff eine Proposition übergeben, welche dahin ging, zwischen den drei Höfen von Österreich, Preußen und Rußland ein Protokoll zu unterzeichnen, wonach sich Preußen und Österreich für den Fall einer aktiven Beteiligung Englands und Frankreichs an dem Kriege gegen Rußland verpflichten sollten, die strengste Neutralität zu beobachten, und im Falle erneuten Drängens oder Drohungen von seiten der Westmächte zu erklären, daß sie entschlossen seien, diese Neutralität nötigen Falles mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Die drei Mächte sollten ferner jeden Angriff Frankreichs oder Englands gegen das Gebiet Österreichs, Preußens oder eines andern deutschen Staates wie einen Angriff auf ihr eigenes Gebiet betrachten und sich zur Abwehr gegenseitig nach Erfordernis der Umstände und nach weiterer Verabredung militärischer Kommissarien Beistand leisten. Dieser Vorschlag wurde in Berlin durch einen Erlaß des Ministers Manteuffel an den preußischen Gesandten in Petersburg (d. d. 31. Jänner 1854) abgelehnt unter dem Hinweise, es sei durch das Wiener Protokoll vom 5. Dezember 1853 und die darauf folgenden Unterhandlungen zwischen Preußen, Österreich, Frankreich und England eine gegenseitige Verpflichtung begründet worden, von der sich Preußen nicht einseitig lossagen könne. Jetzt eine bewaffnete Neutralität zwischen Österreich, Preußen und Rußland proklamieren, hieße sich die Hände gegenüber von Eventualitäten binden, deren Tragweite unübersehbar sei. Das Ergebnis der Entschließung seines Kabinetts teilte der König Friedrich Wilhelm IV. am gleichen Tage dem Kaiser von Österreich mit. Darauf antwortete Kaiser Franz Joseph in einem bisher unveröffentlichten Briefe (Gerlach erwähnt denselben im Bande II., S. 109, seiner Denkwürdigkeiten) d. d. Wien, den 6. Februar 1854:

„Eurer Majestät so freundschaftliches Schreiben vom 31. Jänner hat mich wahrhaft beglückt. Nichts konnte mich mehr erfreuen als das volle Vertrauen, mit welchem Sie sich, liebster Onkel, in diesem schweren und traurigen Augenblick an mich wenden. Mit demselben Vertrauen, mit ganzer Offenheit will ich Eurer Majestät meine Lage und den Gang schildern, den ich mir vorgezeichnet habe.

Graf Orloff hat mir dieselben Propositionen seines Kaisers überbracht, die Eurer Majestät durch Baron Budberg untergelegt wurden. Daß es mir ebenso schwer wie Eurer Majestät geworden ist, auf die Wünsche unseres gemeinschaft-

lichen Freundes und Bundesgenossen nicht eingehen zu können, werden Sie wohl begreifen, denn Kaiser Nikolaus war in allen schwierigen und gefährlichen Phasen, die wir durchgemacht haben, meine festeste Stütze und ich bin ihm zu ewigem Danke verpflichtet.

Aus dem vortrefflichen Schreiben, welches Eure Majestät an den Kaiser von Rußland gerichtet haben und welches Sie so gütig waren, mir mitzutheilen, ersehe ich, daß alle Gründe, welche Sie als Ursache Ihres Handelns angeben, bis auf Einen auch die Meinen sind. Außer diesen Gründen bestimmen mich aber noch andere, welche ganz besonders auf der Stellung Österreichs beruhen und auch mit den Interessen Deutschlands innig verknüpft sind. Erlauben mir Eure Majestät hierüber in nähere Details einzugehen.

Das Hauptmotiv des Entschlusses Eurer Majestät ist ein mit England angebahntes Übereinkommen,* welches für die Sicherheit Deutschlands gewiß sehr günstige Resultate erreichen würde, von welchem ich aber gewünscht hätte, erlauben Sie mir, verehrter Onkel, meine Meinung offen zu bekennen, daß es früher mit uns berathen worden wäre, Eure Majestät hätten sich dadurch nicht einseitig die Hände gebunden und die verlangten Garantien hätten eine Ausdehnung erhalten können, die ganz Österreich, Ihren treuesten Alliierten, mit eingeschlossen hätte.

Meine Entschlüsse waren durch keinerlei eingegangene Verbindlichkeiten beengt, die Motive jedoch, welche mich noch besonders bei meinem Vorgehen geleitet haben, sind folgende: Von dem Augenblicke an, als die russische Armee die Donau überschreitet, ein verhängnisvoller Schritt, der leider kaum mehr zu verhindern ist, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die gesamte christliche Bevölkerung des rechten Donauufers sich erheben, um einen orthodoxen Krieg zu führen, dessen Ende und Konsequenzen sich gar nicht berechnen lassen. Diese Bewegung in nächster Nähe unserer Gränze berührt unsere wichtigsten Interessen auf das Nachtheiligste, und ich habe daher in Petersburg bestimmte Garantien dafür verlangt, daß an dem jetzigen politischen Zustande der Provinzen der europäischen Türkei nichts geändert werde. Den status quo in diesen Ländern zu erhalten, ist mein fester Vorsatz, und um ihn in allen Fällen durchführen zu können, habe ich angefangen, meine an der serbischen Gränze aufgestellten Truppen zu verstärken. Dessenungeachtet werde ich immer trachten, in friedlichen und freundlichen Beziehungen zu Rußland zu bleiben und werde hierin gewiß dem Bestreben Eurer Majestät begegnen.

Eure Majestät bemerken sehr richtig, daß die deutsche Bundestreue uns den richtigen Weg zeige. Ich glaube deshalb, daß es von der größten Wichtigkeit sei, dies auch durch unser gemeinsames Auftreten zu beweisen. Hierbei rechne ich ganz besonders auf Eurer Majestät echt deutschen Sinn.

Erhalten mir Eure Majestät Ihre mir so teure Freundschaft, auf welche ich in diesem Augenblicke mit ganz besonderem Vertrauen baue und seien Sie über-

* Der König von Preußen, welcher von den vier in Wien vertretenen Mächten der russenfreundlichste war, wollte offenbar noch etwas weiter gehen als das Wiener Konferenzprotokoll vom 5. Dezember 1853 und Rußland noch eine stärkere Unterstützung gewähren, indem er sich zu einer Vermittlung bei dem Londoner Kabinett erbot. Dieser diplomatische Schritt blieb aber erfolglos.

zeugt, daß ich in dem innigen Zusammenhalten Preußens und Österreichs den sichersten Rettungsanker aus den jetzigen Bedrängnissen sehe.

Ich bleibe mit unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit

Eurer Majestät

von ganzem Herzen ergebener

Bruder und Neffe

Franz Joseph m. p.

Der Standpunkt des Kaisers von Österreich war vollständig korrekt und die Form seines verbindlichen Schreibens, in welches nur ein kleiner Tadel eingeflochten war, zeugt von dem freundschaftlichen Verhältnis, das die beiden Herrscher verband.

* * *

In den ersten Tagen des September 1856 fand im Fürstentum Neuenburg unter royalistischer Führung eine Bewegung statt, in der Absicht, von dem Lande im Namen des ehemaligen Fürsten von Neuenburg, des Königs von Preußen, Besitz zu nehmen und die früheren Verhältnisse im Kanton, wie solche vor dem 1. März 1848 bestanden hatten, wiederherzustellen. Der Erfolg der Bewegung war nur ein kurzer, die republikanischen Behörden ergriffen sogleich wieder die Regierung, indem sie einen großen Teil der Royalisten und ihrer Führer gefangennahmen. Wenngleich die preußische Regierung jede Verantwortlichkeit für die Ereignisse ablehnte, so hielt sich der König Friedrich Wilhelm IV. doch verpflichtet, zuvörderst die Opfer ihrer Treue vor den Folgen des Putsches zu schützen, respektive die gänzliche Befreiung der Gefangenen als diejenige Bedingung zu verlangen, deren vorgängige Erfüllung für die Stellung des Königs zu den Verhandlungen über die definitive Regelung der Neuenburger Frage maßgebend sein werde. Um die Behandlung der ganzen Angelegenheit vorzubereiten, beabsichtigte der König auch dem Deutschen Bunde Mitteilung von den Neuenburger Ereignissen zu machen und daran den Antrag zu knüpfen, daß derselbe nicht nur dem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 beitrete, sondern auch seinerseits bei der Schweizer Eidgenossenschaft auf Freilassung der Neuenburger royalistischen Gefangenen dringe und sich je nach dem Erfolge seiner desfallsigen Schritte ernstere Maßregeln gegen die Schweiz vorbehalte. Um in Frankfurt a. M. eine günstige Beschlußfassung vorzubereiten, wandte sich der König Friedrich Wilhelm an das österreichische Kabinett und direkt an den Kaiser. Im nachstehenden lassen wir das bisher gleichfalls noch unveröffentlichte Antwortschreiben des Kaisers Franz Joseph d. d. Ischl, den 7. Oktober 1856 folgen:

Mein theurer und verehrter König!

Im Augenblicke meiner Abreise von Wien habe ich durch den Grafen Arnim Ew. Majestät Brief über die Neuenburger Angelegenheit empfangen. Müßten die Regenten nicht so oft ihre Gefühle den Forderungen der Politik unterordnen, so würde ich Eurer Majestät einfach antworten, daß Sie Ihr gutes Recht verfolgen und daß Sie über mich verfügen können. Indessen Eure Majestät selbst sprechen für jetzt nicht von der Prinzipienfrage, die Sie den Unterzeichnern des

Protokolls von 1852 anheimgeben wollen, sondern nur von dem Schicksal der gefangenen Neuenburger Royalisten. Was Sie für diese Opfer geschworener Treue fordern, ist nicht bloß humane Schonung — mit welcher das schweizerische Regiment sich ohnehin brüstet — es ist gänzliche Freilassung. — Die offizielle Sprache der Eidgenossenschaft steht dieser Forderung schroff entgegen, aber demungeachtet habe ich Grund zu glauben, daß selbst in der Schweiz die moralische Unmöglichkeit eines Märtyrerthums der Neuenburger Gefangenen gefühlt wird und daß die dortigen Behörden sich beeilen werden, ihnen die Freiheit zurückzugeben.

Ich habe meinen Gesandten in Bern erneuert anweisen lassen, auf dieses Resultat in jeder im Interesse des Zweckes gelegenen Weise hinzuwirken. Ebenso gerne verspreche ich Eurer Majestät meine Stimme dafür, daß der Deutsche Bund dem Londoner Protokolle beitrete und sich auch seinerseits erforderlichen Falls für die Gefangenen verwende. Der Heiligkeit der bereits von mir übernommenen Verpflichtung würde dadurch nichts hinzugefügt.

Nur würde der Bund nach meiner Ansicht so wenig wie eine einzelne Macht zu coercitiven oder auch nur drohenden Schritten übergehen können, so lange nicht die sämtlichen Großmächte sich hierüber geeinigt hätten. Denn so natürlich auch der Wunsch ist, den Neuenburger Rechtsbruch zu ahnden, so wollen doch Ew. Majestät nicht so weit gehen um dieses Zweckes willen den Weltfrieden auf das Spiel zu setzen. Übrigens würde es mir räthlich erscheinen die einzelnen deutschen Höfe vorher um ihre Gesinnung zu befragen, ehe ein offizieller Schritt in Frankfurt erfolgte, um den Bund in einer Frage der äußeren Politik aus seiner Passivität treten zu lassen.

Indem ich mich mit der Kaiserin auf das herzlichste Ihnen, mein teuerer König und der lieben Tante empfehle, bleibe ich unveränderlich Ew. Majestät

treu anhänglicher und innig ergebener

Bruder, Neffe und Freund

Franz Joseph m. p.

Da der Schweizer Bundesrat die Neuenburger Gefangenen nicht freilassen wollte, so verschärfte sich im Dezember 1856 die Neuenburger Frage, und zwar auch zwischen Preußen und Österreich, wie dies der folgende, bisher gleichfalls unveröffentlichte Erlaß des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Buol an den österreichischen Geschäftsträger in Berlin, den Grafen v. Trautmannsdorff, d. d. Wien, den 23. Dezember 1856 ersehen läßt:

Durch unsern Erlaß vom 19. d. M. haben wir die Mittheilung beantwortet, welche das königlich preußische Kabinet am 8. gleichlautend an die Mitunterzeichner des Londoner Protokolles gerichtet hat. Zu einer weiteren Äußerung sind wir jetzt durch die Erklärung veranlaßt, mit welcher dieses Aktenstück der deutschen Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 18. durch den Königlichen Bundestags-Gesandten zur Kenntniß gebracht worden ist.

Das preußische Kabinet hat diesen Schritt am Bundestage nicht als einen solchen betrachtet, der eines vorhergehenden Einvernehmens mit uns bedurfte, denn

Graf Arnim hat mir die erwähnte Erklärung erst am Tage vor ihrer Übergabe in Frankfurt mitgetheilt. — Wir haben keinen Grund, hiergegen einen Einwand zu erheben, da die Königliche Regierung für jetzt keinen Antrag an den Bund gebracht, sondern nur die Entschlüsse dargelegt hat, zu welchen sie nach der wiederholten Weigerung der Schweiz, die Neuenburger Gefangenen freizugeben, sich genöthigt fand. Auch hat die Bundes-Versammlung sich darauf beschränkt, die Erklärung Preußens in ihr Protokoll aufzunehmen, und erst eine erneuerte Anregung würde den Bund in den Fall setzen, zu weiteren Berathungen und Beschlüssen überzugehen.

Indessen hat die Königliche Regierung, indem sie der Bundes-Versammlung die Anzeige erstattete, daß sie sich an einzelne Bundes-Regierungen gewendet habe, um ihren Truppen die freie Bewegung auf dem Gebiete der betreffenden Staaten zu sichern, einen Gegenstand berührt, der unverkennbar geeignet ist, die bundesfreundlichen Erwägungen und das Entgegenkommen nicht bloß dieser einzelnen Regierungen, sondern der Gesammtheit des Bundes in Anspruch zu nehmen.

In der That scheinen uns Gründe der rücksichtswürdigsten Art dafür zu sprechen, daß der Antrag auf Eröffnung des Bundesgebietes für die Truppen Preußens dem Bunde als solchem nicht fremd bleibe. Auf Preußens Wunsch hat der Bund den Beschluß gefaßt, die Grundsätze des Londoner Protokolles sich anzueignen, und schon die Sorge für die Würde des Bundes scheint uns, nachdem dies geschehen, nicht zu erlauben, daß die Entscheidung über die Folgen, die an diesen Beschluß geknüpft werden sollen, dem Gesammtorgane Deutschlands entzogen, und in die Hände einzelner Bundesglieder gelegt werde. Ohne bundesrechtliche Fragen aufwerfen zu wollen, wünschen wir doch vor allem den Standpunkt des Bundes unverletzt zu wahren. Aber auch die einzelnen Regierungen ihrerseits haben in unseren Augen den Anspruch, in einer Sache, die am Bunde anhängig ist, und in welcher die gleiche Gesinnung von sämmtlichen Bundesgenossen getheilt wird, ihre Schritte durch die Autorität gemeinsamer Beschlüsse gedeckt zu sehen. Gegenüber der Schweiz endlich würde durch einen Bundesbeschluß, der jedes Hindernis des Vorgehens der preußischen Heeresmacht allgemein beseitigte, ohne Zweifel eine nachdrücklichere Wirkung erzielt werden, als durch die Gestattung des Durchzuges von seiten einzelner Bundesstaaten.

Die Königliche Regierung kennt bereits unsere Ansicht über diesen Punkt, sie weiß auch, wie wir über die Frage der Zeitgemäßheit von Beschlüssen denken, durch welche die Regierungen Deutschlands, in ihrer Gesammtheit oder einzeln, eine der Offensive gleichkommende Stellung gegen die Schweiz, deren Neutralität Europa garantirt hat, einnehmen würden. Unsere Sprache hat den Berliner Hof keinen Augenblick darüber in Zweifel gelassen, daß wir es für eine entschiedene Verkennung der höchsten politischen Rücksichten halten würden, wenn Preußen und der Deutsche Bund die Neuenburger Frage einseitig auf das Gebiet tatsächlicher Entschließungen vorsetzen wollten, ehe eine gemeinsame Berathung der Unterzeichner des Londoner Protokolls stattgefunden hätte. Aus unserem Erlasse vom 19. d. M. haben Eure Hochgeboren entnommen, daß wir unsere Gesandtschaften in Paris, London und Petersburg auf die Dringlichkeit einer Vereinigung der Theilnehmer an der Konferenz vom 24. Mai 1852 aufmerksam gemacht haben. Den Erfolg dieses Schrittes müssen wir nun zunächst erwarten. Gelingt es durch die Einwirkung der Mächte

ein Ergebniß herbeizuführen, welches der Auffassung Preußens entspricht, so wird für die Königliche Regierung jeder Anlaß, die Mittel ihrer Macht zu gebrauchen, weggefallen sein. Wendet die Sache sich weniger günstig, und schreitet die Conferenz zu Beschlüssen, wie sie der Gerechtigkeit der Forderungen Preußens und den Verpflichtungen, die das Londoner Protokoll bekundet, entsprechen, so wird die Frage des Durchzugs preußischer Truppen durch deutsches Gebiet keine Schwierigkeit bilden, und wir selbst werden die ersten sein, dahin zu wirken, daß ein hierauf gerichteter Antrag am Bunde ohne Aufenthalt seinen Zweck erreiche. Erst wenn sich wider Verhoffen die Erfolglosigkeit der Bemühungen der Konferenz erwiesen hätte, würde unseres Erachtens jede Macht sich wieder im Besitze ihrer vollen Freiheit befinden, dann aber auch zugleich in den Stand gesetzt sein, deutlicher als jetzt die Lage der Dinge zu überblicken und die Folgen ihrer Entschlüsse zu ermessen.

Eure Hochgeboren wollen die vorstehenden Bemerkungen der ernsten und unbefangenen Erwägung des Herrn Freiherrn von Manteuffel, welchem Sie den gegenwärtigen Erlaß vertraulich mittheilen wollen, in unserem Namen dringend anempfehlen.

Empfangen 2c. 2c. 2c.

Graf Buol m. p.

Als die Schweizer Bundesversammlung am 15. und 16. Jänner 1857 die bedingungslose Freilassung der royalistischen Gefangenen votiert hatte, so wurde auch die Frage des Durchmarsches der preußischen Truppen durch Süddeutschland gegenstandslos, und Preußen erklärte sich nunmehr bereit, die Neuenburger Frage in Paris auf einer Konferenz der Vertreter Österreichs, Frankreichs, Englands und Rußlands zum Austrag zu bringen.

Deutscher Nationalismus in Ungarn.

Von E. Treumund.

Zu den großen Irrtümern, an denen die politischen Kreise Österreichs leiden, gehört auch der unerschütterliche Glaube an die konzentrierte Einheitlichkeit Ungarns im Gegensatze zu der provinzialen und völkischen Zerrissenheit der im Wiener Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder.

Der Unterschied in der politischen Struktur der beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie besteht nun aber lediglich in der Verschiedenheit der historischen Entwicklung und Tradition sowie in der verschiedenen staats- und verfassungsrechtlichen Ausgestaltung Ungarns und Österreichs. Das lebendige Material der politischen Bestrebungen und Strömungen ist dagegen diesseits wie jenseits der Leitha fast ganz gleich geartet. Die ethnographischen Bestandteile sind auf der einen Seite ebenso vielgestaltig, wie auf der andern. Daß dies im Parlamente Ungarns viel weniger zum Ausdrucke kommt, als in dem Österreichs, ändert nichts an den nicht abzuleugnenden Tatsachen, sondern beweist nur, daß der ungarische Reichstag die Bezeichnung als wirkliche Volksvertretung noch weit weniger verdient, als dies bei dem österreichischen Reichsrate vor der Beseitigung der Kurien der Fall war.

Österreich hat dem Magyarentume, das den Satz Ludwigs XIV.: l'état, c'est moi mit staunenswerter Konsequenz den übrigen Bewohnern Ungarns gegenüber anwendet, immer nachgegeben, weil man Ungarn für einheitlicher, also für stärker gehalten hat, als es ist. Es ist also nicht zu verwundern, daß der herrschende Volksstamm diesen Anschein der Einheitlichkeit mit allen Mitteln zu bewahren und sie allerdings auch in jeder nur denkbaren Weise tatsächlich herbeizuführen trachtet, ohne sich darin durch irgendwelche moralische oder ethische Skrupel auch nur im geringsten stören zu lassen.

Nun hätten ja schon die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 lehren können, auf wie schwachen Füßen in Ungarn der Gedanke der Einheitlichkeit steht. Daß man sich im Jahre 1867 zur staatsrechtlichen Anerkennung solch einer tatsächlich nicht vorhandenen, nachträglich aber von der herrschenden Rasse äußerlich erzwungenen Einheitlichkeit hat bestimmen lassen, ist schuld an der in geometrischer Progression fortschreitenden Zersetzung der Monarchie und an der immer sichtbarer drohenden Lähmung ihrer internationalen und weltwirtschaftlichen Großmachtsfunktionen.

Eine Änderung dieser geradezu verzweifelten Lage ist nur durch klare Erkenntnis ihrer Ursachen denkbar. Diese liegen in erster Linie in der durch die tatsächlichen inneren Kräfteverhältnisse durchaus nicht gerechtfertigten, aber allerseits ängstlich respektierten unverhältnismäßigen Präponderanz des Magyarentums beziehungsweise im Mißbrauche derselben. Daß diese Präponderanz sich bisher trotz ihrer Anfechtung von rumänischer und slawischer Seite zu behaupten imstande gewesen ist, verdanken die Magyaren zum großen Teile der bisherigen direkten Unterstützung und nationalen Indifferenz der ungarländischen Deutschen, die im Jahre 1867 der magyarischen Hegemonie als Beute hingeworfen, von keiner Seite auch nur moralische Unterstützung zur Bewahrung ihres Volkstums fanden. Freilich war der eigene Wille dazu auch nur sehr schwach, und die Siebenbürger Sachsen, die in ihrer geschichtlichen Vergangenheit und vortrefflichen Organisation eine feste Stütze ihres Volkstums besaßen, wagten es — mit Ausnahme einer kurzen Zeit — nicht, ihren in vieler Hinsicht verschiedenen Stammverwandten einen kräftigen nationalen Rückhalt zu bieten. Es bedurfte einer langen Mißwirtschaft der ungarischen Verwaltung und der Betätigung der in den ersten Jahrzehnten des Dualismus vornehmlich den Rumänen und Slawen gegenüber bewiesenen nationalen Intoleranz auch gegen die lange Zeit hindurch als Hilfstruppen gegen letztere benutzten und darum anfangs mehr geschonten Deutschen, um in diesem von jeher patriotisch gesinnten Elemente das nationale Bewußtsein und damit auch den Willen und die Kraft zur Verteidigung seines Volkstums zu wecken. Ganz wesentlich hat dazu der Verfall der vielfach freiwillig, als Postulat des „Patriotismus", magyarisierten und dadurch sehr verschlechterten, ehemals vorzüglichen deutschen Volksschulen in Südungarn beigetragen.

Frühere Versuche, das lange Zeit hindurch schlafende Nationalbewußtsein des Deutschungartums zu wecken, waren resultatlos geblieben. Der allgemeine „Deutsche Schulverein", dessen Entstehung neben dem in Österreich gegebenen Beispiele vornehmlich der Teilnahme an der Drangsalierung der Siebenbürger Sachsen zuzuschreiben ist, hatte geglaubt, das Interesse des reichsdeutschen Publikums durch einen sehr gut gemeinten, aber sehr unklug verfaßten Aufruf wecken zu können. Von der

zweifellos nationalen Vergewaltigung der Siebenbürger Sachsen ausgehend, wurden darin generalisierende Schlüsse auf die Stellung der unter wesentlich anderen Bedingungen lebenden übrigen ungarländischen Deutschen gezogen. In deren Namen wurden dann Protestversammlungen einberufen, in denen ganz vorwiegend magyarisierte Deutsche das Wort ergriffen, um die Klagen des Deutschen Schulvereines zu entkräften. Nur an wenigen Orten verhielten sich die Deutschgesinnten ablehnend gegen die Zumutung, ihre Lage als durchaus befriedigend hinzustellen und das offenkundige Bestreben des Magyarentums, alle deutschen Lebensäußerungen zu unterdrücken oder abzuschwächen, in Abrede zu stellen, obwohl genug Beweise dafür vorlagen.

Als Reaktion gegen das versuchte Eingreifen des Allgemeinen Schulvereines in den von Jahr zu Jahr an Intensität zunehmenden Assimilationsprozeß durch den Volksschulunterricht und durch das öffentliche Leben wurde nun von magyarischer Seite die Schaffung von sogenannten Kulturvereinen in Angriff genommen. Unter dem anfangs sorgsam bewahrten Mantel der Defensive gegen das Überwuchern der Nationalitäten arbeiteten diese Vereine immer zielbewußter und systematischer auf die Magyarisierung aller Nichtmagyaren, auf die Unterdrückung jeder die Entfaltung ihrer Muttersprache bezweckenden Lebensäußerung hin, und verstanden die insbesondere in den Kreisen des Deutschtums bei einzelnen stets vorhandene Magyarisierungsbereitwilligkeit sehr gut zu nähren. Die gesamte Beamtenschaft, der Klerus, die staatlichen Schullehrer wirkten dabei als freiwillige oder unfreiwillige, manchmal überaus aggressive Magyarisierungsfaktoren mit. Der Begriff der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze ging immer mehr verloren, die Magyaren fühlten sich immer mehr als Herrenvolk, das die übrigen Nationalitäten zum Zwecke der Schaffung einer großen einheitlichen Nation in sich zu verschmelzen nicht bloß das Recht, sondern auch die patriotische Pflicht habe, was von den Systematikern des Chauvinismus sogar als Existenznotwendigkeit, als Lebensfrage für die herrschende Rasse hingestellt wurde.

Daß unter diesen Umständen die anfangs unbewußte, später immer klarer werdende Unzufriedenheit des durch Korruption und Willkür der Verwaltung mehr und mehr zurückgesetzten deutsch-ungarischen Elementes, durch die sich fortwährend steigernden Steuerlasten und durch die rapid zunehmende Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse noch verschärft werden mußte, ist natürlich. Als Sicherheitsventil begann zunächst die Auswanderung zu wirken, die im Laufe des letzten Jahrzehnts riesige Dimensionen angenommen hat. Die Erkenntnis, daß nicht nur die wirtschaftliche Lage sich für die Deutschen ebenso wie für die übrigen Nationalitäten fortwährend verschlechtere, sondern, daß auch ihre Kulturhöhe und dadurch ihre ganze Bedeutung im Staatsleben gefährdet sei, führte schließlich einsichtige Männer schon vor 6—7 Jahren zur Gründung deutscher Blätter, die das schlummernde und unklare Nationalbewußtsein zunächst der deutschen Landbevölkerung zu wecken trachteten. Die große Wirkung, die sie trotz den ihnen behördlich und gesellschaftlich bereiteten Schwierigkeiten in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielten, erschreckte bald die monopolistischen Besitzer der öffentlichen Gewalt, die alle Arten des Boykottes zur Verhinderung der Verbreitung dieser Blätter in dem angeblich freien Ungarn in Anwendung brachten. In der chauvinistischen magyarischen und in

der im Solde der Regierung stehenden deutschsprachigen, aber „patriotischen", das heißt im Sinne der Magyarisierung wirkenden Presse erhob sich ein gewaltiger Lärm über die „pangermanische Bewegung", die natürlich auf die rollende Mark aus dem Deutschen Reiche, auf finanzielle Unterstützung von seiten der Siebenbürger Sachsen, auf die Wühlerei bezahlter oder hirnverbrannter Agitatoren — kurz auf alles, nur nicht auf die bereits angedeuteten wirklichen Ursachen zurückgeführt wurde. Als dann bei den Wahlen im Jahre 1902 sogar zwei Kandidaten mit deutschnationalem Programme auftraten, fühlte sich die südungarische und sonstige von den jeweiligen Machthabern protegierte Gentry in ihrem Mandatsbesitze bedroht, wetterte im Abgeordnetenhause und — die Staatsanwaltschaften erhielten Order, die deutschgesinnten Blätter zu verfolgen. In kurzer Aufeinanderfolge wurden die Redakteure Cramer, Korn und Krisch, in Siebenbürgen der wegen seines Freimutes gefürchtete Abgeordnete Korodi und wegen einer kritischen Bemerkung über die Tendenziosität der ungarischen Statistik Professor Kassel zu Staatsgefängnisstrafen zwischen drei Monaten und einem Jahre verurteilt.

Eine interessante Episode in dem Kampfe gegen die Hydra des Pangermanismus, wie nun einmal das erwachende deutsche Volksbewußtsein der südungarischen Schwaben bezeichnet wurde, ist das Eingreifen verschiedener Staatsfunktionäre, Politiker, Parlamentarier, Journalisten und Magnaten, das durch einen systematischen Preßfeldzug, durch Reden und Toaste, durch Veranstaltung einer magyarischen Lenaufeier in des Dichters Geburtsorte Csatád wirksam gemacht werden sollte und sich vorwiegend gegen alle deutscher Gesinnung verdächtigen Personen richtete.

Die Schuld an dieser dann noch lange währenden Deutschenhetze verteilt sich auf so viele Elemente, daß eine gerechte Bestimmung der Anteile daran kaum möglich erscheint. Zu ewigem Gedächtnis muß aber der Name des Mannes festgehalten werden, der für die Verschärfung dieser törichten und ungerechten Hetze in erster Linie verantwortlich zu machen ist. Es ist Graf Albert Apponyi, derzeitiger Minister für Kultus und Unterricht, einer der hervorragendsten Parlamentsredner Ungarns, vielleicht der Welt, damals Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses. Ob er aus eigenem Antriebe oder vom Kabinette Széll veranlaßt, den Besuch der Lovriner und Werschetzer Ausstellung dazu benutzte, um als Verteidiger des gefährdeten Vaterlandes gegen die alldeutsche Gefahr aufzutreten, wird wohl nie positiv festgestellt werden können. Jedenfalls sprach er aber an beiden Orten Worte, die von verhängnisvoller Wirkung gewesen sind und die er vor seinem Gewissen nicht verantworten kann.

Aber dies genügte dem Grafen Apponyi noch nicht. Im Interesse des Preßburger ungarischen Kultur- (lies: Magyarisierungs-)vereines erließ er einen Aufruf, worin er behauptete, es handle sich um die Abwendung einer das Vaterland, die Nation nicht bloß bedrohenden, sondern ihren Bestand erschütternden Gefahr. An den Sprachgrenzen werde das Magyarentum, anstatt durch friedliche Eroberung vorzudringen, zurückgedrängt und verliere von Tag zu Tag an Boden. Während verleumderische Gegner das Magyarentum gewaltsamer Magyarisierung beschuldigen, verliere es immer mehr von seinen Angehörigen. „Denn", so behauptete Apponyi, „unter unseren nichtmagyarischen Brüdern wütet eine verwegene Agitation, vergiftet

ihre frommen Seelen und schürt unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an die Muttersprache den Haß gegen das Magyarentum, erschüttert die Treue zum Vaterlande, verdunkelt den Glanz der von den Widerwärtigkeiten der Jahrhunderte geheiligten gemeinsamen Traditionen, lockert das Gefühl der gesetzlichen und geschichtlichen ungarischen (magyarischen?) nationalen Einheit, ja predigt den Zerfall des tausendjährigen Reiches in Rassengruppen."

Es ist wohl leicht zu begreifen, daß das führerlose von seiner eigenen Intelligenz verratene einfache Landvolk sich von so patriotisch klingenden Sophismen momentan blenden ließ und daß sich der Glaube befestigen konnte, das deutsche Bewußtsein sei wieder unterdrückt beziehungsweise eingeschläfert worden. Das einzige deutschgesinnte Tagblatt in Südungarn, das in Temesvar erscheinende „Deutsche Tagblatt für Ungarn" erlag dem schweren Kampfe. An seine Stelle trat ein anfangs unpolitisches, erst seit Beginn des vorigen Jahres politisches Wochenblatt. In diesem Organ wird dem trotz aller Anfeindungen und Unterdrückungen jeder deutschen Lebensäußerung fortwährend wachsenden Mißbehagen in der deutschen Bevölkerung Südungarns über die immer schärfer auftretende Magyarisierung in der Verwaltung, in Kirche und Schule kräftig Ausdruck gegeben. Diese Stimmung fand bei den letzten Reichsratswahlen ihren Ausdruck im Auftreten zweier deutsch-nationaler Kandidaten, von denen der eine beinahe die Mehrheit erlangt hätte.

Gleichzeitig gelang es auch den Serben, Slowaken und Rumänen, ein Viertelhundert von Abgeordneten trotz der unglaublichsten amtlichen Pressionen in das Abgeordnetenhaus zu bringen, während im Falle unbeeinflußter Wahlen ihre Anzahl wohl doppelt so stark geworden wäre.

Die politische Krise, in der sich Ungarn während und nach der Obstruktion, nach dem Sturze Tiszas und während des Regimes Fejerváry-Kristoffy befand, hatte die Aufmerksamkeit des nationalen Chauvinismus von der Verschärfung der Nationalitätenfrage auf aktuellere staatsrechtliche und wirtschaftliche Streitpunkte gelenkt. Insbesondere konnten sich zur Zeit des arg verlästerten „Trabantenministeriums" alle Strömungen des Volksgeistes sowohl in sozialer wie in nationaler Hinsicht viel freier äußern, als je vorher zur Zeit des dreißigjährigen Machtmonopols der liberalen Partei und als derzeit unter dem angeblich als Ausdruck des wahren Volkswillens zur Regierung gelangten Koalitionskabinett. Je reaktionärer und chauvinistischer sich dieses zeigte, was sowohl die vom Grafen Andrássy verfügte Auflösung zahlreicher Arbeiterfachorganisationen, als die vom Grafen Apponyi vorgelegten und nun schon sanktionierten Volksschulgesetzentwürfe beweisen, desto stärker kam auch das nationale Bewußtsein der nichtmagyarischen und im besondern auch der stammesbewußten deutschen Staatsbürger Ungarns zum Ausdrucke. Es wurde wesentlich gehoben und gefördert durch das mannhafte, oft glänzende und selbst den nationalen Gegnern imponierende Auftreten der rumänischen, slowakischen und serbischen Abgeordneten.

Der Mangel einer ähnlichen nationalen Vertretung im Abgeordnetenhause wurde nun seit der Klärung der anfangs zweideutigen Stellung des Koalitionskabinetts gegenüber Krone und Unabhängigkeitspartei den ihres Volkstums bewußten Deutschungarn immer empfindlicher. Auf vielseitiges Drängen ihrer Stammesgenossen konstituierten daher

vor kurzem die Führer derselben die **ungarländische deutsche Volkspartei** zum Schutze der bedrohten materiellen und geistigen Interessen ihres Volkstums. Sie stellten ein ihrer durchaus gemäßigten Anschauung entsprechendes Programm fest, gewannen dafür Tausende von Unterschriften und wollten am 10. März in den in Billed und Bulkesz abzuhaltenden Versammlungen ihr Banner entrollen. Beide wurden verboten. Wenige Tage vorher hatten nämlich die Abgeordneten der südungarischen Komitate, begreiflicherweise in Sorge für ihre Mandate versetzt, eine auch vom Unterrichtsminister Apponyi besuchte Konferenz abgehalten, um Maßnahmen gegen „die pangermanische Bewegung" zu beraten und von der Regierung die Unterdrückung derselben zu verlangen. Der Deputation, die von ihnen an den Minister des Innern, Grafen Julius Andrássy, gesendet wurde, gab dieser, offenbar pro foro externo, zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Auslandes, die korrekte Erklärung ab, daß er keine gewaltsame Maßregeln gegen eine legale politische Bewegung anwenden, jedoch für eine behördliche Vertretung bei den angekündigten Versammlungen sorgen werde. Wir wollen nicht eine Doppelzüngigkeit annehmen, sondern einer späteren Versicherung des Ministers Glauben schenken, daß das Verbot ohne sein Wissen von den Komitatsbehörden verfügt worden ist. Immerhin bleibt es aber sehr auffällig, daß eine nach allen möglichen Kautelen neu einberufene Versammlung der ungarländischen deutschen Volkspartei zur Illustrierung der in Ungarn herrschenden Vereins- und Versammlungsfreiheit abermals verboten wurde, ehe noch die gegen die beiden früheren geradezu lächerlich motivierten Versammlungsverbote ergriffenen Rekurse an die höhere Komitatsinstanz und an den Minister des Innern ihre Erledigung gefunden hatten.

Da die von den Siebenbürger Sachsen befolgte Politik, die sie kurz vor der Veröffentlichung des ihr Schulwesen mit dem Untergange bedrohenden Berzeviczyschen Volksschulgesetzesentwurfes unter Stephan Tisza in die liberale Partei, kurz vor der Veröffentlichung der ebenso gefährlichen Apponyischen Lehrergesetze in die koalitionistische Verfassungspartei hatte eintreten lassen, es ihnen nicht gestattet, für die Interessen des übrigen ungarländischen Deutschtums einzutreten, unternahm es der rumänische Abgeordnete Dr. Alexander Vaida-Voevod, den Minister des Innern, Grafen Julius Andrássy, zu zwingen, in bezug auf das Verhalten der Regierung gegenüber der nationalen Bewegung des ungarländischen Deutschtums Farbe zu bekennen. Die Interpellation, die er wegen des Verbotes der Billeder, Bulkeszer und Werschetzer Versammlungen im April an den Grafen Andrássy richtete, ist noch nicht erledigt. Aber Ministerpräsident Wekerle hat in Beantwortung einer Interpellation des zu den größten Chauvinisten des Parlamentes gehörenden Abgeordneten Markos über die „alldeutschen Umtriebe" konstatiert, daß die pangermanischen Bestrebungen Phantasien seien, vor denen man sich nicht zu fürchten brauche. Er meinte, daß sie jetzt auch belangloser seien als früher, und von der amtlichen deutschen Politik keinerlei Unterstützung erfahren, daher auch nicht gegen den Dreibund ins Treffen geführt werden dürften. Diese Bestrebungen bezögen sich auch nicht so sehr auf nationale, wie auf wirtschaftliche Dinge. Trotz dieser beschwichtigenden, vielleicht auch wohlgemeinten Worte stellte der Ministerpräsident doch dem beunruhigten Chauvinismus die Anwendung aller gesetzlichen Mittel gegen diese Bewegung in Aussicht, „wenn sie die erlaubten Grenzen überschreiten sollte". Diese ministerielle Erklärung gesteht

demnach zu, daß es Grenzen gibt, innerhalb welcher sich eine deutschnationale — wie überhaupt jede nationalistische — Bewegung auch in Ungarn betätigen darf; sie stellt aber auch der in Rede stehenden Bewegung indirekt das Zeugnis aus, daß sie diese Grenzen nicht überschritten hat.

Wie wenig sich übrigens der Vorwurf des Pangermanismus aus dem ungemein maßvoll gehaltenen Programm der ungarländischen deutschen Volkspartei begründen läßt, zeigt schon der Eingang desselben. Es heißt dort: „Wir deutschsprachigen Bürger Ungarns wollen, unbeschadet unserer bewährten Staatstreue, unser Volkstum aufrechthalten und fordern darum als wesentlichen Bestandteil unserer staatsbürgerlichen Rechte die Durchführung der zum Schutze aller Nationalitäten wohl schon bestehenden, aber nicht eingehaltenen Gesetze und die Schaffung neuer Gesetze zu diesem Zwecke, und fordern dies ebenso entschieden, als wir die uns als Bürgern unseres Vaterlandes Ungarn obliegenden Pflichten bis jetzt immer treu erfüllt haben und auch in Hinkunft treu erfüllen wollen und werden. Wir fordern gewissenhafte, strenge Einhaltung des Nationalitätengesetzes als das Mindestmaß dessen, was wir zur freien Entfaltung unserer Kultur, zur ungehinderten Betätigung unseres Volkstums und zum freien Gebrauche unserer deutschen Muttersprache im öffentlichen Leben unbedingt brauchen und mit allen gesetzlichen Mitteln zu verteidigen fest entschlossen sind." Die weiteren Punkte des Programmes betreffen den Gebrauch der deutschen Sprache im Gemeindeleben, in Kirche und Schule, wo dies berechtigt erscheint, die Anerkennung des Vereins- und Versammlungsrechtes, die Einführung des allgemeinen geheimen Stimmrechtes, die Reform der Verwaltung, des Steuerwesens, die unparteiische Anwendung des Preßgesetzes und einige sozialpolitische Forderungen.

Natürlich werden alle staatspolizeilichen Verfügungen sich als Mißgriffe erweisen, die nur das Gegenteil der von ihnen beabsichtigten Wirkung haben können. Die offenkundige Mißachtung und direkte Verletzung der staatsbürgerlichen Gleichheit gegenüber dem ruhigsten, tüchtigsten, fleißigsten, seine Pflichten am gewissenhaftesten erfüllenden, seine Steuern am pünktlichsten zahlenden Volkselemente Ungarns wird die Erbitterung über das bisher schon mit Widerwillen erduldete Magyarisierungssystem nur noch steigern. Mag man noch so viele Versammlungen verbieten, die stammesbewußten Deutschen behördlich noch so sehr schikanieren, ihr Festhalten an den in ihrem Programm formulierten Forderungen wird man ebensowenig verhindern können, wie die Aufstellung von deutschnationalen Abgeordnetenkandidaturen. Das klerikale Blatt „Alkotmány" verwirft mit Recht auch die Gründung einer neuen deutschen Zeitung zur Abwehr des Pangermanismus, d. h. zur Unterdrückung und Wiedereinschläferung des deutschen Bewußtseins als eben so wirkungslos wie die von den erschreckten Mandatsbesitzern angeregte Gründung eines „Deutsch-ungarischen landwirtschaftlichen Verbandes". Seinem Standpunkte ganz zweckentsprechend verlangt es vielmehr Agitatoren gegen die Agitatoren, (behördlich gestattete) Volksversammlungen gegen (die behördlich verbotenen) Volksversammlungen und außerdem eine energische, aber ehrliche und wohlwollende Verwaltung.

Es war daher vorauszusehen, daß, wie seinerzeit gegen den Schulverein, auch jetzt wieder abhängige und falsch informierte Leute deutscher Zunge und deutschen Namens zu Versammlungen berufen werden, um den ihnen vorgelegten patriotischen Resolutionen

gegen den Pangermanismus ihre Zustimmung zu geben. Eine solche Versammlung tagte vor kurzem in Lovrin und die geängstigten Banater Mandatsbesitzer haben sich auch wieder die Beredsamkeit des Grafen Albert Apponyi dienstbar zu machen gewußt. Die feierliche Protestversammlung gegen die sogenannten pangermanischen Umtriebe verlief aber trotz dieser great attraction — für die Veranstalter — ziemlich kläglich. Die teils durch die zahlreich erschienenen behördlichen Organe zusammengetrommelten, teils aus Neugierde erschienenen schwäbischen Bauern hörten die Rede des Ministers für Kultus und Unterricht zwar mit gebührendem Respekt und wohl auch mit dem erforderlichen offiziellen Beifall an, da sich der illustre Redner diesmal der agitatorischen Schlagworte wohlweislich enthielt und zur Charakterisierung der neuesten deutschen Bewegung nur zu sagen wußte, daß sie schlauer angefangen worden sei, als die früheren, so daß man ihr nicht einmal mit dem Staatsanwalt beikommen könne. Die väterliche Mahnung, den falschen Propheten der deutschen Bewegung nicht zu glauben, beantworteten die biederen Schwaben aber durchaus nicht etwa mit einer flammenden Verurteilung der ungarländischen Deutschen Volkspartei — was doch der eigentliche Zweck der Versammlung gewesen war — sondern mit einem einstimmig angenommenen Beschlußantrage, der die wesentlichsten Punkte ihres Programmes wiederholte.

Wie sehr die Veranstalter der Protestversammlungskomödie ein offenes, aufklärendes Wort scheuten, zeigt übrigens die Tatsache, daß einem Mitgliede der Deutschen Volkspartei, das den Mut besaß, selbst einem so glänzenden Redner gegenüber, wie Apponyi es ist, auf seine Anwürfe die verdiente Antwort zu geben, das Wort ebenso wie einem sozialistischen Redner verweigert wurde. Ganz dasselbe geschah in Werschetz, als die Anhänger der Unabhängigkeitspartei dort eine konstituierende Versammlung abhielten.

Ob die so sehr nach dem Staatsanwalte sich sehnenden und im übrigen durch Stuhlrichter und Gendarmen auf das Einflößen des stummen und blinden Patriotismus hinarbeitenden magyarischen Politiker sich in der Illusion wiegen, dem Erwachen des deutschen Bewußtseins auf diese Weise Stillstand gebieten zu können, wissen wir nicht; zweifellos werden aber solche Versuche die volksbewußt gewordenen Deutschungarn ihrer nationalen Überzeugung nicht abwendig machen, die Forderung nach nationaler Gleichberechtigung im Rahmen der bestehenden, ohnehin schon sehr stiefmütterlichen Gesetze nicht zum Verstummen bringen. Selbst dann nicht, wenn die Komitats- und Gemeindeverwaltung wirklich eines modernen Rechtsstaates würdig werden sollte, was ja eben einer der Hauptpunkte des Programmes der ungarländischen deutschen Volkspartei ist.

Der magyarische Chauvinismus wird sich früher oder später zur Erkenntnis bequemen müssen, daß sich im XX. Jahrhundert kein Volk mehr entnationalisieren läßt, nicht mit scharfen und nicht mit sanften Mitteln, die Deutschen in Ungarn ebensowenig wie die Rumänen, Serben, Slowaken und Ruthenen, ebensowenig wie die Polen in Rußland oder in Preußen. Darum wird eine verständige Nationalpolitik klugerweise so bald als möglich auch in Ungarn zu den humanen und liberalen Traditionen Deaks und Eötvös zurückkehren und jedem rein kulturellen Nationalismus freien Spielraum gewähren müssen. Tut sie es nicht freiwillig, so wird sie eben über kurz oder lang dazu gezwungen werden.

Vom Theater.

Beobachtungen und Einfälle.

Von Alfred Freiherrn v. Berger.

Einer der Gründe, warum wirklich ausgezeichnete Theaterleiter viel seltener zu finden sind, als z. B. hervorragende Ärzte oder eminente Juristen, liegt in dem Umstand, daß man zu diesem Beruf nicht auf regelmäßigem, geradlinigem Wege zu gelangen pflegt. Man wird ein tüchtiger Arzt, wie man ein Schiff besteigt und nach Amerika reist; aber man wird Theaterdirektor, wie Robinson Crusoe auf seine Insel kommt.

* * *

Ein anderer Grund ist, daß in einem tüchtigen Theaterleiter so mannigfaltige und seltene Eigenschaften des Geistes und des Charakters vereinigt sein müssen, daß der Mensch, bei dem dies der Fall ist, meistens etwas Besseres zu tun haben wird, als Theaterdirektor zu werden.

* * *

Die Aufgabe des Regisseurs besteht darin, dafür zu sorgen, daß alles, was der Dichter gemeint und gewollt hat, auf der Bühne durch die Schauspieler und die übrigen Mitarbeiter am theatralischen Kunstwerk getreu ausgeführt werde. Ist es nicht eigentlich merkwürdig, daß dies nicht jeder kann, der genug Intelligenz und Bildung besitzt, um ein poetisches Werk vollkommen zu verstehen, sondern daß hierzu eine eigentümliche, nicht eben häufige Begabung erforderlich ist? Man sollte meinen, hierzu genüge es, gut lesen und das Gelesene richtig wiedergeben zu können; aber offenbar ist das Talent gut zu lesen, fast so selten, wie das Talent, gut zu schreiben.

* * *

Gute, richtige, ja geistvolle Ideen, wie ein Stück zu inszenieren wäre, hat so mancher. Aber auf der Bühne, wie im Leben, ist die Hauptsache das Durchsetzen der Idee im zähen Kampf gegen all die mannigfaltigen Mächte, die sich der Verwirklichung des Guten und Vernünftigen widersetzen, ohne durch diesen Kampf die Stimmung zu verlieren, ja, die Empfindung dessen, was man ursprünglich gewollt hat. Während der ersten Proben scheint sich alles zu sträuben, den Gedanken des Regisseurs zu gehorchen, von den leblosen Objekten angefangen bis zu den Persönlichkeiten der Schauspieler.

* * *

Daß der Regisseur seine ganze Kraft aufbietet, seine Auffassung der Charaktere eines Dramas den Schauspielern mitzuteilen, ist natürlich. Aber es gereicht der Aufführung nicht immer zum Segen, wenn ihm dies restlos gelingt. Leben gewinnt diese erst durch die gleich der Zeugung geheimnisvolle Verbindung der Idee des Regisseurs

mit den aus den Individualitäten der Schauspieler quellenden Intentionen, so widersinnig diese auch dem in seine Idee verrannten Regisseur vorkommen mögen.

* * *

Der Regisseur hat sich die größte Mühe gegeben, einem Darsteller seine Rolle auf das feinste und wirksamste aufzubauen. In der Aufregung des Abends vergißt der Schauspieler alles sorgfältig Eingelernte, spielt wild darauf los, wie seine Natur und der Zufall des Moments es ihm eingibt und erntet wütenden Applaus. Der Regisseur steht hinter der Kulisse und empfindet mit Schiller:

Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

* * *

Die höchste Freude des Regisseurs: Wenn ihm der Schauspieler einen Ton bringt, von dem er sich gestehen muß: den hätte ich niemals mit dem inneren Ohr erhascht, und wenn ich das Stück tausendmal in der empfänglichsten Stimmung durchgelesen und durchempfunden hätte.

* * *

Ich habe Aufführungen moderner Dramen miterlebt, wo weder der Regisseur den Dichter noch die Schauspieler ihre Rollen noch das Publikum das Stück verstanden, und das ganze doch wie ein Erfolg aussah.

* * *

Manche Kritiker haben eine entschiedene Vorliebe für Schauspieler, deren Talent gerade groß genug ist, um durch wohlwollende Förderung von seiten des Kritikers Geltung beim Publikum erlangen zu können, während sie ohne diese unbeachtet und unbeliebt bleiben würden. Solche Kritiker verraten folgerichtig oft eine geheime Antipathie gegen die vollen Begabungen, deren Bedeutung ohne, ja gegen die Kritik durchdringt. Ich habe diese Beobachtung gelegentlich in einen Spruch gefaßt:

Man lobt nur ungern, halb und schief
Den, der was ist aus eig'ner Kraft;
Dann fühlt Kritik sich produktiv,
Wenn sie aus Nullen Größen schafft.

* * *

Man hört oft sagen, daß beim Theater die Damen besonders schwer zu behandeln wären und dem Direktor durch ihre Launen und sonstigen Charakterfehler Leben und Tätigkeit verbitterten. Das Gegenteil ist wahr. Ich habe die allermeisten Schau-

spielerinnen pflichttreu, zugänglich für vernünftige Vorstellungen und oft sogar aufopferungsfähig im Interesse des Ganzen gefunden. Die als spezifisch weiblich geltenden Eigenschaften findet man in ihrer prachtvollsten Entfaltung häufiger bei den Männern als bei den Frauen.

* * *

Es lebt und wirkt sich behaglicher und leichter im Theater als in den meisten anderen Berufssphären. Schon deshalb, weil die Schauspieler zu den Menschen gehören, die sich am allerwenigsten verstellen können. Wer dies paradox findet, bedenke, daß die Kunst des Schauspielers darin besteht, die innerlichen Regungen sinnfällig nach außen erscheinen zu lassen. Durch die berufsmäßige Gewohnheit sind daher bei ihnen die Nervenbahnen, die aus dem Bewußtseinszentrum zu dessen peripherischen Ausstrahlungen führen, dermaßen ausgefahren, daß die Gesinnungen und Gemütsbewegungen der Schauspieler auch dann zum Vorschein kommen, wenn sie dies gelegentlich nicht wollen. Ich höre es am Schritt eines Schauspielers, der an meiner Türe vorbeigeht, wenn er sich durch mich gekränkt fühlt.

* * *

Schauspieler sind Menschen, die sich immer glücklicher fühlen, je mehr sie zu arbeiten haben, und die grenzenlos leiden, wenn sie müßig gehen dürfen. Das ist doch sehr hübsch und achtbar, und doch tadelt man sie, wenn sie diese Eigenschaft verraten.

* * *

Die meisten jener Eigenschaften, die man die Charakterfehler der Schauspieler nennt, haben ihre tiefste Wurzel in der in ihrem Beruf liegenden Widernatur, daß ihre Tätigkeit eine geistige und schöpferische und doch unfreie, vom Schaffen des Dichters und vom Willen der die Rollen verteilenden Persönlichkeit abhängige ist. Wie wäre einem Dichter zumute, wenn er sich die Stoffe, deren Gestaltung ihn reizt, nicht frei wählen dürfte, sondern abwarten müßte, ob sie ihm von einem Vorgesetzten zugeteilt werden.

* * *

Nach manchen Erfahrungen zu schließen, muß eine der höchsten Wonnen, die es auf Erden gibt, diejenige sein, die ein Schauspieler empfindet, wenn er eine Rolle spielen darf, die außerhalb der Grenzen seines Faches, seiner Persönlichkeit und seines Talents liegt. Sie wird gewürzt durch die Freude, daß der Kollege, dem die Rolle gebührt, sie nicht spielt.

* * *

Der Schauspieler respektiert keine andere Autorität als die des überlegenen Verstehens und Könnens auf seinem eigenen Gebiet.

* * *

Ich mag die Menschen nicht, die sich über erfahrenen Undank beklagen. Wer Undank erntet, hat ihn gewöhnlich auch, ohne zu ahnen, mitausgesät. Wer als Theaterdirektor ein Talent entdeckt, ausbildet und fördert, nützt dadurch in erster Reihe sich selbst, und wenn er dann, sobald der von ihm „gemachte" Schauspieler seine eigenen Wege geht, über Undank jammert, so verrät er dadurch nur, daß er durch sein Tun nicht einen freien Menschen schaffen, sondern einen Leibeigenen auf Lebenszeit hat kaufen wollen.

* * *

Man wird als Theaterdirektor für so vieles getadelt, woran man keine Schuld hat, daß man sich getrost gelegentlich loben lassen darf, wenn man kein Verdienst hat.

* * *

Wenn die Pessimisten sich über den Egoismus der Menschen ereifern, so ist das geradeso, als ob ein Baumeister sich über die Schwere der Steine beklagte. Egoismus ist die Basis aller irdischen Verläßlichkeit und Berechenbarkeit.

* * *

Wie wenig bedeutet eine Theaterpremiere im großen Verlauf der Dinge. Und doch leben alle Angehörigen eines gut geleiteten Theaters wochenlang vorher in dem Gefühl, daß die erste Aufführung etwas wie das Ziel des Weltprozesses sei, und setzen an das Gelingen ihre äußerste Kraft. Dieses schöne Schauspiel ergreift mich oft mehr als das Stück, das eines solchen Massenaufgebotes edelster Menschenkräfte selten wert ist.

Noblesse oblige.

Von Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert.

Fürst Franz Joseph Auersperg hat aus den hinterlassenen Papieren seines im Jahre 1867 verstorbenen Vaters Fürsten Vinzenz Karl eine Auswahl getroffen und unter dem Titel „Erinnerungen" im Selbstverlag Wien 1906 herausgegeben, aber, so viel ich weiß, nicht zur Veröffentlichung durch den Buchhandel bestimmt. Das „Motto" dieser Sammlung bildet der Spruch:

Für Gott die Seel', dem Kaiser die Wehr,
Der Frau die Lieb', mir selber die Ehr'!

und den Eingang eine Ballade „Alt-Ursperg" in drei Gesängen, die, einer alten Chronik entnommen, vom Fürsten Vinzenz in gelungener Weise poetisch verwertet wurde.

Die Feste Alt-Ursperg „auf hohem Fels am Moselstrand" und die Herleitung des Geschlechtes und Namens der Auersperge von ihr gehören in das Gebiet der Sage. In Wahrheit wissen die Auersperge nichts von ihrem angeblich schwäbischen Ursprung und leiten diesen bis in die ältesten Zeiten hinauf von innerösterreichischem Gebiete, nament-

lich von dem Land Gotschee in Krain her. Allein der Stoff der alten Sage mutete den Fürsten Vinzenz an, den wir als einen Kavalier im edelsten Sinn des Wortes kennen lernen, weil er, nicht aus Stolz, geschweige denn Hochmut, sondern aus angeborenem Edelsinn an dem Beruf und den hohen Verpflichtungen seines Standes hing.

Fürst Vinzenz Karl Auersperg, von der Nassaberg-Žleber Linie, war geboren zu Wien 1812, und zwar als Posthumus, da sein Vater Vinzenz nach dreimonatiger Ehe verstorben war. Seine so jung verwitwete Mutter Gabriele, eine geborene Lobkowitz, zog in das Haus des Fürsten Karl Auersperg, der den kleinen Prinzen an Sohnes statt angenommen und zum Erben seines großen Vermögens bestimmt hatte. Erzogen unter den Augen seines Adoptivvaters und seiner Mutter durch den pensionierten k. k. Major Du Rieux aus Belgien, eines rechtschaffenen und vernünftigen Mannes, den sein Zögling hoch verehrte, trat dieser nach Vollendung der juridischen Studien die Leitung seines Vermögens an und widmete sich diesem und dem Wohle seiner Gutsuntertanen mit seinen besten Kräften. Im Jahre 1845 vermählte er sich mit der Gräfin Wilhelmine Colloredo-Mansfeld und viele seiner hinterlassenen Gedichte geben Zeugnis von seiner innigen „Lieb' zur Frau". Fürst Vinzenz war Mitglied des böhmischen Landtages und beteiligte sich lebhaft an der ständischen Bewegung der Jahre 1846 und 1847. Er tat es in der Überzeugung, daß es sich dabei um die Erhaltung oder vielmehr Rückgewinnung der seit langer Zeit von der Bureaukratie hintangesetzten und verleugneten verfassungsmäßigen Rechte des Landes und seines Standes handelte. Der Kampf war ein durchaus loyaler: „Wenn einzelne Mitglieder radikale Gesinnungen hegten, was ich zu glauben gar keinen Grund habe, so war die weitüberwiegende Mehrheit durchdrungen von der heiligen Überzeugung, daß nur das dauernd und fest bestehen könne, was besonnen und auf Grundlage des Rechtes gebaut wird."

Er war zugleich Mitglied des niederösterreichischen Landtages und nahm an der ständischen Bewegung im März 1848 teil, aber in ganz anderem Sinn und Haltung als früher an der böhmischen. „Meine Söhne mögen es wissen", schrieb er am 16. März an seine Mutter, „daß ihr Vater an jenem 13. März, gottlob mit ziemlich vielen Edlen, jenen österreichischen Landständen gegenüber stand, welche es geschehen ließen, daß die zeitgemäßen Verbesserungen durch eine tief wurzelnde und fein gesponnene Meuterei eingeleitet und dann durch offenen Aufruhr gegen den Monarchen erzwungen wurden." (S. 93.) Natürlich blieb er der ständischen Deputation fern, welche die Petition der Wiener Bürgerschaft und Studenten in die Burg trug, sondern begab sich aus der Versammlung auf das Glacis zu der Truppe, wo er dem Kommandierenden seine Dienste anbot; doch kam er nicht dazu von ihnen Gebrauch zu machen.

Fürst Auersperg wandte der revoltierenden Hauptstadt den Rücken und zog sich auf seine böhmischen Herrschaften zurück, um sich im Frieden seinen Verpflichtungen als Familienoberhaupt und Gutsherr zu widmen. Es sollte ihm nicht lang beschieden sein. Es kam der Prager Pfingstaufstand und mit der Hauptstadt war zugleich das ganze Land durch schlechte Leute aufgewühlt, welche die Bevölkerung in jeder Richtung aufreizten. Im Časlauer und Chrudimer Kreise waren es ein absolvierter Jurist Franz Copek und ein ehemaliger Amtsschreiber Julius Reichenbach, welche dieses schmutzige Geschäft besorgten. Sie hatten es zunächst auf die Fürst Kinskysche Herrschaft Heřmanměstec und auf die Auerspergschen Schlösser Slatinan und Žleb abgesehen. Auf den Kopf des Fürsten

Auersperg, redeten sie den sich um sie versammelnden Strolchen ein, sei ein Preis von 10.000 Gulden gesetzt, jedermann solle sich bemühen, dessen Person habhaft zu werden. „Nehmt Dreschflegel in die Hand", riefen die Hetzer drei berittenen Bauern zu, die sich im Haufen befanden, „und schlagt, wenn einer der Beamten sich widersetzen wollte, ihn tot wie einen Hund!" Als der fürstlichen Familie, die zur Zeit in Slatinan weilte, diese Vorgänge zugetragen wurden, reiste sie am Morgen des 15. Juni über das Gebirge die sogenannten Eisenberge, nach Žleb, wo sie unter den Klängen der Volkshymne mit Jubel empfangen wurden; denn sie waren gute Herren und von ihren Gutsuntertanen verehrt und geliebt. Gleichwohl litt es sie nicht länger in der Heimat, die sie erst wieder aufsuchen wollten, bis der politische Sturm sich gelegt haben würde. Sie übersiedelte nach Tirol, wo Fürst Vinzenz, der die Gefahr des allseits bedrängten Vaterlandes nicht untätig an sich vorübergehen lassen wollte, sich den Kalterer Schützen anschloß, welche die Bestimmung hatten, die Tonatstraße gegen eindringende lombardische Freischaren zu verteidigen. Er hielt bei ihnen bis zum Schluß des Feldzuges zu Anfang August tapfer aus.

* * *

Auf die Revolution, die nach einjährigem Wüten, März 1848 bis März 1849, gebändigt war, folgten die Verfassungskämpfe, die sich durch Jahrzehnte fortschleppten und immer wieder erneuerten. Das Ergebnis stimmte durchaus nicht zu den Anschauungen und Auffassungen unseres Fürsten. In einem Aufsatze „Zwischen Stamm und Rinde" verglich er die Zerstörungsarbeit des Borkenkäfers mit dem zersetzenden Wirken des modernen Konstitutionalismus. Der Stamm war ihm das Staatsgebäude mit dem regierenden Haus, die erhaltende und schützende Rinde die altständische Gliederung in Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstand, der er allerdings eine zeitgemäße Erweiterung, namentlich auch durch Einbeziehung des Bauernstandes wünschte. Doch an Stelle dieser heilsamen Reform habe der Konstitutionalismus, so klagt der Verfasser, einen vollständigen Bruch gesetzt und namentlich das Band gelockert, „das seit einem Jahrtausend die österreichische Dynastie und den Erbadel dieser Lande umschlang". Am schlimmsten war der Verfasser auf Schmerling (1860—1865) zu sprechen: „Der Staatsminister glaubt, daß der moderne Konstitutionalismus auf Österreich anwendbar sei, weil er Österreich nicht kennt und sein Wesen nicht versteht. Schmerlings Theorie ist das Regiment der Bourgeoisie, welche den König als seinen Diener will; Priester, Adel und Bauernstand sollen dem herrschenden Mittelstande untertan sein. Der Staatsminister macht der Volkssouveränetät eine Konzession nach der andern, und die Royalisten müssen schweigen und gehorchen, weil der Monarch ihnen befiehlt, dem Bourgeoisieregiment zu folgen. Das große Rad, das der Staatsminister in Bewegung gesetzt hat, ist der Radikalismus, der alles zermalmt, was besteht, und nichts bietet um festzustehen. Das Rad hat aber den unglücklichen Adepten beim Rockschössel erfaßt und reißt ihn weiter in seiner unwiderstehlichen Schwingung. Mit Recht oder Unrecht, mit welchem der Mittelstand den Grundadel und den Bauernstand leugnet, wird er endlich vom Proletariate geleugnet werden, welches die Mehrzahl bildet und sich mit der Lüge des alleinherrschenden Mittelstandes in der Länge nicht gängeln läßt und das unberechtigte Joch abschüttelt." (S. 172.)

* * *

„Im Staatsleben sucht jede Gewalt, die eben die Oberhand hat, diese fortwährend auszubeuten. Statt im Besitze der Macht von dieser einen billigen Gebrauch zu machen, wird so lang auf deren Erweiterung hingearbeitet, bis sie den anderen Kräften zu drückend wird und nun naturgemäß eine Reaktion eintreten muß, die sodann wieder einer andern Gewalt die Oberhand verschafft. Diese geht nun wieder den Weg ihrer Vorgängerinnen, und in solcher Weise kommt jede sukzessive ins Unrecht gegen die andere." (S. 148.)

„Der moderne Konstitutionalismus ist an die Stelle des früheren Feudalismus getreten. Er hat allerdings geglaubt diesem einige Zugeständnisse machen zu müssen. Das Herrenhaus wurde dem ansässigen Erbadel geöffnet, den Besitzern landtäflicher Güter wurde unter dem Namen Großgrundbesitz eine an und für sich hinreichende Vertretung in den Landtagen zugewiesen; jedoch aber mit Verleugnung seiner geschichtlichen Berechtigung. Obgleich man die alten Stände, Prälaten, Herren und Ritter, als einen notwendigen Faktor stillschweigend anerkannte, mußten sie doch ihre Namen als alte Stände verleugnen. Statt ihre Reihen durch eine angemessene Vertretung des Bürger- und Bauernstandes zu ergänzen, mußten sie verschwinden und aufgehen in dem demokratischen Algebra." (S. 160.)

Dabei hat aber der Konstitutionalismus die Grenzen des ihm, stante concluso, billigerweise zuzugestehenden Gebietes in manchen wesentlichen Punkten überschritten und dadurch Bedenken und Zweifel wachgerufen, die von konservativer Seite nicht übersehen werden sollten. So muß „der Begriff der Volks-Souveränetät als direkter Widerspruch des monarchischen Prinzipes anerkannt und daher der Anstrebung desselben als Umsturzversuch gegen die Monarchie mit aller Energie entgegengetreten werden." (S. 178.)

Wahre Gefahren für den Konstitutionalismus birgt aber der Parlamentarismus, wie er bei uns ausgebildet wurde. Eine derselben hat unser Fürst frühzeitig erkannt und bezeichnet: „In Erwägung, daß Seine Majestät im Oktober-Diplom und im Februar-Patent dem Reichsrate nur die Zustimmung bei erhöhten, neuen Steuern und bei abzuschließenden Anleihen einräumte, so kann die Leistung der Steuern in jenem Maße, wie sie vor dem Oktober-Diplom umgelegt waren, niemals von dem Willen und der Zustimmung des Reichsrates abhängen, daher dem Reichsrate eine Bewilligung dieser alten bestehenden Steuern nicht zusteht, somit für diese von einem Finanzgesetz keine Rede sein kann. Dieser während zwei Sessionen eingeschlichene Mißbrauch, alte Steuern in ein Finanzgesetz einzubeziehen und hierdurch der Bewilligung zu unterziehen, muß sorgfältigst vermieden und dagegen strenge Verwahrung eingelegt werden." (S. 177.)

* * *

Ich erinnere mich nicht, von wem der Antrag eines alljährlich zu verhandelnden und zu beschließenden Finanzgesetzes ausgegangen ist, das dann auch im Herrenhause zur Beratung kam und an dem Kardinal Rauscher, einem klaren Kopfe und überschauenden Geiste, einen Gegner fand; leider erfolglos. Am Abend des Tages, wo diese Verhandlung stattgefunden hatte — ich gehörte damals dem Herrenhause noch nicht an — traf ich in einer Gesellschaft den Feldzeugmeister Ritter v. Hauslab, der ein ausgezeichneter Soldat, aber ein miserabler Politiker war, der mir mit einem gewissen Hohn erzählte: „Denken Sie nur,

der Rauscher hat sich dagegen gewehrt!" „So?!" erwiderte ich; „und bedenken Sie nicht, daß der Bewilligung eventuell eine Verweigerung entgegensteht und daß Steuerverweigerung eine revolutionäre Maßregel ist, die den Staat an den Rand des Abgrundes führen kann?!" Das machte den braven General stutzen und er hat, wie mir von anderer Seite zugetragen wurde, nachmals über diesen Punkt anders gesprochen....

Es sind aber, so erlaube ich mir die Ausführungen des Fürsten Vinzenz Auersperg zu ergänzen, noch zwei andere Gegenstände, die sich in unseren Parlamentarismus eingeschlichen haben, die völlig unkonstitutionell sind und auf deren Abschaffung daher mit allem Ernste gedrungen werden sollte.

Kein Staat, er sei Monarchie oder Republik, kann ohne zwei Dinge erhalten werden, ohne Geld und ohne Wehrmacht: Rekrutenverweigerung ist eine ebenso revolutionäre Maßregel wie Steuerverweigerung. Es sollte daher auch in dieser Richtung verfassungsmäßige Abhilfe getroffen und an Stelle der alljährlichen Bewilligung *oder Verweigerung* des Truppenkontingents ein Normalkontingent des unerläßlichen Truppenstandes statuiert werden, an welchem ein für allemal so lang festzuhalten wäre, bis es durch ein reichsrätlich zu bewilligendes neues, i. e. höheres ersetzt wäre.

Und noch für ein drittes wäre Fürsorge zu treffen. Wie oft werden aus dem Munde von Abgeordneten Beleidigungen von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, ja Majestätsbeleidigungen vernommen, die den loyalen Staatsbürger mit Entrüstung erfüllen und ein gefährliches Beispiel für die ungebildete Masse sind. Und in welch rücksichtsloser, mitunter recht gemeiner und roher Weise wird von einzelnen Abgeordneten das Herrenhaus, ein verfassungsmäßiger Faktor der konstitutionellen Staatsführung, behandelt und an den Pranger gestellt! Was geschieht dagegen? Im besten Falle ein Ordnungsruf des Präsidenten! Das Strafgericht schweigt; mir wenigstens ist kein Fall bekannt, wo ein gerichtliches Einschreiten erfolgt wäre. Als vor Jahren ein bekannter Abgeordneter, den ein Gendarm im Saale festnehmen wollte, sich ihm widersetzte und mit ihm förmlich herumbalgte — „öffentliche Gewalttätigkeit" — wurde mir über meine Verwunderung, daß über ein so grelles Verbrechen nichts geschehe, mit Achselzucken erwidert: „Man ist den Geschworenen gegenüber des Erfolges nicht sicher!"

Es sollte also der Grundsatz anerkannt und festgenagelt werden, daß Verbrechen Verbrechen bleibt, wann, wo und von wem es begangen wird. Das wäre vernünftig und das wäre recht, gleiches Recht für alle! Denn so weit sollte die Immunität der Parlamentsmitglieder nie gehen, daß sie selbst gesetzwidrige Handlungen deckt.

* * *

Kehren wir zum Schlusse zu unserem edlen Fürsten Vinzenz Auersperg zurück:

Seit der grundbesitzende historische Adel unseres Vaterlandes seinen Jahrhunderte alten Platz in der Staatsverfassung eingebüßt hat, beschäftigt die überlegenden Mitglieder desselben ganz ernstlich die Frage: welcher Beruf ist ihm geblieben? Welches ist seine künftige Stellung?

Fürst Karl Auersperg von der Wlaschimer Linie hat sich in einem geistvollen Aufsatz (N. Wr. Tagbl. Nr. 33 vom 2. Februar d. J.) mit dieser Frage beschäftigt. Er faßt zunächst die politische Seite der Frage ins Auge und beantwortet sie dahin, „daß der Groß-

grundbesitzer sich dem Agrarismus anschließen muß, der ihn mitten in sein Volk hineinstellt und ihm dabei in allen Gewissensfragen volle Freiheit läßt ... Zu wirtschaftlichem und wirtschaftspolitischem Zwecke sollte der Großgrundbesitz einmal zusammentreten. Aber diese Vereinigung würde nur zu Enttäuschungen führen, wenn sie nicht den natürlichen Anschluß an die uns so nahe stehenden Volksschichten fördern wollte ... Der Himmel hängt jetzt voll jener Geigen, auf welchen dem Großgrundbesitz eben erst das politische Grablied aufgespielt worden ist. Insbesondere gegen die Adeligen unter uns wird der Aberglaube wirken, daß der Adel nicht zum Volk gehört, dessen Wohlergehen hindert und zum mindesten dessen Willenskraft schwächt. Der bisherige Siegeszug des agrarischen Gedankens ist zum allergrößten Teile mit bäuerlicher Kraft ausgeführt worden und hat das Selbstgefühl des Bauernstandes mächtig gehoben. Gerade dieses berechtigte Selbstbewußtsein wird unser Landvolk noch geraume Zeit von der Erkenntnis abhalten, wie viel es mit dem Großgrundbesitz gemein hat und welche Kräfte dem Agrarismus noch zugeführt werden müssen, um ihm dauernde und volle Erfolge zu sichern."

Auch der Erbgraf von und zu Trauttmansdorff-Weinsberg ist einer reiflichen Untersuchung der „Wirkungen des allgemeinen gleichen Wahlrechtes auf den grundbesitzenden Adel" (in diesen Blättern Band X, Heft 5 vom 1. März, S. 313—320) nicht aus dem Wege gegangen. Er gelangt in der Hauptsache an das gleiche Ziel wie sein publizistischer Vorgänger; nur ist es nicht der Weg der Politik, der ihn dahin führt, sondern die soziale Stellung, der gesellschaftliche Beruf des Adels nimmt seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Denn der historische Adel habe nicht bloß seine politische Bedeutung verloren, es sei auch kein eigentlicher Hofadel mehr. „Wenn im Beamtenstand mancher Freiherr- und Rittertitel zu finden ist, so sind und bleiben ihre Träger immer nur Beamte. In der Armee, jener Institution, welcher der Adel traditionell seine besten Kräfte seit jeher gewidmet hat, sieht es noch schlechter aus, denn nach 1866 beeilte man sich recht rasch mit dem Adel aufzuräumen, dem man die Schuld an Königgrätz in die Schuhe schob." Für das Reich habe, so argumentiert Graf Trauttmansdorff weiter, der Adel als politischer Faktor zu existieren aufgehört, „und in den Landtagen dürfte über kurz oder lang das gleiche eintreten". Der Adel habe es bisher für seine Ehrenpflicht gehalten, als politischer Faktor treu zum Monarchen zu halten; von jetzt an könne dies nur mehr „persönliches Attribut des ferneren Wirkens des Adels sein, wie überhaupt sein Wirken für das Gesamtwohl nur mehr ein persönliches sein wird".

Wie sieht es aber mit den Vorbedingungen aus, um eine solche Tätigkeit beginnen zu können? Die Macht der Verhältnisse habe den grundbesitzenden Adel sozial „zu einem tatenlosen Großstadtleben geführt, das ihn von der Quelle seiner Existenzbasis, dem ländlichen Besitze, allzusehr entfernt hat". Das müsse nun anders werden! „Der Schwerpunkt der Tätigkeit des Adels muß auf das Land verlegt werden. Die Sorge und Anteilnahme an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der ländlichen Bevölkerung muß sein Ziel sein. Es muß das Bewußtsein geweckt werden, daß der landbesitzende Adel höhere Aufgaben hat, als nur innerhalb des engen Kreises seiner Standesgenossen zu glänzen, sei es als guter Schütze oder als Jagdherr usw. Seine Arbeit darf sich nicht auf die gute Bewirtschaftung seiner Güter beschränken, sondern muß sich einfügen in die Sorge für das Gedeihen aller landwirtschaftlichen Berufsgenossen, ob groß oder klein, durch eigene fleißige Mitarbeit." Demgemäß schließt Graf Trauttmansdorff seine

Betrachtungen mit dem Rufe an seine Standesgenossen: „Zurück zur Scholle, die uns nährt!" . . .

Vor einem halben Jahrhundert waren die Dinge noch bei weitem nicht auf den Stand gebracht, mit dem wir heute zu rechnen haben. Aber eine Grundobrigkeit gab es seit der Auflösung des Untertanverbandes im Sommer 1848 nicht mehr und der historische Adel war nur mehr in seiner Eigenschaft als Großgrundbesitzer in die Verfassung einbezogen. Und da stellte sich Fürst Vinzenz Auersperg die gleiche Frage, die seine heutigen Standesgenossen, wie wir gesehen haben, sich stellen zu müssen meinten: „Was soll der landbesitzende Adel nun?"

Unser Fürst faßt lediglich das Verhältnis des Gutsbesitzers zu seinen ländlichen Mitbewohnern ins Auge und das Ergebnis seiner Erwägungen läßt sich in den Satz zusammenfassen: Wir haben aufgehört ihnen Herren zu sein, seien wir ihnen fortan Väter! In dem vom 20. Dezember 1848 datierten „Brief eines österreichischen Edelmannes" schrieb er: „Lassen wir an der Stelle des Patrimonialverhältnisses ein patriarchalisches erblühen, gegründet auf freiwilligen Liebesdienst! Lassen wir dort, wo ein Recht uns zu Grundherren machte, nun ein Familienband, uns als Väter das Band erhalten und so in das einfache Verhältnis zurückgeführt sein, von dem wir einst ausgingen! Was Gesetze uns gaben und nahmen, finden wir im Rechte der Vergesellschaftung für immerdar." Fürst Vinzenz verlangt sich nicht etwa „die Sicherstellung einer Adelskaste der Form nach, bei der es sich um Ahnenproben und um Mesallianceverbote handelt; sondern ich will, daß der Adel, welcher nach einer zweihundertjährigen Übergangsperiode nun wirklich aufhören soll eine politische Stellung im Staate als Stand einzunehmen, von nun an ausschließlich als Gesellschaft bestehe, und zwar als eine Gesellschaft, deren unwandelbare Basis Ehre und Grundbesitz und deren Statuten geeignet seien, den Adelsstand auch ohne politische Stellung in die Lage zu setzen, seinen bisherigen Ehrenplatz als Vorkämpfer für Glauben, Kaiser und Vaterland auch künftighin zu behaupten." Die Wechselwirkungen zwischen dem Vater und seinem Familienbezirk bezeichnet der Fürst als „Liebesdienste", und diese dürften, meint er, so ziemlich in jenen Begünstigungen zu finden sein, „welche bisher eine gute Obrigkeit ihren Untertanen angedeihen ließ": Waldgenüsse, Unterstüznng an Baumaterial, Hilfeleistung bei ärztlicher Behandlung, Armenwesen, Privatspitäler usw. (S. 81 f.) In einem ungefähr in derselben Zeit „an die Bewohner der früheren Herrschaften Žleb, Nassaberg, Unter-Kralowitz und Fladnitz" gerichteten Rundschreiben verhieß er ihnen „gern jene Vorteile zuzuwenden, die bisher meinen wohlverhaltenen Untertanen verliehen wurden" (S. 69 f.), und apostrophiert zum Schlusse seine Standesgenossen: „Werfen wir hinweg jene elenden Hindernisse, welche Kleinmut und Selbstsucht uns in den Weg legen können, wir brauchen keine Vorrechte! Wenn wir nur mit festem Rittertum an der ererbten Scholle, an unserem Volk halten, so werden wir auch das Volk selbst mit uns halten sehen, an Gott, König und Recht. Und fallen wir, so wird unser Blut vergossen sein im Kreuzzuge unseres Jahrhunderts, so hell und ruhmvoll wie jenes unserer Väter im Gelobten Land!"

Die himmelblaue Stadt.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

(Schluß).

VII.

Weiter draußen lag die Stadt im Grünen und war mit einem bläulichen Schleier bedeckt, der ihre anmutigen Glieder duftig ausprägte. Es war eine durchsichtige Farbe, die von der sattdunklen Bläue der umrahmenden Berge sich wundersam zart abhob. Und alle farbigen Lichter, die in der Tageshelle auf den Dächern spielten, mußten in den blauen Schein tauchen und von seiner Art annehmen. Es war, als wenn die Bläue des Sommerhimmels sich auf die Stadt herabgesenkt hätte und in ein so feines Licht zerflossen wäre, daß es sich wie ein traumhafter Odem über ihr regte und ihren Leib mit dem Schimmer der Schönheit verklärte. So lag sie, zauberhaft blau umhaucht, tief im Grünen.

„Hört's," rief der Seiz, der aufmerksam hinabblickte, „am Ende brauchen wir gar nicht weit zu gehen, Luzi, um deine himmelblaue Stadt zu finden. Da unten liegt sie."

„Was nicht noch!" erwiderte sie. „Du verstehst es. Hast eine Ahnung, wie's in der Welt aussieht? Was wär's für ein Wunder, wenn sie da unten liegen tät! Nein, nein. Ich bin da unten geboren, so gut wie du, Seiz; aber ich bin doch nicht da daheim, wo du's bist. Und willst es wissen? Die himmelblaue Stadt ist mit Gold gepflastert und wenn die Morgensonn' darauf scheint, so gibt es einen Glanz, daß alle tausend Fenster darin in Gold glühen, und kannst ebensogut sagen: eine goldene Stadt. Das ist die unten nicht."

So sprach sie und lächelte dazu lieblich und schelmisch, wie eine, die ihrer Sache gewiß ist und noch mehr erzählen könnte, ohne zu Rand zu kommen. Und Seiz dachte sich: Ihr steht alles gut an. Und wenn sie sich die Holdseligkeit aus ihrer wunderbaren Stadt geholt hat, dann glaube ich an dieselbige, sie mag himmelblau sein, wie sie will und im Mond liegen, wo eins nicht so leicht hinkommen kann, um sich davon zu vergewissern.

Und er dachte an die Luzi, wenn er in der Schmiede an der Esse stand, den Blasbalg trat und in die knisternde Lohe blickte. Es wehte ihn heiß an, wenn er an sie dachte, und sein Herz sang stürmisch eine unbekannte Weise. Dann war's ihm wieder, als wenn ein Lüftchen sich durch einen Rosenstrauch zwängen müßte und voll schweren Duftes bei ihm anlangte. Denn es hatte zu lange in den Rosen geweilt und war nun eigens zu ihm gekommen und zu keinem andern Menschen, meinte er, um ihm von der Luzi zu erzählen, deren Leib ein Geschwister von denen am Strauch war. Und das Rosenstöckel, das er in der Mur baden sollte, gehörte wohl auch zur Sippe, die in der wunderbaren Stadt daheim war.

Er dachte an die Luzi, wenn er am Amboß stand, den schweren Bochselhammer schwang und das Eisen schlug, daß es sich stöhnend wand, Funken sprühte und so die Hitze ausatmete. Wenn der Vater Schmied ihn hart und höhnisch anfuhr, wie es seine Art war, so hörte er eine feine Stimme klingen wie ein silbernes Glöckchen, das ihm unter dem Schelten des Vaters ein seliges Sinnen einläutete. Und der Alte

behandelte ihn als Knaben, dessen Verstand um eine Spanne zu kurz geraten war; sogar, wenn er sich des Weines zu sehr übernommen hatte, schrie er: „Die Zwerge waren gute Schmiede, aber du bist ein Zwerg und ein schlechter Schmied."

Worauf dem Seiz die Galle doch ein wenig überlief, er sich furchtlos zum Vater stellte, den er um einen halben Kopf überragte und sprach: „Größer als Sie bin ich noch immer gewachsen, Vater!"

„Ich red' ja nicht von den Knochen," erwiderte dieser, „die hat jedes Roß größer als du. Ich sag' von dem, was du verstehst, und darin bist ein Zwerg."

Trotz dieses argen Geredes blieb Seiz wohlgemut. Er vernahm vieles gar nicht; dafür hörte er es zuweilen aus einem fernen Rosengarten singen, wenn er an die Luzi dachte.

Von dem Stöckel, das er in der Mur baden sollte, ließ er sich von ihr noch erzählen, als sie wieder beisammen waren. Es klang wundersam, was sie sagte, weil sie sich aus ihrer Stadt auch das Licht der Augen geholt hatte, so daß diese wie ein junger Morgenhimmel leuchteten; und das heimliche Lächeln um die roten Lippen, das war wie eine stille Geschichte, die einen köstlichen Sinn barg.

„Also," sagte sie, „wenn du hören willst, Seiz, muß es mit Verstand sein, so daß alles hübsch im Kopfe Platz hat, was hinein gehen soll."

„In der himmelblauen Stadt ist auch ein Garten und in dem Garten wächst ein Rosenstrauch, und die Knospen, die daran blühen, nur anzusehen, das gibt einem die Freud ins Herz. Wenn aber ihre Zeit gekommen, daß eine solche Knospe aufbricht, was allweil wie ein heiliges Wunder geschieht, dann fällt auf den blauen Glanz der Stadt ein Rosenschimmer, der gar herrlich ist, wie die Morgenröt' am Himmel. Und der Geruch, den die Knospen geben, der durchzieht die Luft wie eine Wolke, die niemand sieht, und jedes doch wie etwas Liebes fühlt, als wenn die ganze Erd' im Frühling duften tät'. Der Rosenstrauch wird aber unten im Grund von einem Wasser getränkt, das wundertätig ist und den Menschen die beste Heilkraft gäb', wenn sie darum wüßten. Aber dafür ist gesorgt, daß Leute wie du nicht in die himmelblaue Stadt kommen. Und das Wasser schickt einem Bacherl oder einem Strom, den es lieb hat, unter der Erden heimlich etwas von sich selber als wie eine Herzensgab', und davon gewinnt das andere eine Kraft, die sich nicht offenkundig weist. Aber es liegt ein Heiltum darin, und wo so ein Bach oder Strom durch die Aue zieht, da blüht alles wundersam. Das Grün ist gar kostbar, daraus die Blumen entspringen; die Wurzeln der Bäume werden mit dem Wasser gelabt und solche blühen reichlicher als anderswo und geben feine Früchte. Die Vogerl singen am liebsten in ihren Zweigen, als wüßten sie etwas von der himmelblauen Stadt, die so schön ist und deren Heilwasser heimlich hergekommen ist, um alles lieb zu machen. Siehst es, so ist etwas davon in die Mur geflossen und deshalb sollst mein Rosenstöckel darin baden, daß es sich an seine Heimat erinnert, denn es stammt von dem dortigen Rosenstrauch."

„Und wer hat dir's denn gebracht?"

„Wer sonst als der Amering mit dem goldenen Gefieder!"

„Na, Luzi, was du alles erzählen kannst! Wie magst du dir die Märchengeschichten nur so ausſinnen!"

„Das wär' nicht übel. Erzähl' ich dir Lugengeschichten? Alles lebt wirklich so, wie ich selber leb'."

„Das glaub' ich, daß du lebst. Und ich hör' dir gern zu, erzähl du, was du willst. Aber hörst, warum muß ich das Rosenstöckel gerad' vor Sonnenaufgang baden und nicht ehender?"

„Das hat alles seine Art, wenn du es verstehst. Und wenn du in so ein Stöckel hineinschauen könntst, so tätst finden, daß es Adern hat, und in denen fließt ein Sonnenblut. Das hat sie ihm gegeben, wie eine Mutter ihrem Kind, die Sonn'. Ja wie tät's denn sonst heraustreiben und Knospen ansetzen, die sich zu Rosen wandeln, ohne das Blut! Deshalb braucht's noch immer die Mutter, was ihm die Sonn' ist, damit es lebfrisch bleibt. Und weil aber der ihr Frühlicht das Heiligste ist, und da's zuerst kommt, am meisten Frische gibt, so mußt es so tun, wie ich dir's geheißen hab'; wenn du willst. Denn nöten mag' ich dich nicht."

„Ich will, und recht gern", erwiderte er. „Aber wie komm' ich zu dem Rosenstöckel, daß ich's um dieselbe frühe Morgenzeit in die Mur trag'? Gibst es mir über Nacht zum Aufheben?"

„Nein, gar nicht. Über Nacht darf's nicht außen bleiben. Wir halten was auf eine gute Zucht, ich und mein Blumenstöckel, und bleiben über Nacht daheim."

Sie sagte das schalkhaft und lächelte dazu, so daß die Augenwimpern sich zusammenzogen und aus den sonst großen blauen Sternen nur ein schmales Licht herausströmte, das aber dem Seiz genügte, um sich daran zu verbrennen. Denn ihm schlug das Herz hörbar über die Lieblichkeit, die aus ihr sprach, und er fragte mit gepreßter Stimme: „Wie willst es denn machen?"

„Das werd' ich dir sagen. Ich stell' den Topf, worin das Rosenkind als in seinem Betterl ruht, auf den Rand des Balkons, der den Platz dazu gern hergibt. Du kannst durch die Hintertür der Schmieden in den Garten kommen und langst ihn dir herab."

„Hörst, Luzi, du hast schon einmal gesehen, daß ich nicht so groß gewachsen bin, um bis da hinauf zu reichen, damals, wie dein Häuberl weggeflogen ist."

„Richtig. Ja, da weiß ich weiter keinen Rat und müssen wir's steh'n lassen."

„Nein, jetzt geb' ich dir den Einschlag. Ich bring die Feuerleiter aus der Schmieden mit, auf der steig' ich hinauf und hol' mir das Rosenkind samt dem Bett, aber nicht etwa dich, Luzi — nur den Topf mit dem Blumenstöckel."

„Schau, daß ich dich nicht gleich laß', wo du bist und nichts mit dir red'!"

„Nein, nein, sei wieder gut, Luzi! Es war ja nicht arg gemeint. — Na, so verzeih mir halt, was ich geredet hab'! Und wenn ich mit der Leiter komm', steig ich auch nicht bis in den Himmel, sondern nur so weit, um mit der Hand zum Geländer zu reichen. Na soll's so geschehen? Wann denn? Morgen?"

„Meinetwegen", erwiderte sie.

VIII.

Und richtig, mit dem frühesten Morgengrauen war der Seiz im Garten. Dieser lag noch im Schlummer, kaum daß sich die Vöglein im Neste rührten und halbe Laute im Traume sprachen. Der Garten schlummerte wie ein sommerfrischer Leib,

der lenzhaften Duft ausatmet. Die Dämmerung hüllte ihn ein und barg seine Schönheit; das Frühlicht aber schob mit leisem Finger die Dunkelheit hinweg und machte die blumigen Glieder sichtbar, so daß deren wundersame Umrisse sich zart wie aus entgleitender Decke hoben.

Und wie die Sterne verblaßten und eine kaum merkliche Röte die Stelle bezeichnete, wo sich das Tor für die nahende Sonne auftun sollte, dachte sich Seiz: ich muß mich beeilen, setzte die Leiter an den Balkon, stieg hinauf und langte nach dem Rosenstöckel, das dort stand. Da ward ihm aber wunderlich zu Mute. Er spürte etwas wie einen warmen Odem durch dessen Blätter gehen; als wie ein müder Glanz brach es durch die Zweiglein und in der Nähe des Topfes sah er ein Mädchenantlitz, das mit dem Kinn am Geländer lehnte. Das war verschlafen und der Traum der Nacht lag darauf; nur die Lippen lachten ihm entgegen, als böten sie ihm ihr köstliches Rot zum Morgengruße. Sie waren geschlossen, so daß keine Stimme durchdrang; aber ihm brauchte es niemand zu heißen: nimm mich! so hatte er schon den lieblichen Mädchenmund heiß und innig geküßt.

Jetzt tönte ein leiser Ruf des Zorns: „Du Dieb! — Und das Stöckel gibst auch wieder her! Ich will von einem solchen, wie du bist, nichts wissen."

„Sei stad, Luzi," mahnte er, „sonst weckst die Leut auf."

„Ich red' ja nicht laut", erwiderte sie etwas eingeschüchtert, „und hört mich gewiß niemand außer dir, der's nicht wert ist. Und was ich gesagt hab' — gibst es gleich her!"

„Das darf ich nicht, du liebseliges Dirndl. Ich muß tun, zu was ich mich angestellt hab'. Und den süßen Dank dafür hab' ich mir schon genommen." Damit stieg er die Leiter hinab und war bald aus dem Hause auf dem Wege zur Mur.

Aus dem Rosenstock stieg eine kaum erschlossene Knospe auf und aus dieser der Duft, den er wie etwas Fremdes, Holdes empfand. Es war, als wenn das junge Rosenkind den geheimen Zauber ausatmete, der in seinem Innern lag, und den Seiz überkam es dabei so, daß ein seliger Mut in ihm erbrauste. Er hatte auch etwas von Luzis junger Seele gespürt, als er ihre Lippen küßte, und es schien ihm, als hätte sich das Maidlein selber in das Rosenkind verwandelt, das er ins Bad tragen sollte. Es geschah ja so viel Wunderbares in der himmelblauen Stadt, warum nicht auch das? Den starken Seiz faßte eine Wirrung an, daß er sich vor dem zarten Blumengeschöpfe ganz schwach fühlte und die Hand ihm zitterte, die es hielt. Aber im Herzen trug er etwas, was schwerer als Eisen war: die Liebe, und er ging wie ein Träumender ans Wasser.

Die Mur strömte noch grau dahin; aber der Himmel hatte sich vom Saum bis zum steigenden Gewölbe mit rotem Licht erfüllt, so daß ein Freudenfeuer die nahende Sonne verkündete. Auch das strömende Wasser erblinkte rosig, als ob es das Bild der Knospe widerspiegeln wollte. Und dann zuckte der erste goldene Strahl durch die Himmelsröte, dem immer andere folgten; doch das Auge, das sie entsendete, war noch nicht sichtbar, bis plötzlich die Mur im Goldschimmer erstrahlte und die Sonne über dem Himmelssaume groß emporstieg. Da badete Seiz das Rosenkind in der Welle und trug es nach verrichtetem Dienste heim. Später am Morgen überbrachte Nettel es der Luzi und diese fand sich zufrieden in ihrem Eigentum wieder.

Jetzt dachte der Seiz immer daran, daß die Luzi selber ein Rosenkind aus der wunderbaren Stadt sei und daß sie die Glückseligkeit mitbringe, wohin sie kam. Er hatte etwas davon genossen, aber das ganze Glück, das wie die aufgehende Sonne ihn bescheinen sollte, das blieb ihm fern und verborgen. Sie war ihm gnädig und mochte ihn besser leiden als zuvor; allein in ihrer Freundlichkeit tat sich doch kein Pförtchen auf, durch das er in das Innere gelangen konnte, worin ihre Neigung in einem prächtigen Palaste wohnte. Sie war ein Feenkind und er ein ungeschlachter Bursche voll treuen Sinnes. Wär' ich nur einmal mit ihr in ihrer himmelblauen Stadt gewesen, so käm' ich keiner zurück, dachte er sich. Aber wo liegt sie? Dort, wo ich um meine Seligkeit gern hingelangen möchte und doch nicht kann: in ihrem Herzen.

Und er fragte sie: „Kannst du mich nicht einmal in deine himmelblaue Stadt führen, Luzi, daß ich dort das Meisterrecht erwerb' und zu dir Frau Meisterin sagen darf?"

„Was nicht noch?" lachte sie. „Das kann nimmer geschehen. — Da steht ein Engel vor dem Tor und will dich nicht hineinlassen. Denn du tätst mit den Füßen die Blumen zertreten, die drin wachsen, und die Stadt ist auch wie ein einziger Garten. Alles, was drin lebt, ist leicht wie Luft und doch schwer genug, um sich selbst zu tragen. Der Himmel ist weit aufgetan, weil er auch gern die Blumen sieht, die den ganzen Grund auszieren. Und der Amering fliegt hinauf zur Sonne und ist ihr Gast. Dann kommt er wieder und erzählt, was es dort Schönes gibt und alle hören ihm gern zu, wenn er davon singt. Wie willst denn du in die Stadt kommen, du bist ja nicht von Luft!"

„Du auch nicht, Luzi", sagte er.

„O, bei mir ist's etwas anders", sagte sie und machte ein ernsthaftes Gesicht; aber ihren Augen konnte sie nicht gebieten, daß sie nicht ein wenig lachten.

„Mich kann der Amering, der doch ein kleiner Vogel ist, auf den Rücken nehmen und mit mir in die Stadt fliegen. Denn wenn ich an dieselbige denk', so ist mir so leicht zumut, daß ich meine ganze Schwere verlier' und huck' dem Amering auf wie sein eigenes Kind. So war ich schon oft dort bei Sonnenschein und bei Mondlicht. Und war mir immer, als wenn meine Sohlen die Erd' gar nicht berühren täten, wenn ich dort gegangen bin. So haben die Blumen vor mir blühen können, die dort überall beieinander leben, und ich hab' ihnen mit meinem Gewicht nichts zuleid getan. Alles Grobe, das was einen zu Boden zieht, das bleibt uns fern, mir und meiner Stadt. Der Amering hat mir erzählt, das Fliegen wär' das Schönste. Das kann ich freilich nicht, aber dort in der Stadt fliegen meine Gedanken bis zum Himmel hinauf und bringen mir, wenn sie wiederkehren, immer etwas mit, was mich vom Herzen freut. Ja, ich bin nicht federleicht, bin nicht von Luft und fliegen kann ich auch nicht; aber daß über meiner Stadt der Himmel liegt, das weiß ich, und das ist mir genug."

Der Seiz war gewiß nicht einfältig, vielmehr ein anstelliges Mannsbild; aber die Luzi war ihm in der Gescheitheit über. Alles, was sie redete, das kam ganz ernsthaft heraus. Und wenn jemand den Schalk in ihrem blühfrischen Gesichtel gesucht hätte, so hätt' er ihn auch nicht gleich gefunden. Denn derselbe Schalk ist nicht

gern auf einem Fleck geblieben, sondern hat bald hie und bald dort aufgeglänzt wie ein Funken. Bald ist er unter dem Munde gesessen und wenn ihn eins dort gesehen hat, war er schon wieder fort, etwa auf dem Rücken der feinen Nase, oder hat sich in ein Wangengrüberl versteckt, oder ist gar in ein Augenwinkel geschlüpft und hat von dort herausgelacht. Und was die Luzi erzählte, das wurde mit einer feinen Stimme vorgebracht, die auf und ab geklungen hat und sich immer mitverwandeln konnt' in das, was sie gerade gefühlt hat. Das ganze Maidlein hätte der Seiz mit einer Hand aufheben können, und doch konnte sie ihn fest anblicken, daß ihn eine Scheu erfaßte, sie möchte ihm etwas übelnehmen. Und sie war gut gewachsen, genau wie es zu ihrem eigenen Köpfchen gepaßt hat. Der Seiz hat sich schier nimmer auskennen vor Andacht und vor Sehnsucht und wenn die Luzi über beides lachte, über die Ehrfurcht und die Sehnsucht, so klang es genau, als wenn ihr Amering singen tät.

IX.

Die Mutter mußte es auch schon längst merken, wie es mit ihrem Sohne stand; und sie dachte sich, dazu könnte man ihm wohl verhelfen. Für das Dirndl ist es ja ein Glück, wenn sie in ein wohlhabendes Haus hineinheiratet, wie das unserige ist. Und als sie nach Frauenart einstmals bei Luzis Mutter anklopfte, fand sie auch bald ein freundliches Gehör. Die Witwe des kleinen Beamten konnte nicht anders als den Wunsch hegen, die stattliche Schmiedefrau als Schwägerin zu grüßen. Allein die Luzi selber sagte zu ihrer Mutter, die anfragte, kurz entschlossen: „Ich bin noch zu jung, um an dergleichen zu denken.“ Und da galt keine Überredung.

So fing der Seiz Mücken, da er die Lerche nicht haschen konnte. Der alte Schmied fand ihn auch weniger gefügig als sonst, wenn er ihn zu zwacken begann, wie es seine Art war. Seiz war stark männlich geworden und ließ sich von seinem Vater nichts Ungebührliches gefallen; und nur wenn dieser einen gar zu heißen Kopf hatte vom Schmiedefeuer und vom Wein, mußte Seiz an sich halten um der Sohnespflicht willen, die er nicht verletzten wollte. Es wurde aber mit dem Alten immer ärger, so daß es auch die Mutter zu fühlen bekam, die bisher ihren Rang als Frau ungeschmälert eingenommen hatte. Es setzte ihm nämlich ein zweifelhafter Mensch in den Kopf, daß es für ihn vorteilhafter wäre, sein altersgraues Haus gegen ein neues Gebäude in der Vorstadt zu vertauschen, in welchem sich auch leicht eine Schmiede anlegen ließe und daß er bei diesem Tausche behäbig wie ein kluger Mann fahren würde. „Denn es kommt die Zeit“, sagte er, „wo der botanische Garten hinter deinem Hause verbaut wird und da muß auch das alte Gemäuer fallen. Die Stadt wird dir etwas dafür anbieten, und ob du willst oder nicht, wirst du es annehmen müssen; wogegen du jetzt ein Mann der freien Wahl bist und deinen Scharfblick erweisen kannst, indem du den Sinn nach dem bessern Gute richtest, um es zu erwerben.“

Diesem ausgeheckten Plane stand die Mutter entgegen und wehrte ihn kräftig ab. Ihr lag es daran, den sichern Besitz zu bewahren, vorauszusehen, wohin sie ihre Schritte lenkte und vertrauten Grund unter den Füßen zu haben. Zudem erkannte sie den Planmacher als einen verschmitzten Menschen, der sich die Bruderschaft mit

dem Schmiedmeister am Trinktische der Wirtsstube wieder geholt hatte; denn beide waren einst zusammen in der Schule gewesen und sich später fremd geworden. Je ruhiger sie aber dagegen sprach, desto mehr bestand der Alte auf seinem Kopfe und setzte ihrer klaren Einrede ein zornmütig behauptetes Recht entgegen, der Meister im Hause zu sein.

Alles wurde aufgeregt. Auch Luzi hörte davon und behauptete: der Garten könne gar nicht verbaut werden; denn er sei gefeit als ein Wundergarten, und ein Prinz habe einen geheimen Zauber hineingelegt, der ihn unzerstörbar mache. Und wenn das auch nicht wär' und einer mit so hartem Herzen herankäm', um die alten Bäume und jungen Blumen umzubringen, so würde die Schönheit, die in ihnen liegt, so mächtiglich bitten, das auch das Herz des härtesten Menschen gerührt sein würde und er von ihnen ablassen möcht'. Und tät' er's nicht, so müßten ihm gewiß alle anderen Leut' gram sein, und besonders sie, die Luzi; denn wie sollte der Amering aus der himmelblauen Stadt ihr zufliegen, wenn der Garten nicht wär'! Ja, sie müßte auf und davon in die weite Welt gehen, wenn der Garten nicht mehr am Leben blieb'.

Auch Seizens Mutter meinte, es habe noch gute Weile mit dem Verbauen des Gartens; kein Mensch denke daran, die Gottesgabe zu verwüsten und es sei nur der Planmacher, der die Köpfe mit dieser Mär verwirre, um im Trüben zu fischen. Der Schmiedemeister ließ die Mutter reden, weil er ihr's nicht verwehren wollte, dachte aber bei sich: und wenn sie die Gescheiteste unter den Frauenzimmern wär', so hat sie gegen einen Mann noch immer einen kurzen Verstand. Zu diesem Gedanken heizte er sich mit gutem Weine täglich ein, so daß der Eigendünkel in ihm überaus warm wurde und sich in die bestimmte Äußerung umsetzte: ich bin der Herr und ich kann machen, was ich will.

So kam er wirklich einmal zur Abendstunde mit dem Planmacher aus der Wirtsstube ins Haus, ließ eigenen Wein aus dem Keller heraufholen und beide saßen zueinander, um den Tauschvertrag in Schrift zu setzen. Die Mutter erfaßte bei diesem Handel gerechter Zorn, allein der war machtlos und konnte vor dem erhitzten Kopf ihres Eheherrn nichts ausrichten. In der Nachhut des Zorns, der bald wich, kamen die Klagen einher, eine auserwählte Schar; aber auch sie konnten nur vergeblich Sturm laufen wider den harten Schädel des Meisters, der uneinnehmbar blieb. Und dabei sah sie das verschmitzte Lächeln des Planmachers, der alles bedächtig anhörte und den Schmied mit erhobenem Weinglase belobte: „So ist's recht! Was wär' das für ein Mann, der sich den Verstand erst vom Weib ausborgen müßt! Da könnt' er gleich als ein Blinder herumgehen und sich von ihr am Stecken führen lassen. Bring' dir's!" Und der Schmied warf sich in die Brust und rief: „Mir kommt keine über!"

In dieser Bedrängnis ging die Mutter hinauf, sich bei ihrem Sohne Rates erholen, der in seinem Dachstüblein weilte und nichts von dem Gerichte wußte, das unten gar gekocht wurde. Sie erzählte ihm eilends, wie weit der Handel schon gediehen sei und klagte: „Rat mir, was soll ich tun! Mit was soll ich mir helfen?"

Auch in Seiz stieg der Zorn auf, als er die Trauer seiner Mutter sah, die er

liebreich tröstete. Allein sollte er sich gegen den Vater mit offener Gewalt stellen und ihn noch mehr erbittern? —

Da erschien ihm, wie ein kleines Lichtlein in starker Finsternis, ein Gedanke und er bat seine Mutter, wieder hinab zu gehen und das Ziel der Verhandlung so lange hinaus zu rücken, bis er auf dem Platz erscheine; was bald geschehen werde. Damit eilte er in die Schmiede hinab und die Mutter kehrte zu den Männern zurück, die sich noch nicht vertragen hatten, da jedweder der Urkunde einen andern Bug geben wollte. Allein zum gleichen Ende wollten beide kommen. Sie wartete ängstlich auf das Erscheinen ihres Sohnes; denn sie mochte sich einreden, daß auch dessen Hilfe etwas vermöge; was sie mit ruhiger Erwägung nicht leicht getan hätte. Allein jetzt war ihr jede Handreichung erwünscht, die Heilmittel brachte. Und Seiz kam, hielt ein Ding in der Faust, trat damit keck an den Tisch und fragte: „Vater, was geschieht denn mit dem, wenn wir aus dem Hause ziehen?"

„Das geht halt mit uns, dummer Bub. Wie kommt das daher?"

„Ich weiß nicht; etwa ist's von selber abgefallen; etwa hat's ein anderer fallen lassen. Ich hab's gefunden und trag's her."

Jetzt meldete sich der Planmacher ungeduldig: „Was habt's denn mit dem alten Hufeisen für ein Gesäus? Schmeiß es zum Gerümpel, wo es hingehört! Wir haben jetzt eine gewichtige Sach' vor uns."

„Oho", sagte Seiz, „das silberne Hufeisen ist auch gewichtig."

„Silbern, daß ich nicht lach'! Mir scheint, da rappelt's irgendwo im Häusel."

„Silbern ist's", wiederholte Seiz ruhig.

„Ist das dein Sohn?" wendete sich der andere jetzt an den Vater. „Wo hast ihn denn gekauft? Auf welchem Jahrmarkt sind solche Gogel feil, die ein eisernes Hufeisen silbern heißen."

„Laß geh'n", sagte der Schmied; „es gilt als Silber, ob's ist oder nicht." Da ward der Planmacher springgiftig: „Na, da möcht eins schon aus der Haut fahren. Es gilt als Silber. Seit wann? Seit Erschaffung der Welt? Oder leicht noch ehender?"

„Jetzt hör auf zu spassen", mahnte der Schmied.

„Hör du auf, du machst den Spaß, nicht ich. Und wenn ich dabei gewesen wär', als die Mur zum erstenmal durch's Feld geronnen ist, so möcht' ich auch sagen: Jetzt bin ich so alt schon, aber das hab' ich noch nie gehört, daß einer zum alten Eisen: Du Silber! sagt."

Darauf entgegnete der Schmied unwirsch, der andere ließ seinem Hohn, wie einem flinken Rößlein, die Zügel schießen; und nach kurzem Wortwechsel packte der Hausherr die Schriften zusammen und sagte: „Red nur fort! Ich geh' schlafen."

Nun sah der Planmacher ein, daß er bei all seiner Schlauheit töricht gewesen war. Wenn er nur die eigene Rechnung zu Ende gebracht hätte, so verfing es wenig, ob er bei einer andern, die ihn gar nichts anging, fünfe gerad hätte sein lassen. Aber jetzt war es zu spät. Der Schmied war durch die Tür in seine Schlafstube gegangen und ihm blieb nicht anderes übrig, als sich mit saurer Miene zu verabschieden.

X.

So hatte Seiz diesmal seinen Mann gestellt, sich als klug erwiesen und Hilfe in der Not gebracht. Denn der Planmacher konnte das Krumme nicht mehr schlichten; er hatte beim Schmied ausgespielt und mit aller Feinheit nichts gewonnen als den Abschied. Der Alte, der die Wirtsstube beharrlich als zweite Heimat in Ehren hielt, kehrte ihm den Rücken zu, wenn er kam und dankte seiner glatten Rede mit einem mürrischen Worte.

Ja, der Seiz wurde jetzt von der Mutter, der verständigen Frau, als einer angesehen, der mit einem Trumm bei der Hand war, wenn ihr selber der Faden ausging. Und der Luzi gefiel die Geschichte auch, als sie davon hörte, so sehr, daß sie sich von Seiz alles erzählen ließ, was er über die seltsame Herkunft des Hufeisens wußte. Das war ihr etwas Gefundenes. Und als sie hörte, daß es von den Vorfahren wie ein Heiligtum gehalten wurde, an das alle Wohlfahrt des Hauses gebunden war, sagte sie: „Es stammt gewiß auch aus einer wundersamen Stadt her, wie die meine ist."

„Schau", sagte Seiz, „da wären wir ja durch daselbige Hufeisen befreundet. Dann mußt schon, Luzi, mir die Gunst erweisen und mir auch etwas Gutes gönnen; vielleicht dich selber. Das wär' das Beste."

„Nicht zu früh reden", erwiderte sie. „Laß mich älter werden. Wer weiß, was dann noch geschieht! Vielleicht rennt mir dann der Verstand davon und ich nehm' dich statt seiner."

„Geh! — Freilich bist jung, Luzi; aber das Altwerden brauchst ja nicht, um einem zu gefallen. So wie dich unser Herrgott geschaffen hat, bist du recht. Was willst denn anders sein?"

„Nicht anders", lachte sie. „Ich bleib' wie ich bin. Aber das verstehst du nicht."

„Was einer nicht versteht, das mag er noch lernen. Wenn wir zwei gut zusammenhalten, werden wir uns nicht irren; und da kann's nimmer gefehlt sein."

Jetzt machte sie ihm schalkhafte Augen und sagte: „O, du riesengroßer Seiz, willst du dich zu mir kleinem Menschenkinde herab bücken! Wie soll ich's denn mit dir halten! In deine Hand gehen meine zwei hinein. Und doch, ich will nichts verredet haben. Ich muß nur erst einen um Rat fragen."

„Wen denn?"

„Meinen Amering. Aber das dauert noch eine Weil'. Er ist gerad' jetzt auswärts in der himmelblauen Stadt. Dort richten sie eine Hochzeit her. Eine Grille und ein Heuschreck werden getraut. Da will er dabei sein und mir erzählen, wie's lustig war. Dann hat er noch manches andere nachzusehen und zu erkunden; weil dort immer etwas Merkwürdiges geschieht, und wenn er seinen Sack mit Neuigkeiten vor mir ausleert, gibt's Sachen darunter, die nirgends wachsen als nur dort. So lang mußt halt warten, bis er wieder kommt."

„Und bis wann könnt' das etwa sein?"

„Das weiß ich selber nicht. Aber ein bissel lang wird's diesmal schon dauern."

Und sie lachte ihm so anmutig ins Gesicht, daß er sie an seine Brust gedrückt hätte, wenn sie ihm nicht behend entschlüpft wäre. Aus sicherer Ferne rief sie ihm mit einem spöttischen Händchen zu: „Ja, Schnecken!"

Jetzt war der Seiz auf einen lieblichen Weg geraten, wo ein holdes Lüftchen wehte und der vielleicht zu einer Pforte führte, wo der Wunsch davor stand und ihn einließ. Und drinnen waren Lenzblumen auf die Diele gestreut. Ja, mit Luzi zu hausen und sie als sein Eheweib zu grüßen, dazu mußte ein Glückspförtlein führen, so schön, daß er noch kein köstlicheres mit Augen ersehen hatte, noch es sich denken konnte. Sie besaß im Blick ihrer Augen, im Lächeln ihres Mundes, im Ton ihrer Rede einen Schatz, von dem sie spenden konnte; und je mehr sie davon gab, desto mehr blieb ihr zu eigen. Wie sie sich an ihrem Leibe trug in Kleidung, Haltung und Gebärde, aus allem floß auf ihn etwas ein, was dem Lenzgeschehen glich und die Sehnsucht in ihm nährte, daß sie wuchs und stark wurde.

Sie aber entschlüpfte dieser Sehnsucht, wie das Wasser durch die Finger rinnt, wenn er sie zu halten vermeinte, und war weit weg, wenn er sie ganz nahe glaubte zu fassen. Sie gab ihm Regen und Sonnenschein und machte ihm das Bild seiner Tage hell und trübe, wie sie wollte. Dabei schien sie im Scherz oder Ernst immer wahrhaft zu sein, sich nicht anders zu geben, als ihr Herz es riet und bei aller Spiegelfechterei von ihrem festen Wesen nicht zu lassen, in welchem sie sich geborgen fühlte.

„Du möchtest in meine himmelblaue Stadt eine Schmiede hineinbauen", sagte sie. „Das ist ja etwas Nützliches und hilft zur Wohlhabenheit. Aber wer weiß, ob ich den Ruß und Rauch ertragen kann."

„Du wirst es schon können, du wirst dich gewöhnen", erwiderte er. „Und dann was leidet's dich? Meine Mutter hat mir versprochen, dir die Stuben fein zu schmücken, wo du hausen sollst, und du brauchst dein Kleidchen nicht mit Asche zu besudeln, die in der Schmiede daheim ist. Komm ich zu dir, so leg' ich das Schurzfell ab und bin ein Mann, an dem du keinen Rauch schmecken sollst, sondern nur starke Liebe."

„Danke", sagte sie und verneigte sich zierlich vor ihm.

Er trug sich jetzt schon feiner und sah und hörte mehr, als er es vorher gewohnt war. Von der Tagesarbeit ging er sonst so gesund zu Bette, daß sein tiefer Schlaf traumlos blieb. Auch jetzt war er weit entfernt davon, krank zu sein; aber er lag nicht mehr gänzlich in den Banden des Schlafes, konnte mitten in der Nacht aufwachen und an etwas denken, was nicht bei ihm war, und träumte lebendige Dinge, über die er sich selbst verwunderte.

XI.

So befand er sich einmal, er wußte nicht wie, in einer fremden Gasse. Ein blauer Schein ging von den Häusern aus, so daß sie sich gegenseitig in wundersamem Glanze badeten. Der Himmel schien ganz nahe gerückt und mit den Dächern in eines zu verschwimmen. Aber alles war still und aus den Fenstern blickte kein Menschenbild. Er hörte auch seine Schritte nicht und wunderte sich darüber. Plötzlich dachte er sich: das ist ja Luzis verzauberte Stadt! und freute sich darüber. Ob ich sie wohl finden werde? Sie ist doch hier daheim, aber kein Mensch ist zu sehen, den ich fragen könnt'.

Er ging und ging und der blaue Schein begleitete ihn, wohin er ging, ob er die eine Gasse verließ oder in die andere einbog. Die Häuser waren überall prächtig wie aus Edelstein gebaut, und überall kam ihm der Glanz entgegen, daß er sich darin wie im Bade eines blauen Sees wohl fühlte. Aber allmählich erwachte Herzeleid in ihm, weil er immer eine suchte, suchte und nicht fand. Und er war schon so lange in den Gassen herumgegangen, hatte so viel Schönes gesehen, nur das Schönste nicht, was er suchte.

Da kam er in einen Garten. Der hatte glatte grüne Wände rechts und links, so daß er wieder wie in einer Gasse ging und von der einen in die andere einbiegen konnte. Und da sah er die Luzi vor sich wandeln; die schien die Füße gar nicht auf den Boden aufzusetzen, so leicht bewegte sie sich. Nun packte ihn eine mächtige Freude beim Genick und stieß ihn vorwärts, daß er nur so hinlief, um die Liebliche zu erreichen.

Sie aber wendete das Köpfchen ein wenig und als sie ihn erblickte, floh sie vor ihm. Er setzte ihr nach und konnte sie nicht erreichen. Immer ging es aus einer grünen Gasse in die andere, die wollten schier kein Ende nehmen; und immer lief sie zart vor ihm her, und er konnte sie mit aller Kraft nicht erreichen.

Endlich öffnete sich ein freier Raum, der war ganz von rosigem Licht überglänzt, um das sich das blaue wie eine umgestürzte weite Schale schloß. Dort wuchs ein Strauch, der herrliche Rosen trug, und ein köstlicher Duft entströmte ihm, der konnte nicht in die Ferne entfliehen, weil die blaue Schale ihn zurückhielt. Da pries sich Seiz glücklich in den Rosengarten gekommen zu sein, wonach alle seine Sehnsucht stand, und vermeinte die liebliche Mädchengestalt fassen zu können, die nun von dem Strauche gehemmt war und nicht weiter konnte.

Er lief und lief und meinte, ihr schon ganz nahe gekommen zu sein, um die Arme nach ihr auszustrecken und sie an seine Brust zu drücken. Da geschah es plötzlich, daß ein fremder Vogel mit Goldgefieder aus dem Strauch emporflog. Und im Nu verwandelte sich die Luzi in ein Vögelein, das auf dem Rücken des Amerings niedersaß und dieser entführte sie in die Höhe und Weite, so daß sie seinen Blicken entschwand. Aber um ihn her ward es trüber und trüber, das Rosenlicht verblaßte, der blaue Glanz löste sich in grauen Dunst auf; es ward um ihn dunkel und dunkel, kein Garten blühte, es war nichts Lebendes um ihn her.

Da sah er etwas plötzlich in der Ferne glänzen. Es strahlte wundersam prächtig die himmelblaue Stadt auf, weit, weit von ihm und leuchtete zu ihm her, der einsam im Dunkeln stand. —

Dann erwachte er.

Er staunte über das, was ihm im Schlafe begegnet war, ließ sich's aber nicht anfechten, sondern beruhigte sich bald darüber mit dem Spruche: Träume sind Schäume. Auch ließ ihm die Arbeit nicht zu viel Zeit zum Nachdenken; denn der Vater mochte sich noch viel öfter als vorher vom heißen Schmiedefeuer in der Wirtsstube beim Wein erkühlen, und Seiz mußte um so eifriger mit den Gesellen beim Werke sein.

Einmal brachte ihm des Grafen Stallknecht die feine Stute wieder, die sich nur von Seiz die Eisenschühlein anlegen ließ und von keinem andern. Der Graf selber

kam dazu, lobte das Werk und trat in die Schmiede, als hätte er am glosenden Feuer der Esse Gefallen, oder als wollte er einen Schlag mit dem großen Hammer auf den Amboß versuchen. Dasselbe tat er nicht; aber durch das Türlein der schwarzen Hinterwand drang goldiger Sonnenschein und das Grün des Gartens in die dämmerige Schmiede herein. Das gefiel ihm und er ging durch die Tür, um hinaus zu blicken in den funkelnden Morgen des Gartens. Da hörte er Gesang und blieb stehen. Er fragte Seiz, wessen die Stimme sei, die so hell mit Wohllaut erklinge. Dieser gab ihm ganz stolz darauf Bescheid, als spräche er von eigenem, daß es die Stimme eines jungen Mädchens sei, teilte ihm auch dessen Namen und Stand mit und freute sich überaus, daß Luzis schlichter Gesang dem Grafen so gefiel, der wieder schied, wie er gekommen war.

Arbeit gab es nun in Fülle. Seiz mußte noch einen neuen Gesellen dingen; denn der Vater ließ sich kaum mehr in der Schmiede blicken, war aber darum nicht gesunder, sondern im Gegenteil, der Wein begann sich nur noch mehr als starker Herr zu erweisen, der ihn knechtete und seine ganze Kraft an sich zog, so daß er nur ihm dienen mußte und keinem andern. Das schuf dem Seiz wieder Leid, auch um der Mutter willen, die sich darob grämte.

So kam zu der alten neue Schwere.

Denn obgleich zwischen ihm und der Luzi immer noch ein Wasser geflossen, so hatte doch ein gutes Brücklein darübergeführt, auf dem er sich ihr gemächlich nähern konnte. Jetzt aber war das Brücklein plötzlich wie über Nacht hinweggeschwemmt, und es hatte doch kein Unwetter gegeben; und wenn er mit ihr zusammenkam, so mußte er wie über einen Notsteg zu ihr gelangen. Sprach sie mit ihm, so dachte sie nicht an ihn, sondern sah nach etwas, was er nicht war. Eine ferne Herrlichkeit spiegelte sich zuweilen in ihren Augen, die davon einen wundersam blauen Glanz bekamen.

Und fragte er: „Was hast, Luzi, daß du so schaust?" so antwortete sie: „Weiß ich's denn?"

XII.

Die Zeit spann Fäden und wob etwas Fremdes hinein, das zuweilen aufschimmerte und wieder verschwand. Die Glocken läuteten den Tag und die Nacht ein und klangen noch zuweilen mit geheimer Stimme lieblich: es kann alles noch werden. Dann wieder tönte ein rätselhaftes Flüstern durch, in welchem eine verhüllte Klage lag.

Fragte er die Luzi, so gab sie ihm Deutung, die er nicht verstand, einmal kurz abweisend, das andere Mal übermütig lachend, bis er sie treuherzig bat: „Sag doch, was ist's mit dir? Ich kenn dich gar nicht mehr. Du bist so enterisch, daß es mir schier merkwürdig vorkommt. Deine Augen wandern weg, wenn du da bist, und du schaust dorthin, wohin ich dir nicht folgen kann."

„Das ist richtig", erwiderte sie. Du kannst mir nicht folgen."

„Und wohin gehst?"

Sie sah ihn mit ernsten Augen an.

„Wohin denn sonst als in meine Stadt!"

„Aha", lächelte er. „Dann kommt der Amering und muß dich auf dem Rücken dahin tragen; denn du hast dich in ein kleines Vogerl verwandelt. Gelt? Hast es mir ja selber so deutlich gesagt, daß mir davon geträumt hat."

„Meinst? Es mag aber auch anders sein. Der Amering kann sich auch in einen Menschen verwandeln, wenn er will."

„Freilich, bei dir vermag er alles."

„Glaubst es nicht? Spöttelst? Das bring' ich auch zuwegen, wenn du's haben willst."

In ihren Augen leuchtete wieder der Schalk wie ein Vogel mit Goldgefieder auf.

„Soll ich dir den Amering zeigen?"

„Bitt' schön. Hättst es eh bald müssen, wenn ich die Wett' damals gewonnen hätt'. Aber jetzt tust es aus freiem Willen; das ist brav. Und wann soll ich ihn sehen?"

„Morgen vormittag genau um die elfte Stunde geh du aus deiner Schmiede hinaus in den Garten und schau hinüber zu dem Brunnen, wo das Wasser springt. Dort wird er dir erscheinen. Bist zufrieden?"

„Ei ja und wie! — Ob du nicht etwa eine Zauberin bist, Luzi? Lieblich genug bist dazu, um die Leut' zu verhexen. Ich kenn' einen, der ein Liedel davon zu singen wüßt', wenn er nicht so eine hämmerige Stimm' hätt'! Ja, und wenn du erst zu singen anhebst mit deiner Flauten, so ist's einem, als wenn ihm der Zucker im Mund zergehen tät'. So bist halt eine Zauberin, die alles kann, ja auch das: mich glauben machen, daß der Amering sich mir als Mensch zeigen wird."

„Das wird er", sagte sie ernsthaft.

Am anderen Morgen, genau zur bezeichneten Stunde, trat Seiz in den Garten und blickte nach dem Springbrunnen hin.

Vorerst sah er gar nichts, der Tagesglanz blendete ihn. Dann bemerkte er, wie das Wasser sprang und als glitzernder Strahl niederfiel, den die Sonne mit allen Farben beschenkte, die sie heimlich im Lichte trägt. Er bemerkte die breiten grünen Blätter, die das Wasser bedeckten, und die gelben Blumenköpfe, die sich aus ihnen erhoben. Zartgeflügelte Geschöpfe umschwebten sie, Wasserjungfrauen, die in ihrer Flügelhaut das Regenbogenlicht der Sonne umhertrugen und es den gelben Blumenköpfchen nahe zeigten, für die der springende Strahl zu hoch war. Den Brunnen umfaßte ein Reigen von anderen Blumenkindern, die in fester Erde wohnten und fröhlich ins Leben blickten. Sie standen so nahe beieinander, daß sie sich anzufassen schienen, um als lebendiger Kranz den Brunnen rund herum zu säumen. Seiz sah aber nur den einen Halbkreis davon, der andere schwand ihm gerade dort, wo dunkelgrünes Gebüsch sich erhob, um den Hintergrund abzuschließen.

Es war ein trautes Bild der Sonnenherrlichkeit, die sich ihrer Geschöpfe, der Blumen, freut; und das Wasser, das deren mütterliche Pflegerin ist, schmückte sich dazu mit den Farben, die ihm die Sonne gespendet hatte. Das sah Seiz, aber er wollte etwas anderes sehen.

Jetzt fiel ein Schatten auf den kiesigen Weg, der um den Brunnen führte; dann sah er etwas Weißes aufblinken. Dann sah er einen Augenblick gar nichts; und jetzt erkannte er Luzi, die im lichten Sommergewande zierlich einherging, und an ihrer Seite schritt in vornehm dunkler Kleidung hoch und schlank eine männliche Gestalt. Es war jemand, der ihm nicht fremd war: es war der Graf Monbreit.

Sie gingen vorüber und wurden von den Bäumen verdeckt, die sich nahebei erhoben, um ihnen Schatten zu bieten.

Der Seiz war ein erfahrener Mann geworden, der wußte, nach welchen Richtungen die vier Himmelsgegenden liefen; aber aus welcher Richtung ihm die Nachricht kam, wußte er doch nicht. Erst seine Mutter belehrte ihn darüber. Sie hatte von Luzis Mutter ein Körbchen voll Neuigkeiten erhalten, die blühten wie junge Rosen, aber nicht für Seiz. Der Herr Graf habe gesagt, ihre Tochter trage einen Goldschatz in sich, den sie nur auszuprägen brauche, um mit dem Edelgute ihr Leben preisenswert zu führen. Sie solle eine Sängerin werden, die im Dienste der hohen Kunst auf der Bühne alle bezaubern werde, die sie hören. Dazu solle sie bei einer namhaften Meisterin lernen, so lange, bis sich die vollwertige Natur in ihr zur feinen Kunst ausgestaltet habe; was nicht zu lange dauern werde. Zu dem Zwecke sollen beide, Tochter und Mutter, in die Reichsstadt übersiedeln, wo die Meisterin wohnte und er werde ihnen die Mittel zu ihrem Unterhalt zufließen lassen, bis zur Vollendung der Schule.

Das waren freilich gute Neuigkeiten, aber nicht für Seiz. Die Mutter bemerkte es wohl und bat ihn, er möge es sich nicht so sehr zu Herzen nehmen.

Das ist leicht gesagt, aber schwer getan, wollte er erwidern. Um der Mutter willen jedoch schwieg er.

„Du hättest nie mit ihr an einem Strang ziehen können, wie es im Ehestand notwendig ist," fügte sie hinzu; „denn sie paßt nicht für dich."

Wie sollte sie der Sehnsucht nicht passen, die nach ihr rief? Auch das behielt er für sich.

Von der Nettel hörte er noch anderes. Wenn ihr, Luzi, auf der lichtstrahlenden Bühne die Menschen lauschen werden, dann sei sie so gut wie in der himmelblauen Stadt. Diese habe sich in die Bühne verwandelt. Sie sei nicht dieselbe; die Stadt besteht noch immer dort, wo niemand hinkommen könne. Aber in der Verwandlung sei ein Abbild von ihr, mit dem sie, Luzi, sich zufrieden gebe.

Das hörte er alles der Reihe nach und einmal auch, daß der Tag zur Abreise bestimmt sei. An diesem ging er zur Stunde hinaus in den Bahnhof und richtete es so ein, daß er unbemerkt blieb. Da sah er Luzi und ihre Mutter in einen feinen Wagen einsteigen und der Graf hatte ihnen das Geleite gegeben, stand vor der Wagentür, bis der Zug abfuhr. Dann kehrte Seiz heim ins Haus und brachte die Trauer mit.

Er wollte an der Mutter vorbeigehen. Aber sie stand auf der Schwelle der offenen Stube und rief ihn herein.

„Ein schweres Unglück hat uns betroffen," meldete sie ihm leise, „der Vater liegt krank. Er hat sich mit einem in der Weinstube verzürnt und sie haben ihn als schier Bewußtlosen heimgebracht. Gottes Wille geschehe! Nun, lieber Sohn, mußt du all dein eigenes Leid hinter dir lassen und mir helfen, meines zu tragen. Dann wollen wir zwei es leichter überwinden. Du wirst bald für deine Mutter und Schwester zu sorgen haben. Dazu mußt du Meister werden und Werkstatt und Haus führen. Dann wird dich auch Gott noch trösten und dir in deine Heimstätte ein gutes Weib bescheren, das er für dich bestimmt hat. Und ich will sie freudiglich in

die Arme schließen und liebe Tochter zu ihr sagen. Du aber sprich jetzt: willst du meine Worte dir zu Herzen nehmen und stark sein?"

„Ich will", antwortete er. Denn es half das neue Leid um den Vater das alte mindern.

„Dann sei von deiner Mutter gesegnet, mein Sohn! Und du wirst nicht mehr an die Luzi denken, die für dich nicht gepaßt hat?"

Die Tränen rührten sich in seinem Herzen und wollten empor in die Augen schießen; aber er drängte sie mit Kraft zurück, übermannte sie und antwortete:

„Nein."

Die Luzi hatte freilich nicht für ihn gepaßt; denn sie war jetzt auf dem Wege nach ihrer himmelblauen Stadt.

Wie benützen wir die Sommerferien am besten?

Von Ferdinand Hueppe.

Die Ermüdungsformen sind in den verschiedenen Lebensaltern und Berufen so verschiedenartig, daß eine kurze allgemeine Beantwortung der Frage nach der besten Erholung kaum möglich erscheint. Wenn ich trotzdem versuche, dem Wunsche der Redaktion zu entsprechen, so tue ich es in der Erwartung, damit vielleicht etwas zur Hebung des Verkehrs in unseren schönen Gebirgen beitragen zu können. Österreich besitzt eine solche Fülle der herrlichsten Gebirgsgegenden, daß ein mächtiger Strom von Erholungsbedürftigen sich in dieselben ergießen müßte, wie in die Schweiz, wenn man nur annähernd verstände, diese unvergleichlichen Erholungsmittel den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechend auszugestalten.

Die ärztliche Mode bestimmt seit langer Zeit wohl etwas die Wege der Erholungsbedürftigen und diesem Umstande verdanken einige unserer Bäder ihren Weltruf. Der aufblühende Sport hat an anderen Orten zu einer Zunahme des Verkehrs geführt und damit die Möglichkeit geboten, die natürlichen Hilfsmittel solcher Gegenden mehr in den Dienst der Erholung zu stellen. Besonders gilt dies von dem eigentlichen Alpinismus, der manche Gegenden erst erschlossen hat, und in dieser Hinsicht ist in den letzten Jahren besonders eine Zunahme des Fremdenverkehrs in unseren Dolomiten zu vermerken, welche schon anfangen den berühmtesten Punkten der Schweiz etwas Konkurrenz zu machen.

Aber viele der schönsten Gegenden liegen noch so außerhalb des Verkehrs und sind selbst den Inländern noch so wenig bekannt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Fremden sie noch meiden. Aber die natürlichen Vorzüge einzelner Gebirgsteile sind auch anderseits wieder vielfach so groß, daß gerade wanderfrohe Ausländer sie erst erschließen und den Einheimischen bekanntmachen mußten. Man kann z. B. geradezu sagen, daß Tirol als Erholungsland für die Schulferien erst von den reichsdeutschen Schullehrern entdeckt und in Mode gebracht wurde.

Bei unseren großen Verkehrsanstalten, den Eisenbahnen, fehlt leider das Verständnis für das Erschließen schöner Gegenden, wie man es in anderen Ländern längst als selbstverständlich kennt, noch vollständig. Man kommt von Berlin bequemer und fast ebenso-

schnell in die deutschen Alpen, wie von Prag in den Böhmerwald. Sollte wirklich für unsere Bahnverwaltungen etwas unmöglich sein, was anderswo längst zur Tat geworden ist, oder leben wir nur im Zeichen der Verkehrshemmung?

Infolge der geringen Berührungen mit anders gewöhnten Menschen sind aber auch bei uns an vielen sonst trefflich geeigneten Orten die Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse vielfach noch äußerst mangelhaft und noch dazu und gerade deshalb relativ teuer und das veranlaßt besonders viele Reichsdeutsche, lieber die Schweiz aufzusuchen, wo man es verstanden hat, die Wünsche der Besucher zu erkennen und zu befriedigen. Die Verpflegung ist aber für eine wirkliche Erholung geradezu ausschlaggebend.

Junge Leute, im Alter von Studenten etwa, pflegen im allgemeinen noch so anspruchslos zu sein und so ausgezeichnete Verdauungsorgane zu besitzen, daß sie über diese Fragen kurz hinweggehen und bei ihren Wanderungen ausschließlich den Standpunkt der Billigkeit ins Auge fassen dürfen. Aber mitten im Leben stehende Leute der verschiedensten Berufsstände pflegen durch die Hetze ihres Berufes schon meist mit ihrem Magen nicht ganz in Ordnung zu sein und müssen auf jeden Fall auf eine vernünftige Ernährung einen besonderen Wert legen, wenn sie wirklich erholt aus den Ferien zurückkommen wollen. Man muß nach einer anstrengenden Kur in Karlsbad oder Marienbad sich im Gebirge erholen können, aber nicht durch eine Erholung im Gebirge für solche Kurorte vorbereitet werden. Es ist erstaunlich, was sich die Österreicher in dieser Beziehung im eigenen Lande vielfach bieten lassen. Sie schimpfen wohl, aber sie tun nichts zur Abstellung der Übelstände und das hält sicher viele Fremde ab, unsere Alpen zu besuchen.

Dem Fremden ist es immer sehr auffallend, daß die Österreicher, die sich sonst an Fremde leicht anschließen und ihnen schon nach kurzer Bekanntschaft ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, bei dem Essen immer gesondert sein wollen. Daraus ergeben sich an exponierten Punkten, welche mit der Verproviantierung Schwierigkeiten haben, oft recht schwierige Situationen. Der Besucher weiß schon längst vorher, ob er heute Schnitzel oder Beuschel bestellen will, aber er ist erst beruhigt, wenn er eine Speisekarte vor sich sieht mit mindestens 20—30 Gerichten, von denen er doch bestimmt keines nimmt. Das macht den Wirten große Schwierigkeiten und zwingt sie zu verhältnismäßig hohen Aufschlägen, wodurch die Verpflegung leicht über den Etat eines dem Mittelstande angehörenden Familienvaters gehen kann. Es wäre überaus wünschenswert, wenn für die Hauptmahlzeiten auch in den österreichischen Hotels eine Art Table d'hote eingeführt würde, bei der der Wirt imstande ist, nach Lage der Verhältnisse eine abwechslungsreiche und ausreichende Mahlzeit zu liefern, die den verschiedenen Geschmacksrichtungen genügend Rechnung trägt und doch auch gestattet, die landesübliche Kost ausreichend zu berücksichtigen. Diese Einrichtung hat in der Schweiz viel dazu beigetragen, daß die dortige Verpflegung die österreichische weit überflügelt hat, während die Schweizer Wirte ihrerseits wieder, dem Wunsche vieler Fremden Rechnung tragend, damit beginnen, die gemeinsamen Mahlzeiten gruppenweise an kleineren Tischen zu verabreichen, wie es auch der österreichischen Gewohnheit entspricht.

Während bei uns eine große Anzahl der Wirte den berechtigten Forderungen der Mehrzahl der Besucher noch keine ausreichende Rechnung trägt, ist in einigen besonders bevorzugten Orten die Gewohnheit der englischen oder anglomanen internation

von Reisenden so gewahrt, daß auch im Hochgebirge die Herren in Smoking, die Damen in großer Toilette zur gemeinsamen Tafel gehen müssen. Ich bin gewiß der letzte, der die gegenseitige Rücksichtnahme in der Gesellschaft vernachlässigt wissen möchte, aber man braucht deshalb nicht die Gewohnheiten der Großstadt ins Gebirge zu verlegen und es würde sicher im Gebirge auch für die höheren Stände ausreichen, wenn man an derartigen Mahlzeiten einfach in einem dunklen Gesellschaftsanzuge erschiene, da die Mitnahme von vielem Gepäck einen Teil der Vorzüge der Erholungsreise sicher wieder aufhebt. Aber Smoking oder nicht, die eigentlichen Touristen und Alpinisten, die das Gebirge erschließen und ihm immer wieder neue Freunde gewinnen, sollten, auch wenn sie im Lodenrock und beschlagenen Schuhen einrücken, anständiger behandelt werden, als es leider vielfach geschieht. Unter den Touristen befinden sich bei uns erfreulicherweise genügend Leute, die auch gesellschaftlich weit höher stehen, als ein großer Teil dieser internationalen Reisegesellschaft. Es müßte wenigstens für diese wichtigste Gruppe der Gebirgswanderer in jedem der großen Hotels ein angemessener Speisesaal vorgesehen und in der Verpflegung dieselben Möglichkeiten geboten sein, wie für die ständigen Gäste. In den Alpen sind die Alpinisten und Touristen und nicht die Salontiroler die erste Klasse der Reisenden. Es scheint mir eine Aufgabe unserer verschiedenen Alpen- und Gebirgsvereine zu sein, gewisse Unverschämtheiten mancher Hotelbesitzer, die sich in dieser Hinsicht schon breit zu machen beginnen, gründlich abzustellen durch Verwertung der Presse, die Wirte aber auch durch Belehrung über die wirklichen Bedürfnisse aufzuklären. Unser Hüttenwesen hat das der Schweiz längst überholt, besonders auch in bezug auf die Verproviantierung.

Ich habe bis jetzt eine Reihe von Dingen ganz allgemein besprochen, die Beachtung verdienen, wenn wir die österreichischen Gebirgsländer wirklich für die Erholung der In- und Ausländer in höherem Maße verwerten wollen als bis jetzt. In einer Beziehung ist man bei uns schon leidlich daran; der Alkoholzwang ist bei uns nicht so streng, wie in manchen anderen Ländern. Dieser Punkt muß ganz besonders betont werden, weil zu einer Erholung im Gebirge, besonders bei längeren Wanderungen und vor allem bei der eigentlichen Alpinistik, der Alkohol eine außerordentlich wichtige Rolle spielt und Mäßigkeit in dessen Genuß und selbst Abstinenz für sehr viele gefordert werden muß, wenn sie nicht in diesem Punkte das wieder verderben wollen, was die Wanderung selbst und der Aufenthalt im Gebirge sonst an ihnen gut machen.

Von weiteren Einzelheiten will ich nur noch auf die Notwendigkeit hinweisen, Obst und Gemüse in reicherem Maße heranzuziehen, als es vielfach bei uns noch der Fall ist. Trotzdem die südlich der Alpen gelegenen Länder die prächtigsten Gelegenheiten für Obst- und Gemüsekultur bieten und ihnen mit dieser Kultur eine lohnende Ausnützung ihrer Gelände geboten wäre, ist man in diesem Punkte noch außerordentlich zurück, und die Hotels mit anspruchsvollem Publikum müssen sich diese Artikel manchmal sogar aus dem Auslande kommen lassen. Auch die Milchwirtschaft läßt in bezug auf Reinlichkeit an manchen Orten noch viel zu wünschen übrig.

Durch die Zuwanderung der Sommerreisenden ergibt sich ein ganzer Komplex von Erscheinungen volkswirtschaftlicher Art, für deren Zusammenhang oft noch das Verständnis fehlt, zu dem die Ortschaften und Wirte durch die Reisenden selbst erzogen werden müssen. Solche Vorfragen sind gar nicht ganz gleichgültig, weil sie die Reiserouten mitbestimmen, da im Sommer das Reisen in überfüllten Eisenbahnwagen keine Annehmlichkeit ist und

von jedem gerne gekürzt wird. Ein Familienvater muß sich die Mittel vorher einigermaßen einteilen, um mit möglichst geringem Aufwande möglichst große Vorteile zu erreichen, und deshalb auf alles achten.

Für das internationale Publikum, das von einem Grand-Hotel zu einem Palace-Hotel usw. reisen und in dem einen es genau so treffen will, wie in dem andern, schreibe ich natürlich nicht. Diese Leute reisen ja überhaupt nicht, sondern sie werden von den Hotelunternehmern gereist und finden es in Nord und Süd, in Ost und West immer ganz gleich. Im Sommer gehen sie der Hitze, im Winter der Kälte aus dem Wege und sehen immer mit den Augen der Hotelbediensteten, die sie dort hin schicken, wo es ihr eigener Vorteil gebietet. Das ist sehr bequem, gelegentlich interessant, oft pikant, aber reisen ist es nicht und trotz des fortwährenden „Gereistwerdens" von einem Orte zum andern wird man von wirklicher Erholung bei diesen „armen Reichen" selten etwas finden.

Ich habe in erster Linie den Mittelstand im Auge, bei dem infolge der ungeheueren Anspannung der Kräfte durch die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse vor allem eine Überreizung des Nervensystems vorhanden ist. Große Weltbäder mit ihrem Lärm, Kurmusik usw. können diesen nur selten Erholung bieten, nämlich, wenn der feste Wille besteht, die Hauptorte des Lärms zu meiden und nach Gebrauch der Kurmittel die ruhigere Umgebung durch Spaziergänge und Wanderungen sich zu erschließen. Wirkliche Kranke sollten auch nur Kurorte aufsuchen, wenn möglich Sanatorien, in denen ihnen eine zweckmäßige Kur geboten wird. Für wirklich Ruhe bedürftige Leute ist die Mitnahme von viel Gepäck und jeder Luxus in Kleidern eine Verkehrtheit, weil damit die Gefahr wächst, daß sie die ihnen abträglichen geräuschvollen Vergnügungen aufsuchen.

Wer aus dem Lärm der Großstadt und aus dem gesellschaftlichen Treiben unvermittelt in ruhigere ländliche Verhältnisse überfiedelt, wird in den ersten Tagen oft von nervöser Schlaflosigkeit geplagt. Diese veranlaßt manche Leute über solche Orte zu schimpfen, statt daß sie sich darüber klar werden, daß nur in ihrem eigenen vernachlässigten Körper die Ursache dieses schlechten Verhaltens liegt, welches sich in einigen Tagen bessert, wenn sie sich an die Ruhe des Ortes und an die Bewegung in der Natur wieder etwas gewöhnt haben. Wem es wirklich um die Erholung zu tun ist, der sollte seine gesellschaftlichen, geschäftlichen oder wissenschaftlichen Beziehungen einige Zeit stark reduzieren oder ganz unterbrechen und irgendeine leichte Lektüre zum Ausfüllen der Pausen benützen.

Ein allgemeiner Rat, wie man sich körperlich zu erholen habe, ist selbstverständlich unmöglich, aber für die nur Erholungsbedürftigen ist es im Grunde auch gleichgültig, wenn sie sich überhaupt nur körperlich beschäftigen. Irgendeine körperliche Übung, zu der schon eine Neigung vorhanden ist, ein früher ausgeübter oder nicht ganz unterbrochener Sport kann die Vermittlung bieten. Die wichtigste Beschäftigung bleibt auf jeden Fall die Bewegung im Gebirge selbst, die in Touren von einem Punkte aus oder in mehrtägigen oder selbst mehrwöchentlichen Wanderungen von einem Orte zum anderen bestehen sollte. Hat man wirkliche Hochtouren in Aussicht, so muß ich in entschiedenster Weise davor warnen, im Vollgefühl seiner Kraft unvorbereitet gleich an Gipfelleistungen heranzugehen; die vielen subjektiven Unfälle, die wir Jahr für Jahr verzeichnet finden, sind die natürliche Folge dieses unvernünftigen Verhaltens. Man muß sich einige Tage eingehen, wenn man ohne Schaden und mit Nutzen und dauerndem Genusse solche Touren unternehmen will.

Für die meisten Städter werden schon die Mittelgebirge oder die Voralpen eine reiche Erholung durch das Gehen ermöglichen, besonders wenn es sich um Leute handelt, die in ihrem Leben wenig körperliche Übungen getrieben haben. Die eigentlichen Vorteile des Hochgebirges beginnen aber erst bei gewissen Höhen. Man kann die ersten Veränderungen, die sich auf eine günstige Beeinflussung der Ernährung beziehen, schon bei etwa 500 Metern bemerken.

Von diesen Höhen an, mit der Höhe zunehmend, findet man bei Muskelarbeit, also beim Bergsteigen, mit Abnahme des Fettes Eiweißansatz, der sich sogar im reifen Mannesalter noch deutlich bemerkbar macht. Das bedeutet eine positive Zunahme der Muskulatur und der Arbeitsfähigkeit des Körpers. Von etwa 1000 Meter ab bemerkt man daneben deutlich eine Beeinflussung der Mechanik der Atmung, die als eine Anpassung an die dünner werdende Luft aufgefaßt werden muß. Aber auch der Chemismus des Blutes erfährt nachweisbare Veränderungen.

Zunächst bewirkt bei kürzerem Aufenthalte in diesen Höhen die Luftverdünnung, wohl durch gesteigerte Verdunstung, eine relative Vermehrung der roten Blutkörperchen, d. h. der Sauerstoffträger des Blutes und des Blutfarbstoffes. Bei längerem Aufenthalte in Höhen über 1000 Meter tritt aber auch eine absolute Vermehrung der roten Blutkörperchen und des Blutfarbstoffes ein, die ich schon früher als Folge der Einwirkung der intensiven Belichtung in größeren Höhen aufgefaßt habe.

Experimentell wurde in den letzten Jahren festgestellt, daß Tiere derselben Art, die ständig im Lichte gehalten wurden, mehr rote Blutkörperchen haben als andere, die längere Zeit im Dunkeln lebten. Mit einer neuen Methode hat der dänische Forscher Ocrum schon im Leben auch für den Menschen festgestellt, daß die Menge des im Körper kreisenden Blutes nach längerer Einwirkung intensiven Lichtes zunimmt und daß diese Zunahme an die Wirkung der chemisch wirksamen Strahlen gebunden ist. Nur bei starker Körperbewegung scheint selbst die nordische Winternacht nach den Mitteilungen von Blessing über die Framexpedition keine anämischen Zustände herbeizuführen.

In den Städten aber ist sicher der Lichtmangel eine Hauptursache der ungünstigen Wirkungen der Wohnungen in bezug auf das Entstehen der Blutarmut. Die unteren Schichten der Atmosphäre absorbieren nun gerade, besonders wenn sie reich an Wasserdampf sind, einen großen Teil der chemisch wirksamen violetten und ultravioletten Sonnenstrahlen, welche auf die Haut die größte Wirkung ausüben.

Allerdings findet auch an der See eine vermehrte Oxydation im Gewebe statt, welche in Verbindung mit der Reinheit der Seeluft deren günstige Wirkung auf den Stoffwechsel erklärt, nach einigen Autoren sogar als spezifisch erscheinen läßt. Aber die Leichtigkeit der Sauerstoffaufnahme leidet nach Einstellung der Atmungsmechanik auch im Hochgebirge nicht und in den Höhen kommt dort eben die chemische Wirkung der Lichtstrahlen um so reiner und kräftiger zur Wirkung. Dies tritt im Winter noch mehr als im Sommer in die Erscheinung, wie wir an trüben Tagen mit ihrer deprimierenden Wirkung durch einen Vergleich zwischen Wien und dem Semmering leicht feststellen können.

Diese Beeinflussung des Stoffwechsels geht weit über das hinaus, was wir in geringeren Höhen oder an der See durch Steigerung des Stoffwechsels infolge von Be-

wegung erreichen können. Das Knochenmark als blutbereitendes Organ kommt im Hochgebirge selbst bei Erwachsenen von über 50 Jahren in eine Art Jugendzustand, so daß nicht wie bei einem Training in der Ebene bloß eine Mauserung, sondern eine wirkliche Verjüngung stattfindet.

Dies erklärt die günstige Wirkung des Hochgebirges bei allen Zuständen, die das Blut in Mitleidenschaft ziehen. Vor allem ist das große Heer der Bleichsüchtigen und Blutarmen zu nennen, welche im Gebirge wirklicher Genesung entgegengeführt werden; aber sie müssen sehr vorsichtig sein, weil sie sehr empfindlich sind. Es treten nämlich bei ihnen schon in mäßigen Höhen Erscheinungen auf, die wir als mildere Formen der Bergkrankheit auffassen müssen. Diese Leute müssen erst in mittleren Höhen an die Verminderung des Sauerstoffes der Luft der größeren Höhen gewöhnt werden; bei zu plötzlichem Übergang aus der Tiefe in die größeren Höhen über 1000 Meter ist ihr Blut infolge des herabgesetzten Gehaltes an roten Zellen und Blutfarbstoff nicht genügend anpassungsfähig.

Ob die Elektrizitätszerstreuung und Radioaktivität, die im Hochgebirge stärker ist als in der Ebene, mit von Einfluß ist auf das Eintreten von Bergkrankheit, ist mindestens fraglich gegenüber der sicheren Bedeutung, die der Sauerstoffmangel auf unseren höchsten Bergen nach dieser Richtung hat. Aber diese größeren Höhen kommen nur für die gesunden Alpinisten in Betracht und ich kann sie deshalb ganz aus der Betrachtung ausscheiden.

Man sollte überall mehr, als es bis jetzt geschieht, das die äußeren Reize übermittelnde Hautorgan mehr pflegen und wieder etwas natürlicher arbeiten lassen. Dies geschieht in ausgiebiger Weise durch die Luft- und Sonnenbäder. Die Sonnenbäder wurden von Rikli in Veldes in Krain eingeführt und werden neuerdings in stärkerem Maße in Anwendung gebracht. An den Kärtner Seen sieht man schon eine ganze Anzahl solcher Lichtbäder, die aber von den Gesunden meist ganz falsch angewendet werden, nämlich einfach zum Anbraten; dies ist aber ziemlich zwecklos und für viele Leute auch schädlich.

Man sollte diese Bäder mehr als Luftbäder anwenden und nur im Maße der Gewöhnung auch die direkte Besonnung selbst mit verwenden. Von der Verwendung für Kranke spreche ich hier natürlich nicht. Das Luftlichtbad ist zweifellos das beste Mittel, um die Haut wieder richtig arbeiten zu lassen und vor allem auch als Atmungs- und Sekretionsorgan in Tätigkeit zu setzen und dies wirkt dann wieder reaktiv auf die inneren Organe vorteilhaft ein.

Man sollte in Orten, in denen die Verhältnisse es irgendwie gestatten, solche Lichtluftbäder gleichzeitig als Nackturnanstalten, als wahre Gymnasien für Freiübungen und einfachere Übungen, die sich leicht durchführen lassen, ausbilden, da die Einwirkung von Licht und Luft auf die arbeitende Haut eine noch größere ist, als auf die ruhende. In diesem Punkte sind wir in erfreulicher Weise in einer Änderung unserer Auffassung begriffen und in diesem Punkte kommt uns ein Vorzug unserer Verhältnisse zugute. Eine so lächerliche Prüderie, wie sie in Deutschland vorhanden ist, besteht bei uns glücklicherweise nicht.

Für weniger erfreulich halte ich es, daß man unsere schönen Seen entschieden noch nicht ausgiebig genug für den Segel- und Rudersport verwendet. Der Wörther- und Atter-

see sind in dieser Beziehung am weitesten vorgeschritten. Man sollte darauf hinarbeiten, daß auch für die Schüler der Mittelschulen an den Seen Gelegenheit zum richtigen Rudern geschaffen werde, wie es z. B. am Hallstätter See schon begonnen wurde. Würde man das Rudern nackt oder wenigstens mit nacktem Oberkörper betreiben, wie ich es selbst mit Vorliebe tue, so würde man die gesundheitlichen Vorteile desselben noch steigern können.

Verhältnismäßig ungünstig sieht es bei uns mit dem Schwimmen aus, weil die Temperaturverhältnisse es oft nicht erlauben; einige unserer Gebirgsseen im Salzkammergute z. B. sind leider so kalt, daß man nur ausnahmsweise oder doch nicht in jedem Sommer ausgiebig genug regelmäßig in ihnen schwimmen kann. Gerade dadurch wird es wünschenswert gemacht, daß das überall durchführbare Lichtluftbad mehr eingeführt wird.

Vor größeren Höhen muß ich nur jene Leute warnen, welche Krankheiten durchgemacht haben, die auf das Herz einwirken, z. B. akuten Gelenkrheumatismus, oder die an schweren Formen von Gicht, an Neigung zu Gefäßverkalkung leiden, während bei einem bloß durch Mangel an Körperübung geschwächten Herzen die Wanderungen gerade kräftigend wirken.

Bei geistig Arbeitenden ist gerade der Wechsel, den das Gebirge bietet, von großer Bedeutung für die Erholung; nur bei sehr stark Überarbeiteten würde ich die See vorziehen, weil bei solchen wirklich in erschöpftem Zustande lebenden Leuten vollständige Ruhe vorübergehend erforderlich ist, und diese findet man an der See am besten.

Die österreichischen Orte an der See, Abbazia, Grado usw., dürften für die meisten im Hochsommer zu heiß sein und mehr im Herbst in Betracht kommen. Nur für gewisse Kinderkrankheiten, Skrofulose, Knochen- und Gelenkstuberkulose sind diese Seebäder auch im Sommer von ausgezeichneter Wirkung, ebenso für Erwachsene, wenn es sich um die Resorption von Exsudaten nach Rippenfellentzündung oder bei ähnlichen Prozessen handelt. Aber das sind wieder Dinge, die über den Rahmen der mir gestellten Frage hinausgehen.

Es wird aber immer bei uns eine Anzahl von empfindlichen und wärmebedürftigen Leuten geben, die auch im Hochsommer, wie die Italiener es lieben, mit Vorteil unsere Seebäder aufsuchen, über die nur nach der Richtung in den letzten Jahren vielfach geklagt wurde, daß der behördlich angeordnete Kleidungszwang weit über das Bedürfnis hinaus vorgeschrieben sei und zu einer Prüderie zwinge, die den gesundheitlichen Verhältnissen nicht entspreche und die Ausnutzung des Bades als Lichtluftbad erschwere. Für die Erholung gesunder Kinder dürften im allgemeinen für den Hochsommer, wenigstens in heißen Jahren, die Ostseebäder vorzuziehen sein.

Wenn man die wenigen Fälle, in denen man sich gegen das Hochgebirge aussprechen muß, außer Betracht läßt, wird man finden, daß das Gebirge den verschiedensten Erholungsbedürfnissen, wie sie unser Großstadtleben mit sich bringt, in ausgezeichneter Weise Rechnung zu tragen gestattet, und deshalb möchte ich recht vielen unserer Erholungsbedürftigen zum Beginne der Sommerferien ein frohes „Berg Heil!“ zurufen.

Der Mittelschüler in Literatur und Wirklichkeit.

Von Felicie Ewart.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung der letzten zehn Jahre, daß sich Menschen aller Berufsklassen mit Erziehungs- und Unterrichtsfragen, mit der Psychologie des Kindes, seinen Rechten, seinen geistigen und physischen Bedürfnissen beschäftigen. Überall bemüht man sich der Lösung des Problems näher zu kommen, körperlich und geistig gesunde, leistungsfähige und glückliche Menschen heranzubilden. Denn je größer die Anforderungen sind, die nicht nur der Existenzkampf, sondern auch der Umschwung der Lebensanschauungen dem einzelnen auferlegt, desto bedeutungsvoller wird das kleine Kapital an Glücksempfindungen, das seine Quelle in erster Linie in der Gesundheit und der Empfänglichkeit für ideale Genüsse findet.

So hat sich nicht zuletzt die Literatur der Kinderseele bemächtigt und in einer Reihe von feinen Studien versucht, den verschlungenen, dämmerigen Pfaden nachzugehen, die aus dem halb unbewußten Triebleben der jungen Seele, in die volle Klarheit des Bewußtseins hinüberleiten. Der Jugendroman (Asmus Sempers Jugendland von Otto Ernst, Gottfried Kämpfer ein herrnhuterischer Bubenroman von Krüger, Gottlieb Wunderlich von M. Burckhard) mit einem guten Stück Selbstbiographie ist an der Tagesordnung.

Der große Erfolg dieser Entwicklungsgeschichten in ausgedehnten Leserkreisen, die Zahl der Schriftsteller, die sich damit beschäftigt, geben einen Maßstab für das Interesse, welches diese Fragen in allen Ständen, sagen wir es ruhig, bei allen denkenden Eltern hervorrufen. Ist doch die Literatur gleichsam der Niederschlag jener Gedanken und Gefühlssphären, die zurzeit die Menschheit beherrschen.

Neben zahlreichen, mehr oder minder gelungenen Versuchen, das sprichwörtliche Jugendglück auf eine gesunde Basis zu stellen, geht die moderne Schule ihren eigenen Weg. Es wäre eine blinde Ungerechtigkeit, ihre Verdienste in Zweifel zu ziehen, ihre großen Erfolge nicht dankbar anzuerkennen. Man muß nur gelegentlich in einsamen Gebirgsdörfern das Schulheft eines barfüßigen Jungen angesehen haben oder sich von ihm eine einfache Landkarte erklären lassen, um eine Vorstellung von der ganz großartigen Arbeitsleistung der Volksschule zu erhalten. Das Leben der Landbevölkerung bewegt sich in einfacheren Bahnen und ihre Kinder, mit der Natur in so viel engerem Kontakt als unsere Stadtkinder, haben darin ein gesundes und ausgiebiges Gegengewicht für Schuldrill und Schulstaub, die bei uns lähmend auf Seele und Körper einwirken. Zudem ist die Volksschule naturgemäß in engere Grenzen gebannt als die Mittelschule, und da sie sich mit der Jugend aller Stände, aller Bildungsgrade befassen muß, so treten ihr die Eigentümlichkeiten und Beschränkungen des kindlichen Intellekts mit zwingender Notwendigkeit vor die Augen. Der Massenunterricht kann nicht durch die gesteigerten Ansprüche einzelner, durch die Rücksicht auf die größere Bildungsfähigkeit eines kleinen Prozentsatzes in eine Bahn gelenkt werden, die zu verfolgen dem weitaus größeren Teil unmöglich wäre. So bleibt die Volksschule in einem stabileren Zustand, wenn auch bei gleichem Lehrplan die Anforderungen einer städtischen Volksschule sich von denen einer Dorfschule ganz bedeutend unterscheiden.

Anders liegen die Verhältnisse in der Mittelschule; der Staat hat die moralische Verpflichtung, seinen künftigen Bürgern ein gewisses Minimalmaß von Kenntnissen zu ver-

mitteln, eine Verpflichtung, die in dem unentgeltlichen Volksschulunterricht ihren Ausdruck findet. Die höheren Schulen aber, die den Weg zum Beruf eröffnen, stehen vielfach im schroffen Gegensatze zu der jugendfreundlichen Strömung, von der wir früher gesprochen haben; wir dürfen nämlich unser Urteil durch die allgemeinen Klagen über ihre Einrichtungen, ihre Resultate und vor allem ihren Einfluß auf die ihnen durch eine Reihe von Jahren ausgelieferte Jugend bestimmen lassen.

Ich will das tausendmal Gesagte hier nicht wiederholen. Der Umstand aber, daß junge Leute, die sich im späteren Leben als tüchtig, ja sogar als wissenschaftlich hervorragend erwiesen haben, schwer unter dem ihnen auferlegten Druck litten, daß sie sich körperlich und geistig in den wichtigsten Entwicklungsjahren in allen ihren Lebensäußerungen gehemmt sahen, ja daß die Mittelschule nachgerade zum Schreckgespenst für manche Familien geworden ist, das kann nicht mehr geleugnet werden.

Die Selbstmorde, von halbwüchsigen Jungen ausgeführt, weil sie den Anforderungen der Schule nicht entsprechen konnten, haben sich in erschreckender Weise gemehrt; sie bilden eine stehende Rubrik der Tagesnotizen zur Zeit der Semesterschlüsse, den letzten Akt einer erschütternden Kindertragödie.

Ich bin gerne bereit zuzugeben, daß keine menschliche Organisation in ihren Konsequenzen nur segensreich zu wirken vermag. Die starren Vorschriften wissen nichts von den tausend Zufällen des Lebens, den zahllosen individuellen Verschiedenheiten, die sich ihnen unterordnen müssen. Sollen diese Verordnungen und Vorschriften aber nicht mit eiserner Faust auf den Kindern lasten, so müssen sie von Lehrern gehandhabt werden, die von modernem Geist durchdrungen, auch dem Kinde Rechte nicht nur Pflichten zuerkennen, die in einer glücklich verlebten Jugend den größten Schatz erblicken, mit dem der erwachsene Mensch dereinst in den Kampf des Lebens hinaus ziehen soll, und sich mit verantwortlich fühlen, ihm diesen nicht zu schmälern.

Ob nun die ersehnten Reformen der Mittelschule sich mehr nach der humanistischen oder der realen Seite neigen werden, berührt diese Frage gar nicht. Den Inhalt des Unterrichtes den heutigen Anforderungen besser anzupassen, wird vielleicht dem Zusammenwirken einsichtsvoller Fachmänner, hervorragender Gelehrter und Staatsmänner gelingen. Wenn aber der Geist der Lehrerschaft sich nicht ändert und damit die Art und Weise des Unterrichtes, wird das alte Elend weiterbestehen. Denn manche Professoren der Mittelschule scheinen es nachgerade vergessen zu haben, daß es zehn- bis elfjährige Kinder sind, die man ihnen überantwortet. Sie sind sich nicht klar darüber, daß die Stunden, in welchen die Kinder auf die Schule vergessen können — und wie knapp sind sie zugemessen — nicht durch die Erinnerung an die unerbittlich hoch gespannten und unerbittlich streng eingetriebenen Forderungen vergiftet werden dürfen. Eine schlechte Komposition, eine ungenügende Antwort ist kein Verbrechen. Es wäre Sache des Lehrers, sich stets vor Augen zu halten, daß man von keinem gesunden Buben dauernd verlangen kann, daß er aus bloßem Pflichtgefühl arbeitet, wenn niemand sich die Mühe gibt, sein Interesse für den meistens recht trockenen Lehrstoff zu erwecken.

Die Lehrer müßten gemeinsam mit den Eltern darauf bedacht sein, das Leben der Kinder vor dem alles verschlingenden Moloch der Schulforderungen zu schützen. Es wäre ihre Pflicht, der Jugend vor allem die Möglichkeit zum „Spielen" zu wahren, d. h. zu jener selbständigen Betätigung, die von denkenden Menschen längst für junge Geschöpfe als

überaus wichtig erkannt, neuestens aber durch feine psychologische Untersuchungen geradezu als unerläßlich für die spätere Entwicklung bezeichnet wird.* (Handfertigkeit, Bewegungsspiele, Sport, Pflege von Blumen und Tieren, Aquarien, Sammlungen, alles was die Kinder mit der Natur in Kontakt bringt.) Man müßte den Heranwachsenden auch Zeit zum „Träumen" gönnen, d. h. zum selbständigen Denken über allerhand Probleme, die mit der Schule nichts zu tun haben, aber auf das Leben bestimmend einwirken, es schön zu gestalten vermögen; dann wären auch die Resultate der Mittelschule ganz andere.

Aber ich fürchte, die Mehrzahl unserer Mittelschullehrer lächelt mitleidig über eine solche Anschauung und bezeichnet sie als den Ausfluß mütterlicher Exaltation. Warum auch nicht?

Deshalb will ich Berufenere für meinen Standpunkt plädieren lassen und drei unabhängig voneinander erschienene Bücher den Lehrern empfehlen. Vielleicht, daß die Wahrheit im Gewande der Dichtung lauter zu ihnen spricht, als die Erfahrungen des täglichen Lebens, denen gegenüber man durch die Gewohnheit abgestumpft wird, die, durch allerlei Nebenumstände getrübt, das eine, wesentliche, die gequälte Kinderseele, vor ihren Augen verschwinden lassen.

Die drei Bücher** sind schon deshalb merkwürdig, weil sie das Problem des gehetzten, überarbeiteten Knaben, in seiner bedauernswerten Stellung zwischen der fordernden Schule und der Familie, die zum „Besten des Kindes" diese Forderungen unterstützt, in den verschiedensten Abstufungen behandeln. Der Vorzugsschüler von M. v. Ebner-Eschenbach wird durch seinen verbohrten, krankhaft ehrgeizigen Vater in den Tod getrieben. Nur die vergrämte Mutter hat eine dunkle Ahnung von seinen Qualen; aber die Tyrannei des Mannes, unter der sie doppelt leidet, erlaubt ihr nicht, das Los des Kindes zu erleichtern, ihm die kleinen Freuden zu schaffen, nach denen sein ausgehungertes Kindergemüt lechzt. Mit ihrer feinen Psychologie hat die Verfasserin diese unglückliche Familie geschildert; die Schule, die Lehrer, sie sind fast unpersönlich geblieben. Nur in dem Urteil des Direktors über die Fähigkeiten des armen Georg, und in dem Versuch eines der Lehrer ihm zu einer günstigen Note zu verhelfen, zeigt sich die geistige Überlegenheit dem beschränkten Herrn Offizial gegenüber, und schon dieses Fünkchen Güte für einen mittelmäßig begabten, überaus fleißigen und braven Schüler erzeugt ein Verständnis, das dem Vater vollständig fehlt, aber nicht hinreicht um das Kind gegen diesen zu schützen. Pfanner spart für seinen Sohn, er entzieht sich jede Bequemlichkeit, jeden Genuß, um Gulden zum Gulden legen zu können; das hält er für seine Pflicht, das nennt er Liebe zu seinem Einzigen. Und es ist doch nichts als sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit, seine Herrschsucht, die er pflegt und hätschelt auf Kosten des Lebensmutes, der Lebensfreudigkeit, der Lebensmöglichkeit seines Kindes.

Dem Vorzugsschüler gegenüber trifft die Schule nur geringe Schuld; sie sieht zu wie ein Kind in den Abgrund gestoßen wird, fast gleichgültig, jedenfalls ohne einzugreifen. Hermann Hesse hat sie schärfer zur Verantwortung gezogen. Was ehrgeizige

* K. Groos, „Die Spiele der Tiere." Jena, G. Fischer, 1896. — K. Groos, „Die Spiele der Menschen." ibid. 1899.

** Der Vorzugsschüler von M. v. Ebner-Eschenbach. Paetel, Berlin. Unterm Rad von Hermann Hesse. S. Fischer, Berlin, 1906. Freund Hein von Emil Strauß. S. Fischer, Berlin, 1906.

Lehrer eines Landstädtchens begonnen haben, vollendet das Maulbronner Seminar. Man war so stolz auf Hans Giebenrath denn, „das Strolchen und Spielen hatte er fast von selber abgelegt, Gärtnern, Kaninchenhalten, Angeln hatte er sich abgewöhnen lassen". Auch seine Ferialtage sind ausgefüllt mit Extrastunden, und wenn er dazwischen seinen ewig schmerzenden Kopf einmal ins grüne Moos legen darf, verwirren sich die Gedanken, und mit Wehmut denkt er der Zeiten vor „der großen Streberei", da er noch nicht Primus war, aber selige Stunden froher Jugendlust mit den Kameraden verleben durfte.

Muß die Schule wirklich so sein, wie H. Hesse sie wahrheitsgetreu schildert?

„Der Mensch wie ihn die Natur erschafft, ist etwas Unberechenbares, Undurchsichtiges, Feindliches. Er ist ein von unbekanntem Berge herbrechender Strom und ist ein Urwald ohne Weg und Ordnung. Und wie ein Urwald gelichtet und gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, besiegen und gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen und die Eigenschaften zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt."

Arme, beklagenswerte Jugend!

Von Heinrich Lindners Geschichte in „Freund Hein" sollte man keine trockene Inhaltsangabe machen. Da ist alles reiches, warm pulsierendes Leben. Von der ersten Kindheit an, im glücklichen Familienkreis, entwickelt sich der Knabe und mit ihm seine musikalische Begabung in schönster Harmonie, in dem seltenen Maßhalten einer wahrhaft vornehmen Natur. Wie das alles keimt und sprießt, wächst und sich entfaltet, um an den aufgerichteten Schranken der Schulforderungen und der Gymnasialpädagogik in Trümmer zu zerschellen, das muß man selbst lesen, Seite für Seite mit steigender Ergriffenheit bis zum Schluß. Und wie der gequälte Jüngling wortlos aus dem Schulgebäude eilt, das schlechte Zeugnis, das man ihm über die Köpfe der anderen zugeworfen am Boden liegen läßt, äußerlich ein aus den Reihen Gewiesener, mit Schmach Bedeckter, in Wahrheit seine Umgebung weit überragend, — da steigt neben dem namenlosen Mitleid eine heiße Empörung im Herzen auf, ein tiefer Jammer um ein zerstörtes junges Leben. Der letzte Tag im Wald verbracht, die letzte Nacht, halb verschlafen, halb verträumt mit einem Vers von Hölderlin und geliebten Melodien im Ohr, sie gehen vorüber. Wohl denkt er mit ausbrechendem Schmerz an die Seinen, vor allem an die Mutter. Aber wenn sie ihn so sehen müßten, trostlos, gezwungen, die bleierne Last weiter zu schleppen, ohne Aussicht, sie zum Ziele zu bringen, dann, das fühlt er klar und deutlich, wäre ihr Jammer kaum größer als heute, wenn sie ihn stumm heimbringen werden.

Das Buch wirkt um so mehr, weil die sympathischen Gestalten der Eltern einem fast so lieb werden wie der Sohn. Man möchte jedes gute, ernste Wort unterschreiben, das der Rechtsanwalt Lindner in freundschaftlichem Gespräch an seinen Heiner richtet, wenn er ihn zur Selbstzucht mahnt, ihn bittet die geliebte Geige nur für den Rest seines Gymnasialstudiums aufzugeben, die Zeit der Mathematik zuzuwenden. Das letzte Opfer, es wird gebracht, und damit der letzte Damm eingerissen, der die Seele des Knaben noch schützte an ihren feinsten, verwundbarsten Stellen. Nun haben die anderen ein leichtes Spiel. Die Freudlosigkeit, der Druck des Tadels und Mißerfolges, die Kränkung über das erlittene Unrecht, das jeder begabte Mensch empfinden muß, wenn er wegen klein-

licher Umstände sich hinter die minderwertigen Elemente gedrängt fühlt, sie bringen die Stimmung hervor, in der man sagt: Ich kann nicht mehr, und ich will nicht mehr.

Der arme kleine Vorzugsschüler läuft von der Schule direkt ins Wasser, denn Schule und Haus sind ihm gleich furchtbar geworden. Hans Giebenrath hat wochenlang den Selbstmordgedanken als Trost mit sich herumgetragen, nun soll er ein neues Leben beginnen; nicht auf der Schulbank, in der Werkstatt sich einen Platz erringen. Aber der durch Studium und Erschöpfung sensitiv gewordene Organismus hält die rauhe Berührung nicht mehr aus. Der Ekel gesellt sich zur grenzenlosen Müdigkeit, und nach dem wüsten, mit seinen neuen Kameraden verbrachten Tag, gleitet er in der dunklen Herbstnacht in das kühle, reinigende Element des Stroms. Heine aber, der Begabteste unter den dreien, er stirbt wie er gelebt hat. Ein Dichter, ein Künstler, dem man die Flügel gebrochen, ehe er sie noch ganz entfalten konnte. Er hätte der Stolz, das Glück seiner Lehrer sein müssen, wenn sie Zeit und Mühe nicht gescheut hätten, ihn zu verstehen, seinen feinen Geist, seinen lauteren Charakter, seine Wahrheitsliebe und seinen Stolz. Und der herrliche Besitz einer begabten Persönlichkeit war mit Füßen getreten worden.

So erzählen, so sprechen drei hervorragende Schriftsteller vom Gymnasium und seinen Wirkungen auf die Jugend.

Ich will ein Kinderwort daneben setzen, das mir in seiner Unbefangenheit stets als die schärfste Anklage erschienen ist, die Weisheit eines elfjährigen, schüchternen Bübleins nach den ersten Wochen seines Schulbesuches: „O, der Professor X ist sehr gut, er freut sich nicht einmal, wenn er einem eine schlechte Klasse geben kann!“ Der Mangel an Güte in dem Verkehr der Lehrer mit den Kindern zeitigt solche Eindrücke, er spricht sich in der Art der Klassifikation am deutlichsten aus. Jede Klasse durch eine Ziffer dargestellt, die Summe davon durch die Zahl der Prüfungen innerhalb eines Semesters dividiert, kann es etwas Einfacheres, Gerechteres — — Herzloseres geben? So prüft man die Fähigkeiten eines Menschen, so entscheidet man über sein Fortkommen, so nimmt man ihm ein Jahr seiner Jugend, seines Lebens mit einem Federstrich; es ist alles korrekt und unanfechtbar, es ist ein Rechenexempel.

Und wer kommt bei dieser Beurteilung am besten weg? Natürlich die Jungen, die vermöge ihrer Anlagen sich am leichtesten anzupassen wissen. Das sind vor allem jene, die weder ein ausgesprochenes Talent, noch die Neigung besitzen, irgendeiner Sache nachzugehen, sich in etwas zu vertiefen, denn dazu hat ein Schüler keine Zeit. Ihm wird die Schule als sein Beruf aufgezwungen, und wehe ihm, wenn er außer ihr noch andere Götter kennt. Und doch ist man in den Kreisen feiner und tiefer Bildung längst übereingekommen, denjenigen, dessen Horizont nicht über die Berufstätigkeit hinausreicht, als einen Banausen zu betrachten.

Leider gibt es Mittelschullehrer, die so sehr unter dem Banne ihres Faches stehen, daß sie seine Wichtigkeit nicht in ein richtiges Verhältnis zu den übrigen zu stellen vermögen, und dadurch verleitet, von ihren Schülern darin die höchsten Leistungen beanspruchen. Sie vergessen, daß sie selbst, wohl durch Begabung und Vorliebe getrieben, gerade diesen bestimmten Wissenszweig zum Gegenstand ihres Spezialstudiums und ihrer Lehrtätigkeit auserkoren haben, daß man das Gleiche aber nicht von einer bunt zusammengewürfelten Klasse voraussetzen kann. Diejenigen unter ihren Schülern, die gerade für ihr Steckenpferd kein Talent und deshalb kein Interesse haben, sind verloren.

Was aber das „Nicht genügend“ in auch nur einem Gegenstand im Semestralzeugniß bedeutet, weiß jeder. Es färbt ab, um mich eines trivialen Ausdruckes zu bedienen; und da nach unseren Vorschriften ein Aufsteigen in eine höhere Klasse nur durch die genügenden Kenntnisse in allen Fächern errungen werden kann, so reicht es hin, um ein Lebensjahr zu vernichten, um einen vielleicht im großen und ganzen reich begabten Jungen unter die schlechten Schüler zu werfen.

Ich erinnere mich dabei eines sehr charakteristischen Falles. Der Vorstand der fünften Gymnasialklasse hatte einem für lateinische und griechische Grammatik ziemlich unbegabten Knaben das Genick gebrochen, und das Aufsteigen unmöglich gemacht. Beim Schulschluß erteilte er dem Vater desselben den „wohlmeinenden“ Rat, den Jungen, als gänzlich hoffnungslos, zu einem Handwerker in die Lehre zu geben. Der Vater aber seinen Sohn richtiger beurteilend, ließ ihn trotz der Warnung seine Studien an einem anderen Gymnasium vollenden, wo er sich zwar in „classicis“ auch keine Lorbeeren holte, aber trotzdem mit einer sehr befriedigenden Matura abschloß. Zwei Jahre später legte der Student im vollen Glücksgefühl wissenschaftlicher Begeisterung seine erste Abhandlung der Wiener Akademie der Wissenschaften vor. Sie wurde in deren Schriften aufgenommen und der junge Mann hat seitdem nicht aufgehört wissenschaftlich tätig zu sein. Ich glaube, jeder Kommentar ist überflüssig.

Das Verständnis für fremde Eigenart, das Geltenlassen der Talente, das Abwägen der Leistungen auf den verschiedenen Gebieten, alles dies sind Forderungen, die man an den Lehrer stellen muß und darf. Fallen diese Grundbedingungen vernünftiger Pädagogik, dann entstehen jenen bedauernswerten Zustände, die von allen einsichtigen Eltern und Lehrern gleichmäßig beklagt werden.

Im heutigen Betrieb muß jeder Gegenstand des Programms als Berufsstudium gepflegt werden und diese Art der Behandlung des Lehrstoffes, vor allem aber die Schwere der Verantwortlichkeit für jedes gesprochene oder geschriebene Wort erzeugen beim Kinde genau dieselben Folgen, wie der freudlos geübte Beruf beim Erwachsenen: zunehmende Gleichgültigkeit und das Schwinden aller Ideale. Wo ist die Lebendigkeit geblieben, mit der gesunde Kinder begierig nach neuen Kenntnissen greifen, wo das Interesse für die Natur und ihre Vorgänge? Dabei entsteht eine Frühreife, die man nicht genug beklagen kann. Man gewöhnt den Kindern die Kindlichkeit ab und ist dann verwundert, wenn sie sich auch in ihren Mußestunden als Erwachsene gebärden wollen und mit lächerlicher Geringschätzung auf ihre früheren Lieblinge herunterblicken. Maschinenmodelle, Papparbeiten und Laubsäge, Sportgegenstände, lauter ansgedienter Kram, gut für die dummen Jungen, die noch vor den Pforten der Mittelschule auf ihre Mannwerdung harren. Die armen Schlucker, sie ahnen nicht, wie teuer sie diesen Fortschritt zu bezahlen haben!

Unter allen diesen ungesunden Einflüssen entwickelt sich der immer wache, immer gespannte Seelenzustand, dem der jugendliche Organismus weder physisch noch psychisch gewachsen ist und der ihn langsam aber sicher untergräbt. Alle die blassen, nervösen, blutarmen Kinder, die appetit- und schlaflosen Buben, sind sie nicht eine abschreckende Illustration dieser Vorgänge? Ich kenne solche, die trotz der guten Zensur nicht zum Genuß ihrer armseligen Weihnachts- und Osterferien kommen, so schwer haben sie unter der Anstrengung der Schulwochen gelitten.

Es wehrt sich jeder mit gesundem Instinkt begabte Bub so gut er kann. Der Kräftige lügt und schwindelt, und benutzt die Kenntnisse seines Nachbarn; der Schwache trachtet durch fleißige Gedächtnisarbeit mitzukommen; der Verträumte hüllt sich in Faulheit und bleibt taub all den Disziplinen gegenüber, die sein Interesse nicht zu erwecken vermögen. Aber der aufgezwungene Selbstschutz schädigt den Charakter, untergräbt die Wahrheitsliebe, bricht das Selbstgefühl, und seine Folgen machen sich vor allem außerhalb der Schule geltend.

Da rechnet der eine sich und den anderen jede Klasse nach, weiß ganz genau wie viel ihm noch fehlt um durchzukommen, der andere rühmt sich seiner Schlauheit, seiner kleinen Betrügereien, der dritte kann nur durch moralische Rippenstöße zu einer Anspannung seiner Kräfte gebracht werden; allen aber wird die Schule zur Hauptsache im Leben gemacht und das ist sie nun und nimmer mehr. Nicht Mißachtung vor der Schule läßt mich ihr den ersten Platz im Kinderleben streitig machen, wohl aber die feste Überzeugung, daß nicht der Schulunterricht, sondern die Charakterbildung das ausschlaggebende Moment für ein zufriedenes und nützliches Leben ist. Die Mittelschule aber ist heute nicht geeignet, diese Charakterbildung auch nur in dem ihr zufallenden bescheidenen Ausmaße zu geben, ja noch mehr, sie hindert sie durch ihren Einfluß sogar außerhalb ihrer Mauern. Und doch, wie viel könnte gerade ein Lehrer in dieser Hinsicht wirken! Vor einigen Jahren besprachen mehrere Herren, ehemalige Schüler eines Benediktiner-Gymnasiums — heute längst in Amt und Würden — ihre alten Professoren und den von ihnen auf die Jugend geübten Einfluß. „Niemals hat einer in der Klasse den Professor S. angelogen", erzählten sie übereinstimmend mit ehrlicher Dankbarkeit nnd Erkenntnis des seltenen Glückes, das ihnen zuteil geworden war.

Wollten die Lehrer ihren Stolz darin finden, zu bilden statt zu unterrichten, zu belehren statt zu herrschen, fürwahr es stünde anders um unsere Jugend, anders um das Verhältnis zwischen Schule und Haus.

Vernünftige Eltern aber sind heute in der peinlichen Lage, schützend vor ihre Kinder treten zu müssen. Sie können die Schulforderungen nicht mehr unterstützen, sie sehen sich gezwungen, ein Kompromiß zwischen den Lebensbedürfnissen der Jugend und den ihr auferlegten Pflichten zu schaffen. Die Kinder fühlen instinktiv diese Mißbilligung und werden irre gemacht; die Lehrer aber empfinden den unausgesprochenen Tadel, und schöpfen aus dem sporadischen Verkehr mit den Eltern nur Gereiztheit und gesteigertes Machtgefühl. Es ist ein Kriegszustand eingetreten nnd sein Opfer ist das wehrlose Kind. Jene Eltern, deren materielle Mittel ein Privatstudium in den ersten Jahren gestatten, kommen sehr bald zur Überzeugung, daß es nicht die Fülle des Stoffes ist, die die Kinder zu Boden drückt. Ihre Söhne, unter der Leitung guter Lehrer, bewältigen ihn anstandslos und haben daneben noch Zeit zu allerhand anderem, vor allem zur körperlichen Pflege.

Wohl nur in seltenen Fällen führt die Schulmisère zum tragischen Ausgang, den die drei früher besprochenen Meisternovellen behandeln. Aber tausende von Schülern erleben sie an sich selbst, und sie raubt ihnen die Freudigkeit, die Lebenslust, auf welche ihre Jugend ihnen ein Anrecht geben würde.

Ich will gar nicht von dem Kummer der Eltern sprechen, von den Sorgen des Vaters um das Fortkommen seines Sohnes, von dem Leid der Mutter um den ewig gescholtenen,

verbissenen und mürrischen Knaben, der sich aus dem einst so fröhlichen, aufrichtigen und aufgeweckten Jungen entwickelt hat. Es sind quälende Jahre für die ganze Familie, diese Jahre, in denen dem Knaben die Kenntnisse beigebracht werden; Jahre, in denen seine Interessen immer mehr schwinden, seine Individualität sich verflacht, seine geistige Energie abnimmt. Und diese Vorgänge kann man nicht nur beim schlechten, sondern beim mittelmäßigen und guten Schüler in ziemlich gleichem Maße beobachten.

Der Einsichtige wird nicht leugnen können, daß die glückliche Absolvierung der Mittelschule keinen Rückschluß auf die Fähigkeiten des Schülers gestattet. Nicht der intensiv aber einseitig Begabte, nicht der Ehrliche, nicht einmal der Fleißige kommt unbeschädigt unter diesem kaudinischen Joch hervor; wohl aber der Mittelmäßige, der Schlaue, der Freche, sie schlüpfen zwischen den Maschen des Netzes durch in die Freiheit. Die frühreifen Kinder, die infolge von ererbten Anlagen ihren Entwicklungsgang rascher durchmachen, dann freilich schon in sehr jungen Jahren an die Grenzen ihres Könnens gelangen, finden sich in diesen Verhältnissen leichter zurecht; ebenso die seltenen Ausnahmen, bei denen Fleiß und ein gewisses Durchschnittsmaß von Interesse zusammentrifft. Für die nur zu große Mehrheit gelten die geschilderten Mißstände, und Lehrer und Schulbehörden sollten sich ihrer Erkenntnis nicht verschließen. Ich weiß wohl, daß das Ziel der Mittelschule, großen Massen ein gleichmäßiges Wissen in sehr verschiedenartigen Fächern zu vermitteln, ein anstrebenswertes genannt werden muß. Auch der Unbegabte, der einseitig Veranlagte lernt den heterogenen Stoff kennen und seine Kräfte daran erproben. Das verlangt natürlich einen gewissen Zwang und manche Anstrengung. Nur darf die Individualität dabei nicht zerstört werden, die, so bescheiden sie sich auch zu entwickeln vermag, für ihren Träger immer noch beglückender, für die Gesellschaft immer noch vorteilhafter ist, als die durch den Schuldrill mit der Schere zugestutzte Uniformität. Die Tätigkeit der Lehrer fällt daher schwer ins Gewicht und es ist eine berechtigte Forderung aller Eltern und Jugendfreunde, daß die Schwierigkeiten, die sich bei seinem Beruf ergeben, nicht hauptsächlich auf die kindlichen Schultern abgewälzt werden. Sie müssen ihnen erliegen.

Eine einzige Bitte möchte ich an die maßgebenden Kreise richten. Alle Wünsche, alle Hoffnungen könnten erfüllt werden, wenn die Lehrer unserer Mittelschulen die Tatsache niemals vergessen wollten, daß sie es mit Kindern und unreifen Jünglingen zu tun haben. Dann würde die Güte, das Verständnis und damit das umsichtige Urteil wieder ihren Einzug in die Schulstube halten, ohne die eine segensreiche Erziehung, aber auch ein ersprießlicher Unterricht nicht möglich ist.

Der österreichische Flottenverein.

Von Generalkonsul Walter Princig v. Herwalt.

Nach dem Vorbilde anderer Staaten wurde vor kurzem auch in Österreich ein Flottenverein gegründet. Da man sich aber in weiteren Kreisen noch lange nicht über seine Ziele und Bedeutung genügend klar geworden ist, dürfte es zweckmäßig sein, diese neue Vereinigung hier einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Vorerst dürfte es sich empfehlen, auf die Entstehung und Entwicklung ähnlicher Vereinigungen im Auslande einen kurzen Blick zu werfen.

Die Flottenvereine stammen aus neuester Zeit und verdanken ohne Ausnahme ihr Entstehen der Erkenntnis, daß Länder mit größerer Küstenentwicklung das Interesse ihrer Binnenbevölkerung für die See, für die Erstarkung der Kriegs- und Handelsmarine sowie für die damit im Zusammenhange stehenden Fragen fördern und pflegen müssen, um im Wettbewerbe auf dem Wasser die Errungenschaften des Zeitgeistes voll ausnutzen zu können.

Die älteste dieser Vereinigungen ist die englische Navy League, die im Jahre 1894 gegründet wurde und einen begreiflicherweise raschen Aufschwung genommen hat. Im Jahre 1898 entstand dann der Deutsche Flottenverein, der alle an ihn geknüpften Erwartungen weit übertroffen hat, da er heute schon über eine Million Mitglieder zählt und sozusagen ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation geworden ist. Mit Recht gilt er im Deutschen Reiche bereits als Machtfaktor, mit dem selbst die Regierung rechnen muß. Im Jahre 1899 sind in Belgien, Frankreich und Italien Flottenvereine gegründet worden, von denen der letztere ebenfalls einen ansehnlichen Aufschwung nahm und bereits 16.000 Mitglieder zählt. Aber auch die Flottenvereine Belgiens und Frankreichs sind rasch gewachsen und entfalten heute eine erfolgreiche Tätigkeit. Im Jahre 1900 entstanden in Spanien und Portugal, 1902 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Flottenvereine. Der spanische kann nächst dem deutschen als der größte und wichtigste aller bisher gegründeten derartigen Vereinigungen gelten. Alle diese Vereine besitzen ein oder mehrere Organe, gediegene Fachzeitschriften für maritime Fragen, die die wirksamsten Mittel zur Propagierung ihrer Zwecke bilden.

Auch in Österreich, einem Staat mit einer nicht unbedeutenden Küstenentwicklung, empfand man bald das Bedürfnis nach einer derartigen Vereinigung, zumal gerade bei uns mehr als in anderen Seestaaten das Interesse für die Kriegs- und Handelsmarine sowie für alle maritimen Fragen ein ganz unzulängliches ist und daher auch alle mit der Schiffahrt und dem Seewesen im Zusammenhange stehenden Angelegenheiten meist eine nur stiefmütterliche Behandlung erfahren.

So entstand im Jahre 1905 auch hier ein Verein, welcher bei seiner Gründung den echt österreichisch langatmigen Namen „Verein zur Förderung der österreichischen Schiffahrt" erhielt. Der Mangel an geeigneten und zu ernster Arbeit im Vereine befähigter Persönlichkeiten, der uns Österreichern angeborene Pessimismus und andere mißliche Verhältnisse ließen anfangs nichts Gutes erwarten.

Erst Mitte 1906 begann sich ein frischerer Zug geltend zu machen, mehrere entschlossene Männer griffen ein und bald nahm der Verein einen erfreulichen Aufschwung. Die Mitgliederzahl, welche in den ersten $1^1/_2$ Jahren kaum 250 erreicht hatte, stieg rasch auf weit über 1000. Die ursprünglich ganz verfehlt abgefaßten Vereinsstatuten wurden einer gründlichen Umänderung unterzogen, der endlose Titel in „Österreichischer Flottenverein" umgewandelt und mit einem Schlage zeigte sich der junge Verein neu gekräftigt und reorganisiert als würdiger Gefährte seiner Namensvettern in den anderen Seestaaten.

Allerdings wird der Österreichische Flottenverein noch manche gefährliche Klippe zu umschiffen haben, die er auf seinem Kurse wegen des noch wenig entwickelten Interesses unserer Binnenbevölkerung für maritime Fragen und wegen des uns Österreichern so eigentümlichen Mangels an Initiative und an Raschheit des Entschlusses treffen wird. Trotzdem ist aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch er gleich seinen

Vorbildern in der Durchführung seines reichen und dankbaren Aktionsprogrammes erfolgreich sein wird.

Was der Österreichische Flottenverein anzustreben berufen ist, läßt sich in zwei Hauptkategorien teilen, und zwar in ideale und reale Endzwecke. Zusammen bilden sie jenes Gefüge von Bestrebungen, dessen oberstes Prinzip es ist, das Interesse der Völker Österreichs für alles zu erregen, was mit maritimen Fragen in engerem oder weiterem Sinne verknüpft ist.

Unter den idealen Zielen des Vereines spielt naturgemäß die Förderung unserer Wehrmacht zur See die wichtigste Rolle. Um jedoch das Verständnis für die Bedeutung und Aufgaben unserer Kriegsmarine erwecken und sich mit allen Kräften für die Erstarkung der Kriegsflotte einsetzen zu können, hat es der Verein als sein vornehmstes ideales Ziel erkannt, zwischen dem Binnenlande und den Interessen unserer Küstenländer, zwischen den kommerziellen und industriellen Faktoren und unserer Handelsmarine sowie den Schiffahrtskreisen enge wirtschaftliche Beziehungen anzubahnen. Er sucht daher unsere wirtschaftlichen Interessenten in intensivstem Maße für die maritim-volkswirtschaftlichen Fragen zu gewinnen, sie für die fortschreitende Ausgestaltung unserer Handelsflotte und für die Verfolgung einer zielbewußten und erfolgreichen Schiffahrtspolitik zu ermuntern und dem Gedanken Durchbruch zu verschaffen, daß auch ein großer Teil von Österreichs Zukunft auf den Wassern liegt. Durch die sachgemäße Propagierung dieser für unseren nationalen Wohlstand wichtigen Fragen ergibt sich für den Verein als notwendige Folge die weitere Aufgabe, für die entsprechende Entwicklung und Kräftigung unserer Kriegsmarine einzutreten, welche berufen sein soll, unsere Handelsbeziehungen auf den Meeren zu schützen und gegebenenfalls unsere Küsten zu verteidigen.

Schließlich ist der Verein auch berufen, die Lust der binnenländischen Jugend für die maritimen Berufe zu wecken und dahin zu wirken, daß unser männlicher Nachwuchs sowohl für den praktischen als auch theoretischen seemännischen Dienst bereits in der Schule die erforderliche Aneiferung finde und die nötigen Eignungen gewinne, dem Vaterlande auf diesem Gebiete ersprießliche Dienste leisten zu können.

Teils in Ergänzung dieser idealen Ziele teils als selbständige Bestrebungen verfolgt der Verein aber auch ganz reale Zwecke. Neben der Förderung der seemännischen Erziehung unserer Jugend durch Gewährung von Stipendien und durch materielle Unterstützung aller jener Institutionen, welche geeignet sind, den Knaben zum Seemannsberufe auszubilden, verfolgt der Verein in erster Linie humanitäre Absichten.

So will er insbesondere dort eingreifen, wo die Gesetzgebung und die Wohlfahrtsanstalten des Reiches für den Seemann nicht genügend oder gar nicht vorgesorgt haben. Daher fallen in den Rahmen der Tätigkeit des Vereines die Gründung von Seemannsheimen, die Errichtung von Stiftungen für invalide oder erwerbsunfähig gewordene Seeleute und deren Angehörige und Kinder, die Pflege der Altersversorgung, die Förderung der Gründung von Krankenkassen u. dgl. m. Auch wird er insbesondere dafür einzutreten haben, daß die staatliche Unfallsversicherung auf das Schiffspersonal ausgedehnt werde.

Schließlich soll der Verein sein Augenmerk auch auf jene Momente lenken, welche indirekt entweder der Schiffahrt zugute kommen oder für diese maßgebend oder fördernd sind. So z. B. ist es Aufgabe des Vereines, in intensiver Weise für die Entwicklung unserer

Fischzucht und der Fischerei in der Adria zu sorgen, für die Einführung der Hochseefischerei zu wirken und die Erforschung der Adria auf ihren Fischreichtum zu unterstützen. Auch die Förderung der Mittel zur wirtschaftlichen Hebung unserer Küstengebiete hat der Verein in sein Programm aufgenommen und sucht die Maßnahmen, welche die Regierung in dankenswertem Eifer für die volkswirtschaftliche Erstarkung Dalmatiens zu ergreifen beschlossen hat, wirksam zu unterstützen.

Man sieht, daß dem Österreichischen Flottenverein ein großes und dankenswertes Feld für seine Tätigkeit offen steht, welches, zielbewußt und mit Eifer bearbeitet, gewiß bald sehr ersprießliche Früchte tragen wird.

Natürlich bedarf es, wie für jedes derartige Unternehmen, auch hier der nötigen Geldmittel und so sehr sich das Vermögen des Vereines, dank der unermüdlichen Tätigkeit seiner Vorstandsmitglieder, auch gekräftigt hat, so fehlt ihm doch noch immer jenes verständnisvolle Interesse in den breiteren Schichten der Bevölkerung, wodurch der schönen Idee eine sichere Grundlage gegeben wird. Dieses Interesse zu wecken, wird nun das nächste Ziel des Vereines sein, dem zu diesem Zwecke in der Zeitschrift „Die Flagge" ein Organ zur Verfügung steht, das in jüngster Zeit einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen wurde und berufen erscheint, nicht nur ein wichtiges Mittel für die Propagierung der Vereinsideen, sondern auch ein ernstes Fachblatt für maritime Angelegenheiten zu sein, wodurch dem empfindlichen Mangel einer solchen Zeitschrift in Österreich abgeholfen wäre.

Zieht man noch in Erwägung, daß sich an der Spitze des Vereines Männer befinden, die, wie insbesondere der Präsident des Vereines Graf Josef Thun-Hohenstein und die beiden Vizepräsidenten Baron Schwegel und Konteradmiral Chiari nicht nur durch ihre Stellung und ihre Vergangenheit, sondern auch durch ihre hingebungsvolle Arbeitsfreudigkeit die Gewähr bieten, daß die Leitung des Vereines in den bewährtesten Händen ruht, so steht zu hoffen, daß der Österreichische Flottenverein die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllen und in kurzer Zeit seine Schwestervereine im Auslande durch die Erfolge seiner Tätigkeit erreichen, möglicherweise sogar überflügeln werde.

Thomas Pöschl, ein österreichischer „Prophet".

Von Universitätsprofessor Richard M. Meyer (Berlin).

Es ist noch nicht lange, daß man für die scheinbar gegenwartfremdeste aller Wissenschaften, für die Mythologie, aus dem Leben unserer Tage Nutzen zu ziehen begonnen hat. Für die ersten wissenschaftlichen Erforscher der alten Religionen trennte eine unüberbrückbare Kluft die Erzeugnisse des „mythenbildenden Zeitalters" von allen späteren Werken menschlicher Einbildungskraft und Deutungsgabe. Wohl zog der große Jakob Grimm den Aberglauben unserer Tage — sogar in überreichem Maße — in unsere „Mythologie" hinein; aber er tat es, weil er hier unmittelbar das Fortleben der alten Anschauungen wahrzunehmen glaubte. Daß aber vielmehr fortdauernde Faktoren immer wieder ähnliche, ja mitunter identische Ergebnisse zutage fördern, hat erst die sogenannte folkloristische Schule der Mythologen mit Energie und Glück betont: jene Gruppe von (besonders englischen und amerikanischen) Forschern, T y l o r, L a n g, F r a z e r, deren Aufschlüsse und Auf-

fassungen bei uns Scherer, Usener, Lippert eingebürgert haben. Aber auch heute macht die Religionsgeschichte von dem Hilfsmittel der „wechselseitigen Aufhellung" (wie Scherer die Beleuchtung des Vergangenen aus dem Lebenden und umgekehrt nannte) nicht in genügendem Umfange Gebrauch. Wie viel könnte die Theologie aus der Beobachtung moderner Sektenbildung lernen! wie viel aus dem Entstehen der „heiligen Bücher" bei den russischen Skopzen oder aus der Mythenbildung über den vor wenigen Jahren in Italien erschossenen Propheten Lazzaretti!

Fast jeder noch so wunderliche Heilige unserer Tage, fast jede noch so absurde Winkelkirche bietet typische Züge. Freilich gesellen sich allemal noch individuelle hinzu, durch die Zeit, durch die Umgebung, durch die Persönlichkeit bedingt; aber sie erhöhen nur das Interesse.

Nur einen Augenblick lang hat Thomas Pöschl seine Rolle gespielt; er hat keine Spuren hinterlassen, wie der Gründer der Mormonen, keine nach Hunderttausenden zählende Anhängerschaft wie die törichte Mrs. Eddy sie soeben in den Gliedern der „Christian Science" zu hinterlassen im Begriffe steht; kein Buch, auf das man noch nach mehr als einem Jahrhundert eine Kirche zu begründen versuchen könnte, wie die Gemeinde des Neuen Reiches auf die mystischen Offenbarungen Swedenborgs. Und doch ist auch seine kurze Geschichte lehrreich für die allgemeine Geschichte der Religionen — und für das Österreich seiner Zeit.

Ich halte mich für alles Tatsächliche wesentlich an die „Neuen Untersuchungen über den Pöschlianismus", die im Vorjahre der Lyzealprofessor A. F. Ludwig in Dillingen (Regensburg 1906, bei Fr. Pustet) veröffentlicht hat. Ihre offensichtliche Tendenz, den falschen Propheten, der doch immer ein gläubiger katholischer Priester war, zu entlasten und der ungläubigen Aufklärung einige Schuld für seine Verirrungen zuzuschieben, kommt dem berechtigten Bestreben, den Mann richtig zu verstehen und dem Mißbrauch gewisser vager Ausdrücke (wie „fixe Idee") zu steuern, so sehr entgegen, daß sie der historischen Wahrheit nur selten entgegenwirken dürfte. Frühere Darstellungen, wie die von Wurzbach und (in der Allg. Deutschen Biographie) von Reusch sind dadurch jedenfalls vielfach überholt und berichtigt.

Thomas Pöschl war 1769 zu Höritz bei Krumau in Böhmen geboren. Schon das Kind zeigte einen lebhaften religiösen Eifer und beklebte alle Wände des Zimmers mit Heiligenbildern, um die himmlische Welt immer vor Augen zu haben; wir werden sehen, daß mystische Bilder später noch stärker auf ihn wirkten. Ein Geistlicher wurde auf das fromme, übrigens nie durch besondere Intelligenz ausgezeichnete Kind aufmerksam; Pöschl konnte studieren und legte seine Laufbahn zunächst ganz regelrecht zurück. 1804 wurde er Katechet zu Braunau am Inn. Dort sollte zum zweiten Male ein äußeres Erlebnis auf sein nachdenkliches Gemüt mächtigen Eindruck machen. Das erstemal soll es geschehen sein, als Papst Pius VI. auf der Reise zu Kaiser Josef II. durch seinen Aufenthaltsort kam: das Ereignis, daß das Oberhaupt der Christenheit Rom verließ, um den Kaiser aufzusuchen, wirkte ja auf die ganze Zeit erschütternd und schien den frommem kleinen Pfarrer wohl wie ein Vorbote des Jüngsten Gerichtes. Das zweite war, daß er eins der unschuldigsten Opfer napoleonischer Willkür auf den Tod vorzubereiten hatte: jenen Buchhändler Joh. Palm, dessen im August 1906 anläßlich seines hundertjährigen Todestages vielfach gedacht worden ist. Pöschl soll sich der Aufgabe, den evangelischen Palm zu trösten, als er dem unverdienten Tod entgegenging, mit großem Takt und

in liebreichster Weise unterzogen haben; vom Fanatiker im landläufigen Sinn des Wortes war nichts in ihm. Übrigens bestreiten einige, daß dies Ergebnis wirklich seine große Erschütterung mit vorbereitet habe. Jedenfalls aber war ihm Napoleon nun der oberste der Teufel.

Seine gesteigerte Erregtheit mißfiel den Oberen. Sie braucht sich noch gar nicht in anstößiger Weise geäußert zu haben: man stand in Österreich auf der Grenze zwischen dem Josefinismus und dem Metternichschen Polizeistaate, die beide darin bei allen sonstigen Gegensätzen vollkommen einig waren, daß sie von der Kirche nur die geistige Beherrschung ihrer Unbefohlenen forderten, im übrigen aber jede Initiative, ja jede selbständige Regung unter der Geistlichkeit so mißtrauisch betrachteten, wie bei den Bürgern. Als das Kind einst dem Abt des Klosters Herrenfurth vorgeführt worden war, hatte der josefinische Prälat mißbilligend geäußert, der „Duckmäuser Thomas" sollte lieber überhaupt dem geistlichen Stande ferngehalten werden; unter den höheren Geistlichen hatte Pöschl auch später nirgends auf Verständnis oder Schonung zu rechnen. Nun aber tat man einen recht ungeschickten Schritt. Sehr gegen seinen Willen versetzte man den Kooperator Pöschl nach Ampfelwang im Hausruckviertel. Gerade hier aber herrschte, wie Ludwig ausführt, längst religiöse Erregung: die ausgewanderten Salzburger hatten eine pietistische Stimmung mitgebracht, die sich bald auf Protestanten und Katholiken erstreckte. Ein Opfer dieser überreizten Stimmung wurde die Persönlichkeit, die Pöschl Verhängnis werden sollte. Magdalena Sickinger aus Edesheim bei Speyer, die Schwester des mit ihm befreundeten Pfarrers Schlichting, war durch die erregenden Predigten des Grazer Domherrn Maurer vorbereitet, der in der neuen, von Zacharias Werner klassisch vertretenen Weise „in seinen mystischen Vorträgen das Frauengeschlecht als besonders empfänglich und geeignet für göttliche Offenbarungen hingestellt hatte". (Damals saß Clemens Brentano ja am Bette der Anna Katharina Emmerich und zeichnete ihre Visionen mit frommer Hingebung auf.) „Nun kam Pöschl nach Ampfelwang und hielt durch seine flammenden Predigten ebenfalls die Gemüter in Spannung." Seinem Beichtkind Madgalena vertraute er noch besonders aufregende Missionsmittel an: er gab ihr das „Herzbüchlein", das er jetzt so leidenschaftlich verehrte, wie einst die Heiligenbilder an der Wand. „Hier war in allerdings sehr krasser Weise das Herz des Sünders dargestellt, in welchem der Teufel und die durch Tiere (Pfau, Bock, Schwein, Löwe, Schlange, Kröte) symbolisierten Leidenschaften dargestellt waren, während in dem Herzen des Bekehrten teils der von Feuerzungen umgebene Heilige Geist in Gestalt einer Taube, teils der Gekreuzigte von Leidenswerkzeugen umrahmt sich zeigten." Die Schwärmerin lernte an diesen Bildern ihre inneren Bilder zu faßbarer Gestaltung bringen. Bald sah sie nun selbst Gesichte, in denen Bekanntes und Unbekanntes wundersam verschmolz. Wie G r i l l p a r z e r im „Traum ein Leben" den schlafenden Jüngling Szenen erdichten läßt, in denen die Personen seiner Umgebung in reicher Verkleidung am Hofe des mächtigen Herrschers auftreten, so sieht sie jetzt ihren Seelsorger zur Seite Christi: ist er doch die einzige ihr bekannte Gestalt, die solcher Stelle würdig scheinen konnte. Irgendein erotisches Moment, wie man es natürlich sofort vermutet hat, braucht man deshalb keineswegs anzunehmen.

Als neues Moment tritt aber bald in ihren Visionen das c h i l i a s t i s c h e auf. Auch dies ist eine typische Erscheinung. Die Sehnsucht nach einer neuen Zeit will das Ende

der jetzigen Ordnung sozusagen greifbar in Händen haben: die Hoffnung, die neue Ära noch zu erleben, drängt sich hervor, setzt sich in Prophezeiungen um und pflegt als mächtigstes Ferment der Bewegung zu dienen. Charakteristisch sind nur die Vorbedingungen, an die der Einbruch der goldenen Zeit geknüpft wird. Sie können rein moralischer Art sein: wenn alle Juden gut oder alle böse sind, soll es im Talmud heißen, dann kommt der Messias. Aber sie können auch stark politische Färbung haben, wie bei dem für ein freies Italien schwärmenden Lazzaretti; oder noch häufiger rein religiöse Prägung. Für den Pöschlianismus ist nun das spezifische Vorzeichen des Jüngsten Tages besonders bezeichnend: auf eine Stelle der Apokalypse gestützt, erwarten Magdalena und Pöschl das Eintreten der Neuen Zeit von der Begründung einer „jüdisch-katholischen Kirche", die durch die plötzliche Bekehrung aller Juden entstehen soll. Zweierlei wirkt hier zusammen: ein zeitliches und ein lokales Element. Ein zeitliches: die nachwirkende Toleranzbewegung, die sich ganz besonders auch der Juden und ihres Aufgehens in den neuen Kulturbegriff angenommen hatte, und ein lokales: die starke jüdische Bevölkerung in den österreichischen Erblanden. Pöschl wollte nach Prag gehen und dort den Juden die Bekehrung predigen; bis an sein Ende ist er nicht müde geworden, darüber zu klagen, daß man ihn dazu nicht kommen ließ. Denn er wurde jetzt unter geistliche Aufsicht gestellt und nach vergeblichen Versuchen, ihn von seinen Lehren abzubringen, in das Priesterhaus zu Salzburg abgeführt. Ludwig meint, daß man ihn dort falsch behandelt habe; jedenfalls verstand man es nicht, sich auf seinen Standpunkt zu versetzen, sondern sah in ihm nur entweder den Widerspenstigen oder — häufiger — den Geisteskranken. Pöschl selbst blieb seiner Kirche treu ergeben, freilich aber auch den eigenen Ketzereien: er schrieb anfangs täglich an seine Anhänger, hat aber ihre Verirrungen ausdrücklich und entschieden getadelt. Er wurde als unheilbar in das Priesterstrafhaus nach Wien gebracht — die Geisteskranken begann man ja eben damals erst von den Verbrechern zu trennen — und ist erst November 1837 dort gestorben.

Die verwaiste Gemeinde hatte währenddessen ebenfalls typische Schicksale. An die Stelle des grübelnden Mystikers trat an ihre Spitze der tatkräftige Fanatiker. Ein Bauer — wie denn seine Anhängerschaft sich fast nur aus solchen zusammensetzte, — namens Josef Haas, wurde für sie im kleinen, was Brigham Young im großen für die Mormonen wurde. Die Pöschlianer waren durch die Entfernung ihres Oberhauptes in ihrer Überzeugung nur gesteigert worden; es zeigten sich bei ihnen die gewöhnlichen Symptome solcher religiösen Überhitzung: beim Gebet schrien sie laut, warfen sich mit ausgespannten Händen zu Boden usw., wie die Shaker in England nach solchen Bewegungen benannt sind und bei Quäkern, Methodisten, Wiedertäufern ähnliches sich zeigt. Nun kommt die fixe Idee des „Entscheidenden Tages" hinzu. Auf einen solchen setzte Lazzaretti die große Prozession an, bei der er erschossen wurde; ebenso beginnen die Pöschlianer unter Haas eine Wallfahrt in der Charwoche 1817, in der Nacht vom 30. auf den 31. März. Haas war durch ein schweres Leiden seiner Frau noch besonders aufgeregt: das mußten böse Geister verschulden. Man pflegte regelmäßig geistliche „Reinigungen" vorzunehmen; nun soll, wie im alten Theben zur Zeit der Sphinx, eine große allgemeine Reinigung die Dämonen vertreiben. Man begibt sich in das Haus eines Nachbarn, der der religiös-krankhaften Infektion noch widerstanden hatte. Haas forderte das Ehepaar und ihre Tochter auf, sich zu bekehren, und als ihr hartnäckiger Widerstand der Reinigung der Un-

reinen Vereitelung drohte, geriet er in verzweifelte Wut und schrie: „In Jesu Christi Namen! schlagt alle tot!" Darauf wurden alle drei von den Wütenden so zugerichtet, daß sie nach wenigen Tagen starben. Noch Schrecklicheres geschah bald darauf. Haas, bis zur Tobsucht erregt, kehrte in sein Haus zurück und ließ zum Schutz gegen den Satan eine geweihte Kerze auf einen Tisch stellen; die Legende hat dann einen Opferaltar daraus gemacht. Nun wartete alles in hysterischer Aufregung der Dinge, die kommen sollten; Haas' Pflegetochter, zitternd und außer sich, stieß fast unbewußt wiederholt den Stoßseufzer aus: „Jesus, stehe mir bei! Maria, hilf!" Dies verbot ihr der Vater, wie Ludwig meint, weil damit seine eigene Auffassung, Christus rede aus ihm selbst, verletzt wurde; vielleicht doch einfach, weil er das so auffaßte, als sehe sie in seinem Tun ein böses Werk, gegen das die Heiligen angerufen werden müßten... „Da aber das Mädchen in nervöser Überreizung immer wieder dieselben Worte ausrief, zog Haas dasselbe in die Mitte der Stube, schlug sie mit der Axt auf den Rücken, daß sie niederstürzte, zerhackte ihr Hände und Füße, zerschmetterte ihr, als sie nicht nachließ zu seufzen, mit zwei Streichen die Hirnschale, trug dann brennendes Werg aus der Küche in die Stube, streute dasselbe rings um die Getötete und trat es aus mit den Worten: Jetzt hat die Hölle ausgebrannt. Seht her, wie ein Engel liegt sie da. So der Vorgang nach dem gerichtlichen Protokoll."

Diese entsetzliche Tat religiösen Wahnsinns ist auch von den Gerichten als das Werk eines Unzurechnungsfähigen beurteilt worden; die anwesende Gemeinde war derart von Schrecken gelähmt, daß die durch einen fliehenden Zuschauer des Frevels gerufene Polizei noch alle anderen Teilnehmer wie erstarrt auf den Bänken an der Wand herumsitzend fand. Nicht ganz klar ist aber, was eigentlich der Wahnsinnige wollte. Man hat sich das alsbald so zurechtgelegt, daß er in seiner Pflegetochter ein „Sühnopfer" habe darbringen wollen, und so ist die schauerliche Sage entstanden, eine Sekte habe noch im 19. Jahrhundert auf deutschem Boden Menschenopfer dargebracht — was allerdings in Rußland tatsächlich noch in unseren Tagen sich ereignet zu haben scheint. Aber von einer vorbedachten Handlung kann wohl kaum die Rede sein. Haas sah in der Schreienden einen Dämon verkörpert, den er mit Gewalt austrieb — deshalb auch, wie Ludwig gewiß treffend ausführt, der Reinigungsbrand an der Leiche, wie er zur Besserung der Luft in Pestzeiten vollzogen wird —; nachdem der böse Geist die sterbliche Hülle verlassen hatte, freilich nur mit dem Leben zugleich, lag seine Pflegetochter wieder rein wie ein Engel vor ihm...

An diese Tat des Schreckens hat sich die mythenbildende Phantasie angesetzt. Der Jesuit D e l e h a y e hat in einem ausgezeichneten Schriftchen die typischen Veränderungen der Legenden nachgewiesen, ein anderer französischer Forscher, d e K e r v a l, hat speziell für die Erzählungen über den heiligen Antonius von Padua das rasche Anwachsen mythischer Bestandteile dargestellt: wo die ersten Quellen einfach berichten, der Heilige habe den Tyrannen Ezzelin zur Milde ermahnt — schon Wunder genug, daß der Pfaffenfeind dies duldete! —, da berichten Spätere von märchenhaften Erfolgen dieser Bußrede. Gerade so aber greift noch heute die sagenhaft vergrößernde Volksphantasie ein. Wir erwähnten schon das Gerücht von „Sühnopfern"; ein anderer Bericht setzt hinzu, daß die Pöschlianer das Opferblut getrunken hätten: an die Sage von wilder Menschenopfern schließt sich gleich die von Kannibalismus. Andere fabeln von einem heimtückischen Mordanschlag auf den Pfarrer, von der Bereicherung Haas' durch das

Eigentum seiner Anhänger und malen vor allem die Schreckensszene noch weiter aus: „Den Kopf legte man auseinander, tat das Hirn heraus, legte die Schale umgekehrt und in der Form einer Krone, das Hirn darauf und betete es an. Hierbei hegten sie den Wahn, das Mädchen stehe nach drei Tagen wieder auf"....„Ist Phantasie!", bemerkt Ludwig kühl dazu. Oder es wird erzählt, daß man dem armen Schlachtopfer die Brüste abgeschnitten habe u. dgl. Offenbar hat sich hier die Phantasie der Gegner gerade wie der Pöschlianer selbst an religiösen Bildern entflammt: das Martyrium der Heiligen Agatha zeigt jene Verstümmlung, die vielleicht auch nur die ausmalende Volksphantasie der „Hyäne von Brescia", dem furchtbaren General Haynau, schuld gegeben hat. Gerade dies ist bezeichnend, wie in beiden Lagern dieselben gefährlichen Ansteckungskeime wuchern: die Feinde berauschen sich an der Vorstellung der von den andern verübten Gräuel fast ebenso, wie diese es nur irgend an den Freveln selbst tun konnten.

In dieser letzten Phase des Pöschlianismus tritt nun noch ein besonders wichtiger Zug mit aller Deutlichkeit hervor. Die eigentliche Substanz des neuen Glaubens verschwindet völlig. Das neue Dogma war die Bekehrung der Juden gewesen: es verflüchtigt sich so vollständig, daß Zweifel entstehen konnten, ob nach der Verbannung des Häresiarchen die Gemeinde überhaupt noch an jenem Glauben festgehalten habe. Dies scheint nun allerdings der Fall gewesen zu sein; aber es spielte gar keine Rolle mehr. Als entscheidend wird in solchen Phasen der Sektenbildung nur die „Angehörigkeit" selbst empfunden; ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis zu dem Gründer und ein Zusammenhalten mit seiner Gemeinde ersetzen jedes Glaubensbekenntnis. Mit der bloßen Erklärung, man schließe sich an, gibt man die Versicherung der fides implicita, gerade wie noch heute jeder als Anhänger des Islam gilt, der einmal ausgesprochen hat: Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Gewiß ein merkwürdiger Vorgang, der sich aber immer wieder beobachten läßt und der zu den seltsamsten Paradoxien führt, so daß oft die leidenschaftlichsten Feinde innerhalb zweier Lager sich in ihren Überzeugungen ganz nahe stehen. Kommt doch das gleiche auch im politischen Kampfe vor: man bekämpft wütend jemanden, mit dem man in allen Hauptfragen einig ist, der sich aber einmal einem andern Gefolgsherren ergeben hat.

So ist die Geschichte der armen kleinen Sekte bis zu ihrem Ausgange von lehrreichen Parallelen zum Leben großer Gemeinschaften, mächtiger Parteien, weltbeherrschender Religionen durchsetzt. Und eben weil es sich — leider — um typische Eigenheiten des religiös überreizten Menschen handelt, ist die Leidensgeschichte des Hausruckviertels auch nach neunzig Jahren nicht ohne aktuelle Bedeutung. Grade eben meldet die Zeitung von einer Tat religiösen Wahnsinns aus unserer „Hauptstadt der Intelligenz": ein Militärzahlmeister wird von seiner Frau und seinen vier Kindern im Bette überfallen und unter fortwährendem Beten mißhandelt. Eine wilde Mahnung zur Buße war vorausgegangen; der Vater, der allein sich dem „Gesundbeten" nicht angeschlossen hatte, erregt schließlich die Raserei, die nur nicht ganz so weit geführt hat, wie bei Joseph Haas. Wir sollten nicht gar zu hochmütig die Gräuel kranker Schwärmer für überwunden halten:

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunklen Nest!

Über das Moderne in der Landschaft.

Von Hugo Darnaut.

Wer noch vor 25 Jahren das Wort Kunst mit Mode in Verbindung gebracht hätte, wäre sich selbst wie ein Verbrecher an dem guten Geschmacke vorgekommen, da der Ausdruck Mode förmlich darauf hinweist, als sollte immer frische Kunst erzeugt werden, just darum, weil das Abwechslungsbedürfnis des Publikums es eben so verlangt. Und Tatsache ist es heute leider, daß der kleineren Schar ernst und voll schaffender Künstler eine größere gegenübersteht, welche sich ausschließlich nach den in den Ausstellungen am lautest schreienden Vorbildern äußerlich bildet und dabei krampfhaft anstrengt, an die Oberfläche zu kommen. Wir verspüren da etwas zu stark das Zauberwort Mode. Modern wirkt hier verführend, aber auch verheerend, insbesondere für die nachwachsende Jugend, ob sie nun dem Künstler oder dem Laientum angehört.

Es ist ja selbstredend, daß sich die Kunst verjüngen, daß mit den veralteten Schablonen, die nicht mehr verstanden werden, von Zeit zu Zeit aufgeräumt werden mußte und daß gerade auf dem Gebiete der Landschaft in unserer Zeit diese Verjüngung unausbleiblich war. Kein Kunstzweig der Malerei ist mehr entwicklungsfähig als gerade die Landschaft, der letzte Sproß an dem großen Kunstbaum, der uns die frischesten Blüten treiben soll. Der vertraute Umgang mit der Natur nicht allein, auch die gesteigerte Empfänglichkeit unserer Nerven und Gesichtsorgane, geübt durch fortwährende Entdeckungsreisen im Reiche der Natur, neu hinzugetretene Behelfe technischer Art, wissenschaftliche Erkenntnisse, all dies hat das Feld des Landschaftsmalers erweitert und ein unendlich reiches Stoffgebiet ergeben. Doch diese Verjüngung hat mit dem Begriff Mode nichts zu tun und es ist uns stets unbegreiflich gewesen, wie Künstler sich mit Vorliebe moderne Künstler nennen und wie Schriftsteller von Geschmack mit dem Worte modern einen besonderen Kultus trieben und hierbei zu wenig an den Fortschritt selbst dachten.

In diesem fortwährenden Betonen des Modernen liegt leider auch eine, vielleicht nicht beabsichtigte, doch deutlich ausgedrückte Verkennung vergangener Kunstrichtungen, die eben deshalb, weil sie vergangen, wie eine zurückgesetzte Ware betrachtet und eingeschätzt werden. Es ist dies eine Art jener immer sich im Kulturleben wiederholenden Ungerechtigkeiten, welche die Generationen trennt und verfeindet, die jüngst vergangene Kunstrichtung verwirft und beide einander gegenüberstellt wie Feuer und Wasser. Dabei bleibt es doch erst der Nachwelt überlassen, das wahrhaft Gute aus allen Kunstrichtungen und Kunstweisen herauszusuchen; und gerade die Nachwelt freut sich an dem Wechsel der einzelnen Perioden, aber an dem Vergangenen ebenso, wie an dem Vorvergangenen.

Die frühere Landschaft veraltete nach längerer Übung, weil sie keine neuen Ausdrucksmittel mehr fand und dem jungen Nachwuchs war es vorbehalten, den ersten Streich gegen den alten Baum zu führen. War dieser gefallen und der neue gepflanzt, so mußte sich alt und jung freiwillig und unfreiwillig um den letzten scharen. Das Losungswort wurde ausgegeben: „Es lebe der neue Stil!“ Stil im allgemeinen ist die Vereinfachung der Form und des Gedankens, der geistige Ausdruck der jeweiligen Zeit, die Summe aller fruchtbaren Ideen, welche in ihr liegen. Das ist richtig und demnach muß aber auch jede Zeit ihren Kunststil haben. Etwas anderes ist es aber, ob der allerneueste Stil deshalb der beste ist,

weil er der letzte ist. Dies ist eine Frage, über die wir heute kaum noch die Entscheidung in der Hand haben.

Die Stilentwicklung in der Landschaftsmalerei ist so alt wie diese selbst. Die Landschaft, welche als solche in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in die Erscheinung trat, hatte schon vorher auf religiösen Tafelbildern und auch auf Porträts ihren Platz als Beigabe und Hintergrund gefunden. Hier wirkte sie schon durch die naive Art der Darstellung selbst stilvoll; und als sie selbständig und als gesondertes Kunstwerk auftrat, hatte sie noch immer den naiven Charakter beibehalten. Erst die holländischen Meister der Landschaft brachten das realistische Element hinein und erhoben sie nach und nach zum Stil des Naturalismus. Aber auch diese schon fertige Ausdrucksweise führte wieder zurück zur Einfachheit; an Stelle der malerischen Gruppierung trat die dekorative Komposition, an Stelle der Naturbilder die ideale Landschaft, statt Naivität, statt Realismus dominierte die Linie und deren Überschneidungen, mit einem Worte die Kulissenwirkung, wie wir dieselbe bei den mit großer Bravour gemalten Landschaften Poussins und später Claude Lorrains verfolgen können.

Und so steigt die Entwicklung aufwärts, immer nach neuen Gesichtspunkten ausschauend und für die alten Formen neue setzend. Im vergangenen Jahrhundert waren besonders große Probleme zu lösen und die Aufgaben der Luft- und Lichtwirkungen auf die Körper absorbierten die Kräfte der Studierenden so, daß sie für lange Zeit im Banne dieses strengen Naturstudiums standen. Die Schule von Barbizon suchte die neu gewonnenen Resultate auf die noch nach alter Weise komponierten Landschaften anzuwenden. Neue Motive, neue Farben, neue Beleuchtungsstimmungen bildeten das Erstaunen der Kunstwelt. Rousseau, Daubigny, Dupré und Diaz, Corot, Courbet und Troyon, an welche sich dann noch Millet anschloß, bildeten die Pfeiler der neuen Landschaftsschule.

Aber rasch darauf, zum Teil fast gleichzeitig, folgte die zweite Richtung, welche unzufrieden mit den neuen Erfolgen, die rastlose Arbeit in freier Natur, im grellen Sonnenscheine, wie in schimmernder Dämmerung fortsetzte, immer nur die schwierigsten Aufgaben sich stellend und verfolgend, ohne Rücksicht auf den Bedarf des Landschafters, ohne Rücksicht auf Linien oder Flächenwirkung. Sie suchten nicht die Landschaft um ihretwillen, sondern wegen einer bestimmten Stimmung, nicht die Landschaft als Ganzes, sondern nur einen ganz kleinen Teil, einen Ausschnitt, an welchem das Problem am besten zum Ausdruck gebracht werden konnte. Oberflächlich betrachtet, erschien uns diese Art von Bestrebungen fast mehr in die Optik als zur Kunst gehörig; aber trotzdem mußten diese Pfadfinder wie Manet und Monet und deren Nachfolger auftreten, mußten forschen und schaffen, kämpfen und ringen für ihre neuen Ziele. Es war keine dankbare Kunst, die sie betrieben und ihre im Salon zu Paris ausgestellten Versuche, neue Licht- und Lufteffekte auf eine bisher noch nicht geübte Art darzustellen, wurden mit Spott und Hohn aufgenommen.

Und trotzdem waren sie die richtigen Künstler, echte Kinder ihrer naturalistischen, wissenschaftlich suchenden Zeit, die nicht erlahmten, ihren Weg weiter zu gehen. Heute lacht niemand mehr über diese Propheten, weil man sie erst heute verstehen gelernt hat. Während diese durchaus ernsten Menschen noch nicht im mindesten daran dachten, einen neuen Stil oder überhaupt einen Stil zu finden, sondern ganz und gar in ihren schwierigen Versuchen steckten und nur nach Methoden suchten, alle Farbenwerte zu steigern, dieselben

in Luft- und Lichtwerte umzusetzen, geschah es ihnen wie allen Entdeckern. Die Spekulation, Gewinnsucht, falscher Ruhm und Eitelkeit und nicht zum mindesten die Talentlosigkeit bemächtigten sich der kaum noch fertigen Resultate, um daraus für sich auf dem großen Markte Nutzen zu ziehen.

Die Neuerer wollten um jeden Preis einen neuen Stil haben, und Kunstadepten quälten sich ab, denselben in ähnlicher Weise, künstlich und theoretisch, herauszufinden. Man beobachtete, worin das Wesen der neuen französischen Landschaftsstudien bestand, rein äußerlich und schuf nach diesem Rezepte Ähnliches, Zwitterhaftes, Werke, welche den Schein erwecken sollten, als ob sie Schöpfungen einer neuen Kunst wären, und doch nur unverdaute Nachahmungen waren. Die Formen wurden in einer Weise vereinfacht, daß auch das notwendigste Detail verschwand; der Baum z. B. durfte keine Äste und Zweige haben, sondern nur in seiner Hauptform als klobige Masse wirken, und die Terrainlinien mußten so einfach sein, daß nur noch langgezogene Äcker und Felder das Liniengefühl befriedigen sollten. Man hatte statt des Stiles die Schablone gefunden. Hatten die französischen Künstler, um zu ihrem Ziele zu gelangen, nur deshalb mit breitem Pinsel derb skizziert, weil der von ihnen studierte Stimmungsmoment in der Natur nur ganz kurz währte, so fanden die Nachahmer, daß die Flüchtigkeit und breite Mache zum modernen Stil gehöre.

Aber immer und zu allen Zeiten werden solche Kunst- und Begriffsverwirrungen auch wirkungsvolle Schlagworte; Schlagworte wie: Neue Kunst, Moderne Kunst, Pleinairismus, Impressionismus usw. Alle diese Ismen haben im allgemeinen nur verderblich gewirkt, weil immer das eine das andere übertrumpfen wollte und weil sie in manchen Ländern nur zu Kampfes- und Parteirufen wurden, welche die jungen Künstler und auch das Publikum heranlocken sollten. Diese Schlagworte hatten doch ursprünglich alle einen guten Sinn, sie entsprangen dem Bestreben, die Licht- und Luftstudien auf diesem oder jenem Wege zu erreichen, allein in die Masse geworfen, wirkten sie ähnlich wie Raketen, sie wurden zu Knalleffekten.

Was bei dem Meister Sinn, Zweck und Absicht war und nur von Fall zu Fall galt, das machten die jungen und jüngsten Jünger zur Manier. Man war doch ursprünglich ausgegangen von dem Bestreben, das Schema, die veraltete Landschaft zu bekämpfen und sie um jeden Preis zu unterdrücken, und war nun da und dort und an vielen Orten bei dem Schema und der Schablone richtig wieder angelangt. Wir verkennen auch hierin nicht die Vollblutkünstler, welche von den Strömungen erfaßt und mitgerissen, bald unter dieser oder jener Flagge erschienen, immer aber ihren ganzen Ernst und ihre ganze Tatkraft für die gute Sache bewahrten und einsetzten, welche zu den übernommenen neuen Resultaten selbstgewonnene hinzufügten und damit den wahren Fortschritt der Kunst förderten.

Wer wollte nicht Spreu und Weizen auseinanderhalten! Aber solche selbstherrliche Talente springen bald von der Masse ab und gehen ihren eigenen Weg.

Kein wahrer Künstler verträgt das Parteigeschrei, denn wahre Kunst kennt keine Partei!

---

biologischer Beobachtungen mitgebracht, so u. a. über Rafflesiaceen*, den Riesen unter den Schmarotzern, deren mitunter kopfgroße Blütenknospen aus den von Parasiten befallenen Wurzeln tropischer Reben hervorbrechen und sich zu schnell vergänglicher Pracht entfalten, sowie über die nicht minder merkwürdigen Kannenpflanzen (Nepenthes)**. Die in urnen- oder flaschenförmige Gebilde umgewandelten Blattorgane dienen bekanntlich der eigentümlichen Stickstoffernährung dieser in den tropischen Urwäldern Asiens artenreichen Gattung. Die Kannen sind nämlich nichts anderes als Insektenfallen, welche, mit einer reichlich ausgeschiedenen, unserem Magensafte ähnlichen Flüssigkeit teilweise erfüllt, ihre Beute regelrecht verdauen. Obgleich heute bereits viele Arten eine beliebte Zierde unserer Gewächshäuser bilden — Wien besitzt namentlich in Schönbrunn eine der reichsten Kollektionen derartiger „Insektivoren", welche sich unter der liebevollen Fürsorge des Hofgarteninspektors Vogl ganz prächtig entwickeln — können wir uns doch kaum eine richtige Vorstellung von der in ihrer Heimat entfalteten Üppigkeit machen. Die von Heinricher hauptsächlich untersuchte Art Nepenthes melamphora ist wie manche andere nach Lebensverhältnissen und anatomischem Bau eine echte Liane, welche mit Hilfe ihrer Blattstiele bis 15 Meter und höher in das Geäste der Stützbäume zu ranken vermag und dabei verschiedene Formen von Fallen ausbildet. Die dem unterirdischen Stamm entspringenden Urnenblätter sind wahre Wolfsgruben; verborgen im Schutze von Moder und Humus machen sie reiche Beute an Asseln, Schnecken und allerlei Larven. In Form und Größe von diesen „Bodenkannen" verschieden entwickeln sich aber auch an den oberirdischen Trieben Kannenfallen, die dem Heere der fliegenden Insekten Verderben bringen. Während sie im Unterholze nur in spärlicher Zahl auftreten, kommen sie über den Laubkronen ihrer Stützbäume zur reichsten Entfaltung, in einer Region, wo das voll einströmende Licht eine üppige Blütenfülle hervorzaubert und dadurch das Volk der geflügelten Insekten anlockt.

Dieses Emporstreben zum Lichte und die reiche Entwicklung des Blätterschmuckes über dem Laubdache der Stützbäume teilen die Kannenträger mit allen Lianen. Wiesner hatte auf seinem Besuche des Yellowstonegebietes Gelegenheit genommen, u. v. a. diese charakteristische Eigenart der Lianen vom Standpunkte ihres Lichtbedarfes eingehend zu studieren. Für Stützbäume und Lianen ist das stärkste Licht, d. h. das volle Tageslicht, gerade stark genug;* das Maximum ihres Lichtgenusses beträgt — wie die wissenschaftliche Formel lautet — eins; während aber jene eine Schwächung des Lichtes in nur geringem Maße vertragen, gedeihen die Lianen auch noch in stark gedämpftem Lichte vorzüglich. Den Stützbaum als Halt benutzend, wachsen sie in seinem Schatten üppig empor, bis sie sich im vollen Genusse des Lichtes als echte Emporkömmlinge breit machen und durch ihre Blätterfülle das Licht soweit schwächen, daß der Stützbaum oft im Kampfe ums Licht unterliegen muß.

Aus diesem einzigen Beispiele läßt sich leicht erkennen, wie das Studium des Lichtbedarfes der Gewächse, welches der genannte Forscher mit großem Erfolge in neue Bahnen lenkte, geeignet ist, unsere Einsicht in das wechselvolle Getriebe des Pflanzenlebens zu erweitern und zu vertiefen. Das Licht beherrscht oder beeinflußt mindestens den Pflanzenleib mehr als irgendein anderer Faktor; Wachstum und Gestaltung, Nahrungserwerb, Stoffumsatz und Transpiration stehen unter seinem bestimmenden Einflusse. So hat Wiesner vor kurzem gezeigt, daß infolge der Wirkung der Besonnung die Verdunstung eines Blattes in solchem Maße gesteigert werden kann, daß es auf normalem Wege nicht mehr die erforderliche Wassermenge zu gewinnen vermag und daher, um den Verlust zu decken, den schwächer transpirierenden Blättern ihren Wasservorrat entreißt.** Nur so erklärt sich die zunächst paradox erscheinende Tatsache, daß oft Blätter trotz stärkster Besonnung ihre Frische bewahren, während die beschatteten Nachbarn verwelken und abfallen oder an Größe merklich zurückbleiben. Dieser Befund wirft ein neues Licht auf manche allbekannte, aber unerklärte Tatsachen, wie auf den Eintritt der Knospenbildung, das Absterben weniger stark beleuchteter Zweige im dichten Waldbestande u. a. m. So bringt uns das Studium fremden Pflanzenlebens auch dem Verständnisse der uns umgebenden Pflanzenwelt wieder näher.

Während die Ergebnisse der oben erwähnten Forschungsreisen noch zum guten Teile der Bearbeitung und Veröffentlichung harren, können wir bereits die Rückkehr einer andern Expedition melden, welche der um die Flora Niederösterreichs verdiente Wiener Forscher Dr. K. Rechinger in Begleitung seiner auf systematischem Gebiete nicht minder erfahrenen Gattin nach den Samoa- und Fidschiinseln unternahm. Das reiche Sammlungsmaterial harrt noch der Bearbeitung.

* Denkschrift d. kais. Akad. Bd. 78.

** Annales du Jardin Bot. de Reihenzarg. II. Ser. V.

* Sitzungsber. d. kais. Akad. Bd. 114 und Denkschr. d. K. Akad. Bd. 80.

** Sitzungsber. d. kais. Akad. Bd. 114.

Auch im heurigen Jahre werden sich zwei österreichische Botaniker in die Tropen begeben: der als Physiologe rühmlichst bekannte Professor der Botanik in Czernowitz F. Czapek und v. Höhnel, Professor an der Wiener Technik, einer der namhaftesten Kenner des unermeßlichen Reiches der Pilze.

Wie die Forschungsreisen, zeitigen auch die Kongresse ihre Erfolge erst nach Jahren. Die Akten des vor zwei Jahren in Wien abgehaltenen internationalen botanischen Kongresses wurden vor wenigen Monaten in zwei umfangreichen Quartbänden der Öffentlichkeit übergeben.* Während im ersten Bande die zahlreichen wissenschaftlichen Vorträge, welche anläßlich des Kongresses gehalten wurden, niedergelegt sind, umfaßt der zweite Band die mit großer Gelehrsamkeit und juristischem Scharfsinn geführten Beratungen und Debatten, in welchen die internationalen Regeln der botanischen Nomenklatur in 58 Artikeln fixiert wurden, eine stattliche Sammlung von Vorschriften und Gesetzen, ein ideales Gesetzbuch ohne Strafbestimmungen.

Diese „Lois de nomenclature“, deren Wert nur der voll zu würdigen versteht, welcher selbst Gelegenheit hatte, sich von der immer mehr zunehmenden Verwirrung in der Benennung der Pflanzen zu überzeugen, sind gerade jetzt auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse. Der Artikel 19 beginnt mit dem Satze: „Der Ausgangspunkt für die Nomenklatur aller Gruppen der Gefäßpflanzen ist die erste Ausgabe von Linnés Species plantarum vom Jahre 1753.“ Die heute gültigen Nomenklaturregeln sind also auf dem sicheren Fundamente aufgebaut, welches Linné mit unerreichtem Scharfblick und umfassender Sachkenntnis vor mehr als 150 Jahren errichtete. In dieser zwingenden Notwendigkeit auf Linné zurückzugreifen, liegt eine unbeabsichtigte und daher die bedeutendste Anerkennung, welche dem Naturforschergenie zuteil werden konnte, die gerade in diesen Tagen um so mehr an Interesse gewinnt, als vor kurzem die Naturforscher der Alten und Neuen Welt die 200 Wiederkehr des Geburtstages Linnés feierlich begingen. Die Hauptfeier, an welcher alle Kulturstaaten sich beteiligten, wurde in Upsala, der Hauptstätte seiner Tätigkeit, abgehalten. Auch die Wiener Universität hat ihren Vertreter entsendet, Herrn Hofrat Prof. J. Wiesner, welcher gleichzeitig die Huldigung der kais. Akademie der Wissenschaften überbrachte. Die Stadt Wien hat ihre eigene Linnéfeier unter den Auspizien der k. k. zoolog.-botan. Gesellschaft abgehalten, die seit einigen Jahren in einem erfreulichen und stetigem Aufschwunge begriffen ist.

Wien hatte übrigens in diesem Jahre Gelegenheit noch ein anderes Jubiläum zu verzeichnen, welches bei allen Freunden der Pflanzenwelt auf Teilnahme rechnen kann, das siebzigjährige Jubiläum der k. k. Gartenbaugesellschaft; es war dies freilich ein Jubiläum ohne Jubel, eine Gartenbaufeier ohne Blumen, ein fast wehmütiges Gedenken an eine Zeit voll aufopferungsvoller Arbeit, der bis heute der ersehnte Erfolg mangelt. Als Jubiläumsgabe liegt eine vom Generalsekretär der Gesellschaft, Prof. A. Burgerstein, verfaßte Festschrift* vor, welche die wechselvolle Geschichte des Vereines in schlichter und objektiver Form darstellt.

Eine auserlesene Schar für Gartenbau begeisterter Männer, Universitätsprofessoren und namentlich zahlreiche Vertreter der Aristokratie — heute bewegt sich ihr Interesse meist in anderen Bahnen — hatten sich zur Gründung der Gesellschaft vereinigt, welche unter der tatkräftigen Leitung des bekannten Hortologen Freih. v. Hügel einen raschen Aufschwung nahm. Obgleich durch das unglückliche Jahr 1848 in ihrer Existenz schwer bedroht, erholte sie sich doch allmählich wieder, bis ihr Bestand neuerlich in Frage gestellt wurde, als wider Erwarten das ihr von Kaiser Ferdinand I. zur Verfügung gestellte und mit großen Kosten adaptierte Grundstück, ein Teil des sogenannten Kaisergartens auf der Landstraße (Haltergasse Nr. 256), zur Erbauung des Rudolfsspitales gekündet wurde, ohne daß ein entsprechender Ersatz geboten worden wäre. Große Energie und bedeutende Opfer halfen auch über diese Situation hinweg. Erst im Jahre 1861 wurde der Gesellschaft neuerdings ein Grundstück, und zwar vor dem Palais Koburg, „teils auf der Bastion, teils im Stadtgraben und auf dem angrenzenden Glacis“, diesmal für immerwährende Zeiten überlassen. Mit vieler Mühe und unter drückenden Bedingungen wurde das Kapital zur Errichtung der jetzigen Blumensäle aufgebracht. Wohl schien jetzt die Zukunft der Gesellschaft dauernd gesichert; auf eine kurze Zeit des Aufschwunges folgte aber neuerlich, nicht zuletzt durch das Krisenjahr 1873 ein Stillstand in der Entwicklung. Trotz aller Bemühungen blieb der erwartete Erfolg aus. Nicht nur daß fast keine der zahlreichen Anregungen zur Hebung des Gartenbaues, welche von der Gesellschaft ausgingen, eine entsprechende Unterstützung von seiten der Behörden fand, auch die Schuldenlast wurde immer drückender, so daß als einzige Rettung eine Transaktion in Erwägung gezogen werden mußte. Man erbat die Bewilligung zum Verkaufe des inzwischen überaus wertvoll gewordenen Besitzes an der Ringstraße und beabsichtigte nach Tilgung der Schuld den ehemaligen „Kaisergarten“ im Prater anzukaufen; das Gesuch wurde jedoch abgewiesen.

* Jena, Verl. Fischer 1906.

* Die k. k. Gartenbaugesellschaft in Wien 1837—1907. Verl. d. k. k. Gartenbauges. 1907.

Ein neues Gesuch um Ermöglichung einer ähnlichen Transaktion, das im Jahre 1898 an kompetenter Stelle überreicht wurde, konnte in der kurzen Zeit eines Dezenniums noch keine Erledigung finden, so daß die Gesellschaft heute nach siebenzigjähriger angestrengter Tätigkeit neuerlich in jeder freien Enfaltung gehemmt ist.

Die geringe Unterstützung, welche Gartenbau und Blumenkultur bei uns finden, beruht wohl zunächst auf einem mangelnden Verständnis für die große wirtschaftliche Bedeutung dieses Erwerbszweiges. Hunderttausende Kronen gehen alljährlich für Samen und Blumenzwiebeln, für Schnittblumen und Zierpflanzen ins Ausland, während der Gartenbau im eigenen Lande eine kümmerliche Existenz führt, obgleich in manchen Teilen des Reiches Boden und Klima für Kulturzwecke in hohem Maße geeignet wären. Gerade in unseren Tagen wäre eine tatkräftig geleitete und von den Behörden energisch unterstützte Gartenbaugesellschaft von großem wirtschaftlichen Vorteil, da sich heute das Interesse für Gartenbau neu zu beleben scheint. Das Verhältnis des großen Publikums zur Natur ist wieder ein intimeres geworden; das steigende Verlangen nach Gärten und Parkanlagen ist eine natürliche Reaktion auf die fortschreitende bauliche Ausnutzung von Grund und Boden. Mit der Schaffung von Gärten erhebt sich der Ruf nach einer Belebung des Gartenbaues durch neue Motive, nach einem neuen Gartenstile,* der wenigstens insofern schon von einigem Erfolge begleitet war, als der Geschmack an sinnlosen Teppichbeeten, die so lange unsere Gärten verunzierten, der Freude an Blumen gewichen ist. Diese moderne Bewegung, welche in England ihren Anfang nahm, zieht auch bei uns immer weitere Kreise und gipfelt in der Forderung nach Gärten, welche der architektonischen Umgebung harmonisch angepaßt sind. Diese Forderung, deren Berechtigung nicht zu leugnen ist, kann aber nur dann zu einem gedeihlichen Ergebnisse führen, wenn Architekt und Gärtner zusammenarbeiten, statt sich wie bisher gewöhnlich gleichgültig oder feindlich gegenüberzustehen. Gerade diese so notwendige Vereinigung könnte sich aber am leichtesten im Schoße einer Gartenbaugesellschaft vollziehen, welche naturgemäß über den Sonderinteressen beider Teile steht. Dies gilt insbesondere für Wien selbst, das den Ehrennamen einer Gartenstadt anstrebt. Dem guten Willen fehlt aber oft die Fähigkeit, sich entsprechend zu betätigen; dem Gärtner mangelt der beratende Künstler; zudem ist der einzelne nicht imstande, alle erforderlichen Pläne zu entwerfen, sollen sie nicht zu einem eintönigen Schema erstarren. Heute ist aber die Anlage unserer Privat- und zum Teile auch der öffentlichen Gärten ebenso schematisch und gleichförmig geworder, wie die Schar der zu ihrer Ausschmückung bestimmten Blumen und Gehölze, deren schönste Vertreter wir zumeist nur in deutschen Gartenkatalogen bewundern dürfen. Alle diese Mängel würden verschwinden, wenn sich die maßgebenden Behörden einer zielbewußt auftretenden und in modernem Geiste geleiteten Gartenbaugesellschaft bedienen wollten, welche als Berater und teilweise auch als Exekutivorgan heranzuziehen wäre. Die wohltätige Rückwirkung auf die Hebung des gesamten Gartenbaues würde nicht ausbleiben.

Die Wiener Gartenbaugesellschaft ist dank der Umsicht einiger tatkräftigen Mitglieder auf dem besten Wege, den modernen Anforderungen trotz der Ungunst der Verhältnisse gerecht zu werden. Wir verweisen vor allem auf einen in diesem Jahre auf Antrag des Hofrates Wiesner ins Leben gerufenen Gartenbaukurs für Damen, welcher sich unerwartet regen Zuspruches zu erfreuen hatte, auf Preisausschreibungen für moderne Villengärten, die von bestem Erfolge begleitet waren, sowie auf die alljährlich trotz großer Schwierigkeiten veranstalteten Blumenausstellungen. Von der Unterstützung der Behörden und der energischen Leitung der Gesellschaft wird es abhängen, ob sie dem von ihren Gründern gesteckten Ziele in Zukunft nahe kommen wird.

K. Linsbauer.

*

Besprechungen.

Moritz von Déchy: „Kaukasus". Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Vor einigen Jahren erschien das erste zusammenfassende Werk über den Kaukasus von dem Deutschen Merzbacher, der uns in lebendigen Bildern und Schilderungen zum ersten Male einen großen Teil dieser merkwürdigen Gebirgswelt vor Augen führte. Seither ist aber dieses Werk, was die prächtigen Bilder und die unvergleichliche Ausstattung anbelangt, wesentlich übertroffen worden von dem oben zitierten Werke des ungarischen Forschers Moritz v. Déchy, der auf sieben in den Jahren 1884—1902 ausgeführten Reisen, auf denen er von mehreren ungarischen Naturforschern begleitet wurde, das eigentliche Hochgebirge fast in seinem ganzen Umfange bereiste. Die vielen herrlichen Bilder, welche alle nach den photographischen Originalaufnahmen des Reisenden ausgeführt sind, gehören zu dem Besten, was die illustrative Kunst bis heute hervorgebracht hat. Zu diesen gesellt sich ein entsprechender Text, der nicht im

* Besonders sei in dieser Beziehung auf die einschlägigen Kapitel in „Hohe Warte", Halbmonatsschrift f. Städtekultur usw. verwiesen. Eine wesentlich abweichende Anschauung vertritt K. C. Schneider in seinem Werke „Landschaftl. Gartengestaltung", Leipzig. (Verl. Scholz) 1907.

gelehrten Gewande einherschreitet, sondern es jedem Gebildeten, der sich für Geographie interessiert, gestattet, den interessanten und an zahlreichen spannenden Episoden reichen Reisen des Verfassers zu folgen. Die eigentlichen wissenschaftlichen Resultate dieser Expeditionen sollen in Kürze in einem dritten Bande den Fachgelehrten vorgelegt werden.

Bis zu Beginn der Forschungen Déchys waren in den Fachkreisen vielfach irrige Vorstellungen über die Orographie, die physikalische Geographie, insbesondere aber über die Schneebedeckung und die Entwicklung der Gletscherphänomene im kaukasischen Hochgebirge verbreitet. In den geographischen Lehrbüchern war bisher die Ansicht vertreten, daß die Struktur des Kaukasus der Entwicklung von Gletschern ungünstig sei, indem ein Mangel an weiten Firnbecken herrsche und daß infolgedessen die Gletscher im Vergleiche zu jenen unserer Alpen von geringer Ausdehnung seien, indem nur am Elbrus und am Kasbek relativ größere Ansammlungen von Firn und Gletschern zu finden sind. Wer nun das vorliegende Werk Déchys aufmerksam durchsieht, wird diese Auffassung als eine ganz falsche erkennen. Mit Ausnahme des Großen Aletsch-Gletschers unserer Alpen, welcher an Ausdehnung alle ähnlichen Gletscher des Kaukasus übertrifft, finden wir in letzterem eine Anzahl von Gletschern, welche den anderen großen Gletschern unserer Alpen gleichkommen. Der größte derselben ist der Besingi-Gletscher, der bei 18 Kilometern Länge ein Areal von 64 Quadratkilometern umfaßt. Er kommt von dem 5051 Meter hohen Dschanga, einem der höchsten Punkte der aus Granit bestehenden Hauptkette herab; sein Ende liegt in 1993 Metern Meereshöhe. Überhaupt bilden die Beobachtungen Déchys über die Eisbedeckung des Kaukasus die interessantesten und wissenschaftlich wertvollsten Ergebnisse seiner Expeditionen; er hat aber auch diesen Beobachtungen die größte Sorgfalt zugewendet. Von besonderem Interesse ist die Feststellung der Tatsache, daß die Gletscher des Kaukasus schon seit längerer Zeit im Zurückweichen begriffen sind. Mit größter Sorgfalt wurden überall die Höhenlagen der Gletscherenden festgestellt. Während deren Höhe an der Nordseite des Gebirges zwischen 2000 und 2500 Metern variiert, reichen einzelne viel tiefer herab. So liegt das Ende der Gletscherzunge des an der Nordseite des Adai Choch entspringenden Karagom-Gletschers in einer Meereshöhe von nur 1765 Metern. Aber auch an der Südseite der Gebirges ist die Gletscherentwicklung eine bedeutende. Der Twiber-Gletscher, der bedeutendste an dieser Seite des Gebirges, hat ein Gesamtareal von 62 Quadratkilometern; er wird im Norden nur von dem schon erwähnten Besingi-Gletscher an Umfang übertroffen. Im zentralen Kaukasus, der vom Kluchor-Paß im Westen bis zum Kreuzberg-Paß im Osten reicht, sinkt die Kammlinie des Gebirges nur an einer einzigen Stelle, in dem 2825 Meter hohen Mamisson-Paß, unter 3000 Meter herab. Die Kammhöhe dieses Teiles des Gebirges ist daher eine sehr bedeutende, wie wir sie in solcher Ausdehnung in unseren Alpen nicht finden.

Von besonderem Werte sind ferner die oro- und hydrographischen Beobachtungen Déchys in diesem Gebirge. Bei einer Gesamtlänge des Kaukasus von 1100 Kilometern in der Luftlinie weist dessen Kammlinie eine Länge von 1500 Kilometern auf. Diese bedeutende Differenz deutet schon darauf hin, daß die Kammlinie keine gerade ist. In der Tat zeigt sie sich an vielen Stellen gebrochen, was im Verein mit den im Norden und Süden auftretenden hohen Parallelketten zur Bildung ausgedehnter Längenhochtäler Veranlassung gibt, von welchen das im Süden gelegene Hochtal des Ingur das bedeutendste und bekannteste ist. Überaus arm ist der Kaukasus ferner an Seen wie an Wasserfällen. Die diesem Gebirge nach Norden wie nach Süden entströmenden Flüsse durchbrechen die Vorketten in gewaltigen Schluchten, zu welchen z. B. die Darill-Schlucht an der grusinischen Heerstraße gehört. Es scheint daher die erodierende Tätigkeit des Wassers im Kaukasus eine weit bedeutendere und länger andauernde gewesen zu sein, als in unseren Alpen, welche an ihrem Nord- und Südfuße eine Reihe von Seen vorgelegt haben.

Im Nordosten ist dem Gebirge das ausgedehnte Plateauland des Daghestan vorgelagert; hier erreicht auch der Kaukasus seine größte Breite, welche bis 155 Kilometer mißt. Dieses Plateau ist von ungemein tiefen Erosionsschluchten zerschnitten, in welchen die Gewässer abfließen. Die Hauptgipfel des Gebirges liegen nicht in der Kammlinie, sondern in nach Norden oder Süden vorspringenden Querjochen. Hierher gehören die beiden hervorragenden Gipfelpunkte des Elbrus und Kasbek, welche aus jüngeren Eruptivgesteinen aufgebaut sind, während im westlichen Teile Kalke, im zentralen Granit und Gneis und im Osten alte Tonschiefer den Hauptanteil an der Zusammensetzung des Gebirges nehmen. Das ganze Gebirge wurde durch einen lang andauernden seitlichen Druck, der während der Tertiärzeit von Süden nach Norden wirkte, aufgestaut und in mehrere große Falten gelegt. An beiden Seiten des Gebirges sind der Hauptkette parallele Ketten vorgelagert, welche der Jura-, Kreide- und Tertiärformation angehören.

Wir begrüßen dieses schöne und gehaltvolle Werk, welches uns zum ersten Male einen ge-

nauen Einblick in den Aufbau des ganzen Kaukasus gibt, auf das freudigste. Der Verfasser hat sich dadurch ein Denkmal gesetzt, welches in den Annalen der geographischen Erforschung unserer Erde unvergänglich bleiben wird. Regierungsrat F. Heger.

*

Raoul Auernheimer „Die ängstliche Dodo". Novellen im Verlag Egon Fleischel u. Co. Berlin 1907. 192 S.

Es ist wirklich ein Vergnügen, die Entwicklung dieses jungen Wiener Schriftstellers zu verfolgen. Von seinem entzückenden Erstling „Rosen, die wir nicht erreichen" und der kräftig-tendenziösen Komödie „Talent" bis zur „ängstlichen Dodo" und den feinen kritischen Studien in der „Neuen Freien Presse". Da gibts keine Sprünge und Risse, freilich auch keine Kämpfe, keine Verbitterung und keinen Enthusiasmus. Während andere sich die Köpfe blutig geschlagen haben im Kampf mit der Zeit, wohl auch im Kampf mit sich selbst, geht dieser junge Wiener heiter und anmutig seinen vorbestimmten Weg. Nichts ist in den späteren Werken, was in den früheren nicht im Keim enthalten wäre. So überrascht er nicht, aber er enttäuscht auch nicht. Nach wie vor bleibt er der liebenswürdige Schilderer eines eng begrenzten Teiles der Wiener Gesellschaft. Er kennt ihn mit seinen Schwächen wie kein Zweiter. Aber er wird ihm nicht unangenehm dadurch, daß er diese Schwächen geißelt. Ja man könnte vielleicht einen Teil seines Erfolges dem Umstande zuschreiben, daß er die kleinen Sünden dieser Leute wie liebenswürdige Eigenschaften schildert. Alle diese Leutchen betrügen sich ja gegenseitig fortwährend, die „ängstliche Dodo" ihren Mann, der junge Dux in den „Verlobten" seine Braut, wie seine Geliebte ihren Bräutigam usw. Aber sie tun es mit solcher Anmut, daß man ihnen nicht böse sein kann, handeln alle mit der Unbekümmertheit spielender Kinder. Wie überhaupt Auernheimer aus dem Leben gern das „Spielerische" hervorhebt, eine Art des Bildens, die ihn der Gruppe Schnitzler-Hofmannsthal mit ihrer Auffassung des Lebens als „Spiel" verwandt erscheinen läßt. — Eine Erzählung freilich ist in dem Bande, die über solche Kunstauffassung hinausgeht und die mir das Beste scheint, was Auernheimer bisher geschrieben. Sie heißt „Das Abenteuer der Unterlehrerin" und schildert die Enttäuschungen eines verblühten Mädchens, das bei einer Einquartierung den ersehnten Mann nicht erlangen kann. Hier ist eine Einfachheit und Kraft der Darstellung, eine Einheitlichkeit der Stimmung und der Gestaltung, die das Geschichtchen zu einem Kunstwerk ersten Ranges machen. Die anderen Novellen des Bandes mögen die süßen Wiener Mädeln und die eleganten jungen Wiener Herren mit fröhlichem Behagen genießen. Fritz Telmann.

Feuilleton.

Doktor Mirakels Zauber.

(Ein Mahnwort.)

Von Richard v. Perger.*

Das ist jener unheimliche Hausfreund, eine Verkörperung des bösen Prinzips, das uns auf Schritt und Tritt verfolgt, unsere Schwächen erspäht, unsere Eitelkeit anreizt und uns damit so oft dem Abgrund nahe bringt; das ist der gespenstische Dr. Mirakel, diese echt „serapiontische" Figur, eine Meisterschöpfung des bis dahin so lustigen Offenbach, mit der er sich ganz unerwartet in die vorderste Reihe seriöser Opernkomponisten gestellt hat. Im dritten Akte von „Hoffmanns Erzählungen" übt bekanntlich jener Dämon seinen Zauber aus: die sangbegabte, aber schwindsüchtige Antonia hat zwischen ihrer Kunst oder der Liebe zu wählen, die ihr der phantastische Hoffmann geweiht. Der offenbar nicht dem Stamm der Asra angehörende Dichter hat sein bewegliches Herz zum so- und sovielten Male verschenkt, will aber diesmal Ernst machen und Antonien ein seliges Eheleben bereiten.

* Direktor des Wiener Konservatoriums.

Aber ihr erscheint in einer Stunde träumerischen Brütens und Zweifelns der grausige Doktor und flüstert ihr zu:

Nicht singen willst du mehr? Was für ein Wahn!
Weist dein Talent dir doch die rechte Bahn,
Ward deiner Stimme doch so süßer Klang verliehen;
Läßt du dich in den Staub des Alltagslebens ziehen?
Hast du noch nie im Traum des Zauberschall's gelauscht,
Mit dem ein Beifallsjubel tosend dich umrauscht,
Wenn deinen Namen ruft die froh erregte Menge,
Wenn dich umwogt ihr huldigend Gedränge?
Dies ist das Glück, das du erringen mußt!
Willst du es opfern eitler Liebeslust?
Spießbürgerlicher Tand wird dich betören,
Das Schreien kleiner Kinder wirst du hören
Und deine Reize müssen rasch verblühn!
Mit jenem Hoffmann willst du weiterziehn?
Der schon so mancher kalt das Herz gebrochen,
Hat auch zu dir sein lockend Wort gesprochen,
Vergißt es schneller bald, als er es gab,
Und du wirst steh'n an deines Glückes Grab!

Antonie vermag nicht dieser Beschwörung zu widerstehen; sie eilt zum Klavier, sie singt, singt immer beseelter, immer kräftiger und singt sich zu Tode. — Triumphierend legt der teuflische Doktor seine Hand auf das erstarrende Herz.

* * *

Vielleicht nicht stets mit so tragischem Ausgang wie in Offenbachs Tonmärchen, aber immerhin ernst und trübe genug gestaltet sich das Leben zahlreicher leibhaftiger Antonien, das Geschick so manches Jünglings, der, den Einflüsterungen des Dämons folgend, ein ruhig bürgerliches Dasein verläßt und auf der tollen Jagd nach Ruhm und Gewinn verunglückt. — Freilich beobachten wir das Ende solcher beklagenswerter Opfer nicht, wie in „Hoffmanns Erzählungen" beim hellen Lampenlichte, denn in welchem Erdenwinkel, in was für dunklen Behausungen mag da oft ein verfehltes Leben ungesehen verlöschen! — Seht dort den ergrauenden Mann im abgeschabten Röcklein; er hatte einst einen hübschen Tenor in der Kehle, sang den „Propheten", galt aber als solcher weder etwas in seinem Vaterlande noch in der Fremde und ist jetzt Statist in einem kleinen Theater. — Welche trippelnde, vor der Zeit gebeugte Frauengestalt geht da an uns vorüber? sie hat einst als „Rosina" im „Barbier" manche lustige Singstunde genommen; heute gibt sie selbst recht traurige Lektionen. — Und wieder ein anderes Menschenbild: dieses verblühte, geschminkte Wesen entlief einst ihrer braven Familie, kam als Gretchen auf die Opernbühne, teilte aber leider nur zu bald im Leben das Schicksal mit Goethes und Gounods Heldin und ist heute eine stimmlose „Traviata" in des Wortes unheilvollster Bedeutung. — Sie alle sind Opfer des unsichtbarem, verderbenbringenden Doktors Mirakel geworden.

Nun drängt sich uns die Frage auf: Wer ist denn aber berufen und berechtigt, jener Lockung Folge zu geben? Die Opernbühne muß doch stets frischen Nachwuchs haben, der Bedarf nach jungen Sängern ist kein geringer und die Zeit des erfolgreichen Wirkens bleibt auch bei den Auserwählten eine mehr oder minder knapp bemessene. Wir wollen im nachstehenden versuchen, diese Frage auf Grund vielseitiger, langer Erfahrungen zu beantworten.

Gar mannigfaltig sind die leiblichen und die geistigen Gaben, die Mutter Natur dem Menschenkinde in die Wiege legen muß, das später eine fruchtbringende Tätigkeit auf der Opernbühne entfalten soll. Zunächst muß das eigentliche Musikinstrument des Sängers, sein Stimmorgan, den hohen Anforderungen entsprechen, wie sie die Bühne erheischt. Nicht, daß die Stimme stets eine große und schallkräftige sein müsse; für manches Genre, z. B. für Soubretten- und Koloraturpartien oder auch für Spieltenore, eignen sich eher die leichteren, beweglichen Stimmen, falls sie nur die notwendige „Tragfähigkeit", nämlich die akustische Eigenschaft besitzen, über das Orchester hinweg auch in die entferntesten Ecken des Hauses zu dringen. Hingegen müssen dramatische Primadonnen, Heldentenore, seriöse Baritone und Bässe unbedingt über Singstimmen von bedeutendem Volumen verfügen, denn ihre Partien enthalten die gewaltigsten Akzente, die höchsten Affekte der Leidenschaft und der Ton des Sängers hat dabei gar oft die volle Klangfülle des mit mächtiger Blechharmonie wirkenden Orchesters sieghaft zu beherrschen. So manches Organ, das im Zimmer oder im Salon voll und stark klingt, schrumpft im Bühnenraum ganz unerwartet zusammen und enttäuscht den Sänger wie den Hörer. — Diese vorerwähnten notwendigen Eigenschaften muß die Stimme von Natur aus besitzen, denn, wenn wir auch gerne zugeben, daß in dieser Hinsicht durch eine verständige, systematische Schulung viel erreicht und verbessert werden kann, so glauben wir doch weder an künstlich hervorgeholte Stimmen noch an mühsam hinaufgetriebene oder heruntergedrückte Register. Eine Telegraphie ohne Draht existiert freilich, aber ein Singen ohne wirkliche Stimme hat nie und nimmer Berechtigung; der Ton, der der Kehle entströmt, muß an und für sich unser Ohr erfreuen — alles andere, so wichtig es auch sein mag, steht erst in zweiter Linie.

Nun freilich, diese Linie ist lang. Zunächst haben wir es mit dem Ohr und mit dem Gedächtnis zu tun. Ein Sänger, der, nicht etwa wegen augenblicklicher Indisposition oder Ermüdung, sondern infolge seines unzulänglichen Gehörs Intervalle und Harmonie nicht richtig erfaßt, bleibt bei allen sonstigen guten Qualitäten ungenießbar; nicht minder auch einer, der seine Partien nicht musikalisch und vor allem rhythmisch korrekt zu memorieren vermag. Der Gesanglehrer kann auch hier fördernd und verbessernd einwirken, aber ein ernstlicher Mangel läßt sich nie völlig beheben. Überhaupt ist wohl kaum ein Pädagoge so schwierig daran, wie der Singmeister, denn kein Schüler erweist sich dem andern gleich oder auch nur ähnlich, und der Lehrer ist ein Verbrecher, wenn er nach einer Schablone vorgeht oder seine „Methode" allerorten blindlings anwenden will. — Erörtern wir gleich an dieser Stelle mit wenigen Worten das wichtige Thema von der W a h l d e s L e h r e r s. — Manche optimistisch fühlende Eltern geben entweder aus Ersparungsrücksichten oder auf Grund persönlicher Beziehungen ihr Kind in die Hände irgendeiner Lehrkraft, die von Freundesmund als „ganz vortrefflich" gepriesen wird und sich übrigens mit einem „bescheidenen Honorar" zufrieden gibt. — Das ist ja nur für den Anfang, heißt es; übers Jahr oder später will man dann zu einem berühmten Professor gehen. Nun wird aber auf diese Art nur allzuoft alles im voraus verpfuscht und

der berühmte Professor bedankt sich entweder aufs schönste für das ihm dargebrachte Vertrauen oder er muß wieder beim Abc beginnen und monatelang das Unkraut ausjäten, von dem die zarte Sangesblume überwuchert worden ist. Denn in allen größeren Städten treiben zahllose unfähige Privatlehrer und Lehrerinnen unbekümmert ihr Unwesen — lauter gefährliche dienstbare Geister des Doktor Mirakel.

Wenn wir von der physischen Begabung einer künftigen Opernsängerin sprechen, dürfen wir aber eine gar wichtige Eigenschaft nicht unerwähnt lassen, die häufig von den Augen der zärtlichen Mütter und Väter übersehen wird: die körperliche Wohlgestalt. — Freilich, nicht jede Sängerin braucht von unwiderstehlicher Schönheit zu sein; aber eine ebenmäßige, anmutige bewegte Figur und vor allem ein lebhaftes Auge halten wir hier für Haupterfordernisse. Es ist nun einmal nicht anders: der Bühnensänger wird nicht nur gehört, sondern auch gesehen, und einer reizlosen Carmen, Elsa, Zerline oder einem ungestalten Don Juan glaubt man keine Liebestöne, wenn sie an und für sich noch so wohlklingend wären.

Es ist ganz merkwürdig, wieweit da die Verblendung mancher Leute geht — just, als ob keine Spiegel auf der Welt wären! — Die alljährlich an Konservatorien stattfindenden Aufnahmsprüfungen liefern da oftmals gar drollige Szenen; ich erinnere mich selbst an einige drastische Fälle: Einmal erscheint eine beklagenswerte Jungfrau, die ein verkürztes Bein und einen ausgebildeten Höcker aufweist. — „Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich fürchte, Ihre Gestalt eignet sich nicht für das Theater!“ Sogleich stürzt eine Mutter, die bis dahin stumm gelauscht hat, tigerartig hervor: „Wie, warum nicht? Meine Aurelia hat doch ein ganz hübsches Gesichtchen; die kleinen Fehler — (Gott, man hat mir den Wurm einmal fallen lassen) — können doch durch das Kostüm verdeckt werden! Die Hauptsache ist doch, daß sie gut singt, und, glauben Sie, meine Herren, sie singt schon jetzt wunderbar, obschon sie noch nicht gelernt hat!“ — Ein andermal meldet sich ein winziger, kaum meterhoher, krausköpfiger Sohn der Steppe, der beim Klavier einige hohe Töne kühn herausschmettert. — Auf meine Frage, welche Ziele denn der Jüngling anstrebe, folgt die entschiedene Antwort: „Ich will zur Biehne!“ — Mein Nebenmann am Prüfungstische, ein älterer, verdienstvoller Professor, wühlt ärgerlich im Vollbart und ruft: „Ja, mein Herr, glauben Sie denn, daß sich irgendein Theaterdirektor der Welt für den Zwerg Mime einen eigenen Sänger engagieren wird?“ — Wieder öffnet sich die Tür; eine dicke Dame, so ziemlich in den Vierzigern, tritt feierlich ein. — „Wo ist Ihr Fräulein Tochter, gnädige Frau?“ — „Wieso meine Tochter?“ Ich selbst habe mich für die Prüfung gemeldet.“ — „Ach, Pardon! Welche Stimmgattung glauben sie zu besitzen?“ — „Ich singe Tenor.“ — „Tenor, Tenor? Warum nicht Baß?“ — „Bitte sehr, ich bin Tenoristin.“ Die Dame stellt sich, selbstbewußt lächelnd, zum Flügel und beginnt mit einer höllischen Brustresonanz wirklich die Arie des Max zu gröhlen. Ich erstarre; der temperamentvolle Professor aber umklammert krampfhaft meinen Arm: „Direktor, machen Sie der Sache ein Ende oder ich werde wahnsinnig!“

Die armen, vom Doktor Mirakel Betörten!

* * *

Nun aber zurück zu unseren ernsthaften Betrachtungen.

Wir dürfen also ausreichende Stimmittel, Gehör, körperliche Eignung und wohl auch Jugend als unentbehrliche Vorbedingungen für einen angehenden Bühnensänger bezeichnen. Diese günstigen physischen Eigenschaften erhalten aber erst ihren wahren Wert, wenn sich die höheren und geistigen Gaben dazu gesellen: zunächst das Talent und der Fleiß. Nur selten finden sich bei einem Kunstjünger die beiden Qualitäten ebenbürtig vereinigt; nur allzu oft scheinen sich da zwei gute Geister in der Menschenbrust eifersüchtig bekämpfen und verdrängen zu wollen. Was nun das echte Talent betrifft, so äußert es sich bei dem Bühnensänger in der Fähigkeit, seinen Gesangston seelisch zu beleben, zu charakterisieren, weiter aber auch in der Kraft, den Vortrag stets entsprechend objektivieren zu können. Hier endet eigentlich die Kunst des Lehrers, denn, wer den Götterfunken nicht von der Mutter mitbekommen hat, dem hilft keine noch so starke Suggestion.

Hanslick variierte trefflich: „Theaterblut ist ein besonderer Saft“ und wir sind der Meinung, daß es nur dem wirklich durch die Adern rollt, der imstande ist, in dem Augenblicke, der ihn auf die Bühne ruft, sein Ich völlig zu vergessen und sich unwillkürlich ganz und gar in die Person zu verwandeln, die er darzustellen hat. Wer aber zagend und zweifelnd hinter der Kulisse steht, wer sich vorher jeden Schritt, jede Armbewegung jedes Mienenspiel von einem Bühnenkundigen einexerzieren lassen muß, der bleibe hübsch daheim und singe einem dankbaren Freundeskreis seine Lieder vor.

Und nun? Lehrer und Schüler haben jahrelang Fleiß und Mühe, Zeit und Geld gewissenhaft angewendet; ein ansehnliches Repertoire ist vorbereitet und der Singvogel wird flügge. Direktoren und Agenten werden aufmerksam

und präsentieren die ersten Kontrakte. — So nahe scheint das ersehnte Ziel, aber eben jetzt reibt sich Mirakel verstohlen die Hände, denn nun erwartet er erst recht seine teuflische Ernte. Die Gagen sind klein, die Not oft groß, Zwistigkeiten und Intrigen stellen sich ein; hier ist es ein herzloser Direktor, dort ein nur allzu beherzter Regisseur, hier eine beliebte Kollegin, da ein verhaßter Kritiker, die unserer jungen Freundin das Leben sauer machen, vom Idealismus ein Stückchen nach dem andern herunterbröckeln und sie — noch günstigen Falles — über kurz oder lang zu den heimatlichen Fleischtöpfen zurücktreiben. — Nur dann, wenn sie als Künstlerin wie auch als Charakter stark genug ist, wenn sie, Paminen gleich, durch Feuer und Wasser siegreich zu dringen vermag, dann freilich wollen wir der jungen Sängerin, dem von der Glücksgöttin aus vielen Berufenen erwählten Neusonntagskinde, freudigen Herzens den Kranz reichen, denn in diesem Falle hat gottlob Doktor Mirakel sein schändliches Spiel verloren!

Rundschau.

18. Juni. Der italienisch-nationale Klub im Abgeordnetenhaus wählt den Abg. Dr. Conci zum Obmann.

19. Der Kaiser eröffnet die 18. Session des Reichsrates mit einer Thronrede.

20. Bildhauer Karl Costenoble (geb. 1837) in Wien †. — 2. Sitzung des Herrenhauses: Wahl einer Kommission, die über die Stellungnahme zur Thronrede Anträge erstatten soll. — Wahl der Mitglieder der Quotendeputation. — 2. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Auslosung der Abteilungen. Die Tschechen, Kroaten, Serben und Ruthenen überreichen Rechtsverwahrungen. — Der 4. Wiener Wahlkreis wählt den Minister a. D. Dr. v. Wittek (christlichsozial), der 15. den Handelskammerrat Joh. Pabst (christlichsozial) in den Reichsrat.

22. Das ungarische Magnatenhaus nimmt die Wahlen in die Quotendeputation vor. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus beantwortet der Ministerpräsident Dr. Wekerle eine Interpellation über die österreichische Thronrede, in der er betont, daß die Thronrede den ungarischen Standpunkt in den militärischen Fragen anerkenne und keinerlei Grund zu Besorgnissen gebe.

23. Erster österreichischer Trafikantenkongreß in Wien.

24. Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Handelsvertragsverhandlungen mit Serbien. — Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt die Wahlen in die Quotendeputation vor. — 14. Plenarversammlung des Industrierates. Minister Dr. Fort konstatiert, daß die aufsteigende wirtschaftliche Konjunktur des Vorjahres auch im laufenden Jahre anhält.

25. Da die kroatischen Abgeordneten beschließen, in der Obstruktion zu verharren, gibt der Banus von Kroatien Graf Pejacsevich seine Demission. — 3. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dr. Richard Weiskirchner wird zum Präsidenten, Dr. Johann Zaczek und Dr. Stanislaus R. v. Starzynski zu Vizepräsidenten gewählt. — Der Rumänenklub des österreichischen Abgeordnetenhauses konstituiert sich und wählt den Abg. Dr. Baron Hormuzaki zu seinem Obmann.

26. Die deutsch-fortschrittliche Vereinigung im österreichischen Abgeordnetenhaus konstituiert sich und wählt Dr. Funke zum Vorsitzenden. — Der Präsident der königl. Banaltafel Dr. Alexander v. Rakodczay wird zum Banus von Kroatien ernannt. — Die ungarische Quotendeputation verlangt die Festsetzung der Quote im Status quo bis 31. Dezember 1917.

27. Erzherzog Friedrich wird zum Landwehroberkommandanten, FZM. Baron Albori zum Generaltruppeninspektor ernannt. — Der aus dem deutschnationalen Verband, der deutschfortschrittlichen Vereinigung und der deutschradikalen Partei — zusammen aus 79 Abgeordneten — bestehende „Deutsche Verband" konstituiert sich und wählt den Abg. Dr. Sylvester zum Obmann. — 4. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident hält eine programmatische Rede. Wahl der Mitglieder der Quotendeputation. — Die österreichisch-ungarische Bank erhöht den Zinsfuß um ½% auf 5%. — Die österreichische Quotendeputation konstituiert sich und wählt Prof. Dr. v. Czyhlarz zum Obmann.

28. Die österreichische Quotendeputation schlägt als Quote bis 31. Dezember 1907 das Verhältnis 57·6 : 42·4 vor. — 5. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Auf Antrag der Abg. Geßmann u. G. wird die Regierung dringend aufgefordert, zu Beginn des nächsten Sessionsabschnittes einen Gesetzentwurf betreffend die Sanierung der Landesfinanzen vorzulegen. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt Dr. Wekerle, wenn nötig mit voller Strenge gegen die kroatischen Bestrebungen vorgehen zu wollen. — Die kroatischen Abgeordneten erlassen eine Proklamation „an die Nation", in der sie die Notwendigkeit ihres Kampfes gegen Ungarn betonen. — Der neue japanische Botschafter am Wiener Hofe Jasuha Uschida wird vom Kaiser in feierlicher Antrittsaudienz empfangen.

*

Politische Übersicht. Das Parlament ist in reger Tätigkeit; im Abgeordnetenhause geht es sogar stürmisch zu, stürmisch sowohl hinsichtlich der Hast der Arbeiten als auch hinsichtlich der Lärmszenen. Die Wahl des Präsidiums erfolgte wider Erwarten ohne Schwierigkeiten und die leidige Sprachenfrage, die mit Rücksicht auf die Verhandlungen und Protokolle aufgeworfen wurde, wird leicht gelöst werden können. Es mag jeder sprechen wie er will, macht er aber Anspruch darauf, von allen verstanden zu werden, so muß er eben naturgemäß deutsch sprechen. Und da die Protokolle für alle bestimmt sind, dürfen sie nur deutsche Texte — im Original oder in authentischer Übersetzung — enthalten. Die Hast, mit der jetzt die Abgeordneten einen Antrag nach dem andern, eine Interpellation nach der andern einbringen — die Zahl der Beilagen und Seiten der Protokolle hat schon eine erschreckende Höhe erreicht — wird wohl bald einer verständnisvolleren Ruhe Platz machen. Jeder ist eben jetzt bestrebt zu zeigen, daß er fleißig ist und — für seine Wähler sorgen will. Bedenklicher sind die Dringlichkeitsanträge und der Ton, der im Hause herrscht. Dagegen, daß nicht auch in dieser Session wieder durch höchst überflüssige Dringlichkeitsanträge die wichtigsten Arbeiten verhindert werden, kann uns nur eine radikale Änderung der Geschäftsordnung bewahren, für die Aufrechterhaltung parlamentarischer Sitten und eines anständigen Tones muß aber das Präsidium mit aller Strenge eintreten.

Daß ihm diese Aufgabe bei der Zusammensetzung des Hauses nicht sehr leicht werden wird, ist vorauszusehen.

Die Ralliierung der deutschen Parteien im Abgeordnetenhause ist nun doch zustande gekommen und wenn sie auch weder vollständig noch auf direktem Wege geschah, so ist sie trotzdem lebhaft zu begrüßen. Wenn die Deutschen wenigstens in Momenten wirklicher Gefahr fest zueinander halten werden, so mag man ihnen ihre Extrawünsche für die Zeit des Friedens zugestehen. Man wird daher über den Wert des deutschen Verbandes erst urteilen können, wenn er sich einmal im Falle der Not bewährt haben wird.

Trotz noch mancher anderen interessanten Erscheinung im parlamentarischen und politischen Leben diesseits der Leitha wird aber unsere Aufmerksamkeit voll von den Vorgängen jenseits derselben in Anspruch genommen. Dort bereiten sich augenscheinlich große Dinge vor. Die ungarische Koalition, welche nun seit mehr als einem Jahre an der Regierung ist, und während dieser ganzen Zeit nicht einmal den nebensächlichsten Punkt ihres Programmes durchgeführt hat, auch an die Lösung der großen Frage des allgemeinen Wahlrechtes, für die ja die gegenwärtige Regierung eigentlich vom Monarchen berufen wurde, noch gar nicht herangetreten ist, hat klar bewiesen, daß ihre Herrschaft nicht zum Frieden, sondern zum Bürgerkrieg wird führen müssen. Zeigte schon ihr Vorgehen gegen die Rumänen einen brutalen Terrorismus, so hat ihre Haltung gegen die Kroaten und insbesondere der Streich Kossuths keinen Zweifel mehr darüber gelassen, daß es diesen Politikern nicht um das Recht, ja nicht einmal um ihre phantastischen und chauvinistischen Einheitsideale, sondern lediglich um die rohe Gewalt zu tun ist. Und diese Herren haben einst einem Tisza Hinterlist und Verfassungsbruch vorgeworfen! Kroatien kann und darf sich die Behandlung, die seine Abgeordneten in Budapest erfuhren, nicht gefallen lassen. Es wird endlich erkennen, was es von Ungarn zu erwarten hat, wohin die Bestrebungen der Koalition, die die Resolutionisten so zu betören verstand, hinauslaufen. Die Kroaten werden ihren Traditionen treu einen zähen Kampf führen und da das Recht auf ihrer Seite ist, werden sie auch siegen. Die nächste Zeit freilich wird hart sein, denn der neue Banus wird die Schrecken eines Khuen-Hedervary noch in Schatten stellen. Die Kroaten werden aber auch diesen Druck überwinden; der Sympathien aller Österreicher können sie versichert sein. Heute schon werden Stimmen laut, die gebieterisch fordern, daß der Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien einer Revision unterzogen werde, und die gegenwärtige ungarische Regierung ist allein dafür verantwortlich, wenn infolgedessen auch in den Ausgleichsverhandlungen mit Österreich neue und bedeutende Schwierigkeiten auftauchen werden. Wenn nicht alles trügt, werden wir in nicht allzu ferner Zeit nicht mehr von österreichisch-ungarischen, sondern von österreichisch-ungarisch-kroatischen Ausgleichsverhandlungen hören.

Der Tiefstand der politischen Einsicht in Budapest dokumentiert sich übrigens auch darin, daß selbst ein Mann wie Wekerle die Dinge nicht mehr klar zu erkennen vermag. Er behauptete jüngst in Beantwortung einer Interpellation des Abgeordneten Tuskan, daß nicht der Berliner Vertrag den alleinigen Rechtstitel für die Okkupation Bosniens und der Herzegowina bilde, sondern Ungarn hätte auf Grund der Rechte der heiligen ungarischen Krone Anspruch auf Bosnien und die Herzegowina. Diese Geschichtsauffassung und staatsrechtliche Deduktion ist neu! Österreich hat zwei Drittel der Okkupation Bosniens gezahlt — die Ungarn haben aber ihre heilige Krone, und das genügt für ihre Rechtsansprüche. Auch diese Ansichten werden noch einer Revision bedürfen.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik verdient das Entstehen eines neuen Dreibundes unsere besondere Aufmerksamkeit. Wenn auch der Zusammenschluß der Westmächte für den Augenblick nicht geradezu Anlaß zu besonderer Beunruhigung bietet, so wird doch nicht außer acht gelassen werden dürfen, daß dieser neue Dreibund zweifellos eine stärkere Attraktionskraft auf Italien auszuüben vermag und daß Frankreich nunmehr einen vollwichtigen Ersatz für die Wertverringerung seiner Bündnisse mit Rußland gefunden hat. Immer mehr bereitet sich so der Boden für ein Bündnis vor, welches allein die Erhaltung des Gleichgewichtes in dem immer komplizierter werdenden Kräftespiel zu verbürgen vermöchte. Inzwischen nehmen die Rüstungen Italiens immer größeren Umfang an, und mit erstaunlichem Freimut hat der einstige Minister des Äußern, Prinetti, Zweck und Ziel dieser Rüstungen im Parlament besprochen.

Goetz.

*

Die wissenschaftliche Erforschung des Balkans. Selbst die besten Ideen, die löblichsten Bestrebungen brauchen bei uns in Österreich stets sehr lange, bis sie irgendwelche Erfolge zu verzeichnen, sich nach schweren Kämpfen und nach Überwindung vieler Schwierigkeiten durchzusetzen vermögen. Anderseits liebt man es bei uns stets in die Weite zu schweifen und oft vergessen wir über ferner Liegendes, das Nächste, über Wünschenswertes

das Notwendige. Wir haben eine Reihe gelehrter und wissenschaftlicher Institute, die mit lobenswertem Eifer archäologischen Studien in Italien und Griechenland, selbst in Kleinasien nachgehen, wir rüsten Expeditionen nach Brasilien und Afrika aus, die interessantesten Völkerschaften und ihre Gebiete an unserer südöstlichen Grenze überlassen wir aber der wissenschaftlichen Erforschung und Eroberung — anderer. Den Balkan, der uns so nahe liegt, unseren politischen und wirtschaftlichen Interessen so wichtig ist, der wie kein zweites Land die Domäne unseres Fleißes werden sollte, überlassen wir der kommerziellen und wissenschaftlichen Durchdringung — durch andere. Glücklicherweise haben sich aber trotzdem bei uns einige wenige bereits gefunden, die sich eine Aufgabe gesetzt haben, an deren Vollbringung wir alle in höchstem Maße interessiert sind und die der Förderung der maßgebenden Kreise dringend würdig und bedürftig ist.

Unter der zielbewußten Führung des Kustos am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum Dr. Karl Patsch hat sich in Serajewo ein Kreis von Männern gebildet, dem das Ziel vorschwebt, Österreich auch in der Erforschung der Balkanhalbinsel den ihm zukommenden Anteil zu sichern. Vertreter verschiedener Disziplinen, namhafte Gelehrte in- und außerhalb Österreichs haben sich zu ernster wissenschaftlicher Arbeit vereinigt, die sie in der von Dr. Patsch herausgegebenen Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel — Reisen und Beobachtungen" niederlegen. Die Erkenntnis, daß es der Balkanforschung in Österreich trotz mancherlei Versuche an Intensität fehle und das patriotische Bestreben, die Nachbarstaaten uns nicht auch auf diesem Gebiete zuvorkommen lassen zu wollen, führte zur Gründung dieser Sammlung, die heute schon fünf Hefte umfaßt. Die bisher erschienenen Studien von Ingenieur Karl Steinmetz (Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens; ein Vorstoß in die Nordalbanischen Alpen), die hinterlassenen Aufzeichnungen Dr. Koetschets aus Bosniens letzter Türkenzeit (veröffentlicht von Dr. Grasse) und Adolf Strucks „Makedonische Fahrten" haben die verdiente Würdigung gefunden. Eine interessante Schilderung Skutaris und des historischen Albaniens aus der Feder Th. Ippens wird demnächst zur Ausgabe gelangen. Diese Arbeiten bringen durchwegs neues, wichtiges Material, die Hefte sind hübsch ausgestattet und zum Teil reich illustriert.

Dr. Patsch hat außerdem eine reiche Sammlung von Photographien, Zeichnungen, Skizzen, Handschriften usw. gesammelt und es ist zum Staunen, wieviel hier schon durch energische Arbeit geleistet werden konnte, trotzdem man nur auf geringe private Mittel angewiesen ist. Der Fleiß und die selbstlose Hingabe verdient nicht nur volle Anerkennung, sondern auch Unterstützung. Was bisher erreicht wurde, zeigt, daß noch viel mehr geschaffen werden könnte, daß jene Männer, die sich dieser Aufgabe unterzogen haben, auch geeignet sind, sie in erfolgreicher Weise durchzuführen.

Dr. Patsch und seine Mitarbeiter haben von vornherein die Hoffnung gehabt, daß ihr Unternehmen mit der Zeit zu einem Hauptorgan der Balkanforschung, vielleicht auch zum Organ eines Institutes für Balkanforschung ausgestaltet werden könnte. Eine Zentralisierung dieser Forschung erscheint mit Rücksicht auf die vielen hierzu geeigneten Kräfte, die Österreich-Ungarn besitzt, und die nur einer systematischen Pflege bedürfen, sehr wünschenswert. Da vorläufig nur Privatmittel zur Verfügung stehen, fehlt es dem jungen Unternehmen noch an Einheitlichkeit. Die einzelnen Reisen können nur beraten, nicht dirigiert werden. Eine wenn auch nur geringe staatliche Subvention würde aber das Unternehmen moralisch bedeutend fördern und ihm die notwendige materielle Sicherheit gewähren.

Die Landesregierung in Bosnien leistet viel für die Erforschung ihres eigenen Territoriums. Die Publikationen des Landesmuseums bringen wertvolles und wichtiges Material. Aber diese Arbeiten müßten durch eine systematische Erforschung der angrenzenden Gebiete vervollständigt werden, und dies wäre eben die Aufgabe des von Dr. Patsch und seinen Mitarbeitern ersehnten Instituts, das hoffentlich bald durch die Mithilfe der gemeinsamen Ministerien sowie der Unterrichts- und Handelsministerien in Wien und Budapest wird errichtet werden können.

Die wissenschaftliche Durchforschung des Balkans liegt nicht nur in der kulturellen Mission der Monarchie — sie ist vielmehr auch aus wirtschaftlichen und politischen Gründen eine ungemein wichtige Ergänzung jedweder Aktion am westlichen Balkan.

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Festspiele in Pöchlarn. Am vorletzten Junisonntag begrüßte das uralte Pöchlarn viele Gäste. Hinter einer regelrecht ländlichen Musikkapelle konnte man Gustav Klimt, den „Unnahbaren", gutes Muts einherschreiten sehen und mit ihm manch andere Wiener von Namen. Der freundliche Ort war geschmückt, der Park des Gutsherrn geöffnet. Hier wurde am Nachmittag ein Festspiel aufgeführt, das bei einem Preisausschreiben des Vereines „Bechelaren" gekrönt worden war. Dieser Verein gedenkt nämlich die Erinnerung an die alte deutsche Vergangenheit des Donau-

landes zu beleben und besonders durch Volksschauspiele in der Örtlichkeit der Sage selbst auf unsere flüchtige Zeit einzuwirken. In der Tat ein erfreuliches Beginnen! Die Erweckung des alten Geistes, der Kraft im Denken und in der Sprache wird immer dringender nötig, je mehr die Zerfaserung, die Nachahmerei und das Wortedrechseln des modernen Getriebes einreißt. Es ist auch ganz gewiß, daß die Schaubühne dazu am meisten vermag, wenn man ihr als Festspiele wirkliche Kunstwerke anvertraut und nicht etwa die berüchtigten Jambenergüsse possierlich gesinnungsreicher Dichterlinge. So wäre eine Aufführung von Hebbels „Nibelungen" mit Schauspielern des Burgtheaters in Pöchlarn ein Ereignis, und man möge sich von der Größe der Aufgabe nicht abschrecken lassen. Ist ähnliches in den „Naturtheatern" Frankreichs und neuestens auch des Deutschen Reiches möglich gewesen, so müßte es doch auch Deutsch-Österreich glücken können, aus den Schätzen seiner Vergangenheit würdig zu gestalten, was einer bedürftigeren Gegenwart taugt.

Doch wäre es Undank zu verkennen, daß dem Vereine „Bechelaren" schon jetzt mehr geglückt ist als ein Plan. Das mit dem Preis ausgezeichnete Festspiel von Gustav Eugen Diehl „Baldr" ist eine achtenswerte Arbeit. Sie hat mit dem Nibelungenstoff nichts gemein, gründet sich vielmehr auf den Sonnwendmythos und bringt Liebe und Tod Baldrs, der durch Verrat fällt, als er, der Gott, ein schönes Menschenkind zu sich nach Walhall emporheben will. Die lichte Sonne muß hinab in Helas Reich, der grause Winter beginnt, da um uns alles eben am reichsten blüht: Sonnwend. Aber der Sonnwendtag ist doch vor allem ein Markstein im Jubel des ewigen Werdens; Baldr kann sich verbergen, aber er stirbt nicht. Will der Dichter diese Auferstehung später bieten? Hätte er es doch gleich getan! Ein Festspiel im Freien sollte, so meine ich (durchaus nicht als „ruchloser Optimist"), die Wehmut des Wechsels nur andeuten dürfen und den Zuschauer nicht ohne Hoffnung entlassen.

Von diesem Bedenken abgesehen, das wohl mehr ein Zufälliges trifft, ist das Stück entschieden ein Gewinn. Es hat eine sichere Szenenführung, es geht klar auf sein Ziel los, es gibt sich selbstverständlich und doch nie banal. Vielleicht begegnen wir Herrn Diehl zu unserer Freude auch auf einer Bühne, wo ihm die Schauspieler helfen.

Die sehr hübsche Buchausgabe des Stückes (bei Heller in Wien) hat Herr Delavilla von der Wiener Kunstgewerbeschule geschmückt. Ihm und seinem Mitstrebenden Zeyner dankte man auch die entzückende Ausstattung des Spiels. Nachher gab es ein Volksfest, bei dem Fräulein Grete Wiesenthal auf freiem Rasen in ihrer prächtigen, so gar nicht ballettmäßigen Art tanzte. Es war nur ein Walzer; aber Fräulein Wiesenthal tanzte Leidenschaft, Freude und Glück. Schließlich entzündete man an der Donau Sonnwendfeuer. Es war gerade wegen des trüben Wetters ein wundervoller Eindruck. Die Wachau lag im Dunkeln, ihre Holzstöße sollten erst am nächsten Abend leuchten. Statt an vielen kleinen Dingen an einer großen Sache zu wirken, das bringt man bei uns nicht fertig.

Dr. Paul Stefan.

•

Das Tonkünstlerfest in Dresden.

Einem begrabenen Geschlechte mochte sich Musik als tönend bewegte Form weisen — man verbreitete dergleichen ein Menschenalter nach Schopenhauers Offenbarung; — uns gilt sie als „Ausdruck". Das will sagen, als die reinste Verkörperung unserer Sehnsucht, wie denn Sehnsucht das Wesen aller Kunst der Neueren ist. Den Mikrokosmus der Neuesten aber erfüllt die „Reizsamkeit". Lamprecht, dem wir die Beobachtung und das Wort danken, zeigt uns sehr schön, daß die Musik der Reizsamkeit durch die Wandlung vom Diatonischen zum Chromatischen huldigt. Wagner hat ihr mit dem Tristan ein unendliches Reich eröffnet. Die alte Geschlossenheit sank dahin; vom Bau der alten Regeln brach Stein um Stein. Ein ungeheurer Schwall des Kühnsten, des Ungeahnten ward entfesselt. Haltlos treibt der Laie dahin, spottschlechte Erziehung, Faulheit, böser Wille und Zeitungsgeplärr haben ihm die Wurzeln des Verständnisses unterwühlt. Ist es verwunderlich, wenn er sich der neuen Kunst nicht fügt? Muß erst festgestellt werden, daß die „jüngstdeutsche" Musik keinen Rückhalt im Volk hat und nur durch Predigt und Beispiel Boden gewinnen kann?

Solcher Propaganda dient der von Franz Liszt im Jahre 1861 gegründete „Allgemeine deutsche Musikverein", und seine jährlichen „Tonkünstlerfeste" sind die schickliche Gelegenheit, Werke der Wildesten auf den Schild zu heben.

In diesem Jahre war man in Dresden versammelt. Die Spannung war groß, denn man munkelte von einer Flut der Überraschungen. Ach, als sie vorbeigerauscht war, trotteten wir im Seichten hin und fragten uns betrübt, was geblieben sei, was bleiben werde; und wußten uns wenig Trost.

Verweilen wir bei der Kammermusik, in deren Beschränkung sich der Meister zeigen soll und kann. Was gefiel am besten? Eine Serenade für elf Soloinstrumente von Bern-

hard Sekles, glatt, wohlgerundet, gefällig instrumentiert, keinem zuleide. Beginnt mit einem neunmal veränderten Thema aus irgendeiner Harmonielehre. Endet, wie sie begonnen.

Über ihre Zukunft sind wir alsbald beruhigt. Ganz Banalien wird sie willkommen heißen und selbst weniger bescheidene Menschen werden ihr nicht gram sein. Tief hat sie nicht geschürft.

Und was wurde mit gemischten Gefühlen hingenommen? Das uns Wienern wohlbekannte Streichquartett von Arnold Schönberg. Und doch war es von all der Kammermusik das einzige Werk, das neue Wege weisen konnte. Wer wird leugnen, daß es darin wirr und kraus zugeht? Aber die quellende Fülle, der Reichtum der Erfindung, das gewaltige technische Können Schönbergs zwingt zur Bewunderung. Und dann hat das Quartett, wie jedes gute Musikwerk, seine stolze Geschichte. Wie etwa das Meistersingervorspiel auf Bach hindeutet, so Schönbergs Opus 7 auf die ununterbrochene Linie Wiener Musik, die über Schubert und Brahms führt.

Über die Arbeiten zu berichten, die zwischen Sekles und Schönberg liegen, sei der Tagespresse überlassen. So viel im allgemeinen: die Jugend will auffallen. Sie weiß, daß das heute schwer möglich ist. So schminkt sie sich des Gedankens Blässe an und spart die Künste nicht. Wenn ihr nichts einfällt, was liegt daran? Dafür kennt jedes Bübchen die Schliche und Tricks. Orchesterkonzerte: welch ungeheuerer Aufwand! Das Themchen hat sich ja alsbald zu Tode gefallen. Aber da tremolieren die Bratschen so geheimnisvoll, da flunkern die gestopften Trompeten, da stelzt das englische Horn, da gluckſen die Harfen, da balgt sich Blech- und Schlagwerk. Warum, warum? Entsinnt ihr euch der Erschütterung beim Erscheinen des steinernen Komthurs? Und wißt ihr noch, wie kindlich einfach dort die Partitur aussieht?

Hans Pfitzner, von dem eine neue Ouverture auf dem Programm stand, ist uns längst als ein Echter wert und lieb. Gedenken wir noch Ludwig Thuilles, des viel zu früh Verstorbenen, den man auch in Dresden um so lebhafter betrauerte, je mehr sein Symphonischer Festmarsch, sein letztes Werk, gefiel!

* * *

In der Dresdner Hofoper gab man den Künstlerfestgästen zu Ehren „Moloch" von Schillings. Das ist eine geschickte Umarbeitung von Hebbels Tragödie zum Musikdrama. Das Bruchstück ist von Gerhäuser nach den Angaben Emil Kuhs ergänzt, der starke Einschlag von Reflexion glücklich ausgemerzt. Es ist bekannt, daß Hebbel selbst nach einer Musik für den Moloch tastete, wenn auch nur als melodramatischem Schmuck. Er hat an Lachner und später an Schumann gedacht. Richard Specht sagt in seiner schönen Hebbelausgabe (Cotta): „Die strengen, primitiven Linien des Werkes ebenso wie sein im Allgemeinsten wurzelnder Inhalt würden es zu einem Musikfestspiel geeignet machen, dem in poetischer Hinsicht höchstens Wagners eigene Dichtungen zur Seite gestellt werden könnten." Aber, so fügen wir hinzu, es dürfte die dämonische Macht einer Musik nicht fehlen, die, wie bei Wagner, den Stoff dermaßen durchdringt, daß Wort und Weise nie mehr wieder zu trennen sind. Max Schillings sucht dem gigantischen Vorwurf durch Fleiß, Tüchtigkeit und Ernst beizukommen. Zum Schluß starrt die Dichtung wie ein ungelöstes Rätsel, die Musik ist verflogen.

Von den Anstrengungen so mancher Genüsse, von den Mühen so manch „schwitzender" Musik ermüdet, gingen wir zu späterer Stunde abermals ins Hoftheater, das zu einer Festvorstellung der „Salome" lud. Der norddeutsche Kritiker war verärgert, aber er hielt sich an der Pracht des Zwingers schadlos. Die untergehende Sonne ergoß ihre Glut auf die gereifte Herrlichkeit bautenfroher Jahrhunderte. Die grünen Dächer erglänzten und die roten Gartenblumen boten das Widerspiel. Eusebius, ein Philosoph aus Wien, freute sich des milden Abends. Und als der Kritiker meinte, das alles müsse man nun um eine schwüle Oper drangeben, sprach er gelassen: „Sie wissen, daß ich den Taumel „Salome" nicht fassen kann. Das großartige Können hat Richard Strauß doch nicht von heute. Wundert man sich, daß ihm gelungen ist, wonach andere vergebens rangen: ein wirkliches Musikdrama zu schaffen? Ein Stück, das lebt? Dann kennt man seinen „Guntram" nicht. Oder wundert man sich, daß das Publikum so hitzig Anteil nimmt? Glaubt man denn, das Sensationsgezücht würde sich der Gelegenheit, aus der Dichtung Wildes Lüsternheit zu schnüffeln, berauben lassen? Glaubt man, die Schwätzer, die überall Wandlungen und Wendepunkte, die neurasthenischen Schwächlinge, die immerfort noch nie Dagewesenes suchen, würden stille halten? Aber darum dürfte man sich das Werk doch nicht vergällen lassen. Uns beiden, Ihnen und mir, geben ein paar Takte von Schubert mehr als alle Wendepunktmusiken. Wenn aber ein Meister etwas kann und die Leute es endlich merken, so muß man sich dessen doch freuen. Bei uns in Wien, das wissen Sie, war die „Salome" gefährlich und darum haben wir eine mittelmäßige Aufführung einer fremden Bühne zu hören bekommen. Hier in Dresden möchte

ich die Oper so finden, wie sie gedacht ist. — Und ich gestehe, daß ich mir das gewünscht habe.

* * *

Die Dresdner Hofoper hat Treffliches geboten. Neben ihr am meisten unser Quartett Rosé, das sich von den anderen Streichvereinigungen wesentlich abhob. Möge seine Mitwirkung als ein Gruß der Musikstadt Wien betrachtet werden, die ganz bescheiden mahnen möchte, auch ihrer zu gedenken und das Tonkünstlerfest einmal auch auf dem klassischen Boden der Musik zu feiern!

Dr. Paul Stefan.

*

Wiener Theater. Verstummt ist das Kuhglockengeläute der oberbayrischen Bauernmimen, die mit der Zähigkeit einer langjährigen Gewohnheit den Kehraus der Theatersaison besorgen, ausgeträumt auch der schöne „Walzertraum" des Carltheaters, vorläufig und auf zwei Monate wenigstens, und der Verschleiß von dramatischen Genüssen liegt jetzt ausschließlich den Sommerbühnen im Prater ob. Zu ihnen ist heuer noch die Hietzinger Arena hinzugetreten. Mit ihrer Gründung wähnte Herr Minkus offenbar einem dringenden Bedürfnis abhelfen zu müssen. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß es gar nicht vorhanden ist. Um es aber zu schaffen, dazu waren die paar matten Operetten, die der Direktor aus dem Archiv anderer Theater hervorgeholt hatte, so wenig geeignet, wie die Spekulation auf den Namen Ludwig Anzengrubers. Ein Sohn unseres teuren Volksdichters hatte eine alberne Posse „Fesche Wiener" geschrieben, deren Armut an Bühnenvorgängen und Situationswitz kaum ihresgleichen hat. Wäre das über den Spülwässern von Kalau schwebende Werk von einem andern, als dem jungen Anzengruber, gewesen, nie wäre es aufgeführt worden. Doch Geschäft ist Geschäft, und man kann von dem Leiter einer Bier- und Raucharena nicht mehr künstlerische Hochachtung vor Ludwig Anzengruber verlangen, als von dessen leiblichem Sohn, dem doch das primitivste Pietätgefühl hätte sagen müssen, daß es für die Söhne großer Männer ungeschriebene Verpflichtungen gibt, daran man sich nicht erst durch einen Durchfall mahnen lassen sollte. Knapp vor Torschluß versuchte noch eine Berliner Gastspieltruppe die sterbende Saison zu galvanisieren. Es war die dritte, die in den letzten zwei Monaten nach Wien gekommen, um uns an den neuesten Errungenschaften der dramatischen Großindustrie an der Spree teilnehmen zu lassen. Mit Herrn Rudolf Schildkraut an der Spitze brachten einige Mitglieder des Deutschen Theaters an vier Abenden die Frühjahrssensation dieser Bühne zur Aufführung: das jüdische Drama „Der Gott der Rache" von Schalom Asch. Es ist in jenem Idiom geschrieben, das die Juden selbst Jwrideutsch (Hebräerdeutsch) nennen, und der Schauplatz seiner Handlung ist ein russisch-jüdisches Provinzbordell, dessen Eigentümer über eine Moral mit doppeltem Boden verfügt. Unten, im Erdgeschoß, wohnt das Laster, aus dem er des Lebens irdische Güter zieht, oben, im ersten Stock, sein religiöses Gewissen, verkörpert in seiner Tochter, die er in Reinheit und Unschuld auferzogen hat. Für sie läßt er die Thorarolle schreiben, ihr will er mit dem klingenden Lohn der Schande einen Gottesmann kaufen, der ihn dereinst entsühnen soll. Doch der Apfel fällt nicht weit vom Stamme der Mutter, einer „Gewesenen", und in einer brünstigen Maiennacht sinkt die Tochter vom Ober- in das Unterhaus. Aus dieser Wendung der Dinge wähnt ihr verzweifelter Vater die Rache des starken, eifrigen Gottes zu spüren und er stößt Frau und Kind zurück in das Leben der Schande. Das Stück ist bühnenwirksam gebaut und es enthält dramatische Stimmungswerte, die über die Widerlichkeit des Milieus hinwegheben, namentlich in den Unterhausszenen, wo die Schilderungen orgiastischer Ausschweifung ein großes poetisches Gefühl verraten. Dennoch wurde es von der Wiener Kritik mit ungewöhnlicher Strenge abgelehnt, offenbar aus Furcht, es könnte des Bordellbesitzers Moral mit dem doppelten Boden auf die Juden verallgemeinert werden. Dagegen ist nun einzuwenden: behandelt Ludwig Anzengruber in seinem „Meineidbauer" nicht einen ähnlichen Konflikt und soll dort der Sohn nicht gar Geistlicher werden, damit er seinen Vater durch die Abnahme der Beichte entschulde? Und erst heuer wurde vom Deutschen Volkstheater unter dem Titel „Bitt' für uns!" ein neueres Volksstück aufgeführt, darin die sündige Mutter mit ihrem Sohn ähnliches vorhat.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau", XII., 2.
Redaktionsschluß 12. Juli 1907.
Ausgegeben 15. Juli 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Karl Junker.

Notizen.

Bibliographie der landwirtschaftlichen Zeitschriften. Das Bureau für Zeitungsausschnitte und Bibliographie „Observer“ in Wien hat gelegentlich des hier abgehaltenen internationalen landwirtschaftlichen Kongresses eine mit großem Fleiß zusammengestellte Bibliographie der gesamten landwirtschaftlichen Zeitschriftenliteratur herausgegeben. Diese Bibliographie ist, was uns in Österreich mit besonderer Freude erfüllen muß, die erste ihrer Art. Sie enthält 4422 Titel landwirtschaftlicher Zeitschriften, und zwar 899 aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 743 aus Frankreich, 591 aus Deutschland, 373 aus Österreich, 313 aus England, 203 aus Italien, 190 aus Belgien, 143 aus Rußland, 101 aus Australien, 82 aus der Schweiz, 80 aus den Niederlanden, 73 aus Ungarn 2c. Die Bibliographie zerfällt in 23 Abteilungen, die sämtlich mit den Dezimalindices bezeichnet sind, wie die Schrift überhaupt die 59. Bibliographie des „Institut international du Bibliographie“ in Brüssel bildet. In der Einleitung findet sich auch eine interessante Beschreibung des „Observer“ und insbesondere seiner bibliographischen Abteilung.

*

Die Julinummer der „**Flagge**“, des Organs des österreichischen Flottenvereines, enthält mehrere interessante Aufsätze, darunter eine Geschichte des Stabilimento Technico in Triest, sehr beachtenswerte Erörterungen über den Eilverkehr zur Adria und eine Untersuchung über das Unterseebot als Kriegsfahrzeug der Zukunft. F. Artmann schreibt über die Obstproduktion Dalmatiens und betont, wie große Vorteile das Land aus einer Verbesserung seiner Obstkultur ziehen könnte.

*

Das blühende deutsche Gemeinwesen **Rudolfsgnad** im Torontaler Komitat ist durch Überschwemmungen der Donau fast ganz vernichtet worden. Der Schade wird auf mehr als 10 Millionen Kronen geschätzt. Der Hilfsausschuß des Vereines zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn erläßt einen Aufruf, die unglücklichen, treuherzigen, schwäbischen Bauern, die stets für das Deutschtum eingetreten sind, zu unterstützen. Zuschriften und erledigte Sammelbogen mögen Herrn Josef Patry, Wien, 2/1, Schwarzingergasse Nr. 1, übermittelt werden. Mit dem Vermerk „Für die Überschwemmten in Rudolfsgnad“ versehene Geldsendungen werden an die Selbsthilfe-Genossenschaft „Ostmark“, Wien, 6., Franzensgasse 23, Spenden anderer Art an Herrn Fritz Jakobi, Wien, 7., Kaiserstraße 52, erbeten.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I., Brünnerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Sommer 1907. Sommer 1907.

Reiseverbindungen

zwischen **Wien,** den **Alpenländern, Italien** und **Ungarn.**

Gültig vom 1. Juni 1907.

S. 11	S. 1/a *)	S. 1	P. 31	S. 7 ○ I.II.Kl.	P. 33	P. 37	S. 3 □ I.II.Kl.	S. 9 □	S. 5 □	P. 35	Stationen	P. 32	S. 4 □ I.II.Kl.	S. 10 □ ***)	S. 6 □	P. 34	P. 38	S. 8 ○ I.II.Kl.	P. 36	S. 2/a **)†)	S. 2 ††)	S. 12 †††)
7.25	8.35	8.45	9.20	11.30	1.30	4.35	7.20	8.45	9.35	10.35	Ab Wien Südbhf. . . . An	5.35	6.45	8.30	9.10	1.16	4.10	5.40	7.00	8.40	8.50	9.10
9.48	10.48	10.56	12.36	1.29	4.16	7.43	9.20	10.55	11.43	1.54	An Semmering	2.44	4.39	6.10	7.07	10.17	1.06	3.44	3.37	6.38	6.50	7.00
10.00	11.00	11.16	1.02	1.56	4.45	8.16	9.49	11.14	12.01	2.23	Mürzzuschlag	2.05	4.18	5.44	6.30	9.42	12.30	3.18	3.25	6.08	6.22	6.27
10.50	—	—	2.13	—	6.14	9.28	—	—	—	3.34	Kapfenberg	12.48	—	—	—	8.38	11.00	—	1.30	—	—	5.40
12.35	—	—	3.55	—	7.57	—	—	—	—	10.23	Au-Seewiesen . . .	6.36	—	—	—	5.50	—	—	11.05	—	—	4.16
10.57	11.46	12.00	2.16	2.38	6.26	9.35	10.29	11.55	12.44	3.32	Bruck a. d. M. . . .	12.38	3.14	4.56	5.37	8.31	10.40	2.33	1.21	5.17	5.30	5.42
11.17	1.30	1.50	3.38	3.28	6.23	10.00	12.37	12.37	—	4.24	Leoben S.-B.	11.40	—	—	4.53	7.18	10.08	1.30	12.48	—	—	5.17
2.35	4.45	4.45	8.35	8.35	—	—	—	—	—	7.45	Eisenerz . . . . (über Leoben)	—	—	—	—	—	6.25	11.00	—	—	—	2.36
3.52	—	—	10.38	10.38	—	5.30	7.14	7.14	—	11.13	Villach S.-B. . (über Leoben)	4.40	—	—	10.00	—	—	5.50	5.50	—	—	12.11
10.48	—	—	—	—	—	2.15	2.15	2.15	—	10.35	Venedig . . . . (über Leoben)	5.08	—	—	2.10	—	—	—	—	—	—	4.44
1) 7.08	—	—	6.18	6.10	—	9.04	12.47	12.47	—	1) 4.42	Toblach . . . . (über Leoben)	10.42	—	—	5.06	—	—	—	—	—	—	1) 9.06
1) 9.46	—	—	10.00	10.00	—	12.02	4.03	4.03	—	1) 8.37	Bozen-Gries . . (über Leoben)	6.25	—	—	12.52	—	—	—	—	—	—	1) 6.15
—	—	—	—	—	—	1.29	5.30	5.30	—	1) 10.41	Trient . . . . . (über Leoben)	—	—	—	9.48	—	—	—	—	—	—	—
—	12.44	12.50	4.42	3.22	8.28	10.57	11.28	12.50	1.40	5.24	Graz S.-B.	10.36	2.11	3.57	4.24	7.16	9.17	1.34	11.55	4.10	4.25	—
—	1.37	2.02	6.30	—	10.23	—	—	—	—	7.01	Spielfeld	8.31	—	—	—	5.45	7.50	—	10.19	3.18	3.30	—
—	2.56	2.56	7.51	—	—	—	—	—	—	8.41	Purkla (Gleichenberg) . .	7.00	—	—	—	4.00	—	—	8.48	2.11	2.11	—
—	1.58	2.28	6.58	4.28	11.04	—	12.25	1.55	2.48	7.38	Marburg Hptbhf. . .	7.55	12.51	2.48	3.15	5.15	7.20	12.21	9.50	2.50	3.07	—
—	6.46	6.46	11.40	7.08	4.34	—	4.34	4.34	6.41	1.56	Klagenfurt Hptbhf. . (über Marburg)	2.35	7.55	12.00	12.00	12.00	—	10.04	6.10	10.15	10.18	—
—	8.28	8.23	1.20	7.54	5.25	—	5.25	5.35	8.07	3.32	Villach S.-B. . (über Marburg)	12.17	5.48	11.16	11.16	11.16	—	9.14	—	8.18	8.18	—
—	1.50	1.50	6.18	1.50	9.04	—	9.04	9.04	12.47	1) 7.08	Toblach . . . . (über Marburg)	7.10	1.16	8.14	8.14	8.14	—	—	—	—	—	—
—	5.52	5.52	10.00	5.52	12.02	—	12.03	12.03	4.03	1) 9.46	Bozen-Gries . . (über Marburg)	1.08	8.52	4.40	4.40	4.40	—	—	—	—	—	—
—	7.08	7.08	11.31	7.08	1) 1.29	—	1) 1.29	1) 1.29	5.33	—	Kaltern . . . . (über Marburg)	—	7.47	3.32	3.32	3.32	—	—	—	—	—	—
—	7.18	7.18	11.40	7.18	1.19	—	1.19	1.19	5.42	1) 10.55	Meran. . . . . (über Marburg)	—	7.30	3.30	3.30	3.30	—	—	—	—	—	—
—	7.10	7.10	—	7.10	1.29	—	1.29	1.29	5.20	—	Trient . . . . . (über Marburg)	11.08	7.36	3.06	3.06	3.06	—	—	—	—	—	—
—	7.58	7.58	—	7.58	2.14	—	2.14	2.14	6.01	—	Mori . . . . . . (über Marburg)	10.05	6.33	2.19	2.19	2.19	—	—	—	—	—	—
—	9.08	9.00	—	9.00	2.28	—	3.28	3.23	7.16	—	Arco . . . . . . (über Marburg)	8.14	—	12.53	12.53	12.53	—	—	—	—	—	—
—	9.26	9.26	—	9.28	3.45	—	3.45	3.45	7.33	—	Riva . . . . . . (über Marburg)	7.57	—	12.35	12.35	12.35	—	—	—	—	—	—
—	9.59	9.50	—	9.59	4.20	—	4.20	4.20	7.40	—	Verona . . . . . (über Marburg)	6.35	4.50	11.55	11.55	11.55	—	—	—	—	—	—
—	3.05	3.05	—	3.05	7.45	—	7.45	7.45	10.40	—	Mailand. . . . . (über Marburg)	10.05	11.20	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	2.36	2.48	7.40	—	12.11	—	—	—	3.17	8.44	An Pragerhof . . . . . . Ab	7.00	—	—	2.47	4.39	—	—	8.38	2.22	2.40	—
—	8.05	8.05	6.50	—	—	—	—	—	8.00	10.00	Ab Budapest S.-B. . . . An	6.30	—	—	10.17	—		—	8.40	9.48	9.48	—

S. 11	S. 1/a	S. 1	P. 31	S. 7	P. 33	P. 37	S. 3	S. 9	S. 5	P. 35	Stationen	P. 32	S. 4	S. 10	S. 6	P. 34	P. 38	S. 8	P. 36	S. 2/a	S. 2	S. 12
*) Zug 1/a verk. {Wien-Steinbrück v. 28. Juni b. 20 Juli u. v. 3. b. 22. Sept. / in der Strecke {Bruck a. d. M.-Steinbrück vom 21. Juli bis 1. September.	2.45	3.13	8.35	—	1.10	—	—	Direkter Schnellzug nach Ala über Marburg.	3.42	9.18	An Pöltschach . . . . . Ab	6.25	—	Direkter Schnellzug von Ala über Marburg.	2.25	8.53	—	—	8.05	1.57	2.18	**) Zug 2/a verk. {Steinbrück-Wien v. 29. Juni b. 19. Juli u. v. 1. b. 20. Sept. / in der Strecke {Steinbrück-Bruck a. d. M. vom 20. Juli bis 31. August.
	3.08	3.34	9.11	—	1.41	—	—		—	9.50	Grobelno	5.66	—		—	3.23	—	—	7.27	1.31	1.56	
	5.13	5.13	10.35	—	9.00	—	—		—	—	Rohitsch-Sauerbrunn . . .	12.39	—		—	—	—	—	5.49	—	12.30	
	3.24	3.53	5.30	—	2.06	—	1.25		4.19	10.13	Cilli	5.31	11.33		1.49	3.01	—	—	7.15	1.15	1.41	
	3.36	4.34	10.20	—	2.44	—	2.02		4.40	10.54	Steinbrück	4.54	11.03		1.17	2.19	—	—	6.41	12.40	1.00	
	7.12	7.12	—	—	7.18	—	7.18		7.18	3.40	Agram (Zágráb) . .	1.50	—		10.26	10.26	—	—	3.15	8.33	8.33	
	Verkehrszeit beschränkt.	5.30	12.13	—	4.30	—	3.10		5.30	12.33	Laibach S.-B.	3.06	9.53		12.10	12.20	—	—	5.00	Verkehrszeit beschränkt.	11.37	
		7.30	3.37	—	7.25	—	5.00		7.46	3.22	St. Peter i. K. . . .	12.50	8.23		10.13	9.25	—	—	2.29		10.09	
		9.08	—	—	9.31	—	—		9.31	—	Abbazia-Mattuglie.	—	5.35		8.31	—	—	—	—		8.17	
		9.57	—	—	9.40	—	—		9.40	—	Fiume	—	5.05		8.00	—	—	—	—		7.51	
		8.07	4.21	—	8.41	—	5.30		8.36	3.53	Divača	12.09	7.51		10.01	8.39	—	—	1.21		9.21	
		11.15	9.45	—	1.06	—	9.45		1.05	9.10	Pola	5.15	2.40		6.50	2.40	—	—	6.50		5.14	
		8.41	5.34	—	9.46	—	6.00		8.50	4.45	Nabresina	10.56	7.07		9.07	7.30	—	—	12.31		8.28	
		—	9.46	—	—	—	● 9.46		—	—	Venedig . . (über Cervignano)	—	● 2.15		—	2.25	—	—	—		—	
		—	3.05	—	—	—	● 3.05		—	—	Mailand . . (über Cervignano)	—	● 7.45		—	7.45	—	—	—		—	
		—	10.40	—	—	—	● 10.40		—	—	Rom. . . . (über Cervignano)	—	● 10.50		—	10.50	—	—	—		—	
	—	9.50	7.31	—	11.18	—	7.31		10.06	6.36	Görz	9.33	5.10		6.52	5.20	—	—	—	—	7.15	
	—	—	—	—	5.32	—	—		2.15	10.45	Venedig . . . . (über Cormons)	4.45	10.00		2.10	10.40	—	—	—	—	11.15	
	—	—	—	—	2.05	—	—		6.05	2.05	Bologna . . . . (über Cormons)	2.05	4.50		10.30	4.50	—	—	—	—	6.40	
	—	—	—	—	6.34	—	—		10.55	6.34	Florenz. . . . . (über Cormons)	9.15	11.05		5.50	11.05	—	—	—	—	3.00	
	—	—	—	—	1.05	—	—		7.30	1.05	Rom . . . . . . (über Cormons)	2.25	2.25		10.50	2.25	—	—	—	—	9.00	
	—	—	—	—	6.30	—	—		1.35	6.30	Neapel . . . . . (über Cormons)	9.50	9.50		3.00	9.50	—	—	—	—	12.20	
	—	—	—	—	10.40	—	—		7.45	6.05	Mailand . . . . (über Cormons)	11.20	—		7.45	—	—	—	—	—	6.10	
	—	—	—	—	9.24	—	—		11.52	10.0	Genua . . . . . (über Cormons)	7.25	—		3.00	—	—	—	—	—	11.30	
	—	—	—	—	5.05	—	—		6.54	5.05	Nizza (Par. Zeit) . (über Cormons)	12.00	—		6.21	—	—	—	—	—	12.15	
	—	9.02	6.15	—	10.25	—	6.30		9.25	5.05	An Triest S.-B. . . . . Ab	9.55	6.35		8.50	6.00	—	—	11.30	—	7.55	

						Stationen							
7.40	10.25	1.30	2.45	5.30	7.55	Ab Wien Südbhf. . . . . An	5.05	8.55	9.45	3.50	6.12	9.55	11.45
9.58	12.51	4.30	5.36	7.41	10.52	An Sopron (Ödenburg)	4.32	5.53	7.20	12.36	3.58	6.38	7.34
11.24	2.25	bis 15. September	7.20	8.52	12.44	Szombathely (Steinamanger)	bis 15. September	3.57	7.20	10.54	2.48	4.42	6.50
2.00	5.00		—	10.52	3.42	Nagy-Kanizsa		12.55	4.21	6.17	12.45	2.01	—
3.55	8.12		—	1.11	6.00	Csáktornya (Csakathurn)		10.15	—	4.49	11.12	11.12	—
8.20	9.00		—	1.48	9.55	Zágráb (M. Á. V.) (Agram)		7.43	1.50	—	7.30	7.30	—
—	—		—	10.58	9.52	Banjaluka		—	8.30	—	—	—	—
6.00	—		—	5.41	9.57	Uj-Dombovár		6.15	10.00	—	6.05	10.43	—
5.18	8.12		—	—	7.17	Barcs		9.50	—	—	8.60	11.08	—
7.49	—		—	—	9.23	Pécs (Fünfkirchen)		6.32	—	—	—	7.37	—
10.43	—		—	—	3.33	Eszék (Essegg)		12.52	—	—	—	4.40	—
10.00	—		—	—	1.30	An Pakrácz (Lipik . . . . Ab		2.50	—	—	—	6.00	—

***) Ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie. — †) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 8.51. — ††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 9.15 — †††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 9.23 — 1) Ab 1. Juli. — ● Kürzeste Verbindung Wien—Venedig—Mailand—Rom. — ○ = Speisewagen, □ = Schlafwagen, L = Luxuszug, S = Schnellzug, P = Personenzug.

Fahrpläne sämtl. Linien in Taschenformat zu 30 h sind in den Bahnhöfen, jene für die Wiener Lokalstrecke zu 6 h auch in den Tabak-Trafiken käuflich.

Technisches Museum für Industrie und Gewerbe in Wien.

Von Sektionschef Dr. Wilhelm Exner.

Die aus den Gewerben hervorgegangene Industrie verdankt ihre Entwicklung und damit ihre Erfolge vor allem den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und Lehre und den Leistungen der Technik. Die sogenannten exakten Fächer, unter ihnen besonders die angewandten Naturwissenschaften und die Errungenschaften der Empirie, des Erfindungsgeistes, beeinflussen den Fortschritt der Industrie und des Verkehrswesens und befestigen das Gewerbe in seinen Formen: Handwerk und Heimarbeit.

Die Wissenschaftspflege und die Werkstättenpraxis im weitesten Sinne des Wortes laufen nebeneinander, sich gegenseitig induzierend, wetteifernd, wobei zeitweilig diese, ein anderes Mal jene voraneilt.

Gesellschaft und Staatsleben werden aber wesentlich mitbestimmt durch Gewerbe, Industrie und Verkehr.

Diese Zusammenhänge in ihrer geschichtlichen Reihenfolge für Österreich darzustellen, soll die Aufgabe des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe in Wien sein.

Die erste Anstalt solcher Art war das „Conservatoire des arts et metiers" in Paris, welches im Verlaufe eines Jahrhunderts das für Frankreich wurde, was England im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts mit der Errichtung der technischen Sammlungen in South Kensington und was Deutschland mit der Begründung des „Museums der Meisterwerke der Naturwissenschaft und Technik" — jetzt „Deutsches Museum" genannt — in München anstrebt.

In Wien wurde der Gedanke, der sich in diesen drei technischen Museen verkörpert, zum ersten Male bei der Weltausstellung im Jahre 1873 ausgesprochen, als man die Österreichische Spezialausstellung der „Gewerbe und Erfindungen" durchführte. Seither wurde immer wieder der Vorschlag, ein historisches technisches Museum für Österreich zu schaffen, erneut. Diese Anregung hatte bisher den Erfolg, daß ansehnliche Sammlungen dieser Art, und zwar: Das Museum der Geschichte der österreichischen Arbeit, das Eisenbahnmuseum, das Post- und Telegraphenmuseum entstanden sind, und wertvolles Material für das jetzt geplante Technische Museum enthalten. Aus viel früherer Zeit stammen Bestandteile der technologischen Sammlungen der Technischen Hochschule in Wien, welche ebenso wie das Gewerbehygienische Museum, das Feuerwehrmuseum und andere Privatsammlungen manchen Beitrag für ein allgemeines technisches Musealinstitut zu liefern berufen wären.

Zur Feier des 60jährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers sollte eine Reichsgewerbeausstellung, verbunden mit einer Internationalen Armee- und Marineausstellung, veranstaltet werden. In den Kreisen der Industrie entstand jedoch der Wunsch, die Ausstellung mit ihrer zeitlich begrenzten Wirkung durch ein Werk von dauernder Bedeutung zu ersetzen. Die großartige Entwicklung der gewerblichen und industriellen Tätigkeit und des Verkehrswesens in Österreich, deren wesentlichste Anfänge mit dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Josef zusammenfallen, und die ganze Ausbildung der staatlichen Förderungsmittel des Wirtschaftslebens während dieser Regierungszeit sollen in dem geplanten Museum versinnlicht werden.

Das Technische Museum für Industrie und Gewerbe in Wien soll die Leistungen der österreichischen Technik vorführen, eine große Lehranstalt für das ganze Volk sein, den technischen Fortschritt fördern und damit ein bleibendes Denkmal der Regierungszeit des Kaisers Franz Josef bilden.

Dieses Museum wird die österreichische Industrie in dankbarer Würdigung der ihr vom Kaiser Franz Josef gewidmeten Fürsorge unter Mitwirkung der Staatsverwaltung, der Landesvertretungen und der Stadt Wien daselbst errichten — zur Ehre Österreichs.

Die voranstehenden Sätze bilden den Inhalt jenes Aufrufes, mit dem sich das „vorberatende Komitee" an die Personen wendet, die es für die Mitarbeiterschaft bei der Gründung der gedachten Anstalt gewinnen will. Wenn diese Gründung gelingt, das Museum ersteht und die ihm zukommende Wirksamkeit entfaltet, so wird gewiß einmal die Schilderung der Vorgänge bei der Entstehung des Institutes von Wert sein und deshalb soll ihnen hier ein Blatt gewidmet werden.

Auf Grund einer Reihe von privaten Besprechungen, an denen der Ministerialrat im Handelsministerium, Dr. Siegmund B r o s ch e, teilnahm, bildete sich ein vorberatendes Komitee, das in der Weise zusammengesetzt wurde, daß die drei industriellen Zentralverbände zusammen drei, der Niederösterreichische Gewerbeverein zwei und der Elektrotechnische Verein ebenfalls zwei Vertreter namhaft machten. Dabei konnte jeder dieser Vertreter durch einen anderen Delegierten aus derselben Kurie ersetzt werden und weiter wurde diesem Komitee das Recht der Beigesellung anderer Persönlichkeiten eingeräumt, von welchem Recht es auch bereits Gebrauch gemacht hat.

Dieses vorberatende Komitee wählte ein aus drei Mitgliedern bestehendes Subkomitee, dem verschiedene Aufgaben zugewiesen wurden, — so die Frage der Bezeichnung des Museums, der Plan für eine Organisation, die zur Durchführung sämtlicher Vorarbeiten bis zur Eröffnung des Museums geeignet sein sollte, die Verfassung von Zuschriften und Eingaben an Persönlichkeiten und Behörden, deren Unterstützung für das Projekt schon in diesem Stadium erlangt werden wollte und hierher gehört insbesondere die Begrüßung des Ministerpräsidenten und der Mitglieder seines Kabinettes, des Bürgermeisters von Wien, des Landmarschalls von Niederösterreich usw.

Als Titel wurde nach vielfachen eingehenden Erwägungen jener gewählt, der an der Spitze dieser Abhandlung steht [illegible] glaubt, daß dieser Ti[illegible] [illegible]en Inhalt und die Ziele des Mus[illegible] kennzeichnet.

Die von dem Komitee in [illegible] nd zum Teil auch [illegible] te Organisation ist folgendermaße[illegible] Spitze stehen ein [illegible] [illegible]n

„Ehrenausschuß" mit seinem Präsidium. Den Ehrenausschuß sollen bilden: die Minister, die Chefs der autonomen Landesvertretungen, der Bürgermeister von Wien, die Präsidien der Akademien der Wissenschaften, die Rektoren der Hochschulen usw.

Weiter soll eingesetzt werden der „große Ausschuß". Dahin sollen berufen werden: Vertreter der Behörden, Delegierte der Vereine und Korporationen, hervorragende Fachmänner und Delegierte der „Lokalausschüsse", die in den Emporien des Gewerbefleißes der Königreiche und Länder zu errichten sein werden. Das Arbeitsprogramm des großen Ausschusses bildet die Beschlußfassung über die für die Gestaltung des Museums vom „Arbeitsausschusse" beantragten grundsätzlichen Bestimmungen, die Bemühung um die Beschaffung von Musealobjekten und die finanzielle Förderung der Aktion. Der große Ausschuß wird aber außerdem fünf Fachausschüsse bestellen, und zwar das Rechts-, Finanz-, Organisations-, Bau- und Preßkomitee. Die Obmänner dieser fünf Komitees (Ministerialrat Dr. Brosche, Großindustrieller v. Noot, Sektionschef Dr. Wilhelm Exner, Generaldirektor Günther usw.), dann der Obmann der Lokalausschüsse und einige andere Personen, welche jetzt dem vorberatenden Komitee angehören, bilden vorläufig den „Arbeitsausschuß", der sich später endgültig konstituieren wird, während dessen vorläufige Leitung jetzt in die Hand des Obmannes Herrn Artur Krupp gelegt ist. Das Arbeitsprogramm des Arbeitsausschusses besteht in der Beschlußfassung über die von den Fachkomitees vorbereiteten Anträge, die, wenn es sich um grundlegende Maßnahmen handelt, an den großen Ausschuß zu leiten sein werden.

Eine besondere Aufgabe des Organisationskomitees besteht in der Gewinnung der Obmänner der Gruppen, in die sich der Inhalt des Museums teilen wird. Diese Obmänner müssen so gewählt werden, daß sie das betreffende Fachgebiet autoritativ beherrschen und den nötigen persönlichen Einfluß besitzen, um ihre schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe mit Hilfe der Klassenobmänner durchführen zu können.

Auch für das System, das der Aufstellung des Musealinhaltes zugrunde liegen soll, mußte ein provisorischer Plan ausgearbeitet werden, um zu einer Vorstellung von dem Raumbedürfnis zu gelangen, das ja jetzt schon bei den Schritten um die Erwerbung eines Bauplatzes maßgebend zu sein hatte.

Für die beiläufige Ermittlung des Raumbedürfnisses konnte der gegenwärtige Inhalt jener Museen, die in dem neuen Technischen Museum aufgehen sollen, allein nicht maßgebend sein, noch weniger bildete hierfür die Kenntnis der heute anderen Musealanstalten zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten, deren Ausmaß übrigens von einem Mitgliede des Komitees als Vorstudie erhoben wurde, einen zuverlässigen Anhaltspunkt. Es bedurfte daher, um zu einer approximativen Schätzung des notwendigen Areales zu gelangen, eines Idealplanes für die künftige Einrichtung des Museums; — die Grundzüge eines solchen mögen hier noch kurz angedeutet werden.

Nach dem Vorschlage des provisorischen Obmannes des Organisationskomitees würde das Musealgebäude einen umfangreichen Palast bilden, der aus einem Untergeschoß, einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken zu bestehen hätte. Das Untergeschoß wäre bestimmt, die für das Museum nötigen Einrichtungen: Maschinenfundamente, Zentralheizung, Beleuchtungs- und Lüftungsdienst, Betriebseinrichtungen für die Aufzüge, Depots usw. aufzunehmen. Eine große, durch alle Stockwerke reichende Mittelhalle hätte

außer den Stiegen und Aufzügen alle zur Beschaffung und Umstaltung von Energie dienenden Vorrichtungen zu enthalten. Diese Mittelhalle beherbergt daher die Generatoren und Motoren, Vorrichtungen zum Messen und Wägen, kurz alles, was in das Gebiet der allgemeinen Mechanik fällt. Das Erdgeschoß würde weiter rechts und links je drei Gruppen der mechanisch-technischen Industrie, das erste Stockwerk noch drei Gruppen der mechanisch-technischen Industrie und drei Gruppen der chemisch-technischen Industrie aufnehmen. Demnach zerfiele das Museum in dreizehn Gruppen, nämlich jene für allgemeine Mechanik und zwölf industrielle Gruppen. Das zweite Stockwerk würde aus Vortrags- und Zeichensälen, Versuchslaboratorien, Bibliothek und Mappensammlung, Verwaltungsbureaus usw. bestehen.

Was nun die Anordnung der Sammlungen des Museums im engeren Sinne des Wortes anbelangt, so wurde mit Benutzung der Le Playschen Idee des Installationssystems der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 und in deren sinngemäßer Adaptierung für das Technische Museum vorgeschlagen, daß — wenn man sich die Hauptlängenfassade als Abszissenachse denkt — der ganze Gebäuderaum, ebenerdig und im ersten Stockwerke, nach der Richtung der Abszissen in die geschichtlichen Entwicklungsperioden, nach den Ordinaten jedoch in die Industriegruppen eingeteilt werde.

Für die Entwicklungsperioden der mechanisch-technischen Industrie würde als erste jene anzunehmen sein, in der man außer der motorischen Kraft der Menschen und Tiere nur noch die alten Wasser- und Windmotoren anwendete. Die zweite Periode würde durch das Vorherrschen der Wärmemotoren, vor allem der Dampfmaschine, charakterisiert. Die dritte Periode wäre durch das Eintreten der elektrischen Energie gekennzeichnet. Diesen drei Perioden: Vorzeit, Mittelalter und Neuzeit der mechanisch-technischen Industrie wären analog auch für die chemische Produktion drei Perioden: die Vorzeit bis zum Eintritte der Wage in die chemische Forschung (Lavoisier), das Mittelalter, beherrscht durch die Entwicklung der anorganischen Chemie bis Wöhler und Liebig, die Neuzeit, die organische Chemie und die Elektrochemie, gegenüberzustellen. Beschreitet der Besucher das Museum in den Längsgalerien parallel zur Hauptfassade, so befindet er sich immer in der gleichen Geschichts-Periode, wandelt er aber der Ordinaten-Richtung entlang, so bleibt er immer in der gleichen Fachgruppe, die er von der Vorzeit bis zur Gegenwart verfolgt.

Ob dieses System durchgeführt werden wird, steht trotz seiner bestechenden Vorzüge noch dahin, sicher aber bildet die Erwägung dieses Programmes die erste fundamentale und folgenreiche Aufgabe der Organisation, die das Technische Museum für Industrie und Gewerbe vorzubereiten bestimmt ist.

Indessen muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Errichtung des Technischen Museums heute noch so lange fraglich ist und bleibt, bis die Reichshauptstadt Wien zu diesem Projekt Stellung genommen haben wird. Von ihr hängt es ab, ob diese hochwichtige Schöpfung jetzt erstehen werde oder nicht.

Die ungarische Auswanderung.

Von Dr. Ernst Franz Weisl,

Präsidenten der österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft in Wien.

In Ungarn herrscht derzeit ein Auswanderungsfieber; in den ersten zwei Wochen des Juni l. J. haben sich 12.252 ungarische Staatsbürger nach Nordamerika eingeschifft. Im Jahre 1906 wurden 261.000 nach Amerika auswandernden Personen Pässe ausgefolgt, hiervon landeten nach dem Jahresberichte des Generalauswanderungskommissärs in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 168.400. Doch ist die Zahl der ausgestellten Pässe allein nicht maßgebend. Wie das klassische Beispiel des Prozesses in Wadowice seinerzeit bewies, treibt der Umstand, daß Pässe von den Behörden verweigert werden, die Auswanderungslustigen wohl in die Arme von Ausbeutern, hält sie jedoch von der Auswanderung nicht ab. Für jene, die sich zunächst zur Arbeitssuche in die Grenzländer begeben und erst von dort über kurz oder lang auswandern, fällt die Paßfrage weg, und daran wird die ungarische Regierung, trotz der schikanösen Inspektion der nach der Grenze, sogar nach Wien führenden Eisenbahnzüge, nur wenig ändern können. Dies gilt insbesondere von der großen Zahl der ungarischen Sachsengänger, richtiger gesagt der Deutschland- und Rumäniengänger.

Fehlt es auch an einer genauen Statistik, so steht doch fest, daß die natürliche Zunahme der Bevölkerung Ungarns heute von der Auswanderung weit überholt wird. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß nun auch die magyarische Bevölkerung Ungarns zum Wanderstab greift, die gegenüber der slawischen Bevölkerung des Landes sich länger gegen die Auswanderung sträubte. Insbesondere ist es die magyarische Bevölkerung der ungarischen Tiefebene, unter welcher jetzt eine verhältnismäßig große Auswanderung stattfindet.

Dieser Erscheinung gegenüber nahmen die ungarischen Staatsmänner einen verschiedenen Standpunkt ein. Die Hoffnung des ungarischen Landesagrikulturvereines, durch eine Verschärfung des geltenden Auswanderungsgesetzes eine Eindämmung der Auswanderung zu erzielen, wird sich als trügerisch erweisen. So schlecht auch das ungarische Auswanderungsgesetz sein mag, und so sehr sich unter dessen Schutze die Auswandereragenten und Schlepper entwickelt haben, tut dies doch nichts zur Sache, da die Auswanderung weder dem Auswanderungsgesetze entstammt, noch auch durch das beste Gesetz derzeit eingedämmt werden könnte.

Der Charakter der Auswanderung ist heute ein ganz anderer als vor Jahrzehnten. Damals strebte der Auswanderer an, Kolonist zu werden. Heute ist er ein Wanderarbeiter, und je nachdem die Konjunktur in der Heimat oder in der Fremde eine günstigere ist, fällt und steigt die Auswanderung. So z. B. verringerte sie sich im Jahre 1904 in Ungarn, aber auch in allen anderen Auswanderungsstaaten, weil durch die Bewegung für die nordamerikanische Präsidentenwahl die Arbeitskonjunkturen für die Auswanderer in Nordamerika ungünstiger gewesen sind.

Es ist ein Verdienst des Hofrates Kaltenbrunner, von dem der Entwurf eines österreichischen Auswandererschutzgesetzes herrührt, die große Wandlung im Charakter der Auswanderungsbewegung erfaßt und demgemäß im ganzen Gesetz weniger der Auswandererkolonisation als der Wanderarbeiterschaft Rechnung getragen zu haben.

Früher hatte die Auswanderung nicht bloß einen Verlust an Menschenmaterial für die Armee und die Landwirtschaft, sondern auch einen Vermögensverlust insoweit zur Folge, als die Auswanderer nicht nur ihre Habe wegführten, sondern auch der Staat in Form von Erziehungs- respektive Schulkosten usw. Kosten aufgewendet hatte. Derzeit steht aber der Auswanderung eine mindestens 40%ige Rückwanderung aus den Überseeländern und eine mindestens 60%ige Rückwanderung aus den übrigen Ländern gegenüber. Der Vermögensverlust wird durch die Heimsendung des von den Wanderarbeitern im Auslande erworbenen Vermögens paralysiert; sie ist bekanntlich sehr hoch und betrug im Jahre 1904 für die österreichisch-ungarische Monarchie bloß hinsichtlich der auf postalischem und Bankwege heimgesendeten Geldsummen über 160 Millionen Kronen. Wie viel die Rückwanderer heimbringen, kann nicht kontrolliert werden, muß jedoch im Hinblick auf den Prozentsatz der Rückwanderung mindestens mit 40% der erwähnten Ziffer angenommen werden. Was ein jährlicher Geldzufluß von weit über 200 Millionen für die Volkswirtschaft bedeutet, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Es genügt darauf hinzuweisen, daß Italien durch diese Mittel seine Valutaregulierung durchführte und daß auch unsere Zahlungsbilanz von der Ziffer dieses Geldzuflusses wesentlich beeinflußt wird. Rechnen wir nun den Vermögensverlust der Staates an Erziehungskosten usw. nach der üblichen Formel mit 400 Kronen pro Person, so ergibt sich bei einer Auswanderung aus der gesamten Monarchie von 300.000 Personen ein jährlicher Verlust von 120 Millionen.

Wird nun die überseeische und die Kontinentalrückwanderung im Durchschnitte mit dem Minimum von 50% gerechnet, so gelangen wir zu einer Reduzierung obiger Summe auf bloß 60 Millionen, welche den 200 Millionen gegenüberstehen. Das gibt ein reines Saldo von 140 Millionen Kronen zugunsten der Monarchie.

Von einem Vermögensverluste durch die Auswanderung zu sprechen, ist daher irrig. Aber auch in anderer Beziehung übt die Auswanderung durch die Rückwanderung einen großen Einfluß auf den Heimatsstaat aus. Die Auswanderer haben im Auslande neue wirtschaftliche und soziale Gesichtspunkte gewonnen, sie haben an Erfahrung und Intelligenz zugenommen und beeinflussen und modifizieren nach ihrer Rückkehr ihre Umgebung in wirtschaftlicher und intellektueller Hinsicht. Diese Entwicklung, welche eine wesentliche Beeinflussung der Volksmassen zur Folge hatte, läßt sich in vielen Gegenden Ungarns, Galiziens und Dalmatiens genau verfolgen und muß in sozialer Beziehung als ein Fortschritt betrachtet werden. Sehr richtig sagt Dr. L i p p e in seiner Abhandlung über die sozialpolitische Bedeutung der Auswanderung, daß durch sie, respektive durch die Rückwanderung „eine Amerikanisierung der Alten Welt herbeigeführt wird, deren Fortschreiten im Interesse der Allgemeinheit gelegen sei".

Das Problem der Auswanderung hat sich zum Problem der Arbeitssuche umgestaltet. Sind die Arbeitsbedingungen in der Heimat besser als jenseits der Grenzpfähle, so nimmt die Auswanderung ab und umgekehrt steigt sie. Es ist daher Aufgabe des Staates, die Arbeitsgelegenheiten in der Heimat zu vermehren, die Arbeitsbedingungen zu verbessern und eine Arbeitsvermittlung herzustellen, damit Arbeitsuchende des einen Bezirkes nicht etwa aus Unkenntnis von dem in einem andern Bezirke oder Kronlande eingetretenen Mangel an Arbeitern, statt dorthin zu gehen, nach dem Auslande ziehen. Der Arbeitsnachweis muß aber auch noch nach der Richtung ausgedehnt werden, daß auch den bereits im

Auslande befindlichen Konnationalen Kenntnis gegeben werde von eingetretenem Mangel an Arbeitern in der Heimat, damit sie bei günstiger Gelegenheit heimkehren können.

Die hierfür in Betracht kommenden Mittel bestehen in einer großangelegten Arbeitsvermittlungs- und Nachweisorganisation, in einer zielbewußten, mit reichlichen Mitteln ausgestatteten Industrieförderung in der Heimat mit entsprechender Exportförderung, endlich in einer entsprechenden Sozialpolitik. Diese dürfte sich jedoch nicht etwa auf die Verbesserung der Arbeitsbedingungen durch Arbeiterschutzgesetzgebung usw. beschränken, sondern müßte auf die Hebung des geistigen Niveaus abzielen, wodurch eine erhöhte Ausbildung des Arbeiters ermöglicht wird. Hierdurch wird die Leistungsfähigkeit der heimatlichen Industrie und des heimatlichen Exportes gesteigert. Die Industrie wird dann gegenüber anderen Staaten konkurrenzfähiger, und dadurch wird auch eine immer größere Anzahl von Arbeitern an die Heimat gebunden. Die Hebung des Bildungsniveaus fördert das Verständnis für die sozialen Einrichtungen der Heimat sowie für etwaige durch äußere oder unabwendbare Einflüsse eingetretene Änderungen. Dies wird entweder ein Ausharren in der Heimat bei vorübergehender Verschlechterung der Konjunktur zur Folge haben oder ein Rückströmen nach der Heimat, sobald eine selbst länger andauernde wirtschaftliche Depression ihr Ende findet.

Je intelligenter der Auswanderer ist, je größer seine Liebe zur Heimat und die Wertschätzung ihrer sozialen Einrichtungen ist, desto länger bleibt er der Heimat erhalten, oder desto eher kehrt er in diese wieder zurück. Ganz richtig bemerkt Dr. R o l a n d v. H e g e d ü s (Pester Lloyd, 26. April 1907), daß Leute zumeist aus Agrarstaaten oder solchen Staaten, die nicht intensiv kultiviert sind, auswandern und daß aus diesem Grunde Österreich-Ungarn derzeit an der Spitze der Auswanderung steht. Der Monarchie zunächst stehen in dieser Hinsicht Italien und Rußland. In Rußland erzeugen die politischen Verfolgungen und die ungeheuerlichen Agrarverhältnisse die kolossale Auswanderung, während in Italien die großen Latifundien im südlichen Teile des Reiches sowie die Industriearmut dem Auswanderungsstrome immer neue verarmte Massen zuführen.

In Ungarn sind jetzt 33% des Grundes und Bodens, d. i. mehr als 16 Millionen Joch, gebunden. Auch ist der Grundbesitz gerade in jenen Gegenden, welche für die Industrie weniger geeignet sind, zum Beispiel im Szekler Lande, parzelliert, während er in jenem Teile, der durch sein Flußsystem und sein hochentwickeltes Hinterland für die Industrieförderung geeigneter wäre, wie zum Beispiel in Oberungarn, durch eine veraltete Gesetzgebung gebunden ist. So gibt es Komitate, wo die Fideikommisse 97% des Grundes und Bodens umfassen. Es sind daher alle Schritte wie jene des Landwirtschaftlichen Vereines des Honter Komitates auf Abänderung des Auswanderungsgesetzes vom Jahre 1903 beziehungsweise auf Erlassung eines Verbotes der Auswanderung jener Personen, welche arbeitsunfähige Familienmitglieder zurücklassen, sowie derjenigen Personen, die sich zur Arbeit verdungen oder der Militärpflicht nicht in vollem Umfange entsprochen haben, auf Erhebung von Auswanderertaxen und ähnliches vollständig ungeeignet, einen namhafteren Einfluß auf die Auswanderung zu nehmen. Der zur Auswanderung Entschlossene läßt sich durch nichts zurückhalten, und eine Überwachung, wodurch die Auswanderung Unbefugter tatsächlich im größeren Maße verhütet werden könnte, wäre kostspieliger als der durch die Auswanderung etwa entstehende Schaden.

Die Industrieförderung von seiten der ungarischen Regierung wird zu keinem Ziele führen und mit einer künstlichen Industrie, welche bei einer längerdauernden Depression in sich zusammenfallen muß, ist nicht nur nicht gedient, sondern weitaus mehr geschadet.

Es müssen eine Reihe von Maßnahmen ergriffen werden, und zwar: Lösung des gebundenen Grundbesitzes, Hebung des Bildungsniveaus, Hinüberleitem der politischen und sozialen Einrichtungen des fortgeschrittenen Auslandes und Vorbereitung des ungarischen Agrarstaates für den Aufbau eines Industriestaates, jedoch Gründung und Förderung nur solcher Industrien, welche nach der Bodenbeschaffenheit des Landes, dem Charakter seiner Einwohner und nach der Erzeugungsart in Ungarn zu prosperieren versprechen. Last not least müßte die Besserung jener politischen und sozialen Verhältnisse, welche nicht zum geringsten Teile die Auswanderung aus Ungarn in den letzten Jahren verursachten, angestrebt werden. Wenn Reichsratsabgeordneter Stephan Bernath in der jüngst in Budapest vom Bunde der ungarischen Fabrikindustriellen einberufenen Auswanderungsenquete die Abnahme des patriotischen Gefühles des ungarischen Volkes und das Absterben der Liebe zur Heimat konstatierte, so hat er recht. Er hätte aber als Erklärungsgrund das förmlich zum Volkslied gewordene ungarische Auswandererlied zitieren sollen, das Low in der „Kolonialzeitung" veröffentlichte, und das den Führern der Unabhängigkeitspartei, darunter Exzellenz Kossuth, zugesandt wurde, welches in den Seufzer ausklingt: „Einst extra Hungariam non est vita, jetzt Leben bloß außerhalb Ungarns."

Wenn gegenüber dem großen Problem der Auswanderung ein Enquêtemitglied die „Einführung des selbständigen Zollgebietes" verlangt und das Magnatenhausmitglied Eugen v. Rakosi 5- bis 10jährige Zuchthausstrafe für Verlockung zur Auswanderung verhängen möchte, so ist das ein Beweis, wie wenig noch in Ungarn das Problem erkannt wurde, dessen gedeihliche Lösung viel mehr auf dem Boden des Internationalismus als auf dem des beschränkten Nationalstaates zu suchen ist. Schon vor längerer Zeit wurde seitens der österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft darauf hingewiesen, durch Einberufung eines internationalen Auswanderungs- und Arbeitsvermittlungskongresses die internationale Regelung der Auswandererfrage, die heute zum größeren Teil Wanderarbeiterfrage ist, einzuleiten. Bisher vergeblich. Da mittlerweile Ungarn an der Spitze der Auswanderungsländer marschiert, so könnte es durch Einberufung eines solchen Kongresses der Allgemeinheit nnd in erster Reihe sich selbst einen großen Dienst erweisen.

Die Mährer und ihr Staatsrecht.

Von Adolf Bachmann.

Mähren und Steiermark, beide dem Erzherzogtum Österreich, dem donaudurchströmten Herzen unserer Monarchie, im Norden und Süden landschaftlich am nächsten angeschlossen, haben das im Zentrum der Monarchie pulsierende Leben während des jahrhundertelangen Werdens und Wachsens Österreichs am unmittelbarsten empfunden. Sie haben aber auch, nimmt man alles in allem, für die Tendenzen des Großstaates mehr als die anderen Kronländer Verständnis, Neigung und Opferwilligkeit erwiesen.

Mit dem herrlichen Lande ob und nid der Enns erwiesen sie sich immer wieder als ein Hort dynastischer Bestrebungen und Mähren neben Niederösterreich vermochte auch in erster Reihe die Segnungen des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwunges zu unserer Zeit sich zu sichern.

Daran haben, sowenig wie der Gebirgskamm der nördlichen Kalkalpen oder die langgestreckte, oft tiefeingeschnittene Talfurche der Thaya geographisch die vielfältigen Verbindungen zwischen den Nachbargebieten hemmen, auch ethnographische und kulturelle Verschiedenheiten nichts geändert. Wenn die Steiermärker sich bereits im XII. Jahrhundert mit den Österreichern unter einen Herrn stellten und nun allen landsmannschaftlichen Besonderheiten und Neigungen zum Trotze mit ihnen in seltener Uneigennützigkeit zusammenstanden in guten und schlimmen Tagen, so trat, wenigstens bereits seit dem XV. Jahrhundert nach allen Seiten sichtbar, die geistige und materielle Hinneigung des Mährerlandes zu der Donauprovinz und dem aufblühenden Wien stark, ja übermächtig hervor. Sie haben sich, zumal wenn es hieß, Recht und Billigkeit zu wahren, stärker erwiesen als alle Bande, welche Abstammung und Politik zwischen den Fürsten und Bevölkerungen Böhmens und Mährens geknüpft hatten. Es waren auch nicht Laune und Zufall, noch weniger etwa demütiges Entgegenkommen gegen höfische Wünsche im Spiele. Der Sinn für Pflicht und Treugelöbnis, aber auch der rechte Blick für das wahre Interesse der engeren mährischen Heimat wie des im Osten des Deutschen Reiches sich konstituierenden großen Habsburgerstaates trieb sie voran. So haben die Mährer 1437, 1439, 1452 den Böhmen auf ihren rücksichtslos egoistischen, allein von den Interessen des Hochadels vorgeschriebenen Pfaden nicht Gefolgschaft geleistet und der Tochter Kaiser Sigmunds, ihres letzten Markgrafen aus luxemburgischem Geblüte, die Treue gewahrt; sie haben dem beschworenen Gesetze gemäß Elisabeths Gemahl und Sohn als König und Erben anerkannt und mit den Schlesiern und Lausitzern unerschütterlich ihrem jungen Herrn und dem Hause Österreich gedient, bis am St. Klemenstage 1457 mit dem jähen, kinderlosen Tode des jungen Ladislaw all die schönen Hoffnungen vernichtet wurden.

Fast glänzender noch leuchtete die Standhaftigkeit und Umsicht, die Klugheit und Loyalität der Mährer auf, als es galt, mit der Anerkennung Kaiser Ferdinands I. 1526 neuerdings die östlichen Landschaften des Reiches zu einer großen Einheit unter habsburgischer Führung zusammenzuschließen, nach außen ein Bollwerk zu schaffen gegen die stetig anwachsende Türkennot und zugleich für die Ordnung der inneren Angelegenheiten die kluge starke Hand zu gewinnen. Mochten in Böhmen Selbstsucht und Untreue ihren Platz finden und man mit den Erben des Thrones paktieren und handeln wollen, die Mährer gingen den Weg der Ehre, ohne dabei ihrer berechtigten Interessen im mindesten zu vergessen.

Und solche Tradition blieb nicht verloren bei den nachfolgenden Generationen. Man denke an Karl v. Zierotin: getrieben von Eifer für sein religiöses Empfinden und erfüllt von dem baronialen Übermute, den die traurigen Händel zwischen Kaiser Rudolf II. und seinen Brüdern und Vettern so sehr begünstigten, war er eine Zeitlang der Politik zentrifugaler Elemente mehr, als er selbst gedachte, zugetan; aber er fand auch zu rechter Zeit den Weg zurück zur Erkenntnis dessen, was patriotische Gesinnung unter allen Umständen fordert, und mit ihm seine Genossenschar.

In Mähren blieb das kurzlebige Regiment des „Winterkönigs" ohne jeden festen Halt. Und wer könnte heute in kurzen Worten, wie sie diese Stelle heischt, auch nur die Verdienste unserer hervorragendsten marchländischen Politiker, Beamten, Gelehrten, Soldaten, der Koryphäen auf allen Zweigen wirtschaftlicher Tätigkeit andeuten, von den Zeitgenossen des großen Krieges und Christian Julius von Schierendorffs, dem Vorkämpfer freisinniger und einheitlicher Verwaltungseinrichtungen in Österreich zur Zeit Kaiser Josef I. und Karls VI. angefangen, dessen Bedeutung erst in allerletzter Zeit gebührend hervorgehoben wurde, bis herauf zu den Männern, die in unseren Tagen zu der engeren Heimat Wohl und doch mit steter Rücksicht auf das Heil des großen Gesamtvaterlandes am Werke sind?

Noch eins muß hier besonders angemerkt werden. Seitdem in den gewaltigen Kriegsstürmen zu Beginn des XIX. Jahrhunderts die nationale Idee unter dem Drucke der französischen Fremdherrschaft erwachsen war und sich mit dem außerordentlichen Kulturfortschritte der nachfolgenden Jahrzehnte mit neuem positiveren Inhalte erfüllt hatte, seitdem sie vor allem auch in den Vorgängen der Vergangenheit ihre Rechtfertigung suchte, wenn auch oft genug sehr moderne und historisch haltlose Bestrebungen sich dahinter bargen, begannen sich neue Fäden zwischen Böhmen und Mähren anzuspinnen, erklangen im Reigen des inneren Volkslebens der slawischen Bevölkerungen beider Länder Töne, die, wie es schien, zu weit höherer Harmonie bei Erstrebung politischer Ziele und bald auch wirtschaftlichen Vorteiles beider hinleiten mußten, als je zuvor. Die kulturelle Gemeinschaft, der hocherfreuliche, in mancher Beziehung geradezu überraschende Aufschwung des geistig-literarischen Lebens der Tschechen, die freilich seit Jahrhunderten gewohnt waren, die Emanationen der deutschen wissenschaftlichen und materiellen Entwicklung aufzunehmen und zu verwerten, trat in neue sieghafte Erscheinung. Aber auch die Lehre vom historischen Staatsrechte Böhmens und der Länder der Sankt Wenzelskrone ward geboren. Welche Fülle von Ehren und Recht, von Macht und Wohlfahrt stellte sie den Bewohnerschaften Böhmens, Mährens und Schlesiens als lockendes Ziel vor die Augen? Selbst jetzt blieb aber, wenn nicht der Großteil, so doch der Kern der mährischen Slawen nicht bloß österreichisch gesinnt: das eignet doch allen Bewohnern der Mark — sondern überhaupt weit entfernt von den letzten Zielen, ja auch schon der Taktik der extremen böhmisch-tschechischen Anbeter des „historischen Staatsrechtes". Freilich, die vernichtende Kritik der deutschen Historiker und Juristen, von trockenen Stubengelehrten und im praktischen Leben unmittelbar empfindenden und schaffenden Staatsmännern, war wie ertötender Meltau auf das üppige, farbenprächtige Geranke der staatsrechtlichen Theorien Palackys und seiner Jünger und Anhänger gefallen! Und noch eins muß zugegeben werden: die Deutschen Mährens, wenn auch im Lande, absolut und relativ gerechnet, minder zahlreich als ihre Stammesgenossen in Böhmen und geographisch weit ungünstiger gesessen als jene, sie setzten zufolge ihrer ideellen und wirtschaftlichen Machtstellung im Lande materiell und, solange sie die Majorität im Landtage besaßen, also bis auf die letzte Zeit, auch formell allen wie immer gearteten verfassungsfeindlichen Velleitäten unüberwindlichen Widerstand entgegen. Trotzdem mußte die kühle Zurückhaltung so vieler mährischer Tschechen, die ja freilich die Verheißungen und Bürgschaften, welche ihnen ihre böhmischen

Stammesbrüder für den Fall des Gelingens so hochfliegender Entwürfe boten und bieten konnten, am besten zu beurteilen in der Lage waren und sind, in den letzten Jahrzehnten immer und immer wieder die Aufmerksamkeit erregen. Und wenn die Tschechen Mährens in letzter Zeit, um die Mehrheit in der autonomen Landesvertretung zu erlangen, zu Gesetzen ihre Zustimmung gaben, die auch den Deutschen der Markgrafschaft die schwersten Sorgen für ihre nationale Zukunft und Geltung im Lande benahmen: bedeutet die Sicherung der Deutschmährer in ihren vitalen Beziehungen vor Vergewaltigung im Brünner Landtage nicht zugleich im letzten Grunde den Verzicht auf tschechische Pläne, denen die Deutschen im Lande niemals zustimmen werden, niemals zustimmen dürfen? Ihre Festigkeit und klare Erkenntnis des Naturnotwendigen und die Loyalität ihrer slawischen Landsleute werden, so hoffen wir, die treuen Behüter des geschlossenen Paktes sein, der den nationalen Kampf in Mähren nicht beenden wird, wohl aber ihm Schranken zu ziehen geeignet erscheint, soweit dies unter den obwaltenden Verhältnissen und im Ringen menschlicher Kräfte, Bedürfnisse und Leidenschaften überhaupt möglich ist.

Je mehr sich, seit längerer Zeit, das geschichtliche Interesse von den Vorfällen des Hof- und diplomatischen Lebens und Treibens und den Tatsachen der Kriegsgeschichte hinweg den inneren Vorgängen des staatlichen Seins und ihrer Fortentwicklung zuwendet — die Erkenntnis, daß sie, wenn auch weniger in die Augen fallend und leicht faßbar, doch im letzten Grunde entscheidend bleiben, wies auf diesen Weg — desto mehr bleibt es die schwierige, freilich stets unendlich reizvolle Aufgabe der Forschung, auch die Ursachen und Wirkungen von den Fakten zu scheiden und dem Werden und Walten von Ideen und Gestaltungen bis in die feinsten Zusammenhänge nachzugehen. Eine Untersuchung der letzten Gründe der modernen staatsrechtlichen Bestrebungen der Tschechen einerseits, der Haltung der Mährer ihnen gegenüber andererseits hat interessante Aufschlüsse über die leitenden Faktoren und verschiedenen Strömungen innerhalb der Tschechen Böhmens und seiner feudal-konservativen Verbündeten im XIX. Jahrhundert gebracht, die wir hier nicht weiter charakterisieren wollen. Die Frage nach den staatsrechtlichen Beziehungen Böhmens zu Mähren und dem Verhältnisse beider zum alten Deutschen Reiche und zu der daneben und in dessen Osten emporsteigenden österreichischen Monarchie leitete zurück bis zu den Anfängen österreichischer Geschichte. Nach Palacky und Dudik haben Kalousek, W. Koutny, Deml, R. Dworzak diesen Dingen mehr oder weniger ihre Aufmerksamkeit geschenkt. In B. Bretholz' verdienstvoller Geschichte Mährens, die leider erst bis 1197 reicht, und in meiner Geschichte Böhmens, Band I, sind dazu vielfache Verbesserungen und Ergänzungen versucht worden. Eben jetzt hat wieder Dr. Alfred Fischel in seinen „Studien zur österreichischen Rechtsgeschichte", Wien 1906, eine neue Überprüfung unternommen und, gestützt auf treffliche juristische Schulung und unter Heranziehung der historischen Quellenbelege und aller näherliegenden Literatur, namentlich auch der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte, eine Reihe erfreulicher Ergebnisse erzielt. Der anregenden Kraft des Fischelschen Aufsatzes verdanken auch die nachfolgenden Darlegungen ihre Entstehung. Sie bringen Zustimmung und Zweifel zum Ausdrucke, wollen aber auch ihrerseits Neues bieten. Wenn dabei für das Detail meiner Behauptungen und Angaben zunächst nicht überall die Sonder-

belege beigebracht sind, so wehrt dies der Charakter dieser Zeitschrift. Aber eben diese ihre Kenntnis darf ich ja nicht bloß bei den Forschern von Beruf, sondern auch in dem weiteren Kreise jener, die sich je mit dieser Materie beschäftigt haben, voraussetzen.

Die Slawen Böhmens sind etwa 806, die Mährer (nach den Quellen sicher) erst i. J. 817 als Angehörige des großen Frankenreiches, dem Karl der Große eine so gewaltige Ausdehnung gegeben hatte, nachzuweisen. Wie das gekommen, liegt trotz der Angaben der Annalen über die Heerfahrten gegen Böhmen 805 und 806 im dunkeln. Wenn 791 das fränkische Nordheer unter seinen Feldherren Meginfried und Theodorich beim Aufmarsche gegen die Awaren im heutigen Ungarn friedlich durch das Land der „Beheimer" zog, so waren wohl damals die Tschechen bereits Karl, wenn nicht untertan, so doch seinem Vorhaben günstig gesinnt. Es ging ja gegen ihre eigenen alten Zwingherren. Ihre Versuche, 805 und 806, die deutsche Hoheit abzuwehren oder wieder abzuschütteln, blieben fruchtlos. Wohl ist im Kapitulare von 807 noch eine Rüstung des Reiches für Böhmen vorgesehen: der dritte Mann soll ausrücken, wenn es „in partibus Beheim", in den böhmischen Strichen, wieder zu Unfrieden kommt. Aber das Land bleibt ruhig und wird nun für Jahrzehnte wieder gar nicht genannt.

An anderes darf man bei der Angliederung Mährens an das fränkische Großreich denken. Seine Fluren schlossen sich unmittelbar an die eigentlichen Siedelgebiete der Awaren an und wenn, was sicher bezeugt ist, noch 791 das heutige Niederösterreich westwärts bis an die Enns echtes Awarenland war, so darf man ein gleiches auch für Mähren mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussetzen. Dann aber bedeutet die völlige Bezwingung des Awarenreiches, der entscheidende Feldzug König Pippins, des zweiten Sohnes Kaiser Karls, 896 auch die Eroberung wenigstens der südöstlichen Striche Mährens durch den fränkischen Sieger. Und noch eins!

Es war in Böhmen, wie die Quellen ausdrücklich berichten, 805—806 von den Aufgeboten Karls des Großen unter der Führung seines ältesten Sohnes, Karl, gekämpft worden. Trotzdem haftete im Gedächtnisse der Nachwelt, sogar in Böhmen, der Name Pippins als des Awaren- und auch als Slawenbezwingers. „Immer haben wir uns", läßt Cosmas (II, 8) die böhmischen Gesandten 1040 zu Kaiser Heinrich III. sagen, „auch unter Kaiser Karl und seinen Nachfolgern der Geltung unserer heimischen Gesetze erfreut . . . . Diese Satzung aber hat uns P i p p i n, des großen Königs Karl Sohn, auferlegt, daß wir jährlich den Nachfolgern der Kaiser 120 erlesene Ochsen liefern und 500 Mark Silbers zahlen."

Schon diese Stelle weist (neben verläßlicheren anderen Zeugnissen) auf die Art der Verbindung Mährens und Böhmens mit dem deutsch-fränkischen Reiche zur Zeit der Karolinger hin. Wie die Slawengebiete in der bayrischen und Friaulermark, wurden auch sie nicht unmittelbares Reichsland, das fränkische Beamte nach deutschem Rechte verwalteten, sondern sie zahlten Tribut, leisteten Heerfolge, wenigstens bei Krieg in ihrer Nachbarschaft, und behielten dagegen ihre hergebrachten Einrichtungen, meist auch die früheren Fürsten und Häuptlinge, die dabei nicht selten durch Eid, Geiseln usw. ihre Treue besonders verbürgen mußten.

Von einer wie immer gearteten Verbindung Mährens mit Böhmen zu dieser Zeit verlautet absolut nichts. Ja, offenbar gefördert durch die innigeren Berührungen

mit dem Reiche, welche die bayrische Mark an der Donau vermittelte, und anderseits an der äußersten nordöstlichen Peripherie des Reiches gelegen, wo sich das Sinken der Zentralgewalt unter Kaiser Ludwig I. (814—840) deutlich bemerkbar machte, strebten die Mährer gleich den Slowenen an der Drau bald nach Erlangung voller, auch äußerer Unabhängigkeit. Das Marchland eilte in staatlich-politischer Hinsicht Böhmen sogar voraus.

Schon zur Zeit der Kämpfe der Söhne Ludwigs miteinander (840—843) stehen die mährischen Gaue unter einem Fürsten, Moimir genannt, den Deutschen in trotziger Selbständigkeit gegenüber, während Böhmen noch in zahlreiche (man rechnet 14 bis 55) Häuptlingsgebiete geteilt war. Wohl ward dann Moimir gestürzt (846) und auch sein Neffe und Nachfolger Rastislaw vermochte sich schließlich gegen die Deutschen nicht zu behaupten. Aber der dritte Fürst der Mährer, Swatopluk (Zwentibald), ein echter Barbar, der erst seinen Vorgänger und Oheim den Deutschen verräterisch auslieferte, dann auch diese selbst täuschte, er, nicht etwa wie später der Ungarkönig Stefan ein wahrhaft staatskluger Fürst, wie seine kirchliche Politik erweist, aber ein listiger Unterhändler und tapferer Kriegsmann, der die Schwächen der Gegner und Freunde rücksichtslos zu nutzen verstand, minderte die Hoheitsrechte des Reiches so weit, daß nur der leere Schein übrigblieb; er ward der Schöpfer eines weithin gebietenden Slawenreiches. Die Slowenen Pannoniens, die Slowaken Nordungarns, die Kleinpolen an der oberen Weichsel und Oder, die tschechischen Stämmchen in Böhmen, wie es heißt „bis an die Eger", anerkannten seine Oberhoheit. Mähren, nicht Böhmen, war das Hauptland Swatopluks und schien auch weiter der erste Mittelpunkt der staatlich organisierten Westslawen bleiben zu sollen.

Aber Reiche, die allein durch die persönlichen Leistungen eines Mannes entstanden sind, sind kurzlebige Schöpfungen. Sie zerfallen, sobald ihnen dieser fehlt, und das ward auch das Schicksal Großmährens. Schon Swatopluks Söhne, unter sich uneins, erlagen den Angriffen der Magyaren, die eben damals im südlichen Ungarn und im Westen Siebenbürgens und der Walachei sich niedergelassen hatten. Immer wieder von den magyarischen Raubscharen durchzogen und verheert, ward es nach 906 fast zur menschenleeren Einöde. Auch Böhmen und ganz Deutschland litten schwer unter der ungezügelten Wildheit der neuen Nachbarn. Aber die Widerstandskraft des viel größeren Böhmen war nachhaltiger als die Mährens, seine gebirgige Struktur für feindliche Reiterheere ein ungünstiges Terrain, mancher seiner Gaue auch, wenn wir Adam von Bremen glauben dürfen, klug genug, zur Sturmeszeit den Nacken zu beugen, sich mit den Ungarn zu vertragen und an ihren Raubzügen nach Norddeutschland teilzunehmen. So kam man hier über die Zeit der großen Not hinweg. Ja noch mehr! „Aus Mährens Erfolgen stets Nutzen ziehend, in dessen Sturz aber nicht mitgerissen, war Böhmen ein Jahrhundert lang, im Schatten Mährens stehend, genug erstarkt, um bald nach dem Falle seines gefährlichen Rivalen dessen Gebiet, zugleich aber auch die weltgeschichtliche Stellung, die Mähren im IX. Jahrhundert für sich erreicht hatte, in Anspruch zu nehmen." So Bretholz in runden Worten, Gesch. Mährens I, 120.

So einfach ging das eben doch nicht, und noch weniger war die eigene Kraft des erst in Entstehung begriffenen Tschechenreiches dafür hinlänglich. Wenn Bretholz in

einer seiner früheren Arbeiten gegen die nationalen Historiker, namentlich Palacky und Dudik, zutreffend nachgewiesen hat, daß die Wiedererhebung Mährens von seinem tiefen Falle und seine Befreiung vom hungarischen Joche wesentlich den Erfolgen der Deutschen über die Magyaren zu verdanken ist, so gilt ein gleiches wohl noch sicherer von Böhmen. Auch nicht einmal die böhmische Sage hat die leiseste Spur siegreicher Ungarkämpfe der Tschechen bewahrt. Ihre Kräfte waren damals gebunden durch die inneren Stürme, welche das Emporsteigen des Einheitsstaates in Böhmen und die Zwietracht in dessen Fürstenhause (Ermordung der Herzogin Ludmila, Boleslaw I. gegen Wenzel I.) mit sich brachten. Dafür kamen ihnen, die seit 921 und bleibend seit 929 dem Deutschen Reiche wieder unterworfen waren, nach außen die glänzenden Waffentaten Kaiser Heinrichs I. und der Bayerherzoge Arnulf und Berchtold, durch welche die Ungarn bis über die Enns zurückgeworfen wurden, naturgemäß zustatten. Böhmen rückte erst damit, soweit unsere Quellen erkennen lassen, wesentlich ohne eigenes Zutun, aus der Machtsphäre der ungarischen Heerfürsten heraus. An deren Abwehr 955 haben dafür die Scharen Herzogs Boleslaws I., dem die Einsicht in die Lage der Dinge nicht mangelte, nicht bloß in der Lechfeldschlacht allein gewissen Anteil genommen.

Man pflegt als die wichtigste Folge des Sieges der Deutschen bei Augsburg vom 10. August 955 hervorzuheben, daß das Reich hinfort von den Plünderungszügen der ungarischen Reitergeschwader verschont blieb. Das ist unzulänglich und nur eins. Weit wichtiger war es für Deutschland, für die Geschicke Österreichs aber geradezu entscheidend, daß nun die Ungarn in die Defensive geworfen waren, daß auch die Ennslinie von ihnen nicht behauptet werden konnte und die Deutschen an die Wiederbesetzung der vor zwei Menschenaltern verlorenen Ostmark schreiten. Ein ganzer weiter Halbkreis von Landmarken, vom steilen Gestade der Adria und der istrischen Halbinsel nordwärts bis zur Oderspalte und ans Gesenke, ward wieder deutsch, darunter keine geringere als die bayerische Ostmark an der Donau, unser Kernland Österreich, selbst und — neben einer ganzen Reihe anderer auch Mähren. Wie das im besonderen geschehen ist, bleibt dunkel.

Zeugnisse und Erwägungen von nicht geringem Gewichte veranlassen aber zu glauben, daß auch die Vertreibung der Ungarn aus dem Gebiete an der March und ihrer Zuflüsse nicht von Böhmen aus, sondern zufolge einer Diversion der Deutschen von der Donau her erfolgte. Der erste, der, wenn auch nur mit dem Anspruche auf kirchliche Herrschaft, nach dem wiederbefreiten Mähren griff, war ein Deutscher, Bischof Pilgrim von Passau. Hätte er dies ohne Auseinandersetzung mit Herzog Boleslaw von Böhmen vermocht, wenn dieser Gebieter an der March gewesen wäre? Es findet sich durchaus keine Meldung, daß solches der Fall war. Aber, wirft man ein, von anderen wichtigen Geschehnissen jener Tage auch nicht. Bischof Pilgrim kam auch mit seinen Plänen nicht ans Ziel! Trotzdem erhielt Mähren schon um 972 einen eigenen Bischof, sogar früher noch als Böhmen. Und dies wird wohl für unsere Streitfrage entscheidend sein. Oder wer möchte glauben, daß Boleslaw I., wenn er zugleich über Böhmen und Mähren gebot, sich früher als um die Einsetzung eines eigenen kirchlichen Oberhirten in seinem Hauptlande Böhmen um die Schaffung eines selbständigen Kirchenwesens in seiner östlichen Landmark gekümmert

habe? Tatsache ist es aber, daß bei der Konsekration des ersten Bischofes von Prag neben anderen Diözesanen des die Weihe spendenden Erzbischofes von Mainz auch ein episcopus Moraviensis intervenierte.

Auch auf ein drittes Moment hat gelegentlich schon Joh. Loserth aufmerksam gemacht, wenn er auch seine Bedeutung offenbar überschätzte. Im X. Jahrhundert, vor 995, grenzte die „Bohemia" des Cosmas, das Fürstentum der Przemysliden, gar nicht an Mähren, sondern der ganze Osten von Böhmen, speziell die gegen Mähren gelegenen Striche, gehörten zum Herrschaftsgebiete der in Libic an der Cidlina residierenden Slawnike. Also konnte Mähren wohl auch nicht Mark eines Landes sein, das im Osten nicht über Nimburg hinausreichte. Man darf aber nicht vergessen, daß die slawnikischen Fürsten sich früh unter die Hoheit der Prager Herzoge gestellt hatten: der Friede von 950, der Böhmens Gehorsam dem Reiche sicherte, wurde nach der Meldung Widukinds von Herzog Boleslaw I. allein mit Kaiser Otto, und zwar für ganz Böhmen vereinbart, seine Lasten hatte auch der Osten zu tragen. Trotzdem wiegt die Summe der Gründe, die uns nach der Vertreibung der Ungarn zunächst an deutschen Einfluß in Mähren denken lassen, ungleich schwerer, als die Behauptung der gefälschten Prager Bistumsurkunde von 1086, die Mähren als einen Teil des Prager Sprengels in Anspruch nimmt. Gerade die kirchliche Vereinigung beider Länder zu der fraglichen Zeit hat sich ja als nicht vorhanden erwiesen. Die Tendenz der Meldung jenes angeblichen Dokumentes Kaiser Heinrichs IV. für den Prager Bischof liegt allzu klar.

Aber ward nun Mähren (seit etwa 970) deutsches Kolonialland wie Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain? Um solches, wohin wohl nach 955 die Hoffnungen der Deutschen zielten und wozu so vielversprechende Anfänge sich zeigten, durchzuführen, waren die inneren Ordnungen des Reiches noch nicht gefestigt genug, war die Offensivkraft des Reiches Ottos II. und Ottos III. keineswegs ausreichend. Gerade im bayerischen Osten erregte jetzt die Unbotmäßigkeit des Herzogs Heinrichs II. die schwersten Händel und Kämpfe. Die wichtige Rolle, welche dabei die Stellungnahme des Böhmenherzogs spielte, und daß Otto II. nicht mit ganzer Rücksichtslosigkeit durchgriff, mußte sein Ansehen gerade bei den östlichen Völkern schwächen. Unter Otto III. kam die Vorrückung der Deutschen gegen Osten zum Stillstande. Feste Grenzen fingen an sich gegen Ungarn zu bilden. Die Markgrafen an der Donau, die mühsam den Riegel des Wiener Waldes überwunden hatten, vermögen wohl im Wiener Becken, nicht aber im Marchfelde auf eine größere Bevölkerung sich zu stützen. Mähren erscheint seit 976 aus ihrem, aus dem deutschen Gesichtskreise geschwunden, gleichsam verdeckt durch den mächtigen Nordwald, der vom Süden Böhmens weit westwärts über den Manhartsberg hinaus in Meilenweite sich erstreckte.

Wieder stehen wir vor ungelösten Fragen. War jetzt für Boleslaw II. von Böhmen (seit 967) der Zeitpunkt gekommen, nach Mähren zu greifen? Kam es an das neuerstandene Polenreich Miesko I. und Boleslaws I.? Oder waren Geisa I. von Ungarn und dann sein Sohn Stefan der Heilige stark genug, um nach so großen Landverlusten wenigstens das Marchgebiet festzuhalten? Letzteres erscheint unmöglich. Zur Zeit, als sich nach der Lechfeldschlacht das Schicksal Mährens entschied (um 976), lag Magyarien in tiefer Ohnmacht. Für die Verbindung Mährens

mit Böhmen zeugt auch nur eine späte Meldung des Cosmas, auch für diese Vorgänge ein sehr wenig verläßlicher Gewährsmann. Die Herrschaft der Polen über das obere Oder- und Marchgebiet erscheint dagegen glaubwürdig nach dem Stande der Dinge im Osten des Reiches seit 976.

Zur Zeit, als böhmische Scharen, um den rebellischen Heinrich von Bayern gegen den Kaiser zu unterstützen, die Umgebung von Passau verheerten (977), war auch der Polenherzog für den Bayer in den Waffen. Wo anders konnte er in den Kampf, der im damaligen östlichen Bayern tobte, eingreifen, als von der Oder und March her gegen die Donau hin? Aus jener Zeit am ehesten mag die Okkupation Mährens durch polnische Mannschaften herrühren, aber nicht erst aus dem Jahre 1002 oder kurz vorher. Und keine Herrschaft der böhmischen Tschechen kann in Mähren den Ereignissen des Jahres 1004 vorangegangen sein, da in diesem Jahre, wie Bretholz sehr richtig hervorhebt, Kaiser Heinrich II. nach der Besiegung und Verjagung der Polen aus Böhmen das Land Mähren weder im Namen des Reiches noch für Böhmen in Anspruch nahm. Die auf das Marchland gerichteten Ziele deutscher Politik zwischen 955 und 976 waren vergessen oder erschienen unerreichbar, alte Rechte Böhmens auf Mähren waren offenbar überhaupt nicht vorhanden. Mähren blieb bei Polen und das Reich war in den nachfolgenden stürmischen Zeiten nicht einmal imstande, seine ostelbischen Marken gegen den mächtigen Boleslaw Habry zu behaupten. Noch beim letzten Kampfe um die Lausitzen (1017) standen nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Bischofes Thietmar von Merseburg slawische Mährer neben den Polen im Felde gegen die Deutschen.

Das änderte sich, als nach dem Tode des großen Polenfürsten, der sich auch schon die Königskrone aufs Haupt gesetzt, die Beherrscher von Deutschland, Dänemark und Ungarn zur Bekämpfung der slawischen Übermacht sich die Hand reichten. Seit 1027 ist auch der Reichskrieg gegen die Polen im Gange. Da sie durch ihren Übermut und Eigennutz auch die Sympathien der stammverwandten Völker eingebüßt hatten und neben anderen Slawen auch die Tschechen sich eifrig gegen sie wenden, vermögen sie nicht zu bestehen. Die Eroberungen Boleslaws I. gehen meist wieder verloren, darunter auch Mähren und das Deutsche Reich. Kaiser Konrad aber weist das eroberte Gebiet dem jungen Brzetislaw, dem Sohne des Herzogs Ulrich (1012—1034) von Böhmen, zur Verwaltung zu.

In welcher Form dies geschehen ist? Dazu bemerkt nun der letzte Beurteiler dieser Dinge (Studien S. 3—4): „Brzetislaw, dessen tapferem Arme die Eroberung wesentlich zu verdanken war, erhielt Mähren unter deutscher Oberhoheit als ein tributpflichtiges, von Böhmen unabhängiges Herrschaftsgebiet. Die Einbeziehung Mährens in den Lehensverband des Deutschen Reiches erfolgte, wenn nicht schon damals, so sicherlich in den Jahren 1035 oder 1041." Fischel versteht darunter eine Belehnung „mit beiden Ländern" als zwei gesonderten Leihobjekten, die in der Bezeichnung „ducatus Bohemiae et Moraviae", d. i. etwa böhmisch-mährisches Herzogtum, zum Ausdrucke komme.

Es war mir durchaus unmöglich, in der Überlieferung und auch in den Ausführungen Fischels dafür einen ausreichenden Beleg zu erkennen. Nicht nur, daß der Belehnung mit Mähren bis 1182 nirgends ausdrücklich gedacht erscheint: gerade

der Umstand, daß Mähren bald wichtig genug erscheint, um im Titel des Reichsbeamten in Böhmen genannt zu werden, daß sich aber eine amtliche Benennung für selbes nicht findet — denn ducatus Bohemiae et Moraviae darf man nicht für ducatus Bohemiae et ducatus Moraviae lesen, weil Mähren bis auf den heutigen Tag zurecht niemals Herzogtum gewesen ist und geheißen hat — beweist, daß für das Reich ein solcher Titel einfach nicht existierte. Wenn in Mähren regierende Fürsten Herzoge oder Grafen heißen, so führen sie diese Attribute nach der allgemein im Deutschen Reiche festgehaltenen Übung als Mitglieder des przemyslidischen Herzogshauses. Gewichtiger als diese formellen Schwierigkeiten sprechen offenkundige Tatsachen, die wir in der unmittelbar nachfolgenden Zeit in den deutschen Nachbarlanden Mährens beobachten können. Sie leiten direkt darauf hin, in Mähren an gleiche oder doch ähnliche Rechtsverhältnisse zu denken. Wo immer damals, und das geschah neuerdings nach dem Tode König Stefans des Heiligen, den ostdeutschen Herzogtümern neue Marken zuwuchsen, führten die Herzoge, auch wenn sie selbst die Marken in der Hand behielten, dann den Titel davon nicht, falls sie nicht damit belehnt waren, und wird der Titel gebraucht, sobald das Grenzgebiet als Reichsmark den Gegenstand besonderer Verleihung bildete. Man denke an die Eppensteiner in Kärnten und ihre Reichs- und Landmarken. Auch die Herzoge von Bayern führten von der so mächtig sich entwickelnden Ostmark keinen Titel, obwohl sie ihre Ansprüche auf die dukale Gewalt erst 1156 aufgaben. Nicht anders wird es mit Mähren gewesen sein. Die Altabcher Annalen melden zum Jahre 1041 ausdrücklich von Kämpfen, die „in terminis marcharum Boemiae et Bavariae“ vom Markgrafen von Österreich geführt wurden. Diese „böhmische Mark“ kann nur Mähren gewesen sein. Zum Sprengel des böhmischen Herzogs und Reichsbeamten gehörte eben außer dem in so und soviele Kastellanien geteilten eigentlichen Böhmen seit 1029, der Eroberung Mährens, diese außen gelegene Landmark, die sich wie alle Marken des Reiches in allem als eine geschlossene Verwaltungseinheit darstellt und militärischen Zwecken dienen soll. Speziell hier waren es die Polen und Ungarn, gegen die das neue Grenzland den dahinterliegenden älteren Reichsboden des böhmischen Herzogtums schützen sollte.

Es ist begreiflich, daß in Mähren wie in den benachbarten deutschen Territorien die Regierungsgewalt, weil ebenso wichtig wie verantwortungsvoll, von den Fürsten persönlich geübt oder doch nur in feste und getreueste Hände gelegt werden durfte: so gebot zunächst, wie es in der oberkärntnischen und der Ostmark kurz nachher geschah (1044), des Herzogs eigener und einziger Sohn, ein tüchtiger Kriegsmann. Seine Gewalt aber fußte, wenn wir die Analogie weiter festhalten, doch wohl in dem Amtsauftrage des Herzogs, seines Vaters. Natürlich war die Zustimmung des Kaisers erfolgt, die ja wohl zu jener Zeit noch allgemein notwendig war. Gewiß mit Recht weist Fischel auch die Behauptung B. Dudiks zurück, daß Brzetislaw Lehensmann seines Vaters gewesen sei (S. 4, Anm. 1). Noch unbedingter ausgeschlossen ist endlich ein Afterlehensverhältnis Mährens zum Reiche und Lehenabhängigkeit von Böhmen für die Zeit nach Brzetislaws Thronbesteigung in Böhmen bis 1055, da der Herzog die wichtige Landmark zeitlebens in der Hand hatte, also unmittelbar durch Beamte verwalten ließ.

Nun begreifen wir auch völlig, warum bei der Belehnung Brzetislaws 1035 und wieder 1041 nur von dem „Herzogtume" Böhmen die Rede ist, obwohl Brzetislaw nach wie vor auch Gewalthaber in Mähren war und blieb; wie so es 1055, als der Herzog gestorben war, kurz heißt: Kaiser Heinrich setzte den Spitighniew, den ältesten Sohn des böhmischen Herzogs, an die Stelle seines Vaters. Die Belehnung mit dem böhmischen Herzogtum schloß aber damals die Verleihung der dazu geschlagenen, d. i. dessen Sprengel angegliederten Mark Mähren in sich. So geschah es auch 1061, nach Spitighniews frühem Tode, und so war es deutlich erkennbar Recht und Gebrauch noch bis 1173 und 1178 (Belehnungen der Herzoge Sobieslaws II. und Friedrich).

Noch bei einer Behauptung Fischels, die Geschicke Mährens zur Zeit der Regierung des Herzogs Brzetislaw berührend, gilt es einen Augenblick zu verweilen. Als Kaiser Heinrich III. im Jahre 1041 den böhmisch-polnischen Krieg beilegte und sich mit dem Böhmenherzoge wieder aussöhnte, da stellte er, wie berichtet wird, die Polen entzogenen Gebiete an dieses zurück, „außer zwei Landstrichen" (duas regiones), auf die Böhmen ein Unrecht besaß. Welches diese beiden Gebiete waren, darüber gehen die Meinungen auseinander. Wenn aber Fischel in einem derselben speziell unser Mähren erblicken will, so wird man ihm darin am wenigsten zustimmen können. Das schon bald nach dem Tode des Polenfürsten Boleslaw I. wiedereroberte Mähren erscheint doch schon bei der Belehnung Mieskos II. von Polen aufgegeben. Es war auch seitdem und bis 1039 unausgesetzt deutscher, respektive böhmischer Besitz. Schon deshalb konnte es sich in Regensburg 1041 nicht um Mähren handeln, sondern doch um die von Brzetislaw seit 1039 den Polen entrissenen Gebiete. Und die spätere Meldung des Chronisten, daß Herzog Brzetislaw kurz vor seinem Tode (1054), um den unleidlichen Streit mit Polen nicht auf seine Söhne zu vererben, sich entschlossen habe, auch die 1041 mit Zustimmung des Kaisers behaltenen polnischen Gebiete zurückzustellen, macht die Annahme Fischels vollends unmöglich. Ist denn 1054 oder später Mähren an das polnische Reich zurückgestellt worden?

Nicht vom verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Standpunkte aus, sondern vor allem in politischer Hinsicht erscheinen die Geschicke Mährens in den Tagen der Söhne und Enkel Brzetislaws I. von nicht geringem Interesse. Aber auch jene verdienen Beachtung. Im Fürstenhause der Przemysliden, des böhmischen Herzogsgeschlechtes, galt, wie Fischel mit Recht an die Spitze seiner Darlegungen stellt, der Grundsatz, „daß das väterliche Stammgut (die terra aviatica, hereditas des salischen Gesetzes, im Tschechischen wörtlich genau dědina genannt) im Gesamteigentume des Geschlechtes (der Sippe) stehe." Dieser Auffassung zufolge wurde auch das böhmisch-mährische Herzogtum (recte das Herzogtum Böhmen mit seiner Landmark Mähren) als Erbe, d. i. Gesamteigentum des Przemyslidischen Geschlechtes (der genealogia principalis, wie Cosmas sagt) angesehen und behandelt.

Von diesem Standpunkte aus die Erbfolgeordnung Brzetislaws anzusehen, erwies sich im hohen Grade verdienstlich und fruchtbar. Nun ward es spielend leicht, die schon vom Referenten gelegentlich abgewiesene Behauptung Loserths, die Senioratserbfolge habe schon lange vor Brzetislaw I. in Böhmen gegolten, kurzweg zu widerlegen.

Ebenso gelang es Fischel, die wichtigsten Tatsachen für die Einsetzung und Geltung der seit 1061 in Mähren regierenden Przemysliden in ein neues ungleich besseres Licht zu rücken. Auch sonst bedeuten die „Studien" einen wesentlichen Fortschritt. Jurisprudenz und Geschichtswissenschaft fördern sich darin wechselseitig. Die eine liefert für die andere wertvolle Aufschlüsse. Jene lehrt den Tatsachenbestand nach Ursache und Wirkung darlegen, diese erschließt aus der vorurteilslosen Vergleichung fremden Rechtseinflusses und heimischer Entwicklung weitere Erkenntnis.

Um als Vater von fünf Söhnen den Streit um das Herzogsamt unter seinen Söhnen zu bannen, zugleich aber auch die Grundursache der stets sich erneuernden Händel im Fürstenhause zu beseitigen, also aus Fürsorge um Besitz und Geltung und die Zukunft der Nachkommen, erließ Brzetislaw I. das Gesetz, daß stets der Älteste der herzoglichen Familie den Prager Fürstenstuhl besteige, die jüngeren in Mähren versorgt werden sollten.

Seine Verfügungen betrafen demnach, wie dies nach dem privatrechtlichen Standpunkte, den der Herzog dabei einnahm, nicht anders zu erwarten, ebenso die nachgebornen Söhne wie den Senior: es sollte eins mit dem andern zugehen, der Älteste sollte verpflichtet werden, die jüngeren Mitglieder des Hauses, natürlich soweit sie zu ihren Jahren gekommen, angemessen mit Land und Leuten auszustatten, wofür die Mark Mähren bestimmt ward; die jüngeren hatten dafür (für dessen Lebensdauer) den Aspirationen auf das übrige Hausgut und vor allem auf das herzogliche Amt und den Prager Fürstenstuhl zu entsagen.

Cosmas berichtet, daß Herzog Brzetislaw auf dem Totenbette die anwesenden Großen — es werden ihrer nicht eben wenige gewesen sein, da sie sich zur Heerfahrt gegen Ungarn um den Fürsten versammelt hatten — dringend gebeten habe, für die Aufrechthaltung seiner Anordnungen einzutreten.

Aus all dem ist schon eines klar: daß mit Beobachtung und Gültigkeit des neuen Gesetzes von selbst das bisher von den Großen bei der Thronbesteigung geübte Akklamations- und Huldigungsrecht zur vollends bedeutungslosen Förmlichkeit herabsank. Wie kann man da weiter von einem „Wahlrecht" der Böhmen reden? Aber noch in anderer Hinsicht scheint Fischel die Dinge nicht bis zu den letzten Konsequenzen ausgedacht zu haben. Gewiß war die ganze Genesis des böhmischen Herzogtumes für den Umfang der Befugnisse seiner Inhaber von der höchsten Bedeutung. Die Przemysliden selbst hatten in langen und schweren Kämpfen die Vereinigung aller Teile Böhmens erzwungen und sie hatten ihre Herrschaft über Böhmen nicht „ursprünglich als ein ihnen vom Reichsoberhaupte anvertrautes Amt empfangen": darauf basierte ja die Unabhängigkeit Böhmens in seinen inneren Angelegenheiten, auch nachdem seine Herzoge Reichsfürsten und Königswähler geworden waren, ihre Machtfülle, welche die anderen Territorien des Reiches oft erst sehr spät zu erreichen vermochten. Es war nun eines der bedeutendsten Vorrechte der böhmischen Herzoge geblieben, daß sie große Teile ihres Dukates seit alters ihren Brüdern und Söhnen zuteilen konnten (s. Boleslaw I. als Herrn von Altbunzlau usw., Boleslaw II. neben Boleslaw I. im Jahre 950, Boleslaw III. und seine Brüder Jaromir und Ulrich 999, diese beiden 1004—1012, Ulrich und Brzetislaw I.), während sonst im Reiche noch unter Friedrich I. der Grundsatz galt, daß „Herzogtum, Mark, Grafschaft nicht

geteilt werden solle" (Konstit. v. 1158). Aber war die Stellung der Przemysliden in Mähren die gleiche? Hatten sie sich auch um die March ähnliche Verdienste erworben, dort ihre Herrschaft in gleicher Weise begründet? Die oben gebrachten Ausführungen haben gezeigt, daß dies gewiß nicht der Fall war. Daher war aber auch 1054 und noch 1158 eine öffentlich-rechtliche Teilung Mährens nicht zulässig, was unsere Auffassung von der Stellung der mährischen Teilfürsten nur des weiteren unterstützen kann. Hier gab es allein privatrechtliche Auseinandersetzung, während der Herzog selbst dem Reiche gegenüber seine Landmark in der Hand behielt.

Betreffs seiner Verfügung über die Nachfolge in Böhmen aber bedurfte Herzog Brzetislaw der Zustimmung des Reiches nicht. Seit jeher erscheint es ja als zweites charakteristisches Moment für die bevorrechtete Stellung des Herzogtumes Böhmen, daß der nach dem Landes- respektive fürstlichen Hausgesetze zur Thronfolge Gelangte sich erst hinterher an das Reichsoberhaupt, den deutschen König oder Kaiser, wandte, um gegen das Gelöbnis dem Reiche zu leisten, was ein Fürst von Böhmen zu leisten verpflichtet ist, von ihm die Belehnung mit dem Amte und Herzogtume dazu zu erlangen. Der Anspruch Kaiser Lothars II., „daß es in Böhmen niemals Recht war, eine Herzogswahl oder Erhebung gehe vor sich, außer wenn des Kaisers Majestät dazu gnädigst auffordere, sie leite und bestätige" (s. den Mönch von Sazawa, Font. res. Bohem. II, 254), konnte erst erwachsen, als die Przemysliden selbst oft genug Gesetz und Recht mit Füßen getreten und die deutschen Kaiser zur Mißachtung des alten Gesetzes vermocht hatten. Er wurde aber schon 1126 tatsächlich aufgegeben, rechtlich in feierlicher Form freilich erst mit der Friedericana vom 26. September 1212. In welcher Art also die Erhebung des Landesfürsten im Lande selbst sich vollzog, kümmerte die deutschen Könige nicht.

Der Vollständigkeit halber muß aber bemerkt werden, daß die deutschen Könige, die das böhmische Erbfolgegesetz niemals garantiert hatten, natürlich auch nicht darauf verpflichtet waren. Die eigenmächtigen Ernennungen, zu denen sie, jederzeit durch die Parteiungen in Böhmen verleitet, schritten, können daher durchaus nicht als Rechtsbruch erklärt werden.

Anderseits geht es schon in Konsequenz des oben Berührten nicht an, (mit Fischel S. 24) zu behaupten, daß auch Herzog Brzetislaw „vermöge des Gesamteigentums der Familie (der Przemysliden) auf das Stammgut" gar nicht befugt war, „Verfügungen zu treffen, welche die künftigen Mitglieder des Geschlechtes in ihren gewissermaßen angeborenen Gerechtsamen irgendwie beschränken müßten, da eine solche Anordnung der damals im Lande herrschenden Rechtsauffassung ebenso widersprochen haben würde wie dem Lehensrechte"; die zweite Satzung Brzetislaws habe sich daher in dem bestimmt ausgesprochenen Vorzuge des ältesten vor den anderen Mitgliedern des herzoglichen Hauses erschöpft und nicht weiter gereicht" (S. 22). Wenn Brzetislaw sich das Recht zutraute, gegen die bisherige landesgesetzliche Übung das Seniorat festzustellen, und zwar nicht bloß für die nächste Generation, sondern für immer (Cosmas II, 13, Justitia enim erat Boemorum, ut semper inter principes eorum major natu solio potiretur in principatu), so konnte er ebenso gut betreffs der Versorgung der jüngeren Mitglieder des Fürstenhauses Anordnungen treffen, zumal dies nach der Sachlage notwendig war und eins das andere ergänzte

und förderte. Auch liefen ja seine Weisungen nicht auf eine Minderung, sondern auf eine Neunormierung der Anrechte hinaus. Die Austeilung Mährens aber sollte der jeweilige Nachfolger in Prag vornehmen, sowie er als Fürst und Vater sie jetzt verfügte. Der Ausspruch des Cosmas II, 43, den Brüdern Konrad und Ottos jüngerem Sohne Brzetislaws seien Teile Mährens durch Erbschaft zugefallen (sorte et funiculo hereditatis), ist gewiß zutreffend, aber daneben ist ausdrücklich auch des Eingreifens des Vaters gedacht (per concessionem paternam); und derselbe Gewährsmann erzählt zu 1053 von Brzetislaws erstem Nachfolger: „Der neue Fürst erhebt sich, über die Landschaft Mähren zu verfügen, die einst sein Vater unter die (jüngeren) Söhne derart geteilt hatte, daß Wratislaw die eine Hälfte, Konrad und Otto die andere erhielten (vadit novus dux Moravie disponere regnum, quod olim pater ejus inter filios suos dividens partem dimidiam Wratizlao, partem alteram Conrado et Ottoni dederat). So tat dann auch Herzog Wratislaw, als er nach Spitighniews Tode 1061 zur Herrschaft gelangte: „alsbald teilte er das Land Mähren unter seine Brüder, wobei er Otto den östlichen Strich, den er bisher selbst innegehabt hatte und wo es bessere Jagd und reichere Fischweide gab, zuwies, den westlichen aber gegen die deutschen Lande gelegenen Teil dem Konrad übergab, der eben der deutschen Sprache mächtig war" (Cosmas, Chronik von Böhmen. II, 18; Font. rer. Boh. II, 93).

Von entscheidender Bedeutung, weil damit über den Zeitpunkt, wann Teilungen respektive Zuweisungen geschehen sollten, Aufschluß geboten wird, erscheinen die Vorgänge nach dem Tode Herzog Ottos I, von Olmütz († 1186). Bis dahin war Friedrich, der hinterlassene Sohn Spitighniew, waren aber auch die älteren Söhne Wratislaws II. mündig geworden, ohne daß Wratislaw Anlaß fand und nahm, ihnen Teile Mährens zuzuweisen. Jetzt, nach dem Ableben Ottos, versuchte er dies, stieß aber dabei nicht bloß auf den Widerspruch der Familie Ottos (dessen Söhne waren Swatopluk und Otto II.), sondern auch seiner Brüder Konrad und Jaromir (des Bischofs von Prag). Der König — das war Wratislaw 1086 geworden — griff aber durch: die Ottonen wurden vertrieben und sein ältester Sohn Boleslaw in den Besitz eines Teiles des Olmützer Fürstentumes gesetzt, da Friedrich, Spitighniews Sohn, nicht weiter in Betracht kam (er war Geistlicher geworden und auch schon 1086 gestorben). Der Rest des Gebietes war offenbar den Söhnen Ottos zugedacht, den sie aber zu gering fanden und nicht annahmen.

Aus all dem darf man wohl als Regel für die Vergebung der mährischen Teilgebiete ableiten: freiwerdende Striche der Mark fielen der Verfügung des Prager Großherzogs anheim, der damit die noch unversorgten jüngeren Prinzen des fürstlichen Hauses ausstattete, ohne daß den Söhnen des Verstorbenen ein besonderes näheres Anrecht zustand. Ihr Anspruch wird vielmehr nicht anders eingeschätzt als der der übrigen Berechtigten, aber auch nicht geringer. Entscheidend waren wohl die genealogischen Verhältnisse, denn das blieb, wie die „Studien" sehr treffend hervorheben, das Bezeichnende der neuen Erbfolgeordnung, daß die Zuteilung mährischen Besitzes keine völlige Abschichtung bedeutete, daß den Nachkommen an ihm als ihrer Dědina kein spezielles Anrecht erwuchs, wofür aber anderseits ihnen allen der Anspruch auf den Prager Herzogsstuhl und eventuell überhaupt auf den Gesamtbesitz des Hauses vorbehalten

blieb. So sehr sich in der Tat die Nachkommen Konrads und Ottos Mühe gaben, die einst ihren Ahnherren verliehenen Gebiete für sich allein zu behaupten, ihr Bemühen, obwohl gefördert durch die altslawische Erbfolgeordnung und oft genug durch besondere persönliche Verhältnisse, war erfolglos: das geltende Gesetz sowie die Interessen der übrigen Mitglieder des Fürstenhauses standen dem im Wege. Heftige Störungen und Streitigkeiten waren stets die Folge solcher Versuche: ein neuer Beweis, daß ohne Regelung der Besitzverhältnisse Mährens sich die Senioratserbfolge überhaupt nicht behaupten ließ und die Ausschließung anspruchsberechtigter Prinzen geradezu zwang, nur das Hauptland und die herzogliche Würde selbst zum Objekte der Versorgung, der „Auszeigung", wie man das in Österreich nannte, zu machen. Eine solche Regelung vorzunehmen, war aber je länger desto mehr allein der Träger der Regierungsgewalt im przemyslidischen Haupte und Senior des Hauses imstande, zumal die Zahl der Anspruchsberechtigten sich rasch vermehrte und es zuletzt beim besten Willen nicht mehr möglich war, dieselben in der ja nicht allzu großen Mark mit Land und Leuten auszustatten. Alles was wir von Brzetislaw I. wissen, läßt glauben, daß er die nötige Einsicht in die Sachlage besessen und daß er es nicht bei halben Maßnahmen bewenden ließ, um den darin gelegenen Schwierigkeiten auch für die Zukunft vorzubeugen.

Dagegen hat Brzetislaw ersichtlich nichts getan, um die innere Selbständigkeit der mährischen Teilgebiete zu beschränken. Ja seine Söhne und Enkel wurden geradezu die Hüter und Mehrer derselben — natürlich in ureigenstem Interesse. Dies allseitig und gründlich dargetan zu haben, wird man als ein Hauptverdienst der Arbeit Fischels anerkennen müssen. „Die mährischen Fürstentümer", sagt er (S. 29), „waren völlig autonome Herrschaftsgebiete, deren Zusammenhang mit Böhmen nur durch die ideelle Einheit des Herrscherhauses (recte herzoglichen Amtes, das sich auf beide Landschaften erstreckte) vermittelt wurde. Bildete im Mittelalter das Sonderleben der Landschaften ohnehin die Regel und war ihm insbesondere der Gedanke zentralistischer Zusammenfassung kleinerer staatlicher Gebilde zu einem großen, straff organisierten Körper fremd oder unerwünscht, so mußte die weitere geschichtliche Entwicklung Mährens dessen innere Unabhängigkeit noch mehr begünstigen. Da kein böhmischer Herzog durch längere Zeit eine andauernde unmittelbare Regierungsgewalt in Mähren ausübte, sondern ein erledigtes Teilfürstentum, von seltenen Ausnahmsfällen abgesehen, wieder weiter vergeben wurde, so besaß das Land in der Regel eigene Herren, welche die Selbständigkeit ihres Fürstentumes eifersüchtig hüteten und mehr als einmal gegen die Ansprüche der Prager herzoglichen Burg mit den Waffen in der Hand verteidigten. In diesen Teilfürstentümern vollzog sich daher nahezu durch zwei Jahrhunderte die geschichtliche Entwicklung des Landes."

Allerdings unterstanden die mährischen Teilfürsten „kraft Gesetz und Herkommen" dem zu Prag residierenden obersten Herzoge: „das Land von Mähren und seine Beherrscher bleiben stets der Gewalt des Fürsten der Böhmen unterworfen" (semper Boemorum principis sunt sub potestate), sagt Cosmas (III, 34).

Welchen Ursprung diese Gewalt hatte, wurde im wesentlichen bereits dargetan. Die überragende Stellung des Großherzogs „floß mehr aus der Gemeinschaft der Familie, die behufs Empfangnahme des Herzogtumes als Lehens vom Deutschen

Reiche und auch wegen anderer, das gesamte Hausinteresse berührender Angelegenheiten ein Oberhaupt nötig hatte." Sie beruhte vor allem nicht auf einer Lehnsabhängigkeit der Teilfürsten von Prag. Und auch wenn man betonen wollte, daß allein der Herzog vom Standpunkte des Reiches aus als der Träger der öffentlichen Gewalt in Böhmen und Mähren erscheint und diesbezüglich die von ihm mit der Regierungsgewalt betrauten Prinzen des Hauses seine Mandatare waren, so macht dies eben bei der unbeschränkten Autonomie des Mährerlandes selbst und nach dem Herkommen des herzoglichen Hauses, das seinen Mitgliedern bei Ausstattung mit Land und Leuten wirkliche Fürstenrechte zubilligte, wenig aus.

Anderseits wird man es freilich für die in Rede stehende Frage auch nicht überschätzen dürfen, daß die mährischen Przemysliden sich Fürsten und Herzoge nennen, sich von Gottes Gnaden schreiben und auch selbst wieder seitens anderer der Ehrenprädikate ihres Standes teilhaftig werden. Man darf eben nicht vergessen, daß die Mitglieder gräflicher und fürstlicher Familien im Deutschen Reiche damals auch dann Grafen und Fürsten (Herzoge) hießen und sich schrieben, wenn sie sich nicht im Besitze einer Grafschaft oder eines Fürstenamtes befanden, und die Bildung und Abschließung eines neuen Fürstenadels erst in den Tagen der Staufer sich vollzieht.

Ungleich wichtiger war es, daß die Herren von Olmütz, Brünn, Znaim usw. „innerhalb ihres Fürstentumes" im Besitze der damals üblichen „staatlichen Rechte (Regalien)" sich befanden. „Ihnen stand insbesondere das Recht der Gesetzgebung unter Mitwirkung des Adels auf den Landtagen (colloquium, consilium, placitum generale, baronum usw.) zu, sie bezogen innerhalb ihres Gebietes alle Steuern (tributa, vectigalia, exactiones) und verfügen über die Landesfronen (munera), ihnen gebührten die Einkünfte aus dem Krongute und stand ein allgemeines Obereigentum (Bodenregal) nicht bloß auf die herrenlosen, sondern auf alle Privatländereien zu, vermöge dessen alle Veräußerungen von Grund und Boden ihrer Zustimmung bedurften. Ihrem Schatze flossen die Einkünfte aus den Zöllen und Mauten und aus dem Marktrechte zu."

Sie nahmen somit auf diesem slawischen Reichsgebiete kraft der von Haus aus vom Reiche auch hier tolerierten heimischen Rechtsanschauungen über Fürsten- und staatliche Gewalt und Gerechtsame, gleichwie der Herzog in Böhmen selbst, schon im XI. Jahrhundert Befugnisse in Anspruch, deren das national-deutsche Fürstentum, das in den übrigen Reichsterritorien sich entwickelte, erst auf Grund ausgiebigster kaiserlicher (königlicher) Privilegien und im Laufe einer oft langen Entwicklung teilhaftig wurde. Sehen wir doch, wie selbst die kleinen mährischen Teilfürsten schon in sehr früher Zeit nicht bloß das Münz-, sondern auch das Bergregal unbestritten besaßen und übten. Außerdem aber „vereinigten sie in ihren Händen die von Böhmen völlig unabhängige Verwaltung des Landes, welche sie in den unteren Kreisen durch eigene Beamte (Buggrafen oder Kastellane, Kämmerer, Zudare oder Kreisrichter und Villici: Schaffner oder Hofmeier) ausübten. In dem im XI. Jahrhundert zurückeroberten und eigentlich erst wieder, doch wohl zumeist mit Leuten aus Böhmen neubevölkerten Lande kann wohl von einer Sippengerichtsbarkeit kaum weiter die Rede sein. Um so sicherer waren die Fürsten im Besitze einer ausgedehnten Gerichtsbarkeit und bezogen sie davon namhafte Gefälle, die sie freilich vielfach den Beamten

zukommen ließen. Auch verfügten sie selbständig über das mährische Heeresaufgebot, führten Kriege mit den Nachbarn und schlossen Bündnisse und Friedensverträge (S. Studien 52—54).

Aus all dem erhellt, wie wenig der Prager Herzog auf die inneren Verhältnisse und Zustände Mährens Einfluß zu nehmen vermochte. Auch die Tatsache, daß sich seine Zustimmung bei Veräußerungen von Besitzstücken der mährischen Fürsten nachweisen läßt, war offenbar keine Folge seines Hoheitsrechtes über Mähren, sondern, da sich ebenso die Genehmigung herzoglicher Schenkungen usw. durch die Przemysliden Mährens findet, „ein Ausfluß des Gesamteigentumes der Familie", die auch nach deutschem Rechte bei sonstiger Ungültigkeit oder Anfechtbarkeit des Rechtsgeschäftes unerläßlich war.

Anders stand es freilich nach außen hin, und was hier vor allem interessiert, dem Deutschen Reiche gegenüber. Für dieses existierte als Träger der Rechte und Pflichten des böhmischen Dukates allein der Herzog zu Prag, der auch allein mit der Amtsgewalt belehnt war. Die Stellung seiner Brüder, Söhne und Vettern war im XI. und XII. Jahrhundert (bis 1182), soweit man sehen kann, nicht anders, als die der nicht belehnten Sprossen anderer fürstlicher Familien (man denke an die „Herzoge" von Worms, Rotenburg, Mödling, die „Markgrafen" von Freiburg usw.), ob sie nun mit Gebieten in Mähren von dem Prager Herzoge ausgestattet waren oder nicht; sie waren die ersten, vornehmsten und wichtigsten der böhmischen Großen (majores, primates comites), aber doch nur solche. Darum führt 1086 (respektive, wenn wir die Zeit der Fälschung beachten, 1087/8) der in Mährens Westhälfte gebietende Konrad, Bruder König Wratislaws, keinen Titel (dux Bohem. Wratislaus et frater ejus Conradus) und hießen die in Mähren regierenden Mitglieder des Herzogshauses eben als solche „duces", wie es sonst Sitte ist, nicht aber vor 1182 der Belehnung Konrad Ottos mit Mähren, vom Lande, als einer Mark des Reiches „marchiones".

Daß freilich, je länger desto mehr, das formelle Moment auch hier zurücktrat, selbst bei feierlicher Gelegenheit, und die faktisch geübte landesherrliche Gewalt und Geltung stärker ins Gewicht fielen, als verfassungsrechtliche Distinktionen, ist nur zu begreiflich. So finden wir, daß die Fürsten Mährens auf Reichstagen erschienen und als „Fürstengenossen" des Reiches angesehen wurden auch noch vor der Zeit, zu der sie durch Erreichung des Fahnenlehens es rechtlich geworden waren. Diese Auffassung wird selbst dann nicht hinfällig, wenn man mit Fischel die seit 1173 erwähnte Belehnung der böhmischen Herzoge auf mehreren Fahnen auch aus der Mitverleihung Mährens und seiner damaligen Teilgebiete erklären wollte, wofür indes eine verläßlichere Grundlage nicht vorhanden ist.

Bald darauf fiel die hochwichtige Begnadung des Mährerfürsten Konrad Otto durch Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Mit ihr löst sich auch für uns jeder Zweifel hinsichtlich der ferneren staatsrechtlichen Stellung Mährens zu Böhmen und zum Reiche.

Der gewaltige Staufenkaiser hatte die unerträgliche Machtsteigerung des deutschen Fürstentums früh erkannt und oft genug persönlich empfunden. Das sollte anders werden. Aber die Axt an die Wurzel des Übels zu legen, die Fürsten zur alten Beamtenstellung herabzudrücken, ging durchaus nicht mehr an und deshalb sollte ein

anderes Mittel helfen: die Zerschlagung der großen Reichslehen. Bei einer Vielzahl kleiner Territorialherren, deren Interessen naturgemäß oft entgegengesetzt waren, von denen viele ihre Zwecke im Vereine und durch die Gunst der Krone suchen würden, glaubte der Kaiser immer noch die Zukunft der königlichen Gewalt sichern zu können, wenn nur die Herrscher selbst zielbewußt ihre Rechte handhabten und auf dem beschrittenen Wege weitergingen. So wurden Sachsen und Bayern geteilt, so geschah es auch mit Böhmen. Schon 1175 hatte der Kaiser, dem König Wladislaw (1140 bis 1175) von Böhmen in den letzten Jahren die alte Folgsamkeit nicht bewiesen hatte (wegen kirchenpolitischer Fragen), die Przemysliden seinen Unmut fühlen lassen. Auf dem Tage von Hermsdorf war von einer Verleihung des königlichen Stirnreifes auch an den neuen Herzog von Böhmen keine Rede, Wladislaws Anordnungen bezüglich der Nachfolge wurden umgestoßen, den Böhmen ihr Akklamationsrecht wie das Verhältnis zum Reiche entschieden in Erinnerung gebracht.

Das mahnte aber das Haus Przemysl nicht zur Vorsicht. Neue Händel und Kämpfe zwischen den Fürsten folgten nach. Im Jahre 1182 ward Herzog Friedrich von Prag, seit 1178 Inhaber der dukalen Gewalt und des Reiches Lehnsmann, sogar von seinem Vetter Konrad Otto, Teilfürst zu Znaim, aus Böhmen vertrieben. Daß er selbst sich um Schutz an den Kaiser Friedrich wandte, schuf diesem die günstigste Gelegenheit, machtvoll einzugreifen. Er hat sie nicht versäumt. Zu Regensburg wurde 1182, September, das Herzogtum Böhmen dem verjagten Friedrich zurückgegeben. Dafür stimmte der Herzog zu, daß der Kaiser die Mark Mähren von seinem Dukate trennte und als selbständiges Reichslehen und Reichsmark an Konrad Otto übertrug, der sich damit zufrieden geben mußte. Auch die böhmischen Großen willigten, durch Todesandrohung eingeschüchtert, ein. Damit war, wenn man von der gemeinsamen Abstammung der Fürsten Friedrich und Konrad Otto absieht, das letzte Band zwischen Mähren und Böhmen zerrissen. Die Mark, rasch als vornehmes Glied im Kreise der deutschen Reichsfürstentümer angesehen, stand nun gleichberechtigt neben dem Herzogtume (Königreiche) da; der Markgraf war des Böhmenherzoges Fürstengenosse geworden. Da von altersher die Bischöfe von Prag und Olmütz (Mähren, nach der Okkupation zur Zeit Kaiser Konrads II. erneuert) die Investitur vom deutschen Kaiser empfingen, also Reichsbischöfe waren, sowie denn eben jetzt 1187 das Reichsgericht dem Prager die fürstliche Stellung feierlich bestätigte, so zerfiel seit 1182 der einst so ausgedehnte böhmische Dukat in vier voneinander unabhängige Territorien und Fürstentümer, für die Macht des przemyslidischen Hauses um so gefährlicher, als zu besorgen war, daß nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge und zufolge des Herkommens im Hause insbesondere, auch die Einheit und Unteilbarkeit von Herzogtum und Markgrafschaft nicht erhalten bleiben werde. Welcher der beiden Lehensfürsten sollte zudem jetzt die anderen Prinzen der fürstlichen Geschlechter versorgen?

Es waren offenbar Fragen und Erwägungen dieser Art, die Folgen des kaiserlichen Machtspruches von 1182, wenn sich schon 1184—1185 Konrad und Friedrich mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Die Böhmen waren jetzt siegreich und es heißt, daß Markgraf Konrad zu einem Vertrage in Knin (südlich von Prag) die Hand bieten mußte, der ihn und den Herzog auf Lebenszeit zu Freunden

machte. Aber die oft vorgetragene Meinung, Konrad hätte damals auf seine reichsfürstliche Stellung, Mähren auf seine Unabhängigkeit von Böhmen wieder verzichten müssen und sei in das alte Verhältnis zu dem przemyslidischen Hauptlande zurückgekehrt, ist sicher irrig. Ein solches hat, wie es scheint, der Prager Herzog gar nicht verlangt, oder, wenn es ja geschah, auf keinen Fall durchgesetzt oder durchsetzen können. Oder wird man glauben, der große Kaiser, damals auf dem Gipfelpunkte seines Ansehens, würde die Umstoßung seiner betreffs Böhmens 1182 verfügten Maßnahmen kurzweg geduldet und die Przemysliden es gewagt haben, sich über die Regensburger kaiserliche Richtung einfach hinwegzusetzen? So wenig, als Markgraf Konrad nach 1185 aufhörte, sich Reichsfürst, Markgraf von Mähren zu nennen und es zu sein. Der Kniner Vertrag bezog sich ersichtlich nur auf Materien, die den beiden Fürsten zu ordnen zustand, ohne vorheriges Einvernehmen mit dem Lehensherrn und Reichsoberhaupte, auf die Nachfolge und die Versorgung der Nichtbelehnten. Und wieder sehen wir, wie eines mit dem andern geregelt wird: Konrad Otto erhielt als der Älteste die Anwartschaft auf die Thronfolge in Prag, obwohl Herzog Friedrich jüngere Brüder hatte, und er selbst gestand die Überlassung von Teilen seiner Markgrafschaft in alter Weise an jüngere Vettern zu.

Nach Herzog Friedrichs Tode († 1189) erlangte Konrad Otto wirklich den böhmischen Thron, ohne Mähren aufgeben zu müssen; sein inniges Verhältnis zu dem damaligen Reichsverweser Heinrich, der dann 1190 seinem kaiserlichen Vater auf dem deutschen Throne nachfolgte, läßt diese Gunst erklärlich erscheinen. Als aber Herzog Konrad, nachdem er auf Heinrichs VI. Geheiß in Meißen interveniert hatte, 1191 in dessen Dienst in Italien gestorben war, verfügte der Kaiser wieder die gesonderte Vergebung der Sudetenfürstentümer. Böhmen erhielt Przemysl Ottokar, Mähren Wladislaw Heinrich, beide jüngere Söhne Wladislaws II. († 1174) und Brüder Herzog Friedrichs, als Reichslehen, nicht ohne schwere Verpflichtungen gegen die kaiserliche Kammer. Da sie diesen nicht nachkamen und Ottokar überdies mit den sächsischen Fürsten gegen den Kaiser konspirierte, so erfolgte seine Absetzung und Bischof Heinrich von Prag, ein Przemyslide, ebenso ehrgeizig wie klug und energisch, erhält auch das Herzogtum und, wie es scheint, hinterher auch die Markgrafschaft. Wenigstens erfahren wir nichts von einer kaiserlichen Einsprache, als Bischof Heinrich 1193 Wladislaw Heinrich aus Mähren vertrieb und es nun für sich behielt. Nach dessen Tode beeilten sich die böhmischen Großen, den früheren Markgrafen von Mähren, der als Internierter in Prag weilte, zum Herzoge auszurufen. War es die Reaktion gegen die Vorgänge der letzten Zeit, in der die Rechte des Landes nichts, der Wille des Kaisers und der Ehrgeiz der Fürsten alles gegolten hatten? Oder scheute man den Zorn des Kaisers, wenn man Ottokar I. zurückrufen würde? Vielleicht war beides der Fall. Aber sie hatten eben mit letzterem nicht gerechnet und mit der Kraft des Senioratserbfolgegesetzes obendrein. Przemysl Ottokar, älter als Wladislaw Heinrich, war entschlossen, um jeden Preis die Wiedererlangung des Herzogtumes zu versuchen. Ein neuer Bürgerkrieg in Böhmen, vielleicht neuer Konflikt auch mit dem Reichsoberhaupte drohte. Gewandte Unterhändler verhinderten beides. Wladislaw Heinrich ließ sich herbei, dem älteren Bruder das Herzogtum Böhmen zu lassen und sich mit Mähren zu begnügen. Auch der Kaiser, damals in Italien, ließ sich

schließlich die Genehmigung abringen, daß Ottokar mit Böhmen, Wladislaw Heinrich mit Mähren von seinem Bruder und Stellvertreter im Reiche, Herzog Philipp von Schwaben, belehnt werde. Bald darauf starb er selbst (28. September 1197).

Bereits jetzt steht man vor der Frage, wie sich in der folgenden Zeit des Kampfes zwischen Staufern und Welfen um die deutsche Krone das Verhältnis Mährens zu Böhmen gestaltet habe, welchen Einfluß eben darauf das große Privileg gewann, das, 1198 von Kaiser Philipp erneuert und erweitert 1211 von Kaiser Friedrich II., dem Böhmenfürsten verliehen wurde. Doch bringt die vortreffliche Untersuchung B. Bretholz' über die angebliche Schenkungsurkunde Kaiser Friedrichs von 1212 für Markgraf Wladislaw Heinrich auch dafür erwünschte Aufklärung. Seitdem wir daraus wissen, daß der Kaiser dem mährischen Przemysliden zu Basel 1212 sein Reichslehen ausdrücklich wiederverliehen und bestätigt hat, kann über dessen Stellung vor und nach diesem Termine kein Zweifel weiter obwalten: der Mährerfürst, der bei den Baseler Verhandlungen vor allem auf seine reichsunmittelbare Stellung, also seine volle Unabhängigkeit von Böhmen Gewicht legte, wird sie auch unter Kaiser Friedrichs Vorgängern sorgsam gewahrt haben, wofür es übrigens auch an anderweitigen Zeugnissen nicht fehlt.

Dem widerstreitet nicht, daß der Markgraf 1216 an der Einsetzung seines Neffen Wenzel (I.) in Böhmen einen gewissen Anteil gewann, indem er an die Spitze der böhmischen Herren trat, welche sich für die Wahl und Erhebung Wenzels aussprachen. Hat Wladislaw Heinrich dies aber als Markgraf von Mähren getan oder tun können? Die Frage wäre gewiß anders zu stellen, könnte jemand behaupten, daß Mähren damals nicht mehr Reichslehen war, sondern in der Hand des Königs von Böhmen lag. Nun existiert aber betreffs der Lehnqualität Mährens zu jener Zeit kein Zweifel mehr, und eben deshalb ist es fraglos, daß, sowenig dem Könige von Böhmen eine Ingerenz auf die Verleihung der Mark zustand, ebenso ein mährischer Markgraf als solcher in die böhmische Thronfolge nichts hineinzureden hatte.

Was bedeutet aber nun die Teilnahme Wladislaw Heinrichs an dem Wahlgeschäfte von 1216? Unsere früheren Feststellungen weisen wohl auf zwei Momente hin, da ja der Kniner Vertrag oder besser seine Erneuerung von 1197 zwischen den beiden Brüdern noch aufrecht bestand. Da Wladislaw Heinrich, wie einst Konrad Otto, Teile seiner Markgrafschaft an jüngere Vettern vergeben hatte, solange es solche gab — die in bitterer Entfremdung 1204 nach Schlesien ausgewanderten Theobalde zählten nicht — so stand ihm anderseits auch selbst ein Nachfolgerecht in Böhmen zu, ja nach dem immer noch zurecht bestehenden Senioratserbfolgegesetze sogar ein näheres als dem jungen Wenzel. Und war das Gesetz vielfach mißachtet worden: es schien deshalb nicht notwendig, auch in der Urkunde über Wenzels Nachfolge seine Derogierung besonders zu bedenken, so mußte eine Teilnahme Wladislaw Heinrichs an der Wahl vor aller Welt dokumentieren, daß er seine eigenen Ansprüche zurückstelle. Endlich kam der Markgraf auch sonst als Mitglied des regierenden Hauses in Betracht, freilich nur nach böhmischem Gesetze, insofern es sich 1216 um eine Verfügung über das wichtigste Stück des przemyslidischen Stammbesitzes, das Land Böhmen, handelte, bei der die Zustimmung der Agnaten nicht fehlen durfte.

Mit dem Ableben des Markgrafen Wladislaus Heinrich 1122 trat eine neue Wendung ein, jedoch nur in den äußeren Beziehungen Mährens zu Böhmen. Die erledigte Markgrafschaft nahm, da der Markgraf kinderlos war, sein Bruder, der König von Böhmen, in Anspruch und erlangte sie auch von der Gnade des Kaisers. Wie damals Leopold VI. von Österreich und Steier als Inhaber zweier Herzogtümer und Lehen des Reiches sich „Dux Austriae et Styriae" nannte, so gab es nun einen König von Böhmen und einen Markgrafen von Mähren in einer Person, wie dies schon früher Konrad Otto 1189—1191 und der Bischof Heinrich 1195—1197 gewesen waren. Nur daß jetzt, sowie denn die Erblichkeit auch der Fahnenlehen unter Kaiser Friedrich II. sich nicht weiter hintanhalten ließ, regelmäßig beide Lehen gemeinsam — wie eben auch wieder in Österreich und anderswo — verliehen wurden. So waren nacheinander Ottokar I. († 1230), Wenzel I. († 1253), Ottokar II. († 1278), Wenzel II. († 1305), Wenzel III. († 1306), Rudolf I. († 1307), Heinrich (bis 1310) zugleich Könige von Böhmen und Markgrafen von Mähren. Es waren aber durchaus interne Vorgänge, erwachsen aus Verfügungen der Könige und gegründet auf das alte Gewohnheitsrecht der przemyslidischen Familie, wenn gelegentlich die Regierung Mährens einem Bruder des Lehensträgers, des Königs, oder Söhnen desselben übertragen wurde, wie dies 1127 bis 1310 meist der Fall war. Da diese im Innern völlig unabhängig walteten, sowie denn die Entwicklung der Territorien allenthalben seit dem XII. Jahrhundert nur Fortschritte gemacht hatte, kann von einer Zugehörigkeit Mährens etwa zu Böhmen zu jener Zeit so wenig und noch weniger die Rede sein als früher. Die Personalunion respektive die gemeinsame Abstammung der Fürsten beider Länder war das einzige Band, das sie miteinander verknüpfte. Mähren hatte seine eigene Gesetzgebung und Verwaltung, militärische, ökonomische und Steuerverfassung, der regierende Markgraf übte alle Hoheitsrechte aus, so daß er, wenn sich Böhmen im Besitze eines anderen Fürsten befand, im Marchlande die gleiche Stellung einnahm, wie dieser in seinem Königreich oder Herzogtum. „Er bezog alle Steuern, Fronden und sonstigen Einkünfte." Dagegen hörte Mähren nie auf, ein Bestandteil des Deutschen Reiches zu sein. Vielfältig wie ja auch in Böhmen, trat neben der Lehensabhängigkeit auch der Untertanenverband hervor, so vor allem auf dem Gebiete der Rechtspflege. Oberster Richter in der reichsunmittelbaren Markgrafschaft blieb, auch wo kein direktes oder indirektes Lehnband inmitten lag, der Kaiser. Wie in Böhmen erteilt er auch hier Begnadungen mit Krongut und Ämtern, gewährt er die Bestätigung von Privilegien usw. (Fischel, Studien 64—66; 76).

Und als 1307 die Städte Böhmens, trotzdem Kaiser Albrecht I. am 18. Jänner 1307 Böhmen und Mähren allen seinen Söhnen zur gesamten Hand geliehen hatte, ihre Zusagen nicht hielten und den Herzog Heinrich von Kärnten auf den Thron beriefen, da gingen die Mährer ihre eigenen Wege und anerkannten der Bestimmung des Königs und ihrem Gelöbnisse gemäß den Herzog Friedrich von Österreich als ihren Herrn und Markgrafen. Doch vermochte Friedrich das Land nicht zu behaupten. Dasselbe wurde vielmehr von Kaiser Ludwig IV. (1314 resp. 1339) dem Könige Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg, der seit 1310 Böhmen besaß, zugesichert und übertragen, womit das schon lange (bleibend seit 1222) bestehende Verhältnis der Personalunion zwischen Königreich und Markgrafschaft wieder her-

gestellt wurde. Auch die alte Gepflogenheit, Mähren zur Versorgung jüngerer Mitglieder des böhmischen Herrscherhauses zu benutzen, ward nicht vergessen. Seit seiner Rückkehr aus Italien regierte Karl, Johannes' Ältester, Mähren erst als seines Vaters „Hauptmann" (Statthalter), dann, wie es scheint, als „Markgraf", das ist als Lehensmann. Er war somit Aftervasall des Reiches, worauf schon der Umstand, daß er auch in der kaiserlichen Belehnungsurkunde vom 20. März 1339 „Markgraf von Mähren" genannt wird, und die Tatsache hindeutet, daß Karl später bei der Zuweisung Mährens als böhmisches Lehen und Afterlehen des Reiches an seinen Bruder Johann Heinrich sich auf einen frühern Brauch beruft. In einer ganzen Reihe wichtiger Staatsakten erscheint nur die direkte Lehnsabhängigkeit der Markgrafschaft Mähren vom Deutschen Reiche auch für das nachfolgende Mittelalter und die Habsburgerzeit bis 1806 bezeugt. Aber auch das ist unzweifelhaft, daß Kaiser Karl IV., als er mit den Urkunden vom 7. April 1340 das böhmische Reich eigentlich erst konstituierte und dann gleich anderen Gebieten die als Reichslehen in seiner Hand liegende Mark Mähren an seinen Bruder weiter verlieh, an Stelle des altprzemyslidischen Haus- und Gewohnheitsrechtes bezüglich der „Auszeigung" jüngerer Mitglieder des Fürstenhauses bleibend, solange die Linie Johanns' im Mannesstamme existieren würde, die Belehnung setzte. Sie knüpfte nun die Mark an das böhmische Reich.

War aber das neue Band stärker und fester, war es enger oder weiter als einst die Abhängigkeit der mährischen Przemysliden von dem Großherzoge zu Prag? Wohl blieben hinsichtlich Mährens allein die Könige von Böhmen die direkten Mannen des Reiches, „die Markgrafschaft selbst war ‚rechtlich' reichsunmittelbarer Lehnbesitz der böhmischen Krone." Die Könige waren für die Ableistung der aus der Lehnsabhängigkeit Mährens von Deutschland resultierenden Pflichten und Schuldigkeiten verantwortlich. Aber anderseits schloß die Lehnherrlichkeit der Könige von Böhmen, wie dies stets beim Lehngut der Fall war, jede Einmischung des Lehnherrn in die Ausübung des Dominium utile aus. Es war also gar nicht notwendig, daß Kaiser Karl IV. seinem Bruder und dessen männlichen Nachkommen für Mähren ausdrücklich das dominium totum zugestand. Die Markgrafen befanden sich wie die übrigen Lehnsträger des Reiches im XIV. Jahrhundert im Besitze der unbeschränkten Landeshoheit, sie waren durchaus nicht Untertanen der böhmischen Könige im heutigen Sinne des Wortes. Sie übten nicht bloß die Gerichtshoheit und alle landesherrlichen Hoheitsrechte überhaupt aus, sondern schlossen auch zumeist selbständig Staatsverträge, verfügten über das Landesaufgebot und führten Kriege mit den Nachbarn wie zuvor. Aber auch wenn Mähren eines besonderen Regenten entbehrte und unter die unmittelbare Herrschaft des Königs von Böhmen zurückkehrte, hatte dies keinerlei Abhängigkeit von diesem Lande und dessen Beamten und Ständen zur Folge. („Studien" 128).

Dieses Verhältnis ward nicht anders, als nach dem Aussterben der mährischen Luxemburger (1411) das Land an den König Wenzel von Böhmen als belehnten Reichsmarkgrafen Mährens zurückfiel und nun ein vom Könige als Markgrafen ernannter Landeshauptmann an die Spitze der Verwaltung trat, und es gestaltete sich womöglich noch günstiger für die Mark zur Zeit der Hussitenkämpfe. Herzog Albrecht V. von Österreich, von Kaiser Sigmund mit der Markgrafschaft Mähren

nach der Vermählung mit dessen Tochter Elisabeth belehnt (4. Oktober 1423), gelang es trotz aller Angriffe und Raubfahrten der Hussiten, sich wesentlich im Besitze des Landes zu behaupten. Zwischen den Reformern, die in Böhmen den Meister spielten, und Mährens Regierung gab es bis 1436 keinerlei Beziehungen.

So war es auch zur „königslosen Zeit" (1440—1453) und 1467—1490, nachdem sich die katholischen Mährer gleich den Lausitzern, Schlesiern und einem Teile der böhmischen Stände gegen König Georg empört hatten, und zur Zeit der Regierung des Ungarkönigs Matthias Corvinus, der erst ihr Helfer, dann ihr Herr geworden war (vgl. seine Wahl zum König von Böhmen im Mai 1469). Es genügt zum Beweise dafür auf einzelne Tatsachen hinzuweisen. Im Jahre 1453 hatten die Mährer dem jungen Könige Ladislaus in Brünn gehuldigt, noch ehe dieser in Böhmen als König eingeführt und gekrönt war. Da Mähren anders als Böhmen lediglich als Reichslehen von Ladislaus ererbt worden war und er für die Mark in keinem andern Verhältnisse zum Deutschen Reiche stand, als für Böhmen, so war sogar ein Lehensband zwischen Mähren und Böhmen damals nicht vorhanden und das Vorgehen des Königs und der Mährer durchaus gerechtfertigt. Die böhmischen Herren jedoch suchten aus dem Umstande, daß seit alters der König von Böhmen zugleich als zweites Reichslehen Mähren zu empfangen pflegte, und wohl auch in Erinnerung an das frühere Lehensband eine Untertänigkeit der Mark abzuleiten, die wieder die Mährer nicht wenig bekämpften. Die Rede Johanns' von Boskowitz, ihres Sprechers, ist bezeichnend: „Ihr habt uns, Herren Tschechen, in des Königs Gegenwart getadelt, daß wir Seine Gnaden zu unserm Herrn angenommen und ihn ins Land geführt haben und gesagt, wir hätten das nicht ohne Euch tun können und sollen, da wir Eure Mannen und ein Glied der Krone seien. Dem gegenüber erklären wir alle, daß wir, was wir getan, auch nach Gebühr getan haben und ebenso wenig schuldig sind, auf Euch zu warten und nach Euch zu kommen, denn wir haben unserm Erbherrn nur geleistet, was wir seinem Vater und dessen Erben versprachen. . . *Wir sind nach Geburt, Stand und Würden so frei wie Ihr, Herren Tschechen, wir sind keine Mannen, sondern freie Herren, sogut wie Ihr, und wir haben es nicht nötig, in Angelegenheiten unserer Erbherren auf Euch zu warten*, sondern gehen ihnen frei nach. . . Und Gelöbnisse machen wir Seiner Gnaden, nicht Euch, noch sonst jemandem, auch nicht Eurem Lande Böhmen, sondern unserer mährischen Heimat". Die Tschechen mußten schließlich zugestehen, daß die Mährer im Rechte seien. Ebenso schreibt gegen Ende des Jahrhunderts Ctibor von Zinnenburg in dem sogenannten Tobitschauer Rechtsbuch: „Es ist aus den alten vorgeschriebenen Gewohnheiten zu entnehmen, daß dieses Land, ungeachtet es die Würde eines Königreichs und seine Krone verloren hat, dennoch allzeit frei geblieben, und daß es keinem Herrn auch keinem andern Lande unterworfen ist.

Denn die Herren, die Ritterschaft und die Prälaten leisten ihrem Herrn keinen solchen Eid wie in Böhmen, sondern ein bloßes Gelübde der Untertänigkeit und des Gehorsames, und dieses tun sie keinem andern Lande, sondern diesem ihrem Herrn und seinen von ihm ordentlich abstammenden Erben; auch dieses im Lande Mähren und sonst nirgendwo. Und die Städte tun ebenso, außer daß sie nach ihrer

Gewohnheit den Eid schwören. Auch hat es seine eigenen freien Landrechte ohne alles Hindernis seines Herrn selbst, auch ohne was immer für eine Berufung weder an den Kaiser noch an seinen eigenen Herrn." In der Tat war die innere Unabhängigkeit Mährens so groß, der Machtbereich seiner obersten Landesbeamten so weitgehend, daß nach 1547 Kaiser Ferdinand I. auf eine Minderung denken mußte, sollte seine eigene „landesfürstliche Hoheit" nicht darunter Schaden leiden. Es ging recht schwer, hier Wandel zu schaffen. Noch weniger geneigt waren die Mährer etwa unter Rudolf II. oder Kaiser Matthias, etwas von ihrer Selbständigkeit den Ständen Böhmens zu opfern, auch als diese die Führerschaft in hochgehaltenen gemeinsamen Bestrebungen an sich genommen hatten.

„So waren und blieben die Mährer selbst allezeit die besten und treuesten Hüter der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes."*

Aus dem Trentino.

Von Seraphine Freiin v. Blangy-Lebzeltern.

Die Fiera di San Vigilio war im Ausklingen begriffen. Im Teatro Sociale absolvierte eine vorzügliche italienische Operngesellschaft ihre Stagione, auf dem weiten Platze hinter der Gotenmauer fanden allerlei volkstümliche Spiele statt und auf der Piazza d'Armi brannte ein neuer Stuwer feenhafte Feuerwerke ab, denen eine mehrtausendköpfige Menge frenetisch zujubelte.

Die Fiera di San Vigilio — der größte Markt Trients — stand seinerzeit kaum der Leipziger Messe nach. Handelsleute aus aller Herren Ländern fanden sich im Brachmonat in der alten Bischofsstadt zusammen und nahmen an den glänzenden Festen teil, die ihre Gastgeber veranstalteten. Unsere Zeit hat den Handel allerdings in andere Bahnen gelenkt und von der berühmten Sankt Vigiliusmesse sind heute eigentlich nur mehr die Feste geblieben, zu denen jedoch die moderne Stadt mit ihren erweiterten Gassen und ihrer elektrischen Beleuchtung unstreitig einen weit passenderen Rahmen abgibt, als anno dazumal der düstere, durch mächtige Umfassungsmauern von der Außenwelt abgeschlossene Bischofssitz.

Es war übrigens hohe Zeit, daß die Festwochen sich ihrem Ende näherten. Der Sommer begann sich bereits in unangenehmer Weise fühlbar zu machen. Die Sonnenstrahlen vergoldeten buchstäblich „im Feuer" die zahlreichen Turmspitzen und Kuppeln, denen die Stadt ihren Namen verdanken soll — la città delle trenta torri — und selbst Nächte brachten keine Erholung, denn die kahlen Bergriesen — der Monte Bondone, Monte Gaza usw. strahlten die Sonnenglut, die sie tagsüber aufgenommen, in den Nachtstunden doppelt intensiv in den Kessel zurück, in dem Trient eingebettet liegt.

Es war ein herrlicher Junimorgen als uns die Sehnsucht übermannte dem festlichen Treiben und der mörderischen Hitze zu entfliehen und eine Wallfahrt ins Grüne zu unternehmen — in ein stilles Tal abseits vom ausgetretenen Touristenpfade. Heute ertönt allerdings nicht weit davon der schrille Pfiff des Dampfrosses, das die Kultur ins Valsugana trägt, damals aber — vor zirka einem Dezennium — zogen noch

* Fischel, Studien 155.

zwei müde Gäule den schwerfälligen Postomnibus die steile Höhe hinan — am Ponte Alto vorüber — der romantischen Klamm zu, durch die der Corrente Fersina braust, ehe er sich zwischen glattgeschliffenen Felsenkolossen hindurchzwängt und einen großartigen Wasserfall bildend, ins Tal hinunterstürzt.

Über der Schlucht lagern noch tiefe Schatten. Mächtige Steinwände, aus deren Fugen stellenweise armseliges Gestrüpp kriecht, ragen zu beiden Seiten der smaragdgrünen, schäumenden Wasser in beträchtlicher Höhe zum Himmel empor — eigentümlich gerade und schichtenförmig als wären sie von Menschenhänden aufgebaut — und über dem weißen Straßenband am rechten Fersinufer wölben sich unheimlich dräuende Felsenmassen, die ab und zu noch Spuren der Sprengungen aufweisen, welche dem Menschen Bahn gebrochen durch die Wildnis.

Gegen das östliche Ende der Schlucht rücken die Wände mehr und mehr zusammen, so daß sie gleichsam ein natürliches Tor bilden, das durch ein künstliches vervollständigt wird, da die Felsenenge hier zu einer Talsperre ausgenutzt wurde, deren Mauerwerk sich wunderbar der pittoresken Steinwelt einfügt.

Unser Gefährt donnert durch das imposante Doppeltor hinaus in eine sonnige Landschaft, die sich — flankiert vom Monte Celvo — ganz unvermittelt vor uns auftut. Von den umliegenden Höhen und Lehnen grüßen zahlreiche Ortschaften, Weiler und weiße Kirchen herunter, indes sich im Hintergrund — auf dem Colle Tegazzo, eine weitläufige altersgraue Burg mit massiven Türmern und krenelierten Mauern erhebt, die ernste Hüterin des freundlichen Marktes zu ihren Füßen — das Kastell von Pergine. Die Tradition verlegt die Entstehung der Veste „Perssen" in die Langobardenzeit, in der Landesgeschichte beginnt sie jedoch erst im XII. Jahrhundert eine Rolle zu spielen und ihre jetzige Gestalt verdankt sie zum großen Teil dem Hochstift Trient, an das sie wiederholt fiel, und zwar zum dritten Male unter der Regierung des weisen und kunstsinnigen Fürstbischofs Bernhard von Cles.

Obwohl die Versuchung an uns herantritt im Schatten der Edelkastanien den Burghügel zu erklimmen, von dessen Gipfel sich dem Wanderer eine überaus lohnende Aussicht darbieten soll, so trägt doch für heute die Sehnsucht nach den dunklen Nadelwäldern des Tales, dem wir zustrebten, den Sieg davon.

Beim Maso Bariselli — wo die Straße ins Val „Pinè" abzweigt, beginnen wir unsere Fußwanderung unter Kastanien- und Nußbäumen, die den Weg beschatten, der sich fast durchaus am Rande einer ziemlich tiefen, grünen Mulde hinzieht, durch die ein klares Wässerlein — der Sillabach — rauscht. Mit ihren Baumgruppen und blühenden Gesträuchern macht die Mulde ganz und gar den Eindruck eines lieblichen Naturparkes, und es berührt uns eigentümlich, daß die Gegend schon in so geringer Entfernung von der Heerstraße einen völlig anderen Charakter annimmt und fast ebensowenig Ähnlichkeit mit der wohlbestellten Campagna des Plateaus von Pergine, als mit der schattenlosen, steinigen Umgebung Trients aufweist. Was uns hier umgibt ist das satte, frische Grün der unteren Alpenstufen und die Häuser der, an der jenseitigen Berglehne, terrassenförmig abfallenden Ortschaft Seregnano, mit ihrem echt italienischen Baustil, wollen zu der schier deutschen Gebirgslandschaft gar nicht stimmen.

In Nogarè gönnen wir uns eine kurze Rast und legen dann rasch die Strecke ebenen Weges zurück, die sich zunächst vor uns hinzieht. Gar bald beginnt jedoch die Straße

merklich anzusteigen, die Lehnen zu unserer Rechten werden höher und steiler, der Gebirgstypus prägt sich von Schritt zu Schritt schärfer aus und wir atmen in vollen Zügen die starke, würzige Waldluft ein, die uns entgegenströmt. Drüben über dem kleinen Tale, das uns noch immer vom Kalisberg und seinen Ausläufern trennt, tauchen da und dort vereinzelte Häusergruppen auf, und bald fällt uns auch eine größere Ortschaft ins Auge: Fornace — im Dialekt „Fornas“ — ein Name der sich unzweifelhaft auf die Hochöfen zurückführen läßt, die hier in Tätigkeit waren, als der Bergbau auf dem Kalisberg noch in voller Blüte stand. Jetzt zeigt sich auch schon San Mauro mit seinen Porphyrbrüchen, aber ehe wir die Höhe des Dorfes erreichen, bietet sich uns ein überraschender Ausblick auf die Gebirgswelt jenseits der Etsch dar. Gegen Süden zu schieben sich die Bergmassive allerdings so wirr ineinander, daß es uns unmöglich erscheint, sie nach ihren Formen zu erkennen, aber aus dem westlichen Hintergrund schimmern und glitzern in wunderbarer Klarheit die Eisfelder der Brentagruppe mit der Cima-Tosa herüber, und den breiten Rücken mit dem eingerissenen Zahn im Nordwesten, fühlen wir uns versucht als Weißhorn anzusprechen. Noch ein kurzer Marsch und wir sind in Tresilla — dem ersten Dorfe des Val Pinè — dem, in geringer Entfernung der an 1000 Meter hoch gelegene Ort Baselga folgt, dereinst das kirchliche Zentrum des ganzen Tales, daher sein Gotteshaus den Titel Basilica führt, und man wird kaum fehlgehen wenn man annimmt, daß sich der Ortsname Baselga aus „Basilica“ entwickelt hat. Dieser waldumschlossene Erdenwinkel war seinerzeit die bevorzugte Sommerfrische der beiden letzten Fürstbischöfe aus dem Hause der Madruzzen und besonders der früh verblichene, unglückliche Carlo Emanuele ruhte in dem stillen „Pineto“ gerne von seinen geistlichen und weltlichen Herrschersorgen aus. Nun trennen uns nur wenige Minuten von Riccaldo und dem Lago della Serraja, dem die Nadelwälder des Monte Serra einen ungemein düstern Charakter verleihen. Auf dem Rückwege vom Seeufer zu den Häusergruppen kommen wir an einer Anzahl kleinrassiger, rötlicher Kühe vorüber, deren Hüterin mit einer Weißstickerei beschäftigt ist und so recht den Typus der Talbewohner verkörpert — der Pinaiteri, die, obwohl germanischen Stammes, weder in ihrem Äußeren noch in ihrer Tracht an die Ahnen erinnern, ja wenn man die fast durchwegs breiten Gesichter mit den starken Backenknochen und glatten Stumpfnasen in Betracht zieht, könnte man sich geradezu versucht fühlen an einen slawischen Einschlag zu glauben. Im Gegensatze zu anderen deutschen Enklaven im Südtirol, ist hier auch seit mehr als einem Säkulum die deutsche Sprache in Vergessenheit geraten und das Kauderwälsch, das jetzt im „Pinè“ ans Ohr des Fremden schlägt, weist seltsamerweise fast ebensowenig Ähnlichkeit mit dem Idiom der italienischen Gemeinden auf, die das Tal einschließen, als mit unserer deutschen Muttersprache. Als wir uns mit der Frage, wo eine annehmbare Stärkung zu finden wäre, an die emsig stickende Hirtin wenden, deutet sie nur stumm und trotzig auf ein größeres Gebäude von dessen Dachfirst ein blaurotes Kaffeetuch weht, das wohl die Stelle einer Flagge vertreten soll. Wir erinnern uns jetzt an dem Hause vorübergekommen, aber durch die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich in dem verandaartigen Vorbau breit gemacht, einigermaßen abgeschreckt worden zu sein. Die Herren in den — gelinde gesagt — originellen Touristenanzügen mit den gewagten Reisemützen, unter die sich sogar ein Fez verirrt hat — die Damen in ihren auffallenden, grellen Sommertoiletten, die mit ihren Begleitern um die Wette Virginia-Zigarren rauchen, Asti spumante

schlürfen und die würzige Waldluft mit kreischendem Gelächter erfüllen, stehen in einem zu schroffen Gegensatz zu dem Rahmen, der sie umgibt, um sich das herrliche Landschaftsbild durch diese Staffage vergällen zu lassen. Wir dringen daher in die Hirtin, uns den Weg zu einer anderen, wenn auch noch so bescheidenen Schenke zu weisen. Sie zögert eine ganze Weile — endlich meinte sie achselzuckend: „Es gibt wohl noch eine Gastwirtschaft hier — die Osteria der Siora Romana, aber — man besucht sie nicht gerne!" Diese Auskunft ist ganz darnach angetan, unsere Neugierde zu erregen, wir müssen uns jedoch gedulden bis eine andere, minder wortkarge Pinaitera, die, von der Höhe eines mit Holz beladenen Karrens, ihr prächtiges Maultier lenkt — uns wenigstens die Richtung angibt, in der die geheimnisvolle Osteria zu finden ist.

Wir stehen nun bald vor einem einfachen Rohbau, an dessen Südseite sich die landesübliche, von verkümmerten Reben umschlungene Pergola schließt. Eine zerbröckelnde Steintreppe führt zu derselben empor und auf der obersten Stufe sitzt ein junges braunes Weib, an dessen Knie sich ein etwa vierjähriger blasser Knabe schmiegt. Mutter und Kind machen einen fast ebenso verkümmerten Eindruck wie das ganze Anwesen, aber wir sind angenehm überrascht, als die Frau sich höflich erhebt, in gutem, reinem Italienisch nach unseren Wünschen frägt und sich sofort bereit erklärt, uns ein bescheidenes Mahl zu rüsten: Ovi in padella — insalata fresca und die unvermeidliche Polenta. Indessen stellt „Siora Romana" eine Flasche Rotwein auf den Steintisch im Schatten der Pergola, von dem wir natürlich Besitz ergriffen, und wir sehen von hier aus in behaglicher Ruhe dem geschäftigen Treiben unserer schönen Wirtin zu, an deren Rockfalten der blonde, blasse Knabe hängt. —

„Chi ze lo mamma — chi ze lo?" fragt er ein über das andere Mal und als wir ihn freundlich ansprechen, führt ihn die Mutter zu uns und geht wieder eifrig ihrer Arbeit nach. Aber das Kind wird bald unruhig, horcht zuerst gespannt nach dem Hause hin und ruft dann weinerlich: „Mamma — mamma!"

„Sono quà — tesoro mio!" tönt es aus der Küche zurück, und mit vorgestreckten Händchen trippelt der Kleine eilig der Haustüre zu.

Wir blicken ihm unwillkürlich beklommen nach und als seine Mutter mit der goldgelben Polenta wiederkehrt, können wir nicht umhin dem Bangen, das uns erfüllt, Ausdruck zu geben.

Frau Romana nickt traurig mit dem Haupte:

„Pierin — poveretto — è orbo."

„Blind! — Welch ein Unglück! Aber wie ist das nur gekommen?"

„Wie das Unglück eben kommt. Das „Licht" der Welt hat mein armer Junge nie erblickt."

„Und sein Vater?" Wir würden die unbedachte Frage gerne zurücknehmen, aber es ist zu spät.

In die Stirne der Frau graben sich zwei tiefe Falten und aus ihren Augen flammt ein Blitz, der uns zu versengen droht, dann lacht sie auf — kurz und schneidend:

„Sein Vater! — Ach! Sie wissen von nichts, darum kamen sie zu mir! Ich hätte mir wohl denken sollen, daß niemand sie hergewiesen hat."

Ein Versuch zu protestieren mißlingt, sie läßt uns keine Zeit zu einer Erklärung.

„Wir sind uns draußen begegnet — er und ich" fährt, sie fort, „weit, weit von hier — dort wo meine Wiege stand, wo der Himmel ewig blau auf die blumenreiche Erde herunterlacht und die Menschen „Lingua" reden. Er war ein stattlicher, blonder Mann — ein

echter Pinaitero — ich war ihm gut und ließ mich leicht bereden, ihm hierher zu folgen in sein Vaterland. Aber gegen seinen starren Sinn empörte sich gar oft mein heißes Blut und dann gab's Feuer! — Das wußten die Leute und als sie mich eines Tages allein sahen — verzweifelt — dem Wahnsinn nahe — da waren sie mit ihrem Urteil bald fertig, da wiesen sie mit den Fingern auf mich und sagten, er ruhe im See — der seine Toten nicht wiedergibt — und ich — ich sei seine Mörderin!"

Unsere Züge verraten unzweifelhaft die Bestürzung, in die uns die Erzählung unserer Wirtin versetzt, sie nimmt jedoch keine Notiz davon.

„Und sie schrien ihren schändlichen Verdacht so laut und so lange in die Welt hinaus, bis die Karabinieri vor meiner Hütte standen und mich fortschleppten als eine Gefangene! Ich bin wohl wiedergekommen, weil es einen gegeben, der sich freiwillig gemeldet und ausgesagt hat, daß er drüben über dem großen Wasser mit dem Unseligen zusammengewesen, dem es gut gehe und der dort herrlich lebe und in Freuden! Dann erst haben die Richter auch mir geglaubt, geglaubt daß ich nichts wisse von dem mir angetrauten Mann, der sich davon geschlichen wie ein Dieb bei Nacht und Nebel. — Aber die Leute hier in ihrem starren Sinn mit ihrem harten Kopf, die wollen es heute noch besser wissen als die Richter! Der Kopf eines Pinaitero ist hart Signori und ich bin — eine Fremde!"

Bis hierher hat die Frau ruhig gesprochen — sachlich — als gehe sie die ganze Geschichte nichts an, aber mit einem Male bricht ihre Stimme und erschütterndes Aufschluchzen hebt ihre Brust.

„Und in meinem tiefsten Elend wurde mein Bub geboren!"

Ein heller Jubelton bildet den seltsamen Schlußakkord zu dieser traurigen Beichte. Pierin hat ihn ausgestoßen — er spielt mit Kieselsteinchen und jauchzt laut auf, wenn er einen fortgerollten Kiesel wiederfindet.

Wir versuchen der armen Verlassenen Trost zuzusprechen, aber solchem Leide gegenüber erscheint wohl alles, was man vorbringen kann, unzugänglich. — Die Unglückliche horcht jedoch andächtig unseren Worten und als es ans Scheiden geht, beben ihre braunen Finger in unseren Händen und mit zitternden Lippen und feuchtem Glanze in den großen dunklen Augen dankt sie uns, daß wir eingetreten in ihr verfemtes Haus und ihr neuen Mut gegeben, den schweren Kampf ums Dasein wieder aufzunehmen — für ihr Kind! Und wie wir dann die Dorfstraße hinunterschreiten und uns, nicht ohne Absicht, umwenden, um der armen „Siora Romana" einen letzten Abschiedsgruß zuzuwinken, da tönte uns noch ihr tränenschweres „Grazie — grazie" nach.

Wir müssen nun rüstig ausschreiten, wenn wir das antidiluvianische Fuhrwerk, das uns nach Trient zurückbringen soll — beim Maso Barisellì erreichen wollen. Das Tagesgestirn ist bereits im Sinken begriffen — als wir auf der Höhe von Vigo di Pinè und San Mauro anlangen, können wir im grellroten Dunstkreis der scheidenden Sonne die Brentagletscher kaum mehr unterscheiden und über der weißen Straße lagern bereits tiefe Schatten.

Schweigend eilen wir vorwärts. Unsere Gedanken können sich nicht loslösen von dem stillen Bergtal, wo wir im Hochgenuß der reinen, vom Kulturfirnis unserer Zeit noch unberührten Natur geschwelgt, aber auch neuerdings die Überzeugung gewonnen haben, daß Menschenleid nirgends fehlt, wo Menschenherzen pochen.

Aus dem josefinischen Wien.

Tagebuchstellen eines Schweizers.*

Mittwoch den 14. Juni 1786. Wir langten abends gegen 7 Uhr in Wien an. Auf der Maut wurden wir ganz artig und höflich behandelt, sobald sie wußten, wer wir seien; sie hoben die Kleider im Koffer kaum ein wenig an den Enden auf und den Wagen durchsuchten sie gar nicht.

Donnerstag den 15. Heute war das Fronleichnamsfest. — Aus einem Haus auf dem Stock am Eisenplatz sahen wir all das Vorzüglichste der Prozession. Schon früh um 4 Uhr fingen die Prozessionen der Zünfte und Innungen an; gegen 10 Uhr kam der Hof nach der Stephanskirche gefahren; 60 Mann von der ungarischen und ebensoviele von der polnischen Garde ritten voraus (jede ist im ganzen 180 Mann stark); jeder Gemeine ist vom Adel und hat Offiziersrang: es sind lauter junge, schöngebildete Leute. Sie sind sehr reich und geschmackvoll gekleidet und equipiert.

Die Ungarn haben 8 Unzen Gold auf dem Leib und Federn von geschlagenem Gold auf den Mützen. Sie reiten lauter weiße Pferde. Die Polen haben braune Pferde, weite lange Hosen, die bis auf den Knöchel gehen, und blaue runde Mützen auf dem Kopf, die oben viereckt und flach werden. Jeder Mann führt eine kleine Standarte in der Rechten. Ihre Gesichter zeichnen sich vor denen der Ungarn sehr aus; sie sind ganz hellbraunrot, ohne rote Backen zu haben. Ihre Physiognomien zeigen Heftigkeit und Feuer an. (Der Kaiser hat noch eine deutsche und eine niederländische Garde, die aber izt nicht komparierten.) Dann kamen die Livreebedienten vom Hof (vordem an 400, izt etlich und 30) in Gelb und Schwarz; dann die Kammerherren des Kaisers zu Pferd in seidenen Strümpfen und Schuhen; und Hofkavaliers und Fürsten, die Hofchargen haben. Darauf folgte der Erzherzog Franz in einem sechsspännigen Galawagen, rückwärts saß sein Obersthofmeister; endlich kam der Kaiser in einem reichvergoldetem sechsspännigen Galawagen allein — den Beschluß machte ein Detachement Grenadiers. So ging es nach der Stephanskirche. Über eine Weile kam von da aus der feierliche Zug nach den in den verschiedenen Straßen errichteten Altären. Die Ordensgeistlichen, die nun aber entsetzlich zusammengeschmolzen sind, machten den Anfang; dann folgten einige Pfarrkirchen der Stadt, jede mit einer Fahne von besonderer Farbe. Dann das Korps der Seminaristen, über

* Wir danken die Veröffentlichung dieser Tagebuchstellen der Güte des Herrn Geheimen Regierungsrates und Universitätsprofessors Dr. Hans Landolt in Berlin, dessen Großvater Johann Heinrich Landolt Aufzeichnungen über seine Reisen hinterließ, die er nach Vollendung der Rechtsstudien mit seinem Freunde Junker Escher vom Blauen Himmel in den Jahren 1782—1786 unternommen hatte. Als Sohn des Bürgermeisters von Zürich und mit Empfehlungen von Lavater und Geßner ausgestattet, wurde er überall freundlich aufgenommen und konnte daher über Land und Leute aus den besten Quellen schöpfen. Nach Wien kam Landolt, damals 25 Jahre alt, im Jahre 1786. Während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes daselbst, verkehrte der junge Mann mit den meisten Wiener Berühmtheiten der josefinischen Epoche. Abgesehen von einzelnen Tagebuchstellen, die weniger das Resultat eigener Erfahrung, als vielmehr der nicht immer objektiven Mitteilungen einheimischer Zeitgenossen sind, können die vorliegenden Aufzeichnungen aus der Aufklärungsperiode in mannigfacher Hinsicht eine schätzenswerte Quelle für die Kulturgeschichte Wiens genannt werden. — J. H. Landolt geb. 1761, starb 1850 als Ratsherr seiner Vaterstadt.

200 (worunter auch Mönche von den aufgehobenen Klöstern sind), welche unter der Direktion eines berühmten Predigers und zweier Gehilfen zur Seelsorge abgerichtet werden. Darauf folgten die zwei Leibgarden zu Pferd; dann die Hofkavaliers und Kammerherren zu Fuße, auch der Sohn des Kaunitz war dabei; darauf folgte der Baldachin, worunter Kardinal Migazzi mit dem Hochwürdigsten in der Hand ging; gleich hinter ihm der junge Franz, ein schöner Jüngling und hinter diesem der Kaiser. Beide trugen simple weiße Uniformen, dieser mit roten, jener mit ziegelfarbigen Aufschlägen. Ihnen folgten einige Hofdamen, dann kam ein kleines Detachement Uhlanen zu Pferde und die Grenadiere machten den Beschluß. So ging der Zug nach den verschiedenen Altären, und um Mittag sahen wir den Kaiser und Franz wieder nach der Burg zurückfahren. Es ist nichts Seltenes, daß der Kaiser solchen Prozessionen geflissentlich ausweicht und sich einige Tage von der Stadt entfernt; hätte er sie heute nicht mitgemacht, so wären wir wahrscheinlich von Wien verreist, ohne ihn gesehen zu haben, weil er morgen nach Steiermark und einigen anderen Gegenden, bis nach der Türkei hin, verreist. Unter der verstorbenen Kaiserin waren solche Prozessionen unendlich brillanter; die Zahl der Geistlichen und Mönche und der Glanz des Gefolges war ungleich größer, denn seit der Zeit hat das alles gewaltig abgenommen. Damals wurden Baldachins und Bilder und Maschinen mitgetragen, die 10—15 Mann kaum von der Stelle bringen konnten; ihre ganze, nun zerstreute Familie, folgte der Prozession und diese ward viele Tage nacheinander auf allen kaiserlichen Lustschlössern, im Beisein des ganzen Hofs wiederholt. Izt ist das alles abgeschafft; selbst das Schießen der auf einem großen Platz paradierenden Truppen ward untersagt.

Vordem bestand der kaiserliche Marstall aus 4000 Pferden; izt enthält er nicht viel über 200. Der Kaiser sieht gesund aus; er blickte immerfort scharf um sich und nach den Häusern hinauf; seine Züge fangen an ein wenig ältlich zu werden und einige davon haben etwas Ähnliches mit dem König von Preußen. Allein das Gepräge von durchdringendem Verstand und Weisheit mangelt ihnen. Sein Temperament soll von Natur äußerst tätig und unermüdet sein; es ist ihm nicht möglich, mehr als 3—4 Stunden zu schlafen; daher die Leute von seiner Suite sehr ungern mit ihm reisen. (Er fährt immer mit sechs Pferden an seinem Wagen.) Er fürchtet sich vor keiner Schwierigkeit, die ihm auf der Reise zustößt, er will alles forcieren, wenn er einmal sich was vorgenommen hat. Auf seiner letzten Reise nach der Lombardei waren die Straßen mit Schnee verschüttet; allein dies hielt ihn nicht ab, er wollte seine Reise durchaus fortsetzen; endlich versank der Wagen in Eis und Schnee, man mußte Leute zusammenholen, um ihn auszuschaufeln. Bei dieser Gelegenheit konnte der Leibarzt seinen Unwillen nicht mehr zurückhalten (Brambilla heißt er und ist eigentlich Chirurgus): „Maestà, sagte er dem Kaiser ins Gesicht, Lei non é un uomo, ma una bestia, vuol forzar tutto." „E voi siete un poltrone, antwortete ihm der Kaiser lächelnd, chi lascia addietro tutto per salvar la paura." Auf eben dieser Straße wollte der Kaiser eine Nebenstraße nehmen, um nicht durch die Stadt Verona passieren zu müssen; zu dem Ende sollte er durch einen kleinen Fluß setzen, der eben sehr angeschwollen war; der Postillion widersetzte sich und sagte, es wäre Lebensgefahr dabei. Der Kaiser ward unwillig, wollte absolut durchsetzen und befahl ihm zu fahren. Dann stieg der Postillion vom Pferde und sagte: „Maestà, se Lei vuol passare, è padrone, ma io non passerò di sicuro, non son obbligato di rispettar i Suoi commandi, perchè non son soggietto Suo, ma ben della Repubblica die Venezia.

Nun mußte der Kaiser wohl nachgeben; und da sie auf der Station anlangten, gab er dem Postillion sechs Zechinen per la bella risposta.

Wo der Kaiser hinkommt in seinen Provinzen, sucht er alle Unordnungen abzustellen und bessere Einrichtungen zu machen; solang er gegenwärtig ist, werden seine Befehle exequiert, aber sobald er den Rücken wendet, macht jeder wieder, was er will. Der Umfang des Reichs ist zu groß und der Kaiser hat offenbar Mangel an Leuten, die seine Absichten getreu und tätig unterstützen.

In Steiermark widersetzte sich das Volk dem Verbot des Läutens bei Gewittern tätlich; die Weiber laufen bei jedem herannahenden Gewitter mit Ofengabeln und Feuerzangen nach der Kirche, jagen die sich ihnen widersetzenden Beamten weg und fangen selbst an zu läuten.

Ungarn ist nun, nach den Ansichten des Hofes, ganz zu Paaren getrieben; man bereitete das Ding schon lange zu und fing mit den Großen an, die wegen des Reichtums und der Macht furchtbar waren. Der Hof zeigte sich sehr herablassend gegen sie, machte ihnen Besuche, verursachte ihnen dadurch vielen Aufwand und Gastereien, zog sie nach Wien, wo sie notwendig sich durch Pracht auszeichnen mußten; so steckten sie sich nach und nach in Schulden und nun hatte man sie da, wo man sie haben wollte. Der Hof erteilte ihnen izt Gnaden und Avantagen, gab ihnen Chargen und machte sie so von sich abhängig. Da diese Sache so weit vorbereitet und die mächtigsten Hindernisse gehoben waren, legte der Kaiser nach und nach eine Armee von 80.000 Mann ins Land, unter dem Vorwand eines bevorstehenden Türkenkrieges; dann reiste er selbst nach Ungarn, als die Konskribierung so vielen Widerstand fand, ging selbst in die Versammlung der Landstände und erklärte, er wolle seine Verordnungen ausgeführt wissen. Einige Mitglieder traten auf und wandten ein, solche Neuerungen wären ihren Privilegien zuwider und könnten nicht statt haben. Euere Privilegien, sagte der Kaiser, sind euch unrechtmäßigerweise gegeben worden und ich kann sie euch rechtmäßigerweise wieder nehmen; ich will meine Verordnungen ausgeführt wissen und wer sich widersetzt, der soll erfahren, mit wem er's zu tun hat — und damit ging er weg. Die Sache gelang und der Kaiser erreichte seine Absicht. Vergebens sollen ihm seine Minister vor dem Antritt der Reise die Gefahr vorgestellt haben, der er sich aussetzte. Mir werden sie gewiß nichts zu leid tun, versetzte der Kaiser, denn sie wissen zu gut, daß, wenn sie mich auch aus dem Weg räumen, nur etwas weit Ärgeres nachkommt (nämlich der strenge Leopold).

Wien soll 295.000 Einwohner haben; 30.000 Fremde, die sich da aufhalten, ungerechnet. Man spricht in den Kaffeehäusern ziemlich frei von allem und erzählt die Anekdoten vom Kaiser. Jedoch soll es an Spionen und Rapporteurs auch nicht fehlen. Abends wohnten wir im Nationaltheater einer Musikakademie bei. Seit sechs Jahren soll keine Akademie ein so brillantes Auditorium gehabt haben, wie diese. Besonders waren die Frauenzimmer in sehr großer Anzahl da; sie sind alle auf den Fuß der Pariser Koketten gekleidet und geputzt. Madame Canti sang zu vier verschiedenen Malen (zu ihrem Besten ward das Konzert gegeben), sie ist in Deutschland und Italien ziemlich berühmt; in Mantua ward sie aber unlängst gar nicht goutiert, in Bravourarien ist sie gut und hat die Stimme vollkommen in ihrer Gewalt, allein an Empfindung und Ausdruck mangelt es ihr. Noch trat ein Hautboist und ein Tenorsänger auf; die Symphonien waren sehr mittelmäßig.

Freitag den 16. Abends sahen wir im Deutschen Nationaltheater Gli Sposi malcontenti, eine italienische opera buffa. Dreimal in der Woche wird hier italienische Oper und dreimal deutsche Komödie gespielt. Es war das Projekt, hier ein deutsches Originaltheater zu errichten (wovon jetzt bloß noch der Name existiert), wie das französische in Paris. Allein die liebe Ökonomie kam dazwischen. Man wollte die nämlichen Leute in der italienischen Oper, in der deutschen Komödie und in Operetten brauchen, viele davon gingen darum weg. Izt hat der Kaiser das Theater auf einen solchen Fuß gesetzt, daß es ihm jährlich 30.000 Gulden reine Einkünfte abwirft.

Die Primadonna sang gut, aber mit vielen Efforts; die anderen waren etwas mittelmäßig, die Musik, von Stephano Horace, einem Engländer, komponiert, war gut und weicht von dem gewöhnlichen Schlendrian italienischer Musik ab; hie und da sind Stellen von Ausdruck.

Sonnabend den 17. Pezzl* und einige andere Adressen, die wir besuchen wollten, waren nicht zu Hause. Den Bücherzensor Rosalino** trafen wir zu Hause an. Selbstander hat er die Zensur des theologischen Fachs unter sich. Er behauptet, daß die Berliner Schriftsteller ganz recht haben, wenn sie in diesem Punkt die hiesige Aufklärung noch nicht für helle Mittagssonne, sondern erst für Morgendämmerung wollen gelten lassen, und daß es noch nicht so glänzend in Wien aussehe, als einige Leute der Welt wollen glauben machen. Protestantische Schriften passieren die Zensur; auch werden sozinianische Werke durchgelassen. Weil diese Sekte in Siebenbürgen öffentlich toleriert ist, so hat sie eben so viel Recht, als die protestantische. Bahrdts Schriften konnten indessen noch nicht durchgebracht werden, weil sie gar zu sehr aus dem Geleise gehen. — Bei aller Toleranz fühlt aber der Kaiser doch sehr gut, wie nötig und bequem dem Beherrscher einer großen Monarchie der Katholizismus ist und wie sehr ihm die große Gewalt zustatten kommt, welche die Geistlichkeit auf das Gewissen und die Denkungsart des großen Haufens hat, bei dem durch stehende Soldaten allein nicht alles und immer ausgerichtet werden kann. Öffentlich führt daher der Hof nichts als Toleranz und Denkungsfreiheit auf der Zunge, und Migazzi muß oft dem Anschein nach Erniedrigungen dulden. Allein insgeheim verstehen beide sich ganz gut miteinander, der Kardinal weiß schon, was er zu tun hat, und jeder geht ruhig den verabredeten Gang. Die Jesuiten sind willkommen und werden gut gehalten. Wenn Migazzi tot ist, so kommt an seine Stelle ein Bischof, von dem die Aufklärung viel zu fürchten hat, weil er entsetzlich bigott, dabei ein ausgemachter schlauer Hofmann und beim Kaiser gut gelitten ist.

Was Personalsatyren und Kritiker über den Kaiser sind, darüber entscheidet die Zensur nie, sondern überläßt dies mit beigefügtem Gutachten ihm selbst und läßt alle solche Schriften ohne Unterschied durchgehen. Allein Kritiken über Staatssachen und neue Einrichtungen werden alle unterdrückt. So ging es auch einer sehr gut geschriebenen Kritik

* Johann Pezzl, Schriftsteller, Bibliothekar und Vorleser des Fürsten Kaunitz, lebte von 1782—1785 in der Schweiz, worauf er nach Wien kam; er ist der Verfasser der „Skizzen von Wien", die noch heute eine wichtige Quelle für die Geschichte Wiens sind. Von seinen übrigen Schriften erregte seinerzeit „Faustin oder das philosophische Jahrhundert" großes Aufsehen.

** Franz Rosalino (1736—1793), Theolog und Schriftsteller, war wegen seiner Liberalität als Zensor hochgeachtet und vom Kaiser Josef sehr geschätzt.

über die neuerliche Hinrichtung eines Diebes und Mörders.* Kein Mensch dachte mehr an die Todesstrafe, das Volk hielt sie bei dem eingeführten System für ganz und auf immer abgeschafft. Die Richter hatten sich daran gewöhnt, niemand mehr zum Tode zu verurteilen, und waren von dem Codice Theresiano abgegangen (der zwar auch keine vollständige Kriminalgesetzgebung enthält, dergleichen im Grunde die österreichischen Staaten gar nicht haben). Mit einmal läßt der Kaiser diesen Übeltäter hinrichten (weil er sieht, daß in einem so großen Reiche das Volk ohne Todesstrafe vor seinen Augen nicht im Zaum zu halten ist) ohne der Existenz dieses Falles vorhergegangene Proklamation, so daß also der Übeltäter sich nicht vorher einbilden konnte, wie sein Verbrechen den Tod verdiente; da er eine Menge noch weit schwererer Verbrechen mit ungleich gelinderen Strafen geahndet sah.

Abends ward im Nationaltheater der „Strich durch die Rechnung" von Jünger, aufgeführt: ein ziemlich gutes Stück, das auch meist gut exequiert war. Es war mir ganz sonderbar auffallend, wieder die deutsche Sprache auf dem Theater zu hören, die ich nun ganze zwei Jahre nicht mehr gehört hatte. Brockmann spielte gut.

Sonntag den 18. Wir hörten ein Stück der Predigt des vormals holländischen Gesandtschaftspredigers Hilchenbach (der auf den Mieg folgte) zu und machten dann ihm selbst einen Besuch. Seitdem der Kaiser den Reformierten erlaubt hat, eine Gemeine zu formieren und eine ordentliche Kirche zu halten, so ist er nun Prediger der Gemeine. Nur der schwedische Gesandte hält sich noch einen Prediger. Herr Hilchenbach ist ein sehr gefälliger und dienstfertiger Mann.

Die Hausmiete in Wien ist entsetzlich hoch. Herr Geymüller bezahlt für zehn Zimmer, ein Magazin und einen Stall 1.200 Gulden Jahreszins. Das große Trattnersche Haus trägt 34.000 Gulden Jahreszins. Die Fremden bezahlen gewöhnlich für ihr Chambre garnie an angenehmen Gegenden 10—12 Dukaten monatlich. Die Lehnkutschen sind nicht sehr teuer, viele Wiener finden weit besser ihren Konto dabei eine chaise de remise aufs Jahr zu mieten, als eigene Kutschen und Pferde zu halten; je nachdem sie sich ausbedingen, den Wagen stark oder weniger zu brauchen, bezahlen sie jährlich 600—800 Gulden, wofür sie keine eigene Equipage halten könnten. Ein Fiaker bezahlt monatlich 3 Gulden Abgabe, eine Lehnkutsche 4 Gulden, sie mögen viel oder nichts verdienen. Eigene Equipage bezahlt nichts.

Nachmittags gaben wir bei Herrn Hofrat v. Birkenstok** und Frau die Adresse der Frau v. Laroche ab; sie sind sehr artige und zuvorkommende Leute. Er ist mit einer der Aufseher des Normalschulwesens und hat die Zensur des pädagogischen Fachs unter sich. Abends spazierten wir im Prater. Hier versammeln sich an Sonn- und Feiertagen die Leute aus den niedrigen Ständen, lassen sich wohl sein und Essen und Trinken auftragen; ob es gut ist, daran liegt nicht so viel, als daß es recht viel sei. Freilich ist die Wohlfeilheit der nötigsten Lebensmittel auch eine starke Versuchung. Hier gilt ein Pfund Fleisch 7 Kreuzer, in Florenz 16 Kreuzer und dort ist das Pfund nur halb so stark als in Wien. Der Wein

* Franz v. Zalheim, der am 14. Jänner 1786 einen Raubmord beging und am 10. März d. J. gerädert wurde.

** Johann Melchior Birkenstok (1738—1809) hatte an der Verbesserung des Schulwesens in Österreich den größten Anteil und zählte als Mann von großer Gelehrsamkeit und feinstem Geschmack zu den Zierden der Wiener Gesellschaft; er war Sonnenfels' Schwager und mit Klemens Brentano verwandt.

8—10 Kreuzer und 40 Kreuzer, und so geht meistens der Erwerb der ganzen Woche durch die Gurgel. Im Augarten trifft man die höheren Klassen der Einwohner an; jedoch kann auch vom niedrigsten Pöbel hineingehen, wer will. Vor der Regierung Josefs waren diese zwei Spaziergänge nur dem Adel offen; über dem Eingange des Augartens steht die Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer."

Montag den 19. Herr Hilchenbach führte uns heute nach dem kaiserlichen Naturalienkabinett, es ist ungemein reich an in- und ausländischen Produkten. Von da nach der kaiserlichen Bibliothek. Sie hat durch die Bibliothek des Prinzen Eugen und das, was in der Lavallierschen Versteigerung in Paris für 20.000 Gulden angekauft ward, einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, so daß sie izt an 150.000 Bände stark sein wird. Der Studiendirektor v. Swieten* ist der erste Aufseher davon und schafft die Bücher an; der Exjesuit Denis ist der zweite; er wies uns verschiedene alte Manuskripte und Bücher aus den ersten Zeiten der Buchdruckerei. Bei Herrn Eckhel, Direktor des Münzkabinetts, fragten wir um die Erlaubnis, es einmal zu sehen. Abends sahen wir mit Herrn v. Birkenstok und Frau die kaiserliche Gemäldesammlung im Belvedere. Alle Wochen steht sie zweimal offen; und jedermann, selbst von der untersten Klasse, kann frei hineingehen und die Bilder angaffen.

Dienstag den 20. Morgens machten wir einige vergebliche Visiten. Bei Birkenstok aßen wir zu Mittag, an der Landstraße. Professor Brandis aus Göttingen (aus Hildesheim in Westfalen; er wird seine Professur erst diesen Herbst antreten, im jure publico, izt reist er auf Kosten der Regierung) und Herr v. Vreden, Sohn des Landschreibers in Heidelberg, waren mit dabei. Herr v. Birkenstok besizt eine recht schöne Gemäldesammlung, worunter zwei herrliche Landschaften von Tizian das vornehmste sind. (In ganz Italien kam mir keine Landschaft von diesem großen Meister zu Gesicht.) Wir gingen mit der ganzen Gesellschaft im Prater spazieren.

Die Wiener lassen es entsetzlich aufgehen; fast jeder macht mehr Depensen, als er Einkünfte hat; es ist fast unbegreiflich, wie viele noch subsistieren können. Eine gute Haushaltung, mäßige Tafel mit Gästen und Equipage, ohne Spiel und Theater, kostet jährlich 6.000 Gulden. Selbst mit dem Adel geht es sehr bergunter; der Fürst Palm (dessen Vater ein Kaufmann war, der sich in den Grafenstand erheben ließ und seinem Sohn 5 Millionen hinterließ) haust toll darauf los; für den Fürstentitel, einen Orden und den Kammerherrnrang mußte er an 300.000 Gulden bezahlen. Gegenwärtig ist er unter dem ganzen Adel der splendideste.

Mittwoch den 21. Wir besuchten Herrn Wutky,** er hat einige recht gute Stücke fertig, den Wasserfall von Tivoli, den Vesuv von oben an seiner Mündung, den Lavastrom an der Seite des Berges hinunter, ein Mondstück; er macht auch Mondstücke, die zur Beleuchtung eingerichtet sind, von mehr als zwei Fuß in der Länge; aber nur auf Bestellung. Herrn Füger*** machten wir einen Besuch (der die Bibliothek zu Caserta in Fresko

* Gottfried van Swieten, der Sohn des berühmten Gerhard van Swieten.

** Michael Wutky (1739—1823) anfänglich Historienmaler, dann Landschafter.

*** Friedrich Heinrich Füger, Historienmaler (1751—1818), damals Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste.

malte, in Kompagnie mit Nößeldahler). Hier malt er nun, was er will und befindet sich gut dabei; das, womit er am meisten gewinnt, sind Porträts en miniature mit Wasserfarben; für eine halbe Figur läßt er sich 24 Dukaten bezahlen, ist noch ein Landschäftchen oder sonst was dabei, 30 Dukaten. Auch in Pastell malt er; er machte das Porträt eines Frauenzimmers, das der Frau Schinzin née Lavater bis zur Täuschung ähnlich sieht.

Schade, daß Füger über solchen Tändeleien sein eigentliches Fach, die große Historienmalerei, vernachlässigt, wozu er wirklich Talent hat. Jzt arbeitet er am Tode des Germanikus; dieser liegt auf dem Bett in den letzten Zügen, die Agrippina steht voll Betrübnis neben ihm, die Freunde um ihn her schwören, seinen Tod zu rächen, der Arzt geht voll hoffnungsloser Traurigkeit weg; die Ideen und der Ausdruck sind wirklich gut, allein das Bild ist nach Verhältnis seiner Größe mit Figuren überladen, deren man 26 zählt. Wo nur ein leeres Fleckchen ist, da guckt ein Kopf heraus. In kleinerem Formate hat er eine Vestalin gemalt, die wegen eines Fehltrittes in puncto der Keuschheit zum Tode geführt wird; die Hauptfigur hat sehr viel Ausdruck; hinten sitzen zwei Richter, die Verwandten der Verurteilten kommen, um Gnade zu erflehn, der eine Richter hat das Gesetzbuch aufgeschlagen und antwortet, daß dasselbe allzudeutlich entscheide, um Nachlassung der Strafe hoffen zu können. Zu solchen Sachen finden sich freilich in Wien viele Liebhaber nicht wie zu Miniaturporträtchens, darum muß er sein Talent wie die Römer ihre entjungferten Vestalinnen lebendig begraben.

Abends fuhren wir im Prater spazieren bis zu dem am Ende desselben stehenden Lusthaus, welches aber weder an sich noch in Absicht auf die Aussicht besonders schön ist. Es werden im Prater viele Hirsche und wilde Schweine gehegt, die — weil sie nie gehetzt werden — ganz zahm sind und sich ohne Gefahr ganz nahe kommen lassen. An besonderen Stellen werden sie gefüttert, damit sie keinen Schaden tun und auch den Park nicht verlassen.

Den Abend brachten wir beim Kasperle* zu, dem hiesigen sehr goutierten Volksschauspiel, das dem großen Theater starken Eintrag tut. Kaum ist es zu begreifen, wie ein gesunder Menschenverstand mehr als einmal solch abgeschmacktes, elendes, ungesalzenes und pöbelhaftes Zeug anhören kann, und nicht leicht wird man in irgendeiner europäischen gesitteten Stadt ein Volkstheater finden, das diesem in belobten Qualitäten den Rang streitig machen könnte. (O Aufklärung des philosophischen Jahrhunderts! rief Faustin.)

Wir sahen den französischen Bereiter Mahieu. Die Künste, die er macht, sind sehr gewöhnlich und bekannt. Seine zwei Eleven, ein männlicher und ein weiblicher, sind noch nicht weit gekommen. Ob er gleich ein alter Kerl ist, so weiß er seine ziemlich gut gemachte Figur geltend zu machen. Eine seiner stärksten Touren ist, daß er zu Pferd einen Reif um den Kopf schwingt, worin ein halb eingeschenktes Glas steht, den Reif in die Höhe wirft, das Glas wegnimmt und austrinkt. Einen kleinen in die Höhe geworfenen Ball fängt er geschickt in einer Bouteille auf. In Holzschuhen springt er von zwei Pferden über ein hingehaltenes Band und zugleich durch den Reif. Komisch ist die sogenannte Pyramide von acht Personen auf drei Pferden im Galopp. Mahieu und der andere Bereiter stehen auf den Sätteln der drei Pferde, jeder auf zwei Pferden. In den Zwischenräumen der drei

* Gemeint ist das Theater in der Leopoldstadt, das im Wiener Volksmund „Das Kasperltheater" genannt wurde. Hauptdarsteller der Kasperlrollen war J. Laroche (gest. 1806).

Pferde stehen zwei Palliasse in den Steigbügeln. Jede dieser vier Personen hat einen Jungen auf dem Nacken sitzen und so geht es fort im Galopp.

Freitag den 23. Morgens kamen Herr v. Vreden und Herr Pezzl uns besuchen. Letzterer ist lange in Zürich gewesen und hat dem Riesbeck Beiträge zum reisenden Franzosen geliefert und eine Zeitlang die Züricher Zeitung geschrieben; er ist Autor des Faustin und der Skizzen von Wien. Nachmittags zogen wir aus vom weißen Schwan und bezogen unser Logis im Schottenschen Haus oder sogenannten Schubladkasten auf der Freiung, nicht weit vom Schottentor. Abends ging ich nach dem Nationaltheater, um den Barbiere di Seviglia aufführen zu sehen; ich glaubte, er wäre zunächst aus dem Spanischen genommen und also mehr Original; allein er ist nach dem Französischen, die Musik von Paisiello ist sehr schön; die Exekution aber war höchst mittelmäßig.

Sonnabend den 24. Nachmittags fuhren wir nach Dornbach, um dort das schöne Landhaus des Generals Lascy zu sehen.* Kaum hatten wir unseren Spaziergang in dem angenehmen englischen Garten angefangen, so überfiel uns ein heftiges Donnerwetter, das uns nötigte in ein Gartenhaus zu flüchten. Als das Gewitter vorüber war, machten wir uns auf den Heimweg. Nicht weit von Dornbach liegt rechts auf einer Anhöhe das Landgut des russischen Botschafters Gallitzin; er ließ es unlängst neu aufbauen und englische Gärten anlegen; die Aussicht ist sehr ausgedehnt und angenehm, aber bei dem trüben, regnerischen Abend ging uns ein großer Teil derselben verloren.

Sonntag den 25. Herr Pezzl holte uns ab und wir fuhren mit ihm zu Alxinger,** der uns mit Schokolade bewirtete; er war ganz entzückt, durch mich einen Brief von Geßnern zu bekommen und so Gelegenheit zu haben, mit ihm zu korrespondieren. Er versicherte uns mit den feurigsten Ausdrücken, wie große Achtung er für den Mann habe und wie sehr er wünsche, uns Gefälligkeiten erweisen zu können. Alxinger ist kein großes, schöpferisches, poetisches Genie, aber ein Mann von gutem Herzen, und der sich alle mögliche Mühe gibt und schwitzt und studiert, um was Gutes zur Welt zu bringen. Er hat sich den schönen Wissenschaften nicht handwerksmäßig, sondern aus Wahl gewidmet. Er hat eigenes Vermögen genug, um bequem leben zu können. Vielleicht um den Alexander nachzuahmen (welcher sagte, er habe zwar seinen Eltern das Leben, allein dem Aristoteles noch mehr, nämlich seine Ausbildung, zu verdanken), schenkte er dem Haschka, seinem ehemaligen Lehrer und einzigen intimen Freund, von den 70—80.000 Gulden, die er im Vermögen hat, 10.000 Gulden. Einen Band seiner Gedichte hat er zum Besten des hiesigen Armeninstitutes drucken lassen, die vier, die im Anfang stehen (die besten unter allen), hat er verstohlner Weise drucken lassen, nachdem sie von der Zensur schon ausgemerzt waren. Ungeachtet er ein sehr lebhaftes Temperament hat, so kann er doch ohne Champagner fast nichts zur Welt bringen. Er heiratete eine Jüdin, allein diese führte ein so ungebundenes Leben und bekümmerte sich so wenig um den Mann, daß er sie oft in flagranti antraf und endlich

* Feldmarschall Moriz Graf Lacy (1725—1801) kaufte das Schloß 1765 und ließ den prächtigen Park herstellen, wozu ihm Kaiser Josef eine große Strecke Waldes schenkte.

** Johann Baptist Alxinger (1755—1797), der Dichter des „Doolin von Mainz", von seinen Zeitgenossen hochgeehrt. Kein Fremder von Namen unterließ es Alxinger zu besuchen, der auch mit den hervorragendsten Gelehrten des In- und Auslandes in Verbindung stand.

in ein Kloster sperren mußte, wo sie nun mit den 800 Gulden, die die Interessen ihres eigenen Vermögens sind, lebt. Den Dichter Leon trafen wir auch da an: er ist so matt und wäßricht wie seine Gedichte; er fürchtet, daß die Krankheit, die ihn schon lange plagt, sich in ein schleichendes Fieber verwandeln werde. Also bald ein Sternchen weniger am poetischen Wiener Horizont! Auch Blumauer kam noch hin. Man sieht ihm gleich an, daß er der König der hiesigen Poeten ist; er hat nicht das Gesuchte, Enthusiastische der anderen, er ist mehr Mann, gesetzter und fühlt seinen Wert, ohne stolz zu sein. Er hat sich unlängst von einer schweren Krankheit wieder erholt und wenn er seine Gesundheit nicht sehr in acht nimmt, so wird die Welt wohl wenig neue Gedichte mehr von ihm zu erwarten haben; er ist fast lauter Haut und Knochen. Er las uns ein Gedicht auf den Magen vor voll launiger Stellen und herrlicher Wendungen. Er erbrach ein soeben erhaltenes Paket, worin ihm einige Gedichte zur künftigen Blumenlese überschickt wurden. Der Autor nennt sich Bauer; schon aus der gar zu elegant geschriebenen Adresse schlossen die Herren Dichter, daß nicht viel Gutes darin stecken könne; wirklich bestätigte auch der Inhalt dies Urteil. Alxinger fing an zu lesen, Blumauer zuckte einige Male die Achseln (die übrigen lachten), dann nahm er's ihm aus der Hand und sagte, es wäre nicht würdig, daß man die Zeit damit verdürbe. Blumauer behandelt die übrigen hiesigen Poeten ganz als seinesgleichen, ungeachtet die meisten ziemlich unter seiner Sphäre sind. Alxinger ließ den Haschka rufen, der mit ihm im nämlichen Hause wohnt, allein vermutlich sagte man ihm, daß wir keine Dichter wären, also hielt er's nicht für nötig zu kommen und entschuldigte sich, es wäre ihm nicht möglich, itzt herunterzukommen.

Vormals, da die Freimaurer noch in ihrem Glanz waren, machten die hiesigen Dichter eine eigene Loge unter sich, an deren Spitze der Hofrat Born* stand; keiner konnte da Mitglied werden, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben etwas hatte drucken lassen; hatte er aber dies Requisitum, der Wisch mochte so elend sein, als er wollte, so ward er ohne anderes aufgenommen. Diese Loge fing endlich an vielen Einfluß zu gewinnen; ihren Gegnern war sie furchtbar, ihre Mitglieder hob sie und schaffte ihnen nicht selten wichtige Plätze. Nun aber liegt sie so wie die Maurerei durch die vom Kaiser eingeführte Publizität und übrigen Anstalten ohnmächtig zu Boden und ist ärger als aufgehoben, weil Geheimhaltung über viele Punkte mit zu ihrem Wesen gehört und sie nun zum Gegenteil gezwungen ist.

Blumauer und Alxinger freuten sich sehr, daß ich ihnen Briefe von Geßner mitbrachte, weil dies ihnen Gelegenheit gäbe, mit demselben in Korrespondenz zu kommen; bisher scheint es, waren sie in keiner Verbindung mit ihm gewesen. Alxinger sagte, daß er dessen Schriften mit dem größten Vergnügen lese, ungeachtet er sonst keine Idylle und keine prosaische Poesie leiden könne.

Mittags speisten wir mit Vreden, Brandis und Merz im Augarten, bei Jahn; in dem großen, schön gezierten Saal waren viele Leute zum Speisen; an einem besonderen Tisch saßen die Gesandten vieler auswärtiger Höfe beisammen (vom zweiten Rang). Nach Tisch spazierten wir im Augarten, wo man schöne Partien und ausgedehnte Auen antrifft. Herrn v. Birkenstok machten wir eine Visite und wir fuhren dann nach Nußdorf (eine halbe

* Ignaz Edler v. Born (1742—1791), Geolog und Mineralog, verdient um den Bergbau durch Verbesserung der Amalgamierungsmethode, auch als Satiriker bekannt durch seine Monachologia. Born zählte zu den eifrigsten Förderern der Aufklärung.

Stunde außer den Linien), wo heute Kirchmeß war. Beim badenschen Residenten, Herrn von Stockmayr stiegen wir ab; er ist ein höflicher, guter Mann, ob er gleich etwas steif und ceremoniös scheint, so wie alle badenschen Geschäftsmänner. Er wies uns ein schönes Teleskop, welches ganz die englischen imitiert, es trägt deutlich über zwei Stunden weit und kostet nur 32 Gulden. Der Meister, der solche macht, wohnt in Stuttgart.

Dann gingen wir zur weißen Rose, wo ein öffentlicher Ball war für Leute von der gemeinen Klasse aus der Stadt; in einigen geringen Schänken belustigten sich die Bauern.

M o n t a g d e n 26. Blumauer brachte ich Geßners Brief. Er ist ein Mann, der ungemein vielen Anstand hat, ohne zu beleidigen, noch sich herabzusetzen. Auf den Papst soll unlängst eine Satire herausgekommen sein; derselbe wird als krank vorgestellt und die Ärzte um ihn her beratschlagen sich, ob ihm wohl noch zu helfen sei. „Nein," ruft einer, „es ist gar nichts mehr zu machen, denn der Kranke hat die pontinischen Sümpfe im Kopf, den Nepotismus im Herzen und den Fuß des Kaisers im H . . . . . n; also sehe ich keine Rettung mehr."

Wir gingen ins Trattnersche Lesekabinett und ich speiste dort im Kasino zu Mittag. Abends ward im Nationaltheater die komische Oper La Grotta di Trofonio aufgeführt; das Stück ist unterhaltend, die Musik von Salieri schön und die Exekution war gut.

D i e n s t a g d e n 27. Alle Abend wird von 7—8 Uhr vor der Kriegskanzlei (dem ehemaligen schönen Jesuitenkloster), wo der Gouverneur Hadik wohnt und wo die Hauptwache ist, von allen Musikanten der hier in Garnison liegenden Regimenter Musik gemacht.

M i t t w o c h d e n 28. Wir besuchten Herrn Geymüller, um ihn über verschiedene Sachen zu fragen. Herr Äringer präsentierte uns dem Hofrat Born, dem größten hiesigen Chemiker und dem Erfinder der Reinigung des Goldes durch Amalgamation mit Quecksilber. Jzt arbeitet er an einem Werke über diesen Gegenstand; er leidet viele Kabalen und Chikanen von einigen seiner Mitbürger, weil sie sehen, daß er sich emporschwingt und Kredit und Vermögen erwirbt. Die Ausdünstungen des Bleis bei den vielen chemischen Operationen, die er damit vornahm, haben seinen Körper so angegriffen und vorzüglich die Beine, daß er nun gar nicht gehen kann und immer auf dem Stuhl festsitzt. Diese unangenehmen Situationen, in denen er sich befindet, machen ihn mißmutig und nicht sehr unterhaltend.

Abends gingen wir ins Nationaltheater, wo La scuola dei gelosi aufgeführt ward; die Musik von Salieri war gut, die Exekution gleichfalls, besonders der Buffo spielte mit viel Ausdauer und Natur.

D o n n e r s t a g d e n 29. Abends sahen wir die Tierhetze. Drei Bären, ein Wolf, 1 Löwin, 1 Wildschwein und zwei ungarische Ochsen wurden sukzessive herausgelassen und mußten sich mit den Hunden herumschlagen. Einen von den Ochsen ließ der Hetzmeister auf sich anrennen, packte ihn bei den Hörnern und sprang auf die Seite, so daß der Ochse zu Boden stürzte und ihn mitriß, dann sprang er wieder auf, zog den Kopf des Ochsen rückwärts und stieß ihm einen großen Dolch hinten ins Genick, so daß er auf

der Stelle tot liegen blieb. Dies ward von den zahlreichen Zuschauern unendlich applaudiert. Der Ochse, der von den Hunden gehetzt war, verteidigte sich lange, endlich mußte er der Übermacht weichen und ward entsetzlich zerfleischt. Die wilden Tiere sind durch Zähne- und Klauenabbrechen sehr geschwächt und so zahm, daß die Hetzknechte sie ohne alle Gefahr anpacken können. Den Beschluß machte ein (vermutlich sehr ausgehungerter) Bär, dem man ein Stück Fleisch unten an eine Feuermaschine anband, diese anzündete und in die Höhe zog; er klammerte sich mit seinen Vorderfüßen so stark an sie an, daß man ihn mit derselben in die Höhe zog und er, während die Raketen brannten, sein Nachtessen ruhig verzehrte.

Von da fuhr ich nach dem Nationaltheater, wo „Codrus" des Herrn von Chronegk gegeben ward. Dieses Stück hat herrliche Stellen und ist würdig von einer guten Truppe aufgeführt zu werden. Die Akteurs taten indessen ihr möglichstes, der König spielte zuweilen nicht übel; Müller (ein junger Mensch in der Person des Medor) zeigt gute Anlagen und Feuer, aber er ist noch nicht abgeschliffen und geübt genug; die Mutter dieses Helden, ein altes, dickes Weib, war an einigen Stellen nicht übel; allein alle insgemein haben keinen Anstand, machen zweckwidrige und unanständige Gesten und setzen fast immer den Nachdruck des Sinnes ganz aufs unrechte Wort. Diesen letzteren Fehler fühlt das hiesige Publikum bei weitem nicht so, wie man ihn in anderen Gegenden Deutschlands auffallend findet.

Seit gestern fing die Donau an ungemein zu steigen, wie man glaubt durch den vielen Regen und das schnelle Schmelzen des Schnees in den Gebirgen; man mußte alle mögliche Vorsicht gebrauchen, um eine lokale Überschwemmung des Augartens zu verhindern. Die Leopoldvorstadt ward größtenteils unter Wasser gesetzt, die Leute mußten sich aus dem untersten Stock in die obern zurückziehen, wohin ihnen die Lebensmittel gereicht wurden; das Wasser wuchs ununterbrochen bis Freitag den 30. gegen 9 Uhr früh, da es eine Höhe von 7—8 Fuß über die gewöhnliche Höhe erreicht hatte. Eine Menge Gemüsegärten, Fruchtfelder und Wiesen waren überschwemmt; viele 1000 Klafter Holz, die als Provision auf den künftigen Winter an den Ufern aufgesetzt waren, wurden vom Strom weggerissen und nur ein unbedeutender Teil davon konnte gerettet werden. Ober der Stadt zerstörte die Donau viele Bauernhäuser und führte sie mit hinunter. Die Bewohner der Donauufer leiden sehr viel von diesem Fluß (weil er allzu flache Ufer hat) im Sommer von dem Anschwellen desselben, im Winter durch den Eisgang.

Wir machten Herrn Hilchenbach einen Besuch; Herr v. Retzer war nicht zu Hause; bei Herrn von Denis gab ich Geßners Brief ab und er erbot sich, uns auch die Bibliothek zu zeigen, was und wie lange wir wollten.

Abends führte uns Herr Alxinger bei Hofrat Greiner* auf, in seinem Landhaus, nicht weit außer der Stadt. Dieser Mann ist geheimer Referent in geistlichen Sachen; er war es schon unter Theresia und stand sehr in Gnaden bei ihr, so daß sie ihm in ihrem Testamente 1000 Dukaten vermachte (eines solchen Legates kann sich niemand außer ihm rühmen), seine Geradheit und Uneigennützigkeit, die er, es sei nun aus Charakter oder Politik, immer bewies, empfahl ihn nachher auch beim Kaiser, so daß sein Ansehen itzt noch beständig fortdauert. Er tat noch nie einen einzigen Schritt, um seine Kinder oder nächsten An-

* Hofrat Franz Ritter v. Greiner (1732—1798), der Vater der Schriftstellerin Karoline Pichler. Seine Gattin war die Vorleserin der Kaiserin Maria Theresia.

verwandten zu versorgen. Auch seine Frau konnte die vorige Kaiserin gut leiden; sie zeichnete sich in Wien durch ihren Verstand, ihre Lektüre und gelehrten Kenntnisse aus. Alle Montag, Dienstag und Freitag versammeln sich Gelehrte und Fremde bei ihr. Sie ist mit Lavater und vielen anderen Gelehrten genau bekannt und stand mit ersterem eine Zeitlang in Korrespondenz. Sie fühlte, daß seine Ideen in vielen Stücken zu weit gingen und so entfernten sie sich voneinander.

Mesmer* debütierte hier mit seinem Magnetismus; allein er fand in Wien nicht so viele Narren wie in Paris, die ihn 600.000 Livre gewinnen machten. Das Meisterstück seiner Kunst wollte er an dem berühmten blinden Mädchen Paradis machen. Die meisten Leute behaupten, daß er ihr auch wirklich etwelches Licht verschaffte, wiewohl sie nicht ununterbrochen deutliche Beweise davon gab; sie selbst glaubte steif und fest, daß sie sehe. Einem Mädchen hatte sein Bruder bei einem Kinderspiel ein Auge aus dem Kopf gestoßen, so daß es vollkommen ausrann; das andere Auge war durch die Verbindung mit diesem kranken sehr schwach und endlich fast ganz blind geworden. Mesmer nahm das Mädchen in die Kur und behauptete, daß er nicht nur das kranke Auge wieder herstellen, sondern das ausgeronnene wieder nachwachsen machen werde, dies soutenierte er sehr lange ungeachtet des Widerspruches der vernünftigeren Leute, bis er endlich sah, daß er allgemein lächerlich ward.

Sonnabend den 1. Juli. Die Liechtensteinsche Gemäldesammlung verdient unter den Privatgalerien in Wien einen der ersten Plätze, vorzüglich in Absicht auf die Menge der Bilde.

Dann sahen wir das neue Gebäude, welches der Graf Fries unlängst aufführen und sehr geschmackvoll einrichten und möblieren ließ. Ein kleines Badezimmer ist ganz im Geschmack der herkulanischen Malereien bemalt.

Sonntag den 2. Morgens besuchten wir den Zensor Rosalino. Er las uns ein komisches Gedicht auf die unlängst unverwesen ausgegrabene Nonne von Blumauer vor, welches aber schwerlich die Zensur passieren wird. Eine Menge elende von Fehlern wimmelnde Übersetzungen der alten Autoren werden in Wien gemacht und die Zensur läßt sie passieren, weil nichts gegen Staat, Religion und Sitten dadurch gesündigt wird; daß aber das Publikum damit betrogen ist, daran denkt niemand. Alle Wochen kommt bei Rosalino ein armer Poet mit geistlichen-, Gassen- und Gelegenheitsliedern ein und dieser Quark geht durch, weil nichts gegen jene drei Punkte darin steht und der arme Orpheus mit den paar Zwanzigern, die er vom Verleger dafür kriegt, wieder eine Woche lang lebt.

Wir besuchten Herrn v. Vreden, der uns Abends der Frau v. Rosenberg und ihrer Tochter präsentierte; die letzte hat ungemein viel Verstand, Lebensart und Belesenheit, ohne sich damit groß zu machen. Ihre zahlreiche Bibliothek enthält die schönste Auswahl von französischer und deutscher belle littérature und guten französischen Übersetzungen vieler griechischer und lateinischer Dichter, alles von den brillantesten Editionen.

* Anton Mesmer (1733—1815), der erste Arzt in Wien, der den tierischen Magnetismus als Heilmittel anwendete. Wegen seiner Kur an der blinden Harfenvirtuosin Paradis des Betruges verdächtigt, verließ er 1777 Wien und begab sich nach Paris.

Montag den 3. Zum Frühstück gingen wir zur Witwe v. Troger, unserem Haus gegenüber, wo wir den Abbé Dufour, einen Bündner antrafen, welcher in kurzem nach den kaiserlichen Niederlanden gehen wird, um da die neuen Reformen im geistlichen Fache, dem Plane des Kaisers zufolge, in Ausübung zu bringen. Er war zuvor Hofmeister im Liechtensteinschen Haus; da er diese Stelle erhielt, so bekam er gleich eine fette Propstei und 4000 Gulden Gehalt vom Kaiser. Er ist ein äußerst galanter und artiger Mann, nur fast gar zu galant und petitmaitrisch, um geistliche Reformen zu machen. So weiß man doch auch unter dem strengen Josef durch Protektion sich emporzuschwingen.

In dem kaiserlichen Münzkabinett zeigte uns Herr Eckhel die geschnittenen Steine. Verschiedene darunter sind von ungemein großem Werte; vorzüglich die en camée geschnittene Apotheose des Kaisers Augustus, die an zehn Zoll in der Länge und neun in der Breite hat; dieses Stück, welches 20 halbe und ganze menschliche Figuren, ein Pferd und einen Adler von der schönsten Arbeit enthält, bezahlte Kaiser Rudolf II. mit 12.000 Dukaten. Die übrigen sind: ein großer Augustuskopf, ein Antonius, zwei übereinander geschobene sehr schöne Köpfe, eine Bacchantin u. v. a. Eine große Menge moderner Arbeiten, von denen einige wegen der feinen und mikroskopischen Arbeit merkwürdig sind. Izt wird daran gearbeitet, die ganze Sammlung in Kupfer zu stechen und mit einer Beschreibung herauszugeben.

Dienstag den 4. Bei Herrn Alxinger waren wir zum Frühstück. Haschka* und Friedrich (auch ein Dichter) waren da.

Der Zensor v. Retzer** möchte gar gern auch an dem hiesigen Poetenfirmament glänzen, er besitzt viele Kenntnisse, aber auf dem Pegasus ist er doch nicht recht sattelfest. Dies macht ihm an sich keine Unehre, aber er möchte sehr gern geehrt und angesehen sein und suchte schon mehrere Dichter dahin zu drehen, daß sie ihm ihre Werke dedicieren sollten. Leon dedicierte ihm wirklich einst etwas in hoffnungsreicher, aber bisher noch unerfüllter Wiedervergeltung. Blumauer und Leon schenkten ihm schon Gedichte, die dann mit der Unterschrift Josef v. Retzer in Druck erschienen. Den Denis, der sehr viel Freude an seiner Sammlung von berühmten Gelehrten in Kupferstich hat, wollte Herr v. Retzer an dieser seiner schwachen Seite packen, er kam mit 40 solchen Kupferstichen zu ihm, schenkte ihm 20 auf der Stelle und die 20 übrigen versprach er ihm nachher zu geben, wenn er einige Gedichte für ihn gemacht hätte. Immer ist er in den ängstlichen Sorgen, man möchte sein Autorsrenommee angreifen und ihn lächerlich machen; er prätendiert, daß seine Bekannten alle Fremden, die zu ihnen kommen, auch zu ihm führen sollen, um seinen Ruhm ausgebreiteter zu machen und daß sie in Gegenwart derselben ihn Freund nennen sollen.

Leute, die den Hofrat Schmidt genau zu kennen behaupten, sagen, daß die paradoxen Ideen, die er in seiner Geschichte der Deutschen über den Nutzen der lutherischen Reformation geäußert hat, wirklich aus seiner eigenen Überzeugung fließen und gar keinen Grund in Nebenumständen oder in seiner gegenwärtigen Lage haben. Er glaubt sich ganz davon überzeugt, daß der Grad der Aufklärung in unseren Zeiten vollkommen eben derselbe wäre, wenn jene wichtige Revolution gar nicht existiert hätte und daß Luther keineswegs der Mann war, dieselbe zu bewirken, sondern daß man von Erasmus noch weit besseres hätte erwarten können.

* Lorenz Haschka, der Dichter der Volkshymne.

** Josef Freiherr v. Retzer (1754—1824), Schriftsteller und Bücherzensor.

Abends besuchten wir das Nationaltheater, wo Le nozze di Figaro aufgeführt wurde, als eine Oper; die Musik von Mozart, der Text und das Spiel der Akteurs waren alle gleich schlecht; man entdeckt fast keinen Zug mehr vom echten französischen Original; es paßt auch gar nicht für die Buffos der italienischen Bühne.

Mittwoch den 5. Mit Herrn Prediger Hilchenbach und Herrn Neufoille aus Frankfurt fuhren wir frühe nach Dornbach hinaus, um den herrlichen Park des Feldmarschalls Lacy zu sehen. Herr Frossart, sein Adjutant (aus dem pays de Vaud) führte uns ein paar Stunden lang herum und doch sahen wir bloß das Interessanteste und kaum ein Drittel des ganzen; das in verschiedene Terrassen abgeteilte Parterre gleich beim Haus ist sehr angenehm; man hat eine malerische Aussicht über den größten Teil der Stadt und die umliegenden Gegenden hin. Der ganze Park, welcher neun Stunden im Umfang hat und viele kleine Berge in sich schließt, war vor 20 Jahren noch ein wüster Ort, als Lacy die ganze Gegend kaufte und den größten Teil derselben nach seinen eigenen Ideen und Plänen in den schönsten englischen Garten umschuf. Ungemein schade ist's, daß der Ort gänzlichen Mangel an Wasser hat, das ihm Leben und Anmut geben würde. Es ward alles Mögliche getan und mit vielen Kosten das Quellwasser zusammengesucht, um einige kleine Seen und Kaskaden zu formieren. Die Partien sind ungemein abwechselnd und oft überraschend, die man auf den unzähligen bedeckten und offenen Fußsteigen und Alleen zu Gesicht bekommt, bald stößt man auf einen großen weiten Rasenplatz, dann auf ein Ackerfeld, dann auf einen kleinen Weinberg; weiter auf Wasserbassins, die von Schwänen und türkischen Enten bewohnt sind; berceaux de roses und große Beete voll wohlriechender Blumen; kleine Gebüsche und Dickicht mit Hüttchen und Einsiedeleien, Wäldchen ganz von exotischen Pflanzen und Gesträuch, die sogenannte grotta di Trofonio, den Paradiesgarten von niedlicher Anlage, in dessen Mitte ein Apfelbaum steht, umzäunte Abteilungen, wo Rehe und Hirsche weiden; einen runden Tempel (freilich nur von Holz) à l'antique, der auf acht dorischen Säulen ruht; hinten daran rauscht von dem felsigen Hügel eine Kaskade herunter, von wo man die herrliche Aussicht nach der Stadt hin hat. Die ausgedehnteste und abwechselndste Aussicht hat man in dem chinesischen Lusthäuschen. Eine Gruppe Bäume gerade in der Stellung, wie auf der Insel zu Ermenonville, heißt le tombeau de Rousseau. Drei (freilich ziemlich schlecht gearbeitete) steinerne Statuen, nämlich der ruhende Mars, der borghesische Fechter und der sterbende Fechter, sind auf drei points de vue verteilt, so daß sie von mehreren Gegenden her einen guten Effekt machen. Weil bei dem Umfang des Gartens Leute, die ohne Führer hinkommen, sich sehr leicht verirren können, so ist am Ende jeder Allee und jedes Ganges die Gegend auf einem Täfelchen geschrieben, wohin dieselben führen. Unstreitig ist dieser Park einer der vorzüglichsten in seiner Art, allein die Hand der Kunst guckt weit merklicher hervor, als in dem schönen Garten von Ermenonville. Sehr oft kam die verstorbene Kaiserin, zuweilen mit ihrer ganzen Familie hierher und speiste beim Feldmarschall. Dieser bringt gewöhnlich den größten Teil des Sommers hier zu. Abends sahen wir den Garten des Fürsten Schwarzenberg gleich vor dem Tore; man sieht nichts darin, als ein paar große Alleen, einige kleine Seitengänge, mehrere Terrassen übereinander, große Wasserbassins und eine Orangerie.

Dann sah ich auf dem Nationaltheater zwei deutsche Operetten, die drei Pächter

und Röschen und Colas, aufführen, ganz erbärmlich exequiert. Während des Juli und August wird an den vier Wochentagen des deutschen Theaters allemal Operette gespielt, in der Fastenzeit hingegen immer Komödie, so daß jede dieser zwei Truppen jährlich ein paar Monate Ferien hat.

Donnerstag den 6. Das kaiserliche Zeughaus ist sehr weitläufig, es enthält in mehreren Sälen Waffen für 150.000 Mann. Eine Menge Modelle von Erfindungen und Verbesserungen der Kanonen stehen da, die aber alle unpraktikabel sind. Im letzten Kriege bediente man sich zuweilen einer Art von metallenem Geschütz, das auf einer Lafette ruht und sechs nebeneinander liegende Läufe hat, jeder etwa drei Fuß lang.

Eine Menge alter Rüstungen und Harnische von Kaisern, Königen und großen Feldherren der österreichischen Monarchie stehen da, und einige kriegerische Monumente. Die Gewehre sind in schönen Formen und ziemlich zum Putz aufgestellt. Vieles sieht etwas verstaubt und unordentlich aus. An den Decken der Säle hat der Aufseher des Zeughauses eine Menge im Siebenjährigen Kriege von den Preußen und Franzosen erbeuteter Waffen in mannigfaltige Figuren rangiert. Sechs Paar von den Preußen eroberte silberne Pauken zeugen von den Unglücksfällen Friedrichs. Unten im Hofe liegen unter der Menge von Kanonen auch elf herrlich gearbeitete mit dem preußischen Wappen, mehrere türkische von ausgezeichneter Größe, schön gearbeitet und mit türkischen Inschriften, eine eiserne Kanone, von den ersten Zeiten her, da das Gießen noch nicht bekannt war, sie besteht aus lauter zusammengearbeiteten eisernen Banden und hat eine Mündung von mehr als drei Fuß Durchmesser.

Der Kaiser führte nun bei seiner ganzen Armee die zylindrischen Ladstöcke und die hohen halbkonisch ausgehöhlten Schwanzfedern der Preußen ein und verbesserte diese Idee noch dadurch, daß die Zündlöcher nicht rund, sondern oval sind. Der Längendurchmesser derselben läuft der Länge des Laufes parallel, am äußeren Ende der Zündpfanne erhebt sich ein kleines Stück Eisenblech, welches bei der Feder des Pfanndeckels und bei dem Hahn festgemacht ist und verhindert, daß das aus dem Zündloch sich hervordrängende Feuer dem Nebenmann zur Rechten schade.

Gegen Mittag fuhren wir nach Schönbrunn hinaus — eine starke Stunde von der Stadt — und speisten dort. Dies war der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Kaiserin ungeachtet seiner weder gesunden noch angenehmen Lage; das Gebäude ist groß, aber von keinem guten Geschmack, der Garten sehr weitläufig und hat einige angenehme Partien und schöne Alleen. Die Kaiserin hatte einen besonderen, ganz einfachen Garten gleich beim Hause, wo sie gewöhnlich spazieren ging; eine antike Vase darin mit Basreliefs ist die größte Zierde desselben.

Wir fuhren weiter über Hietzing nach St. Veit, wo der Kardinal Migazzi ein recht artiges Landhaus hat. Bei unserer Zurückkunft im Schönbrunner Garten fanden wir da Frau von Birkenstok mit einem Fräulein Nagel spazieren.

Freitag den 7. Morgens besuchten wir den Zensor Rosalino. Das Amt, das dieser Mann gegenwärtig bekleidet, bekam er durch einen sehr großen Zufall. Vor nicht gar langer Zeit war er als Atheist in der Stadt verschrien; man setzte

ihn sogar in ein Kloster, wo er bei Wasser und Brot Exerzitien machen mußte, und bemächtigte sich seiner Schriften. Migazzi nahm sich seiner an und leitete die Sachen, sobald es sich tun ließ, zu ihrem Ende. Da der Handel ein wenig vergessen war, so dedizierte Rosalino dem Kardinal ein Buch zum öffentlichen Beweis, daß er wieder vollkommen mit der Kirche ausgesöhnt sei. Bald darauf schlug ein Zensor des theologischen Faches, der mit Geschäften überhäuft war, dem Kaiser den Rosalino zum Adjunkten vor und zu eben der Zeit bekam derselbe Mann mit einem anderen Zensor Streit wegen der Grenzen ihres Zensurgebietes; der Kaiser ward darüber unwillig, nahm beiden ihre Stellen, gab die eine dem Rosalino, weil ihm derselbe zur Adjunktion vorgeschlagen worden war und der Kardinal auf geschehene Nachfrage ein gutes Zeugnis über seine Kenntnisse und Sitten ablegte.

Auf dem Platze vor Trattners Kasino standen eine Menge pfälzischer Emigranten, die soeben zu Wasser angekommen waren, um weiter nach Ungarn zu ziehen und sich dort anzusetzen; die Leute waren alle in der Blüte ihrer Jahre, stark und gut gekleidet. Diese gehen alle mit Vorwissen der pfälzischen Regierung fort, die froh ist, den Viertanteil von dem Vermögen derselben bar einkassieren zu können und läßt die Leute laufen; es muß wohl in ihrer sonderbaren Politik geschrieben stehen, daß an dem Menschen nichts verloren werde; genug wenn der Landesherr einen schönen Teil ihres Vermögens hat an sich reißen können, so mögen die Leute mit dem Rest laufen, wohin sie wollen.

Nach Tisch fuhren wir nach Grinzing nnd spazierten bergan nach dem Landgut des Grafen Cobenzl.* Erst seit sieben Jahren besitzt der Graf das Gut und hat alle die englischen Anlagen gemacht, die man izt sieht. Der Umfang des Ganzen ist nicht sehr groß; die vielen Hügel darin sind gut benutzt; die Partien sind nicht groß, aber abwechselnd und der Gegend angemessen. Bald kommt man in ein kleines Gehölz und wird von zahmen Hirschen bewillkommt, bald an große Fischteiche, bald auf sanfte Grasplätze, bald zu einer schönen Kaskade in einem engen Tal und von da über eine halb Ruinen vorstellende Brücke wieder auf eine Anhöhe, wo eine angenehme Aussicht ist. Auf einer anderen solchen Brücke sieht man durch ein enges Tal hin gerade den Stefansturm von Wien vor sich. In einem kleinen, ganz wilden Tal geht man fort und kommt am Ende, da wo es schließt, in eine sehr geräumige und düstere Grotte, die der Besitzer la grotta di Trofonio nennt; die Anlage derselben ist ungemein natürlich, so daß man beinahe nicht glaubt, daß die Kunst hier alles getan habe. Hie und da sind Kristalle und Metallstufen eingemauert, die einen guten Effekt machen. Das Licht fällt nur durch ein in der Höhe angebrachtes Loch herein. Ein ziemlich starker Wasserstrahl drängt sich aus der Wand hervor, bildet eine kleine Kaskade, sammelt sich in einem Bassin und fließt dann wieder heraus. So wie man aus der zweiten, dem Eingange entgegengesetzten Türe heraustritt, so sieht man sich in einem kleinen lachenden Tal, wo ein sanfter Bach die Wiesenebene durchschlängelt. Auf einer Anhöhe, zu der man durch ein Gehölz hinaufsteigt, ist eine Quelle von sehr gutem Bergwasser. Seine Exzellenz der Herr Vizekanzler, der uns überall in eigener Person herumbegleitete, lobte uns die guten Eigenschaften derselben sehr und wir mußten alle davon kosten. Cobenzl ist Vizekanzler in der Staatskanzlei, gleich der erste nach Kaunitz. Seine Revenuen betragen ungefähr

* Johann Philipp Graf Cobenzl (1741—1810), Vize-Hof- und Staatskanzler, von 1801—1808 Botschafter in Paris.

30.000 Gulden (gerade so viel soll ihn seine grotta di Trofonio kosten). An Kaunitzens Stelle wird er aber wahrscheinlich nie kommen, obgleich er ein vollkommener Hofmann und sehr pfiffig sein soll. In seinem Äußerlichen ist er ungemein simpel und sogar sparsam. Seine Statur ist sehr klein und er weiß sich keinen hohen Ton zu geben, womit Kaunitz so sehr imponiert. Dies Landgut ist sein größtes Vergnügen. Alle Abende, wenn seine Geschäfte in der Staatskanzlei beendigt sind, fährt er dorthin, wenn er gleich am folgenden Morgen wieder nach der Stadt muß.

Von da spazierten wir durch ein angenehmes Gehölz eine kleine Stunde weit nach dem Kahlenberg hin. Hier war vordem ein Kamaldulenserkloster; jeder der Mönche hatte sein besonderes Häuschen mit einem Gärtchen dabei. Bei ihrer Aufhebung wurde dies alles verkauft, jedes Häuschen für 100 Gulden. Viele davon kauften Leute aus der Stadt, um sie als Landhäuser zu gebrauchen; in einem wohnt itzt für immer ein Maler aus Wien, in anderen Bauern usw. Die Aussicht ist schön und ausgebreitet, man sieht Wien mit seinen umliegenden Gegenden zu den Füßen liegen und die Donau, die die ganze Ebene durchschlängelt. Wir logierten in dem großen Klostergebäude, wo nun statt der Mönche ein Traiteur wohnt. (Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Amerika.

Erinnerungen an die transatlantische Sängerfahrt des Wiener Männergesangvereines.

Von Theodor Antropp.

Gleich dem Elfen Puck „schweifend über Land und Meer", ist der Wiener Männergesangverein nun gar nach Amerika gekommen, dem Eldorado aller Europamüden. Es war die zweiundsechzigste Sängerfahrt, die er seit seinem dreiundsechzigjährigen Bestand unternommen hat, und ihr ungewöhnlicher Charakter rechtfertigt es wohl, daß man sich mit ihr noch post festum beschäftigt.

Bei Nacht und Nebel waren wir in den Hafen von New York eingelaufen, bei Nacht und Nebel stachen wir wieder in die See. Der ungetrübte Anblick des Hafenbildes, das in der Welt nicht seinesgleichen hat, war uns nicht gegönnt. Zumindest nicht in seiner Gesamtwirkung. Er blieb uns auch auf der eigens unternommenen Rundfahrt durch den Hafen nach Coney Island entzogen, und der letzte Trumpf, die Fahrt auf dem Hudson, die uns den hartnäckig vorenthaltenen Genuß als verklärten Scheidegruß mit nach Europa geben sollte, mußte gar aus dem Programm gestrichen werden, weil wir aus Milwaukee mit drei Stunden Verspätung in Poughkeepsie eingelangt waren und mittlerweile zur hereinbrechenden Nacht sich ein guter Bekannter aus Salzburg gesellt hatte: der „Schnürlregen".

Zwischen unserer Ein- und Ausfahrt von New York waren nur dreizehn Tage gelegen. Von diesen dreizehn Tagen verbrachten wir vier Tage im Eisenbahnwagen und die restlichen neun verteilten sich auf den Aufenthalt in New York, Washington, Philadelphia, Baltimore, Buffallo, Niagarafall und Milwaukee. Es ist nicht meine Aufgabe, den festlich-drangvollem Verlauf dieser neun Tage zu schildern und durch Bankett- und Kommersberichte ein Bild davon zu geben, welch großzügiger Gastfreundschaft sich die

Wiener Sänger in Amerika zu erfreuen oder, wenn man will, zu erwehren hatten. Ungewöhnlich, wie die ganze Sängerfahrt über den Atlantischen Ozean waren naturgemäß auch die festlichen Empfänge und Begrüßungen, und man weiß, daß es in der Art Amerikas liegt, quantitativ und dimensional zu imponieren. Kein Wunder, daß das Wort von der „Gefahr der amerikanischen Gastfreundschaft", das bei einem der ersten Kommerse in New York gefallen war, im Kreise der fahrenden Sänger gar bald ein geflügeltes wurde und mit dem viel mißbrauchten vom „Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten" einen Kehrreim bildete, der in den meisten Trinksprüchen der Wiener wie ein leiser Hilferuf immer wieder erklang. Aber es war vielleicht weniger die Gefahr der amerikanischen Gastfreundschaft, die die Reisegesellschaft zu erdrücken drohte, als vielmehr die zu eng-gesteckte Frist, in der sich die Wiener Argonauten, wie der Wiener Männergesangverein von den amerikanischen Blättern deutscher und englischer Zunge geflissentlich apostrophiert wurde, vermessen hatten, ihr ungeheures Reisepensum zu bewältigen und nebenbei auch noch die von langer Hand vorbereiteten Freuden sangesbrüderlicher Gastlichkeit bis zur Neige zu schlürfen.

Hiermit wäre auch schon der archimedische Punkt angedeutet, wo der Hebel der Kritik angesetzt werden könnte, um klipp und klar nachzuweisen, daß die Amerikafahrt des Wiener Männergsangevereines im Grunde genommen nichts anderes war, als eine durch Gaumengenüsse und Tafelfreuden gemilderte Hetzjagd, als ein sinnloser Rekord im Kilometerfraß, und leicht wäre es, den Nachweis durch statistische Zahlen zu unterstützen. In den 36 Tagen unserer transatlantischen Sängerfahrt haben wir 21.264 Kilometer zurückgelegt, also eine Strecke, die größer ist als der halbe Äquator. Es kommt somit auf jeden Tag (die vier seßhaften Tage in New York mit eingerechnet) eine Durchschnittsleistung von 590 Kilometer, was einer Entfernung von Wien nach Triest entspricht. Man denke sich nun einen Menschen, der durch 36 Tage hindurch täglich von Wien nach Triest fährt, und man ahnt den Wahnwitz eines solchen Beginnens. Kein Schnellzugskondukteur kann sich einer auch nur annähernden Leistung berühmen, und wer gar eine Bilanz der Achsenumdrehungen unserer Fahrzeuge ziehen wollte, der würde über den Millionen, die er da herauszurechnen hätte, ohne Zweifel und wohl auch mit einigem Recht verrückt. Dazu war unser Schiff, „die Ozeana", nicht etwa von den schnellsten eines. Wohl ein Doppelschraubendampfer, aber doch nur eine Vergnügungsjacht und kein Amerikafahrer. Andere brauchen zur Hin- und Herfahrt von Ufer zu Ufer zwei Wochen. Wir brauchten ihrer drei. Die Reiseleitung des Wiener Männergesangvereines stand vor der sich selbst gestellten Zwangslage: entweder die Überfahrt auf einem großen Amerikafahrer in fremder Gesellschaft riskieren oder aber eine Vergnügungsjacht mieten und ganz unter sich sein. Sie entschied sich für die Miete eines Sonderschiffes und da blieb wohl nichts übrig, als Zeitverlust mit in den Kauf zu nehmen. Aber unter sich waren die Sänger doch nicht ganz. Um den Mietbetrag des Sonderschiffes aufzubringen, mußten alle Plätze besetzt werden, was die Zulassung von Gästen notwendig machte. Und nicht alle von den 170 Leuten, die als Gäste die Sänger auf ihrer Amerikafahrt begleiteten, standen auf dem gesellschaftlichen und geistigen Niveau des Wiener Männergesangvereines, ganz abgesehen von den Unbequemlichkeiten, die aus der vollen Ausnutzung der ohnehin mit Gesellschaftsräumen nur spärlich ausgestatteten „Ozeana" dem vom Herdentrieb abseits stehenden Teilnehmer erwuchsen.

Und dennoch: etwas Schöneres konnte man sich gar nicht wünschen, als die Überfahrt von Genua aus, und wer unter der bewegten Rückfahrt auf der Nordlinie gelitten hatte, wird den Umweg über Gibraltar und Madeira mit erhöhtem Gefühle preisen. Es war ein einziges Untertauchen in Luft und Sonne, ein wonniges Versenken in die Majestät des Meeres. Und wenn dann abends die Sonne zur Rüste ging und der Mond mit seinem Stab von Sternen heraufgezogen kam, um auf den Wellenkämmen gespenstige Tänze aufzuführen, dann fühlte man, was W. von Humboldt vom moralischen Einfluß des gestirnten Himmels sagt, wie eine innere Umwälzung. Nichts unter sich zu wissen, als das unheimlich gurgelnde und leckende Wasser, das sich endlos in die Tiefe zu verlieren schien, nichts ober sich, als das transparente Himmelsgewölbe. Es war in der Tat etwas unbeschreiblich Bewegendes, auf dem Bug oder Heck zu stehen und sich in diese Unendlichkeiten nach oben und unten, nach rechts und links, nach vorwärts und rückwärts zu verlieren. Abgeschüttelt waren da auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des täglichen Lebens, vergessen die Wirklichkeit mit ihren eingebildeten und einengenden Wichtigkeiten und das Dasein, um bei dem poetischen Gleichnis Humboldts zu bleiben, in zwei Teile zerfallen: der eine Teil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt und nur der andere herauf- und herabkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Und wenn dann in weiter Ferne ein Kriegsschiff auftauchte und mit unserer Jacht eine geheimnisvolle Sprache in Signallichtern zu führen begann, da spürte man etwas von dem trotzigen Wagemut und von der kühnen Abenteuerlust der alten Wikinger in sich regen und man bedauerte, nur ein Vergnügungsbummler zu sein und nicht auf Eroberung und Entdeckung neuer Länder ausziehen zu dürfen. Ein bißchen auf Eroberung sind ja auch wir ausgegangen. Es war aber eine unkriegerische Eroberung durch die sanfte Gewalt des Liedes. Und auch zu entdecken gab es etwas. Wir hatten aber nicht eine neue Welt, sondern das alte Österreich den Amerikanern zu entdecken und ihnen zu zeigen, wie hoch bei uns die Pflege der Tonkunst, dieser edelsten Emanation wahrhafter Kultur, steht.

Sängerfahrten sind keine Studien- und Forschungsreisen, und die Impressionen, die man auf ihnen empfängt, gleichen nur zu häufig den Dörfern Potemkins. Das sollten wir gleich auf unserer ersten Station erfahren. Was wir in den fünf Tagen unseres New Yorker Aufenthaltes erlebt und an gewaltigen Eindrücken in uns aufgenommen haben, spottet jeder Beschreibung, und was wir schauten, war in eine solche Fülle von Huldigungen und Festen eingehüllt, daß wir die Viermillionenstadt eigentlich nur in der Gala eines ewigen Sonntags zu sehen bekamen. Jede Stunde prüfender Beobachtung mußte dem Festestaumel heimlich abgelistet, der Ruhe und dem Schlafbedürfnisse gewaltsam abgerungen werden.

Als die Festlichkeiten von New York vorübergerauscht waren, gab sich alles der stillen Hoffnung hin, nun würden ruhigere Stunden der Betrachtung kommen. Die Eisenbahnfahrten von Stadt zu Stadt hätten in der Tat günstigere Gelegenheit dazu geboten. Auf ihnen aber forderte der versäumte Schlaf seine Rechte und man nahm nur mit halbwachem Auge und nur von Zeit zu Zeit flüchtig Notiz davon, daß sich der Charakter der durchsausten Landschaftsbilder nur wenig von dem des Wiener Waldes unterscheidet. Wohl nehmen die Flüsse eine in unserer Heimat ungewohnte Breite an und die Binnenseen — wir passierten auf unserer Fahrt von Baltimore nach Milwaukee den Ontario-,

Erie- und Michigansee — erweitern sich zu Meeresdimensionen. Die vertikalen Erhebungen erreichen dagegen kaum die Höhen der freundlichen Hügelgelände in der nächsten Umgebung Wiens, und der Niagarafall, das größte Naturwunder Nordamerikas, enttäuschte beim ersten Anblick geradezu, weil man sich von ihm eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. Man erhoffte sich die Krimmlerfälle echt amerikanisch ins ungeheure potenziert und fand nun Katarakte von wohl imponierender Breite, aber von weit geringerer Höhe vor. Daß diese von jener gedrückt werde, erkannten nur die wenigen Glücklichen, die es sich nach der mehrstündigen Rundfahrt, die auf der elektrischen Bahn offiziell über die Fälle herum unternommen wurde, nicht haben nehmen lassen, auf eigene Faust sich auf das kleine Dampfboot herabzulassen, das den Besucher ganz knapp vor den wild aufschäumenden Gischt bringt, in dem sich bei klarem Wetter die Sonne zu einem Regenbogen von nie geschauter Pracht bricht. Hier, von unten gesehen, von der „Nebelmaid" aus, wie sich das trotzige Schifflein schalkhaft benamset, konnte man erst auch die Höhe der Fälle richtig abschätzen und hier erst fand man den Glauben für die in den Reiseführern angestellte Berechnung, wonach die in einer Minute herabstürzende Wassermenge 15 Millionen Kubikfuß betrüge. Es war ein Eindruck fürs ganze Leben, den man auf dem tanzenden Dampfboot empfing.

Mit dem Besuch der Niagarafälle hatte die kühne Sängerfahrt ihren Höhepunkt erreicht, und wiewohl wir uns mit dem „Rutscher" nach Milwaukee noch um die Kleinigkeit von 1093 Kilometern mehr von unserer Heimat entfernten, begann damit doch, so paradox dies auch erscheinen mag, eigentlich schon die Rückreise. Denn der Aufenthalt in Milwaukee betrug nur wenige Stunden und hatte kaum einen andern Charakter, als den eines flüchtigen Anstandsbesuches, zu dem man sich moralisch verpflichtet fühlte. Milwaukee ist nicht nur die Bierquelle Amerikas, Milwaukee gilt auch als die deutscheste Stadt der Union, und man hatte es sich einreden lassen, auch dieses kleine Opfer von 35 Stunden Blitzzugfahrt der deutschen Sache zu bringen. Nur einige Pessimisten, die die treibenden Kräfte Amerikas besser zu kennen wähnen, halten, ungeachtet der Wärme des sangesbrüderlichen Gefühlsaustausches, ihren schnöden Verdacht aufrecht, man sei einer echt amerikanischen Wette aufgesessen: einer Wette zwischen den Bierbrauern von Milwaukee und Chicago. Der Verdacht hat seine guten Gründe. Nach Milwaukee zu fahren, ohne in Chicago, der bedeutendsten und größten Stadt nach New York, auszusteigen, diese Tatsache gehört jedenfalls in das Wunderreich der unbegrenzten Möglichkeiten von Hirschau.

Sechs Stunden Aufenthalt waren für Milwaukee vorgesehen. Sie schrumpften auf vier zusammen. Unser Sonderzug hatte eine solche Länge, daß er bei Detroit nur in drei Teilen auf der Fähre über den Ausfluß des Michigansees gebracht werden konnte. Eine Stunde der Verspätung war die erste Folge davon. Die zweite, daß wir in Chicago, dem Zentrum des nordamerikanischen Eisenbahnnetzes, von den 57 Geleisen nicht ein einziges frei fanden, das uns die Weiterfahrt gestattet hätte, was wieder eine Stunde Zeitverlust ergab. Man kann sich nun denken, wie hastig unser für Milwaukee aufgestelltes Programm abgewickelt werden mußte. Die uns verbliebenen vier Stunden verteilten sich auf einen feierlichen Empfang, auf ein mit vielen Reden gewürztes Festmahl, auf ein seit vier Wochen ausverkauftes Konzert und auf eine Rundfahrt durch die Stadt. Und dennoch verlief auch diese Expreßvisite glatt und zu aller Wohlgefallen. Nur die schöne Rundfahrt

durch die Stadt wagten viele Reiseteilnehmer nicht mehr mitzumachen, weil sie fürchteten, den zur Ausfahrt bereitstehenden Zug zu verspäten. Dieser Gefahr aber wollte sich niemand aussetzen. Denn von Milwaukee ging es mit ganz kleinen Unterbrechungen direkt nach Wien. Ein Schnell- und Dauerreiserekord, der selbst den Amerikanern Achtung vor unserer Fixigkeit einflößte, uns aber bei dem Gedanken an die drohenden Gefahren noch heute lähmend in den Gliedern liegt.

Die eine von den zwei Unterbrechungen war eine unfreiwillige von drei Stunden, wieder hervorgerufen dadurch, daß wir in Chicago durch das beängstigende Gewirre von verlegten Schienensträngen nicht durchkonnten, was böswilligen Gewohnheitsnörglern zu der ernstlichen Behauptung Anlaß gab, daß in der Neuen Welt die Vieh- und Güterzüge gegenüber den Personenzügen eine Begünstigung genössen, die nur durch Trinkgelder zu paralysieren sei. Die zweite Unterbrechung von ebenfalls nur drei Stunden Dauer lag zwischen unserer Ankunft in New York und unserer Abfahrt von Hoboken. Hier galt es rasch noch einer Einladung des Deutschen Klubs Folge zu leisten und bei einem gemütlichen Abschiedstrunk allen jenen die Hand zu drücken, deren gastliche Fürsorge uns den Aufenthalt in Amerika zu einem unvergeßlichen gestaltet hatten. Zu gleicher Zeit gab der Verband deutscher Schriftsteller in Amerika den Vertretern der Wiener Presse einen Abschiedskommers, der ein kameradschaftliches Einvernehmen zwischen den zis- und transatlantischen Leuten der Feder herstellte. Heitere Vorträge und launige Trinksprüche erhöhten die nach mehr als fünfzigstündiger Eisenbahnfahrt zu nachtschlafender Zeit zwischen Tür und Angel genossenen Tafelfreuden, denen die für ein Uhr morgens angesetzte und unerbittlich aufrechterhaltene Abfahrt der „Ozeana" ein ebenso jähes wie gewaltsames Ende bereitete. Zur Erinnerung an den kurzen, aber gelungenen Kommers wurde den schweren Herzens scheidenden Teilnehmern eine ulkige Kneipzeitung auf das Schiff mitgegeben. Hier fand man unsere amerikanischen Tage im Spiegelbild der Satire wieder und man konnte daran die im Gedächtnisse schwankend gewordene und in Unordnung geratene Fülle von Impressionen wenigstens örtlich fixieren und so weit sichten, um grobe Verwechslungen, auf denen man sich jeden Augenblick ertappte, zu vermeiden und zu unterscheiden, was auf das Konto Potemkin und was auf das Konto Amerika zu setzen ist.

Im Grunde genommen war das Programm in allen von uns besuchten Städten das gleiche: Empfang beim Bürgermeister, Lunch, Rundfahrt, Diner, Konzert und Kommers. Das war so in Philadelphia, in Baltimore und in Buffalo. Nur die auf den Automobilfahrten empfangenen Städtebilder wechselten und die Namen der Bürgermeister, Festredner, Hotels und Konzertsäle. Weitere Differenzierungen waren dem Zufall anheimgegeben, der für kleine, nicht im Programm vorgesehene Überraschungen reichlich sorgte. So gab es in Philadelphia große Einquartierungsnöten, die in Baltimore, wo alles auf dem Schnürchen ging, schon wieder vergessen waren, und der Tag an den Niagarafällen wurde geradezu mit einem Seufzer der Erleichterung als hochwillkommene Erlösung aus den Rosenketten ewigfeuchtfröhlicher Sängerverbrüderung begrüßt. Zwar brachte auch er uns einen Massenbesuch, der uns viel Zeit raubte, aber wenigstens das eine Gute hatte, aus der Art zu schlagen. Die Einladung dazu war von einer großen Weizennahrungsmittelfabrik ergangen, die von uns — man errät wohl wozu — angestaunt werden wollte. Indianertänze, Feuerwehrproduktionen und photographische Gruppenaufnahmen

folgten dem seltsamen Zweckessen als außergewöhnliches Dessert, das wir undankbare Europäer mit dem gemischten Gefühle, Opfer einer amerikanischen Reklame geworden zu sein, als eine von den landesüblichen Unvermeidlichkeiten mit hinunterschluckten, die eben so gut gekostet sein wollten, wie die berühmte Kreppfrucht oder der beliebte Schlaftrunk der Amerikaner, der den Namen Cocktail (Hahnenschwanz) führt. In Niagarafalls war es auch, wo unsere Manie, der lieben Verwandtschaft und Bekanntschaft durch Ansichtskarten die Wichtigkeit unseres Daseins in Erinnerung zu bringen, eine kleine, aber empfindliche Lektion erhielt. Ein anglo-amerikanisches Blatt brachte über unseren Besuch der Niagarafälle einen Bericht, dessen lakonische Ruhe kaum mißzuverstehen ist. In die deutsche Sprache übersetzt, lautet er ungefähr: „Die Wiener verließen den Sonderzug, der sie aus Buffalo brachte, und schrieben Ansichtskarten. Und wer von ihnen auf dem Bahnhofgebäude keine Wand mehr frei fand, um sie als Unterlage zu benutzen, der borgte sich dazu den Rücken des Nachbars aus. Die Wiener bestiegen die elektrische Rundbahn und schrieben Ansichtskarten. Sowohl während der Fahrt auf der amerikanischen und kanadischen Seite der Fälle, wie auf den Haltestellen: im Viktoriapark, beim Whirlpool und selbst auf dem Hügel von Queenston, auf dessen Rücken sich das Denkmal des tapferen Generals Sir Isaac Broock erhebt und zu einem herrlichen Fernblick auf den vom Ontariosee umspülten Schauplatz seiner Kriegstaten und seines ruhmvollen Heldentodes einladet. Die Wiener aber schrieben Ansichtskarten. Sie betraten das Home of Shredded Wheat (the Natural Food Co.) und schrieben Ansichtskarten. Sie setzten sich zum Lunch und schrieben, in der einen Hand die Gabel, in der andern den Bleistift, zwischen jedem in nervöser Hast hinuntergewürgten Bissen Ansichtskarten. Doch nicht genug an dem. Auch die beiden Indianerhäuptlinge, die gekommen waren, um ihnen ein wenig „Wild-West“ aus längst vergangenen Zeiten vorzuspielen, auch sie mußten mittun und ihre Unterschrift auf die Ansichtskarten der Wiener setzen. Dann marschierten unsere lieben Gäste vom Donaustrand zur Ziegeninsel (Goat Island), um wieder Ansichtskarten zu schreiben, und sie schrieben solche in der Windhöhle unter den herabstürzenden Fluten des Falles, auf der „Maid of the Mist“ angesichts des wild aufschäumenden Gischts und schließlich noch auf der Bahnstation, bevor ihr Sonderzug sie nach Milwaukee entführte. Es verlautet, der Absatz von Ansichtskarten sei an dem Tage des Wiener Besuches so groß gewesen, daß ihre Preise noch am selben Abend zur doppelten Höhe emporschnellten.“ ... Es ist ersichtlich, daß dieser Spottbericht sich in clownhaften Übertreibungen gefällt. Ein Körnchen Wahrheit, sogar ein sehr großes und saftiges, steckt dennoch in ihm, und ein Thor, der dem Satiriker das Recht auf Übertreibung, und sei diese von noch so handgreiflicher Grobheit, beschneiden wollte. Wie es selten Komplimente gibt ohne Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Das hat schon Lessing seinen wehleidigen Mitbürgern begreiflich zu machen gesucht.

Doch vergessen ist, was unangenehm berührte, und geblieben eine Summe neuer und gewaltiger Eindrücke. Nicht alle kommen auf den ersten Ruf und es bedarf oft erst eines äußeren Anstoßes zum Vergleiche, damit sie sich aus dem Chaos traumhafter Nachwirkungen loslösen und an die Schwelle des Bewußtseins gelangen. Zu den gewaltigsten, der Erinnerung allgegenwärtig bleibenden gehören — darüber herrscht unter allen Reiseteilnehmern nur eine Meinnug — ohne Zweifel die von New York empfangenen. Wer viel gereist ist, wird finden, daß die meisten Großstädte einander familienähnlich sind.

Indes New York mit seinen Wolkenkratzern und seinem geradlinig und rechtwinkelig rastrierten Straßennetz, darin täglich vier Millionen Menschen auf rollenden Rädern der Arbeit und dem Gewinn nachjagen, dieses New York mit seinem Hudson und seinem East River, darauf Tausende von Schiffen gleich einem tanzend gewordenen Nadelwald sich tummeln, dieses New York mit seinem Broadway, wo jedes Haus eine Börse, jedes Wort ein Geschäft ist, mit seinem Chinesen- und Negerviertel, wo die gelbe und die schwarze Gefahr gewissermaßen an die Kette gelegt erscheint, dieses vielverlästerte und viel gepriesene New York indes hat seine ganz besondere Physiognomie, mit nichts vergleichbar, nicht einmal mit der Londons, und nichts ist vielleicht für dieses ethnographische Babel so charakteristisch wie die ethische Rolle, die hier dem Rollschuhsport zugewiesen ist. Nirgends hat dieser Sport sich lange gehalten und ich erinnere mich noch, wie er vor ungefähr 25 Jahren auch zu uns nach Wien gekommen ist, um nach einem Jahre wieder aus unserem Sportleben zu verschwinden. In New York blüht er noch heute und die Jugend bewegt sich dort überhaupt nur auf dem Rollschuh fort. Von drei und vier Jahren angefangen, laufen die Kinder auf Rollschuhen, in den Straßen und in den öffentlichen Gärten. Es laufen die Chinesenkinder, es laufen die Negerkinder darauf, als könne, was in New York leben und fortkommen will, nicht früh genug lernen, Amerikas kategorischem Imperativ zu gehorchen, der wie mit ehernen Zungen sein „Vorwärts!“ brüllt, nicht früh genug des Wettbewerbes erstes und letztes Geheimnis sich zu eigen machen: wer schneller fährt, ist früher am Ziel. Das Sprichwort „Eile mit Weile“ kennt man nicht in Amerika, und schon gar nicht in New York, das, kaum geboren, immer wieder neu sich gebiert und das Ferdinand Kürnberger einmal sehr zutreffend mit einem Kessel verglichen hat, der zugleich braut, da er noch unterm Hammer ist. In der Tat: New York ist immer unterm Hammer, immer auf dem Rollschuh und es gibt dort keine Ruhe im Bestehenden, keine Rast im Werdenden.

Will man ein Gesamtbild von den ungeheuren menschlichen Energien und den technischen Fortschritten erhalten, die diese Riesenstadt repräsentiert, dann muß man sich zunächst im Fahrstuhl auf das Dach eines der Wolkenkratzer bringen lassen, die im Finanzdistrikt am unteren Broadway ihren Hauptsitz haben. Aus der Vogelperspektive eines solchen Steinriesen gewinnt man erst eine Vorstellung von der Größe und Anlage der Stadt, aus den dampfenden und rauchenden Schloten, die einem wie der Rücken eines erzürnten Stachelschweines entgegenstarren, erst eine Ahnung von den mechanischen Kräften, die hier an der Arbeit sind, um das Uhrwerk im Gange zu erhalten. Es ist nur das äußere Gehäuse, das sich hier dem Beschauer darbietet, kaum mehr als das Zifferblatt mit den ewig kreisenden Zeigern. Aber dieses Bild allein kann sich an Großartigkeit mit jedem Alpenpanorama messen. Die Unendlichkeit, dieses ureigenste Eigentum der Natur, hier erscheint sie als ein Werk von Menschenhänden und es gibt keinen Standpunkt, der es ermöglicht, die Stadt in ihrem ganzen Umfange zu überblicken, kein noch so scharfes Auge, das imstande wäre, ihre Grenzen zu erspähen. So angestrengt es auch in die Ferne schweift, nichts als hochaufgetürmte Häusermassen, Kuppeln und Zinken, weit hinweg in dem ewigen Dunst verschwimmend, der wie eine trübe Glasglocke über die Stadt gestülpt ist. Nur was sich auf dem Silberbande des Hudson und des East River oder auf der grünen Oase des Zentralparkes silhouettiert, läßt sich zur Not aus dem Häusergewirr herausfischen. Da liegt, hart am Ufer, Castle Garden, die streng bewachte Eingangs-

pforte für die Emigranten, die, kühner Hoffnungen voll, die Neue Welt betreten, um als Kulturdünger unterzugehen, wo sie wähnten, zu erobern, zu herrschen. Dicht daneben die große Drahthängebrücke, die nach Brooklyn führt. Ohne Unterlaß hasten Eisenbahnzüge, Hunderte von Fuhrwerken aller Art und Tausende von Fußgängern über sie. Von hier oben aus gesehen, bietet sie das Bild erstarrter Ruhe, eines geometrischen Rechenexempels von gestern, das in seinem nahezu dreißigjährigen Bestand die schönste Daseinsbefriedigung findet. Und an Brooklyn schließen sich Hoboken und Jersey City an, und in der Mitte des Stromes macht sich Governos Island mit seinen nach allen Seiten drohenden Kanonen als eine aus der Spielschachtel herausgeholte Befestigung lächerlich. Und gar Bedloes Island mit dem Millionengeschenk Frankreichs an Amerika, mit der Kolossalstatue der Freiheitsgöttin! Das Riesenwerk, dem entgegengehalten der Koloß von Rhodos eine Pygmäe war, es schrumpft aus der Vogelperspektive meines Wolkenkratzers zu einem Tragantfigürchen zusammen, und was um dieses Figürchen geschäftig herumwimmelt: die mächtigen Dampffähren, die in zwei Stockwerken ganze Straßen mit allem, was darauf kreucht und fleucht, von einem Ufer zum andern bringen, die schwer beladenen Frachtschiffe, die stromaufwärts keuchen und die raschen Tugboats, die wie kleine Seevögel dazwischen schießen, das alles wird zum Ameisengetriebe, dem unbewaffneten Auge kaum wahrnehmbar. Die höchsten Kirchtürme scheinen in die Erde zu versinken und das Lied der Arbeit, das aus der Riesenorgel New York zum Dache heraufbraust, klingt gedämpft wie eine liebliche Friedensschalmei, wie eine leise Mahnung, den Wolkensitz zu verlassen und unterzutauchen in den Strom, der da unten flutet.

Nur schwer trennt man sich von dem gewaltigen Rundbilde ökonomischer Hypertrophie. Doch die Zeit drängt und es will auch das Räderwerk von New York im vollen Gange der Werktagshast beobachtet sein. Der Aufzug tut seine Schuldigkeit: in kaum einer halben Minute ist man aus der luftigen Höhe mitten in das Gewühl von Menschen, Pferden und Wagen versetzt und man steht vor der Wahl, die Straßenbahn, die Untergrund- oder die Hochbahn zu benutzen. Alle drei übereinander getürmte Bahnen laufen die gleiche Richtung und auf allen dreien verkehren die Züge in Intervallen von zwei Minuten. Es ist nur die Frage, ob man näher oder weiter, langsamer oder schneller fahren will. Die schnellste von ihnen ist die Untergrundbahn mit ihren vier Geleisen. Die beiden inneren dienen dem Schnellverkehre und die Züge, die darauf rollen, halten nur an jeder zehnten Straße, während die auf den beiden äußeren Geleisen an jeder zweiten Gelegenheit zum Ein- und Aussteigen bieten. Will man z. B. zweiundzwanzig Straßen weit gebracht werden, besteigt man den Zug auf dem inneren Geleise und fährt zwei Stationen. Dann benutzt man den nebenan auf dem äußeren Geleise einrollenden Zug, um noch eine zu fahren und am Ziele zu sein. Es gibt nichts, was sich leichter verstünde, nichts einfacheres, als diese Art von Massen- und Schnellbeförderung, die jeden Irrtum, jeden Umweg, jede zeitraubende Manipulation ausschließt. Aber gerade diese Selbstverständlichkeit, diese Einfachheit ist es, was dem in Umständlichkeiten auferzogenen Wiener imponiert und überrascht. Es ist dieselbe Überraschung, die man erlebt, wenn man zum ersten Male nach London kommt und bei der Ankunft zwar keinen prunkvollen Bahnhof mit luxuriös ausgestatteten Warteräumen und Restaurationen vorfindet, dafür aber die ungemein praktische Einrichtung, daß man vom einfahrenden Zug die nächstbeste Droschke heranwinken und aus dem Waggon direkt in den Wagen steigen kann, der einen ins Hotel bringt.

Man braucht keinen Gepäcksträger, denn der Kutscher übernimmt selber die Koffer und Taschen und man braucht sich auch nicht erst durch enge Ausgangspforten zu drängen, um sich mit der Abgabe der Fahrkarte einer letzten Kontrolle zu unterziehen. Im Gegensatze zu unserer Stadtbahn, wo immer bloß ein einziges und just das engste Pförtchen aufgetan wird, nur damit ein Türhüter allen Fahrgästen, die der Zug entläßt, allein die Billetts abnehmen kann, fehlt auch in New York diese letzte Kontrolle. Es gibt dort überhaupt nur eine einzige: beim Betreten des Perrons. Ist man einmal im Gehege des Bahnkörpers, dann kann man fahren, wohin man will und so weit die Strecke reicht. Die antidiluvianische Maßregel, für das Überfahren einer Station Strafe zahlen zu müssen, gibt es da so wenig wie in London. Wer weiter fährt, als er es sich vorgenommen hat, ist durch den erlittenen Zeitverlust ohnehin schon hart genug bestraft. Könnte man sich auch bei uns endlich einmal zu einer solchen Selbstverständlichkeit aufraffen, es müßte sofort ein frischerer Zug in unsere Stadtbahn kommen, vorausgesetzt, daß man auf ihr endlich auch den elektrischen Betrieb einführt und die Intervalle zwischen den Zügen verkürzt. Nur so wird sie sich erfolgreich in das allgemeine Verkehrsbedürfnis einleben. Die drei Bahnen, die in New York den Verkehr besorgen, liefern den trefflichen Beleg dafür. Sie haben fast die ganze Personenbeförderung an sich gerissen und beinahe alle anderen Fahrgelegenheiten außer Kurs gesetzt. Der Omnibus, der das Straßenleben Londons beherrscht, er fehlt hier ganz, und Handsoms, Karossen und Automobile werden eigentlich nur von den ganz reichen Leuten und auch von diesen nur zu Spazierfahrten durch die großen Parkanlagen benutzt. In den Geschäftsvierteln aber ist das Schwerfuhrwerk in der Mehrzahl, und ungleich mannigfaltiger und überwältigender wirkt im Vergleiche damit das Straßenleben in London City. Da rollen Kutschen und Droschken, Omnibusse, voll mit Passagieren, in schnellster Fahrt, ohne Unterlaß und in vier Reihen dahin; dazwischen werden Austern und Früchte auf flachen Karren angefahren und kleine Zeitungsjungen hasten unter ohrenbetäubendem Geschrei zwischen Menschen, Pferden und Kraftwagen hindurch, bis plötzlich an einer Straßenecke ein allgemeiner Stillstand wie mit einem Ruck sich fortpflanzt. Die vier Reihen Wagen halten in langer, schier unendlicher Kette; ein Polizist hat seinen Arm gebietend ausgestreckt und so zwischen allen Fuhrwerken eine Quergasse geöffnet, auf der man ohne Fährnisse den gegenüberliegenden Gehsteig erreichen kann. Wer dieses großartige Schauspiel einmal auf der Fahrt durch die Oxford-Street vom Dache eines Omnibus beobachtet hat, der wird von dem äußeren Bilde des Straßenlebens in New York enttäuscht sein, wiewohl hier ohne Frage der Pulsschlag des Verkehres noch fieberhafter pocht, als in London. Die drei Stadtbahnen entlasten eben die Straßen und verleihen ihnen mehr Bewegungsfreiheit für den Frachtenverkehr.

Die erste Enttäuschung wird allerdings aufgehoben durch den ungewöhnlichen Anblick der Wolkenkratzer und durch die ethnographische Buntscheckigkeit der Bevölkerung, die sich hier im Kampfe ums Dasein aus allen Erdteilen zusammengefunden hat. Indes, selbst der Anblick der Wolkenkratzer wirkt entgegen der Erwartung nach all dem, was man Fabelhaftes von ihnen hörte, nicht mehr so ungewöhnlich, seitdem sie nicht mehr vereinzelt in die Luft stochern, sondern sich organisch zu einem Komplex zusammenzuschließen beginnen. Nur wo sie schmalbrüstig und spitzwinkelig an einer Straßenecke emporstreben, wie das berühmte Bügeleisenhaus, reizen sie das architektonische Empfinden für Gleich-

maß zum Widerspruche. Wo sie sich dagegen in die Breite dehnen, findet man sich bald mit ihnen ab, wie mit irgendeiner Zinskaserne in anderen Großstädten und es sind nur die dimensionalen Verhältnisse, die uns in Staunen versetzen. Das sogenannte Park Row-Gebäude ist nach unserem europäischen Empfinden gewiß eine Unnatürlichkeit sondergleichen. Man denke: in 32 Stockwerken beherbergt es 22.000 Einwohner, denen 22 Fahrstühle zur Verfügung stehen und fünf Briefträger, die ausschließlich den Postdienst des Hauses besorgen. Doch hier wird das Unnatürlichste durch den Zwang der Verhältnisse natürlich, und was wir für ein protzenhaft abgeschmacktes Spiel amerikanischer Großmannssucht halten möchten, wurzelt im Grunde einer eisernen Notwendigkeit, die durch die allgemeine Stoßvogelhaft der Jagd nach dem Dollar bedingt ist. Stärker als die Erwerbssucht, die solche Treibhausblüten technischen Scharfsinns treibt, scheint mir nur noch die Kraft des Rassentriebes, und es gibt in New York für den Reisebummler kaum eine anregendere Beschäftigung, als die ethnographischen Kristallisationen zu beobachten, wie sie nicht bloß im Chinesen- und Negerviertel in die Erscheinung treten. Man schlendert ahnungslos durch die Straßen. Plötzlich sieht man Fenster, Balkone und Dächer mit Stricken verbunden und diese mit buntfarbiger Wäsche dicht behangen. Und die ausgehängte Wäsche trügt nicht; hier wohnen die Italiener, die in Amerika nach den Chinesen am meisten verhaßt sind, weil sie nur herüberkommen, um schnell ein Vermögen zu erwerben, mit diesem aber nicht im Lande bleiben, sondern in ihre Heimat zurückkehren, um es dort zu verzehren. Ihrer Einwanderung werden darum auch die größten Hindernisse entgegengesetzt. Und wie die Italiener haben die Juden ihre eigenen Straßen, die Polen, die Ruthenen und die Magyaren und alle mit den Attributen ihrer angestammten Sitten und Lebensgewohnheiten. Eine Ausnahme davon machen nur die Deutschen. Sie haben wohl ihre großen Klub- und Vereinshäuser, darin sie periodisch zusammenkommen, um zu singen, zu spielen, zu tafeln und zu tanzen, sonst aber sind sie in ganz New York zerstreut und erliegen darum auch am leichtesten der Gefahr entnationalisiert zu werden. Wo die Eltern noch streng und fest an ihrer Muttersprache festhielten, da beginnen die Kinder sie schon mit englischen Redensarten vermischt und im Tonfall des englischen Idioms zu sprechen, wenn nicht gar zu verleugnen, und selten, wie weiße Raben, sind unter ihnen Erscheinungen, die sich vom Schleifstein des amerikanischen Lebens so gar nichts von ihrem ursprünglichen Wesen haben rauben lassen, wie der Besitzer des Hotels Vienna, der von all den Deutschen, die uns in New York festlich empfingen, vielleicht die größte und aufrichtigste Freude über unser Kommen empfunden haben mochte. Seit 21 Jahren ist er „überm großen Teich" und betreibt hier eine Gastwirtschaft. Seine Wiener Mundart ist so echt, so unberührt und unverfälscht geblieben, als wäre der wackere Mann nie aus den enteren Gründen Wiens hinausgekommen, und ich hege großen Verdacht, daß es bei ihm mit der Beherrschung der englischen Sprache noch heute ein wenig hapert. Und als er Witwer wurde, fuhr er nach Wien und holte sich von dort eine zweite Frau, um an deren Seite besser Wiener bleiben zu können, wo alles sich im Handumdrehen amerikanisiert. Und ich bin überzeugt: hat er nur erst seine Schäfchen im trockenen, dann kehrt er wieder und für immer nach Wien zurück, um angesichts seiner schönen und lieben Vaterstadt mit dem heimischen Dichter zu singen:

„Und was ich in der Fremde gesehen, gefühlt und erkannt,
Ist nur ein Reifen um deinen Diamant."

Seltsam mischen sich die Kontraste in New York und man kann kein Lob aussprechen, dem sich nicht flugs ein Widerspruch entgegensetzen ließe. Dicht neben dem Zug ins Ungeheuerliche wohnen Züge kleinlichster Rückständigkeit, neben der schrankenlosen Freiheit im wirtschaftlichen Wettbewerb die engherzigsten Bedenken künstlich genährter Prüderie, neben dem keckſten Wagemut die lächerlichsten Auswüchse kindischer Eitelkeit. Daß man sich die Zähne plombieren läßt, wenn sie schadhaft werden, gehört zweifellos zur rationellen Pflege des Körpers und man müßte aus Borneo sein, wollte man sich darüber lustig machen. In New York aber trägt jedermann, ob reich oder arm, ob hoch oder niedrig, ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, im Munde einen weithin glänzenden Zahn aus Gold, weil dies die Mode vorschreibt, mag nun sein Gebiß noch so gut oder noch so schlecht sein. Für den Fremden, der zum erstenmal nach New York kommt, ist es auch eine auffallende Erscheinung, die meisten Damen bewaffneten Auges zu sehen, und es drängt sich ihm unwillkürlich die Vermutung auf, daß hier die Kurzsichtigkeit eine epidemische Krankheit sei. Da erfährt er zu seiner Überraschung, daß das Tragen von Augengläsern beim schwachen Geschlecht als ein Zeichen besonderer Vornehmheit gilt, und er ist dann nicht mehr überrascht, an verschwiegenen Orten die Damen aller Hautfarben oft nur mit goldenem Zwicker oder goldener Brille bekleidet anzutreffen. Gewiß, ähnliche Torheiten, ähnliche Kontraste gibt es in jeder Großstadt, aber nirgends fühlt man im Genusse der größten technischen Fortschritte so deutlich und lebhaft, was Friedrich Theodor Vischer als das tragische Moment an der „Gemeinheit der Welt" bezeichnet hatte: den maschinenhaft rohen Druck der Verhältnisse in diesem stoßenden Gedräng, wo alles vom Interesse und Eigennutz geschoben wird und dazwischen die eiserne Schraube wirklicher und eingebildeter Notwendigkeit läuft, und man kann es verstehen, wenn ein Mann von so anarchistischer Gesinnung, wie Maxim Gorki, dem freilich die Prüderie der Amerikaner einen bitterbösen Streich gespielt hat, New York schlechtweg „die Stadt des gelben Teufels" nennt und beim Anblick eines schlecht genährten Jungen sich zu der vernichtenden Betrachtung angeregt fühlt: „An einer Laterne steht ein Jüngling, schüttelt jeden Augenblick mit dem Kopf und preßt die hungrigen Zähne fest zusammen. Mir aber scheint es, daß ich verstehe, woran er denkt, was er wünscht: er wünscht, Riesenhände von gewaltiger Kraft zu besitzen, und Flügel an den Schultern, um eines schönen Tages sich über diese Stadt zu erheben ... Und dann würde er diese Hände in die Stadt hinabsenken und alles in einen großen Haufen von Trümmern und Staub verwandeln: Ziegel und Perlen, Gold und Sklaven, Fleisch, Glas und Millionäre, den Kot, die Idioten, die Kirchen und Tempel, die mit Kot vergifteten Bäume und diese blöden Wolkenkratzer, kurz alles, diese ganze Stadt — in einen einzigen Klumpen, in einen Teig und Kot von Menschenblut — in jenes primäre, ekle Chaos, aus dem die Stadt entstanden . . ."

Uns allerdings ist nichts ferner gelegen, als eine solche Betrachtungsweise. Wir waren ja als Festgäste gekommen und haben, wie schon einmal erwähnt, den kleinen Zipfel Amerika, der in unserem Reiseprogramm stand, nur im Sonntagskleid frohgelaunter Sängerherrlichkeit zu sehen bekommen. Es waren zwei Welten, die sich uns auftaten: draußen der überwältigende Anblick des großen Schwungrades „Amerikanismus", drinnen im Kommersſaal das anonyme Deutschtum Amerikas, das sich an den trauten Klängen des deutschen Liedes und an den Bräuchen des deutschen Sängertums in seinem verborgensten Herzenswinkel vor den letzten Folgen der Amerikanisierung zu retten suchte.

Und denselben Geist der Unruhe und der Erwerbsgier, von dem New York beherrscht ist, sahen wir auch in den anderen von uns besuchten Städten am Werke, ausgenommen Washington. Hier waltet die vornehme Ruhe der Diplomatie, geschützt und eingefriedet von blühenden Gärten und lauschigen Parkanlagen. Man fühlte sich an Haag erinnert oder, wenn man die Einbildungskraft nicht so weit auf Reisen schicken wollte, an Graz. Mit Graz hat Washington auch die Eigenschaft gemein, die Stadt der Pensionäre zu sein. Es war wohl das erstemal, daß im Weißen Haus, wo sonst nur Weltpolitik gemacht wird, deutsche Männerchöre erklangen, und jeder von uns nahm mit dem dankbaren Händedruck des Präsidenten eine der schönsten Erinnerungen aus Amerika in die Heimat mit sich fort. Die übrigen Städte aber, wo wir Aufenthalt nahmen, sind alle nur größere oder kleinere Duodezausgaben von New York, und auch die Stellung der Deutschen in ihnen ist kaum eine andere, als die von Taglöhnern der Weltgeschichte, die überall, wohin sie das Schicksal verschlägt, am Kulturleben mitarbeiten, ohne für sich oder ihre Nation mehr herauszuschlagen als die platonische Anerkennung ihrer Tüchtigkeit. Seit 250 Jahren verrichten Deutsche die wichtigsten und wertvollsten Kulturdienste in Nordamerika. Sie haben in dem Unabhängigkeitskampfe des XVIII. Jahrhunderts ihren Mann gestellt und noch mehr in den Bürgerkrigen der sechziger Jahre, und die Statistik weist nach, daß seit dem Jahre 1821 über acht Millionen Deutsche aus Europa in Amerika eingewandert sind, die sich seither zumindest verdreifacht haben mußten. Wo aber sind diese zwanzig oder dreißig Millionen Deutsche? Verstreut in alle Winde und entnationalisiert. Entnationalisiert, wie jener Bürgermeister von Milwaukee, der uns in seiner Begrüßungsrede hoch und teuer versicherte, wie stolz er sei, daß deutsches Blut in seinen Adern fließe, diese Versicherung aber in englischer Sprache vorbrachte, weil er der deutschen nicht mehr mächtig ist. Es hat nie an vorschauenden Männern gefehlt, die zum Zusammenschluß des Deutschtums in Amerika ernstlich mahnten. Sie aber wurden als sonderbare Schwärmer und übereifrige Vaterlandsfreunde mitleidig belächelt, wie jene seltsame Gesellschaft in Gießen, die sich zu einer Zeit, wo es noch keine deutsche Kolonialpolitik gab, „die Bildung eines deutschen Staates in Amerika" zur Aufgabe gestellt hat, „der aber natürlich ein Glied der vereinigten Staaten werden müßte, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, die das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichern und ein echtes, freies und volkstümliches Leben schaffen sollte". Was damals, wo das deutsche Element dem englischen die Wage hielt, Wirklichkeit hätte werden können, scheint nun unwiederbringlich verloren, gehört nun zu den schönen Sehnsuchtsträumen, die davon leben, daß sie unerfüllt bleiben.

Der Wiener Männergesangverein hat mit seiner transatlantischen Sängerfahrt Sehnsuchtsträume dieser Art mannigfach wachgerüttelt. Das hat gewiß sein gutes. Die Sehnsucht schließt immer ein fernes Ziel, ein erstrebenswertes Ideal in sich und ist darum die eindringlichste Mahnerin. Und was noch um so mehr wert ist: er hat unsere deutschen Landsleute drüben an ihre Zusammengehörigkeit mit uns, an Heimat und Vaterland erinnert und zwischen der Alten und der neuen Welt Neue Fäden für den Austausch von geistigen und materiellen Gütern gesponnen. Freilich als das erfreulichste Ergebnis seiner amerikanischen Sängerfahrt wird ihm zunächst die Stetigkeit der Erfolge dünken, die er sich in seinen Konzerten ersungen, und die Achtung vor seinem selbstlos-künstlerischen Ernst, die er den Amerikanern abgerungen hat. Die beiden wackeren Chormeister, Eduard

Kremser und Richard Heuberger, spornten die Wiener Sängerschar immer wieder zu Höchstleistungen an und führten sie durch die suggestive Kraft ihres befeuernden Temperaments siegreich über alle Stadien drohender Ermüdung hinweg. Vielleicht hätten sich die erzielten Erfolge durch eine volkstümlichere Gestaltung des Programmes noch steigern lassen. Allein der Wiener Männergesangverein hatte nicht nur eine nationale Aufgabe zu erfüllen, er hatte nebenbei auch den Beweis zu erbringen, daß er als eine Gemeinde von hochstrebenden Künstlern eine Sonderstellung im weiten Umkreis des deutschen Chorgesanges einnimmt. Dieser Beweis ist ihm eben sowohl gelungen, wie es den auf das glücklichste improvisierten Reden seines weltmännisch gewandten Vorstandes Franz Schneiderhan zu danken ist, die Bedeutung der kühnen Sängerfahrt ins rechte Licht gerückt und den Amerikanern zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß Deutsch-Österreich noch immer ein mächtiger Kulturfaktor ist und Wien in Dingen der Musik noch immer eine führende Rolle zukommt. So darf denn der Wiener Männergesangverein mit Befriedigung auf die rauschenden Festtage in Amerika zurückblicken und jeder Teilnehmer wird sie dauernd in der schönsten Kammer seiner Erinnerung festhalten, wie die Muschel das Rauschen des Meeres.

An meinem Geburtstage.*

Von Alfred Freiherrn v. Berger.

So rast' ich am Geburtstag denn zu Hause!
Mir ist um's Herz wie weiland Doktor Faust
Bei später Rückkehr in die Denkerklause,
Worin er schwere Jahre lang gehaust.
Im Garten draußen webt der Frühling leise,
Durch's offne Fenster mit dem Amselschlag
Besucht manch' Bild von bunter Lebensreise
Mein alternd Herz an diesem stillen Tag.

Sind sie zur Wahrheit worden, jene Träume,
Die trunken einst die junge Brust geschwellt?
Wie viel, was sicher schien, zerstob in Schäume.
Wie manche Hoffnung ist wie Glas zerschellt!
Das meiste spurlos in den Sand verronnen,
Was ich mit heil'ger Herzensglut geplant;
Das wen'ge selbst, dem Schicksal abgewonnen,
Sieht anders aus, als Jugend einst geahnt.

Der Welt des Scheins bin ich nun ganz ergeben:
Was ich erlebt, erlitten und gedacht,
Es fruchtet nicht dem dauernd wahren Leben,
Der Bühne nur und ihrer flücht'gen Pracht;

* Antwort auf einen poetischen Glückwunsch der drei Hauptdarsteller in der ersten Faustaufführung des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg.

Um ihre Täuschung sinnreich zu verstärken,
Geb' ich das Herzblut meines Wesens hin,
Statt eignen Schaffens dien' ich fremden Werken
Und opfre ihnen alles, was ich bin.

Die Heimat hab' ich, wie sie mich, verloren,
Dem Teuersten, was mein ist, leb' ich fern . . .
Verwünsch' ich nicht den Tag, der mich geboren,
Nicht meines Erdenloses irren Stern?
Schon weicht mein Herz dem schmerzlich kranken Triebe —
Da fliegen klingend holde Grüße her,
Da hör' ich gute Worte treuer Liebe . . .
Und meinen Gram versteh' ich selbst nicht mehr.

Faust, Gretchen und Mephisto, Dank euch dreien,
Und allen Dank in unserm Schauspielhaus,
Die seinen Zielen sich von Herzen weihen!
Sprecht, was ich fühle, ihnen freundlich aus.
Denk' ich so mancher Schlacht, die wir geschlagen,
Und manchen Flugs in sonnennahe Höh'n,
Darf ich, wie Faust, zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!

Hietzing, im Frühling 1907.

Chronik.

Hochschulwesen.

Wie in den Schlußworten des letzten Chronikartikels* über das österreichische Hochschulwesen angedeutet wurde, soll diesmal vor allem die überall brennend gewordene Frage des schnelleren Fortschreitens in der Absolvierung des seit Jahren für die österreichischen Hochschulen aufgestellten Bauprogrammes erörtert werden. Wer die ganze Bauaktion bisher aufmerksam verfolgt hat, der wird mit dem Chronikenschreiber in dem Urteile übereinstimmen, daß in Zukunft an vielen Orten methodischer, planmäßiger und vor allem rascher eingegriffen werden sollte, als bisher. So große Hindernisse auch bezüglich der rechtzeitigen Finanzierung aller notwendigen Hochschulbauten und bezüglich der oft sehr schwierige und ausgedehnte Vorstudien benötigenden technischen Vorbereitungsarbeiten für dieselben bestehen mögen, immerhin muß in der Öffentlichkeit fortwährend auf die Notwendigkeit einer Beschleunigung dieser wichtigen Bauaktion, von welcher die ganze, so wünschenswerte moderne Ausgestaltung unserer Hochschulen abhängt, hingewiesen werden. Es ist ja zweifellos, daß sich eben in der allerletzten Zeit ein frischerer Zug in der ganzen Aktion namentlich für die Wiener Hochschulen eingestellt hat. So ist vor allem für die Wiener technische Hochschule und für die Hochschule für Bodenkultur die so lange angestrebte Erweiterung ihrer Hauptgebäude in Angriff genommen worden. An der technischen Hochschule mußten seit mehreren Semestern beschränkende Bestimmungen hinsichtlich der Aufnahme der Hörer eingeführt werden, da die Hör-, vor allem aber die Zeichensäle dem sich steigernden Andrange der Hörerschaft ganz und gar nicht mehr genügen konnten und an der Hochschule für Bodenkultur, an welcher ähnliche Verhältnisse herrschen, war das derselben angegliederte neue Museum für Land- und Forstwirtschaft überhaupt obdachlos. Nunmehr kommt es zur Errichtung größerer Zubauten zu den Hauptgebäuden dieser beiden Hochschulen, wobei behufs Ermöglichung des Erweiterungsbaues der technischen Hochschule und der Errichtung eines chemischen Institutes für diese Hochschule eine altersgraue Häuserreihe in der Wiedner Karlsgasse, darunter eine Anzahl interessanter historischer Häuser demoliert werden mußte.

Auch das Bauprogramm für die Ausgestaltung der Wiener Universität ist bisher ganz methodisch abgewickelt worden. Das neue hygienische Institut ist fertig und kann von den betreffenden Lehrkanzeln und der von Professor Paltauf geleiteten Untersuchungsanstalt für Lebensmittel demnächst bezogen werden. Das neue der Klinik des Professors v. Noorden angegliederte Ambulatorium, allerdings nur ein Provisorium, ist bereits im Winter seiner Bestimmung übergeben worden. Auch die innere Einrichtung der beiden auf der Area des ehemaligen städtischen Versorgungshauses in der Wiener Spitalgasse errichteten Universitäts-Frauenkliniken ist so weit gefördert, daß an eine Inbetriebsetzung der beiden Kliniken mit dem Sommersemester 1908 gedacht werden kann. Das weitere Bauprogramm umfaßte ursprünglich die Fertigstellung der bereits in Arbeit befindlichen neuen medizinischen Klinik Noorden in Verbindung mit einem großen chemischen Laboratorium, der Kinderklinik Escherich und der laryngologischen Klinik Chiari auf der ehemaligen Irrenhausrealität, weiters die Errichtung eines dritten medizinischen Universitätsinstitutes, in welchem u. a. das histologische und das neurologische Institut, die Anstalt für Embryologie und eventuell das chemisch-medizinische Universitätsinstitut Unterkunft finden sollen, auf dem noch unverbauten Rest des Grundstückes der ehemaligen Gewehrfabrik in der Schwarzspaniergasse, schließlich den Bau eines physikalischen Institutes auf den Gründen des Tabakregiegebäudes in der Währingerstraße. Nunmehr hat dieses ohnedem reichhaltige, teilweise schon in Ausführung begriffene Programm noch dadurch eine Erweiterung erfahren, daß in dasselbe auch die Erbauung eines neuen chemischen Universitätsinstitutes bei der ehemaligen Hernalser Linie aufgenommen wurde, nachdem die Räumlichkeiten des bestehenden Institutes in keiner Weise mehr den Ansprüchen der chemischen Lehrkanzeln genügen.

Für die Wiener Hochschulen ist also zweifellos in jeder Hinsicht gesorgt, das aufgestellte Bauprogramm wird in flotter Weise abgewickelt und gelegentlich sogar noch erweitert. Bei den übrigen Hochschulen der Monarchie ist es leider nicht überall so gut bestellt, hier warten an vielen Orten noch schreiende Übelstände und dringende Bedürfnisse auf Abhilfe und Befriedigung. Für die beiden Brünner technischen Hochschulen und für die montanistische Hochschule in Leoben, an welchen Anstalten arger Raummangel herrscht und die unter der schlechten Unterbringung vieler Lehrkanzeln zu leiden haben, scheint die Stunde der Erlösung aus unangenehmen Verhältnissen

* „Österr. Rundschau“, Bd. X, Heft 6 vom 15. März 1907.

nahe. Auch für die Prager Hochschulen eröffnet sich die Aussicht, aus den jetzigen beengenden Verhältnissen herauszukommen, nachdem in den letzten Monaten endlich nach jahrelangen Verhandlungen die zur Errichtung der Universitätsneubauten benötigten Grundstücke im Prager Assanierungsgebiete von der Regierung angekauft worden sind. Allein hier tut Beschleunigung vor allem not. Von der schlechten Unterbringung der beiden Prager Universitäten, von dem unwürdigen Zustande und der räumlichen Unzulänglichkeit der Hörsäle usw. ist schon so oft auch in diesen Blättern geschrieben worden, daß füglich jedes weitere Wort gespart werden kann. Die Verhältnisse sind an diesen beiden Hochschulen, aber auch, wie wir gleich hinzufügen wollen, an der Prager deutschen technischen Hochschule, für welche der Baugrund längst bereit steht, solche, daß jeder noch so geringe weitere Aufschub des tatsächlichen Baubeginns vermieden werden sollte, auch im ureigensten Interesse des Staatssäckels, der jetzt für die Deckung der zahllosen hohen Mietbeträge für zahlreiche in Privathäusern notdürftig untergebrachte Hochschulinstitute enorme Summen aufzuwenden hat.

Übrigens wird man sich auch für Prag mit einer Erweiterung des vorgesehenen Bauprogrammes für die dortigen Hochschulen befreunden müssen, man wird sich in absehbarer Zeit auch zu der Errichtung eines Neubaues für die Universitätsbibliothek entschließen müssen. Wenn auch von der Durchführung dieses Baues erst nach der Fertigstellung der neuen Universitätsgebäude, für welche bereits die Bauflächen bereit gehalten werden, die Rede sein kann, so sollte doch baldmöglichst der für dieses Gebäude nötige Baugrund erworben werden. In Prag, namentlich aber in der Nähe der neuen Universitätsgrundstücke sind nur mehr sehr wenige geeignete Grundflächen zu haben, auf denen die neue Bibliothek errichtet werden könnte, und doch gehört die Bibliothek zweifellos ganz in die Nähe der eigentlichen Universitätsgebäude. Hier sollte die Regierung schleunigst eingreifen, damit nicht der Teil des sogenannten Assanierungsblockes II, welcher sich für diesen Zweck am besten empfiehlt, von der Stadtgemeinde Prag anderweitig vergeben wird. Und dies wäre umsomehr zu bedauern, da die Verhältnisse an der Bibliothek dringend einer Abhilfe erheischen. Der Chronikenschreiber will da nicht zu ausführlich pro domo sprechen, er will nur neuerlich auf die unwürdigen Zustände im Lesesaale der von ihm geleiteten Bibliothek, auf die Überfüllung aller Leseräume, auf die Mißstände hinweisen, welche in sämtlichen Amtsbureaux der im alten Klementinum untergebrachten Anstalt herrschen. In den jetzigen finsteren, winkeligen und für den Betrieb einer modernen Bibliothek ganz ungeeigneten Amts- und Leseräumen herrscht Unmut und Unzufriedenheit und ist an eine klaglose Abwicklung des in den letzten Jahren immer noch gesteigerten Amtsverkehres gar nicht zu denken. Auch die Bücheraufstellungsräume, meist große, teilweise finstere Säle oder winkelige und durchaus stockfinstere Gänge, die nicht beleuchtet werden können, sind für ihren Zweck ganz ungeeignet und unzureichend. Kurz, hier sollte kurzerhand zugegriffen werden, hier sollte sich die Regierung sofort zu einer Erweiterung des Bauprogrammes für die Prager Hochschulen entschließen, um endlich tatsächlich unwürdigen Zuständen, welche bei einer dauernden Überfüllung der Leseräume einer Bibliothek nicht vermieden werden können, ein Ende zu bereiten.

Gerade in den letzten Monaten waren die publizistischen Erörterungen, welche diese Verhältnisse und die Notwendigkeit einer Beschleunigung der Abwicklung des Bauprogrammes für die österreichischen Hochschulen betreffen, sehr zahlreich und so ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die diesbezüglichen Bestrebungen den Erfolg für sich haben werden. Auch in der während der letzten Jahre vielerörterten Frage der Vorsorge für einen h o c h s c h u l m ä ß i g e n U n t e r r i c h t der H a n d e l s w i s s e n s c h a f t e n ist ein gedeihliches Resultat zu erwarten. Es bricht sich in den maßgebenden Kreisen augenscheinlich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß der Handel zur wissenschaftlichen Ausbildung seiner Disziplinen einer Hochschule ebenso bedürfe, wie andere Zweige der Volkswirtschaft, daß also neben einer technischen Hochschule, neben einer Hochschule für Bodenkultur auch eine Handelshochschule von Bedürfnis und eine Notwendigkeit sei. Vorerst hat der Staat bereits einzelne von den Handelskreisen selbst erhaltene, als Mittelschulen organisierte Handelsakademien in seine Verwaltung übernommen und durch einen neuen Erlaß des Unterrichtsministeriums über die Prüfung für das Lehramt an höheren Handelsschulen die bezüglichen Verhältnisse geregelt. Daß es im weiteren Verfolge dieser Bestrebungen auch in Österreich bald zur Errichtung einer oder mehrerer Handelsschulen kommen wird, ist zweifellos. In Deutschland ist diese Entwicklung schon viel weiter fortgeschritten und bestehen bereits mehrere derartige Institute, welche, wie etwa die Handelschule in Köln, berühmte Gelehrte an sich zu fesseln verstanden haben und einen durchaus hochschulmäßigen Betrieb aufweisen.

Sehr anerkennenswert ist das Entgegenkommen, welches die Unterrichtsverwaltun

den österreichischen Hochschulen hinsichtlich der Errichtung neuer Lehrkanzeln und neuer Institute zeigt, so sehr auch noch immer die geringe Höhe der meisten Dotationen der Hochschulinstitute beklagt werden muß. Es genügt wohl, in dieser Beziehung nur einiges anzuführen. An allen Universitäten sind nunmehr Institute für Geschichte der Medizin aktiviert worden, an denen umfangreiche Fachbibliotheken angelegt werden. Dem hygienischen Institute der Grazer Universität wurde eine Untersuchungsstelle angegliedert, an welcher Ärzte bakteriologische Untersuchungen ausführen lassen können. Eine bedeutende Erweiterung erfuhr das zahnärztliche Institut der Universität Innsbruck, welches jetzt in seinen erweiterten Arbeitsräumen das zweitgrößte zahnärztliche Institut an den österreichischen Hochschulen darstellt. An der deutschen technischen Hochschule in Prag wurde ein für zwei Jahre berechneter Kurs für Versicherungstechnik, an der dortigen böhmischen technischen Hochschule eine vier Jahrgänge umfassende landwirtschaftliche Abteilung errichtet. Für diese letztere Abteilung soll ein großer landwirtschaftlicher Versuchsgarten errichtet werden, für welchen der sehr hübsch gelegene, ganz geeignete Park der ehemaligen Villa Groebe in Prag, in welcher in den letzten Jahren das Fürstenpaar Otto Windischgrätz Wohnung genommen hatte, in Aussicht genommen ist. Sehr groß ist die Zahl der in der letzten Zeit errichteten neuen Lehrkanzeln an den verschiedenen österreichischen Hochschulen, so unter anderen eine Lehrkanzel für germanische Sprachforschung und Altertumskunde an der Universität Wien, für Schiffbau an der Wiener technischen Hochschule, für Pflanzenzüchtung und für analytische Chemie an der Hochschule für Bodenkultur, für Baukunde und darstellende Geometrie an der montanistischen Hochschule in Příbram u. v. a.

Stärker als sonst sind diesmal gegen Ende des Studienjahres die Verluste, welche die Personalstände namentlich einiger Hochschulen, ganz abgesehen von den diesmal außerordentlich zahlreichen Todesfällen, durch das unerbittliche Altersgrenzegesetz erleiden. An der Wiener Universität trifft diesmal Hofrat Politzer, den berühmten Ohrenarzt, dieses Schicksal, seine Lehrtätigkeit nach erreichtem 70. Lebensjahre und darauf absolviertem Ehrenjahre bei vollster geistiger Frische einstellen zu müssen. In Innsbruck geht mit Ende des Sommersemesters der Internist Baron Prokop Rokitansky, an der Wiener technischen Hochschule der ordentliche Professor des Eisenbahnbaues Oberbaurat Ulrich, an der Prager deutschen technischen Hochschule der Historienmaler Emil Lauffer aus diesem Grunde in Pension. Ob man angesichts dieser Abgänge, denen im nächsten Jahre noch weit zahlreichere folgen werden, die Zweckmäßigkeit dieses Gesetzes über die akademische Altersgrenze bejahen soll, bleibt gewiß auch in dem Fall zweifelhaft, wenn man die so ermöglichte schleunigere Modernisierung der Professorenkollegien und das verbesserte Avancement tüchtiger jüngerer Gelehrter sehr hoch einschätzt. Zum allgemeinen Leidwesen tritt mit Schluß des Studienjahres auch Hofrat Chrobak, der gefeierte Wiener Gynäkologe, aus Gesundheitsrücksichten freiwillig in den dauernden Ruhestand; doch ist er schon durch einen seit mehreren Jahren im Auslande ehrenvoll wirkenden Österreicher, Geheimrat v. Rosthorn in Heidelberg, ersetzt worden. Ebenfalls freiwillig wird, so heißt es, der vor kurzem mit dem Titel und Charakter eines ordentlichen Professors ausgezeichnete Extraordinarius der italienischen Sprache und Literatur an der Innsbrucker Universität, Artur Farinelli, seine Lehrkanzel aufgeben, um einem Rufe an die Universität Turin zu folgen. Doch scheint die Annahme dieser Berufung nach Italien von seiten des genannten Gelehrten noch nicht sicherzustehen.

Beängstigend wird allerdings die Verlustliste, wenn man die große Zahl der Todesfälle in Betracht zieht, welche in jüngster Zeit an den österreichischen Hochschulen eingetreten sind. Allgemeines Bedauern hat das tragische Ende des Wiener Chirurgen Mosetig von Moorhof erregt, wenn man sich auch nicht verhehlen kann, daß dieser Gelehrte bei seinem schlechten Gesundheitszustande ohnedem bald auf sein Lehramt verzichtet hätte. Das Dunkel, welches über den näheren Umständen seines Todes schwebt, ob man es mit einem Unglücksfall oder mit einem Selbstmord zu tun hat, wird wohl niemals ganz gelichtet werden. Tragisch wirkt auch, namentlich durch seine Begleitumstände, das frühe Hinscheiden des sympathischen Innsbrucker Astronomen Egon Ritter v. Oppolzer, eines Sprossen der berühmten Wiener Gelehrtenfamilie Oppolzer. Bevor noch die neue Sternwarte in Hötting bei Innsbruck, welche der Verewigte ganz aus eigenen Mitteln erbaut und auch teilweise selbst mit Apparaten ausgestattet hatte, so recht in Tätigkeit trat, ist ihr Schöpfer, welcher sich trotz seiner reichen finanziellen Mittel infolge dieses großen Unternehmens von manchem heißgeliebten, einst schwererworbenen Kunstwerke trennen mußte, in das Grab gesunken. Auch das Ableben der beiden bedeutenden Professoren der Prager böhmischen Universität, des Slawisten Gebauer, dessen mannhaftes Auftreten in dem Streite um die Echtheit der Königinhofer Handschrift unvergessen ist und des Rechtshistorikers Freiherrn v. Rieger, des einzigen Sohnes

des großen Politikers, sowie der Tod des langjährigen Landwirtschaftslehrers an der Wiener technischen Hochschule Guido Krafft und des von den Studierenden vergötterten Schöpfers der Baupläne für die neue deutsche technische Hochschule in Prag, Franz Sablik, bedeuten schwere Verluste für die betreffenden Hochschulen. Die Lücken, die diese und andere Todesfälle von Hochschullehrern, die hier nicht weiter angeführt werden sollen, in den Professorenkollegien mehrerer österreichischer Hochschulen gerade in den letzten Monaten gerissen haben, bedeuten für die Regierung im Zusammenhang mit den zahlreichen Pensionierungen von bedeutenden Gelehrten eine Summe von schweren Entschlüssen und es wird wohl kaum überall gelingen, einen ganz entsprechenden Ersatz zu finden. Hoffentlich werden aber diese schwierigen Personalfragen doch bis zum Herbst, dem Beginne des neuen Schuljahres, eine möglichst entsprechende Lösung gefunden haben. Es könnte sonst der Studienbetrieb an einzelnen Hochschulen, welcher ohnehin unter dem langsamen Fortgang der Bauaktion für diese Hochschulen empfindlich leidet, eine namhafte Schädigung erfahren.

Dr. Richard Kukula.

*

Besprechungen.

Richard Batka: Aus der Opernwelt. Prager Kritiken und Skizzen. München 1907, Verlag von Georg D. W. Callwey.

Batkas Aufsätze sind durch ein stärkeres Band zusammengehalten, als durch ihre zufällige Vereinigung zu einem Buche. Aus ihnen spricht ein Mann, der nicht nur schöne Worte zu setzen versteht, sondern der vor allem weiß, was er will. Die feste, unbeirrbare Kunstanschauung, die jeden einzelnen Aufsatz durchzieht, ist das Auszeichnende seiner kritischen Betrachtungen. Batka hat als ernster Kunstverständiger seine Kunstüberzeugungen. Nicht etwa ein starres, verknöchertes Schema, in das alle Erscheinungen der lebendigen Kunst gepreßt werden. Gerade darin besteht der Wert und die Unerschütterlichkeit seiner Anschauungen, daß sie den Entwicklungsmöglichkeiten der Kunst gerecht zu werden vermögen und doch immer wieder auf jene Einheit und Einzigheit zurückzuführen sind die man eben „Kunst" zu nennen berechtigt ist. Diese Haupttugend Batkas ist recht eigentlich durch eine zweite bedingt: durch die Liebe zur Kunst, im besondern Fall zur Musik. Er schreibt nicht über musikalische Werke, weil er aus äußerlichen Gründen schreiben muß, sondern er ist mit Herz dabei; es drängt ihn innerlich, etwas zu sagen und er bringt dies auch bei Werken fertig, die tief unter ihrem Kritiker stehen. Und dann liebt Batkas noch eines: seinen Beruf, den vielgeschmähten und verspotteten Kritikerberuf. Er hat Respekt vor jedem Künstler und jedem Kunstwerk, doch er hat genug Selbstsicherheit, um klar und deutlich Stellung zu nehmen. Er weiß, er ist selber auch jemand, der respektiert werden muß, und dieses leise Gefühl gibt einen wertvollen Bestandteil zu dem erfreulichen Gesamteindruck seiner kritischen Tätigkeit, aus der ein Ausschnitt in diesem Büchlein vorliegt.

Dr. D. J. Bach.

*

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Verlag L. Staatsmann in Leipzig.

Dieses Buch ist eine „Neubearbeitung" eines älteren Werkes, die dritte vielfach veränderte Auflage der „Verborgenen Tiefen". Wie der Verlag mitteilt, ist den „Verborgenen Tiefen" als sie entdeckt wurden, von einer vornehmen Zeitschrift zuerkannt worden, daß sie „eine Tiefe der Empfindung, eine Hoheit der Gesinnung, einen Zauber der Stimmung" besitzen, „die überraschen, entzücken und zu Tränen rühren". Zu meinen lebhaften Bedauern muß ich konstatieren, daß diese bescheidenen Vorzüge dem neubearbeiteten Werk nicht treu geblieben sind. Nun ja, „der Inhalt wurde eben zum großen Teile verändert", „jede einzelne Erzählung ist von Grund auf neu redigiert worden", da ist wahrscheinlich das Unglück passiert. Man will das Vollkommene noch besser machen, man bosselt, feilt und modelt, man gestattet dem mörderischen Rotstift zuviel Freiheit und ehe man es bemerkt, sind die sehr empfindlichen Vorzüge in den Papierkorb gefallen. Bei Übersiedlungen und Adaptierungen ereignet es sich ja ziemlich oft, daß kostbare Gegenstände arg beschädigt werden oder gar in Verlust geraten. Jetzt, in seiner neuen Fassung, weist das Buch nur eine Skizze auf, die vom literarischen Standpunkt ernst genommen werden kann. Sie heiß „Überwunden" und schildert in Tagebuchform den Kampf eines Lehrers, der seinen Beruf erst haßt, dann lieb gewinnt. Dieser Lehrer hat Ähnlichkeit mit einem Menschen; die Gedanken, Empfindungen und Beobachtungen, die ihm gegeben wurden, sind nicht aus der großen Fabrik bezogen, sie scheinen zur Abwechslung dem Denken, Empfinden und Beobachten ihre Existenz zu verdanken.

Aus den verborgensten Tiefen scheint aber die wortreiche Satire „Herkules Meiers Gedichte" geholt zu sein. Hier ist von Modernisierung gar nichts zu merken. Ein an sich unbedeutendes Detail ist charakteristisch für diese Art Satire, die sich gar nicht darum kümmert, daß sich die Gebräuche und Übelstände, die sie dem Spott oder der Verachtung aussetzen will, geändert haben und daß also auch die Satire anders gestimmt werden müßte. Sie übernimmt

ruhig die satirische Übertreibung einer früheren Generation, wie die „Witzblätter“ ja auch den zerstreuten Professor mit den langen Haaren und den Hausdrachen mit der großen Nachthaube noch beibehalten haben. Herkules Meier nimmt an, daß seine Gedichte „Erloschene Sonnen“ zwei Jahre in den Schaufenstern der Buchhändler liegen werden, bis das Rot des Buchumschlages sich in „Blaßrosa“ verwandelt hat. Diese „Satire“ entstammt einer Zeit, wo die Buchhändler — besonders in kleinen Städten — ihre Schaufenster wirklich nur zweimal im Verlauf eines Jahres neu arrangierten, aus einer Zeit, die so glücklich war, alljährlich nur mit etwa 20 Bänden Lyrik beglückt zu werden. Jetzt bringt ein Jahr ein halbes Tausend von „Erloschenen Sonnen“ u. dgl. Jetzt arrangiert der Buchhändler jede Woche sein Schaufenster; auch das Buch eines schon berühmten Autors bleibt meistens nicht länger als vier Wochen im Schaufenster, weil schon zahllose andere „Berühmte“ auf den Platz warten, und Herkules Meiers Gedichte, die von einem unbekannten kleinen Buchhändler in die Welt geschickt sind, würden n i e das Licht eines Schaufensters erblicken. Hier erst könnte die Satire einsetzen, wenn sie sich vorgenommen hat den Leidensweg der „Erloschenen Sonnen“ übertreibend zu schildern. G. Sch.

*

Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Von Erika Rheinsch. Frankfurt a. M. 1907. H. Demuth.

Diese reizenden, unendlich zarten poetischen Naturempfindungen werden eine geteilte Aufnahme finden: vielen werden sie köstlich erscheinen, manche werden sie als zu süßlich bezeichnen. Beide werden von ihrem Standpunkte recht haben. Wer Blumenduft in allen möglichen Nuancen der reinen Atmosphäre vorzieht, wird freudig nach dem Buche greifen; wem aber die kräftige und geruchlose Alpenluft lieber ist, der wird sich mit einigen Proben aus dem ziemlich starken Bande begnügen. K. H u f f n a g l.

Feuilleton.

Ausgestorbene und aussterbende Wiener Volkstypen.

Von V. C h i a v a c c i.

II.

Neben dem Fiaker wird von den Fremden gewöhnlich das „Wäschermädl“ und der „Schusterbu-a“ genannt, wenn sie ihre Vertrautheit mit den Wiener Typen betonen wollen. Beide gehören heute schon zu den aussterbenden Typen. Ich wage sogar die ketzerische Behauptung, daß der Schusterbub in der Gestalt, wie er uns durch die zahlreichen Anekdoten überliefert wird, überhaupt nie existiert hat. Den haben sich die Humoristen und Spaßmacher zumeist künstlich konstruiert, um ihm ihre eigenen Einfälle, wie etwa heute der vielgenannten Frau P . . . ., in den Mund zu legen. Ich habe wenigstens in meinem Leben keinen Schusterjungen gesehen, der mir durch seinen schlagfertigen Witz imponiert hätte. Er gehört also eigentlich zu den Fabelwesen, wie der Basilisk und der „schmeckende Wurm“.

Ganz anders steht es freilich mit dem Wäschermädel, das im Vormärz und noch bis in die Mitte der sechziger Jahre einen ausgesprochenen Wiener Typus darstellte. Sie bildeten eine eigene Kaste, die sich in der Gegend des Alserbaches, in Lichtental, am Thury und Himmelpfortgrund und insbesondere auf dem Sechsschimmelberg niedergelassen hatte. Dort stand noch bis vor ein paar Dezennien auf einer leichten Anhöhe die sogenannte Wäscherburg, in der Nähe des heutigen Jubiläumstheaters. Dort konnte man auf dem Wiesenabhang vor den ebenerdigen Häuschen ein Netz von Stricken sehen, an denen die gereinigten Wäschestücke flatterten. Zwischen den Holzpflöcken, an denen die Stricke befestigt waren, konnte man die Ladernymphen und Alsernixen, wie man sie scherzweise nannte, bei ihrer emsigen Arbeit des Aufhängens und Abnehmens der Wäsche beobachten. Damals gewährte so eine üppige Ladernymphe einen appetitlichen Anblick, wenn sie durch die Straßen eilte: In knappen Samtstiefelchen, blendend weißen Strümpfen, sorgfältig gefaltetem, weitgespreiztem kurzen Rocke, mit dem Miniaturschürzchen mit flatternden Bändern, im engen Spenser mit kurzen Ärmeln und dem ganz eigenen Kopfputze, der in einem grellgetupften Tuche mit schneeweißem Grunde besteht, das, um den Hinterkopf lieblich geschlungen, die ganze sorgfältig geglättete, bis über die Wangen herab verlängerte Haarscheitel frei läßt, am Rücken eine blank gefegte Butte, auf die ein ebenso rein gescheuerter Weidenkorb gebunden ist, in denen die Wäsche verpackt ist. — Mit dem angeborenen Reiz der Wienerin ausgestattet, machte so ein Wäschermädchen eine prächtige Figur und manchem

Gecken lief wohl das Wasser im Munde zusammen, wenn er sie von weitem sah. Aber wehe ihm, wenn er sich eine Vertraulichkeit herausgenommen hätte. „D'Hand von der Butten, san Weinberln drin" war ihr abwehrendes Wort, dem die Tat auf dem Fuße folgte, wenn der Kühne seine Werbungen fortsetzte.

Der berühmte Wäschermädelball bei der Schäferin hat sich bis heute erhalten, aber viel von seiner charakteristischen Eigenart eingebüßt. Bei diesem Balle tanzte merkwürdigerweise zumeist nur die weibliche Gesellschaft miteinander. Die männlichen Gäste bildeten nur die Staffage. Von dieser Wäscherin des Vormärz sang ein damaliger Gassenhauer:

„Gehts hebts Eng, gehts drahts Eng, gehts machts es recht bunt
Jetzt kummt d' Wäschertonerl vom Himmelpfortgrund;
Sie is a jungs Maderl, will a was probirn,
Desweg'n laßt s' ihrn Lebtag ka Traurigkeit g'spürn."

„Spielts auf, Musikanten, und machts ihr ihrn Tanz
Sie is ja fein aufputzt, heut is s' in ihr'n Glanz,
Sie is a jungs Maderl, braucht sich noch net z'verliern,
Drum laßt sie a niemals a Traurigkeit g'spürn."

Wenn die genannten Typen in verschiedenen Metamorphosen weiter leben, so gehören andere Figuren des Vormärz, die zum Teil noch aus vergangenen Jahrhunderten herüberragten, nunmehr definitiv zu den Toten. Sie sind infolge der geänderten politischen und gesellschaftlichen Entwicklung, größtenteils aber durch den großartigen Aufschwung, den unsere Vaterstadt genommen, von der Bildfläche verschwunden. Durch die Stadterweiterung, die moderne Bauten und Straßenzüge geschaffen, das Verkehrswesen gehoben und die Bedürfnisse und Daseinsbedingungen gründlich geändert hat, verlor eine große Anzahl dieser Typen ihre Lebensberechtigung.

Ein solches Opfer der geänderten Verhältnisse war der „G r u n d w a c h t e r". Nur die ganz alten Leute können sich noch rühmen, einen lebendigen Grundwachter gesehen zu haben. Seine Erscheinung hatte etwas Martialisches. Er trug eine blaue Uniform mit roten Aufschlägen und einen mächtigen Zweispitz. Der Umschwung des Säbels teilte den zumeist sehr umfangreichen Bauch in zwei ungleiche Hälften und ein riesiger Schnauzbart gab seinem Antlitz den Ausdruck des Bärbeißigen. Er fühlte sich! Er war die obrigkeitliche Autorität bei den kleinen Leuten, die nach den Ereignissen des Jahres 1848 vor jedem angestrichenen Barrierestock ein Kompliment machten. Die Handwerker und Kleinbürger glaubten, er halte Donner und Blitz in seinen Händen. Aus seinen Reden konnte man auch entnehmen, daß „Oben" nichts gemacht würde, ohne daß man ihn vorher gefragt hätte. Äußerlich hatte es auch den Anschein, als ob dem so wäre. Mit wichtiger Miene trug er die Vorladungen zu Gericht aus oder überreichte die „Auffagen", wie die gerichtliche Kündigung der Wohnungen genannt wurde. Besonders diese letzteren waren der Schrecken des Kleinbürgers. In den alten Häusern mit den geräumigen Höfen und offenen Gängen hatten sie sich eingenistet und hausten oft mehrere Geschlechter hindurch in derselben Wohnung. Sie hatten sich dort festgesogen, wie die Austern auf ihrem Grund und eine Auffage galt ihnen so viel, wie eine halbe Hinrichtung. Daher war auch der H a u s h e r r gefürchtet, wie ein mächtiger Despot, der über Leben und Tod zu entscheiden hat. Es wurde alles Mögliche an Byzantinismus geleistet, um sich die Gunst dieses Gewaltigen zu erhalten. Und damit fing man schon bei seinem Statthalter, dem H a u s m e i s t e r, an. Von der Leumundsnote, die er austeilte, hing viel ab. Er wußte dies auch und im Gefühle seiner Macht zeichnete er sich auch im Verkehr mit den Parteien nicht durch besondere Urbanität aus.

Der dritte Gefürchtete war nun eben der Grundwächter. Wenn er am Schlusse des Quartals mit einem Bündel „Auffagen" in der Hand an der Straßenecke erschien, so bemächtigte sich der Bewohner der Straße eine Unruhe, ähnlich der eines gestörten Ameisenhaufens. Er wurde mit einer Angst betrachtet, wie der Todesengel, der in Ägypten die Neugeborenen holte. „An welcher Thür wird er vorübergehen, wo wird er eintreten?" Das waren die bangen Fragen, die an allen Lippen hingen. Und der Gewaltige schritt, fühllos, wie das allmächtige Schicksal, auf die Wohnungstür zu, in der das Unheil einkehren sollte, und sagte gleichgültig: „A Auffag hätt i da! G'hört wohl her? G'schwind unterschreibn; Stengan S' net da, wie a Salzsäuln; i hab no was anders z'tuan."

An einem einzigen Tag im Jahre konnte man den Gewaltigen in guter Laune seh'n. Das war der erste Mai. Da ging er in seiner Galauniform, die Nase noch röter als sonst, mit den Äuglein vergnüglich blinzelnd, von Haus zu Haus und brachte seinen „Maibuschen." Er ging natürlich nur zu den Gutgesinnten, worunter er solche verstand, die „Oben" gut angeschrieben waren und mit der Kirche auf keinem gespannten Fuß lebten. Freilich drückte er auch da manchmal ein Auge zu und reihte auch solche unter die Gutgesinnten, die in der Lage waren, ihm seine Aufmerksamkeit mit einem blanken Silberzwanziger und mit einem Stamperl „Brennabi" zu entlohnen. Die hohe Obrigkeit war an diesem Tage allerdings kein „rocher de bronce" sie schwankte bedenklich infolge der zahlreichen „Brennabi" und ein beherzter „Umstürzler" hätte sie leicht zu Falle bringen können.

Weil wir vorhin von den Hausmeistern gesprochen, so wollen wir auch ihnen ein Wort widmen. Sie gehören zwar noch nicht zu den ausgestorbenen Typen, wovon sich jedermann bei seiner nächtlichen Heimkehr und insbesondere am 1. Jänner überzeugen kann. Das Sperrsechserl lebt, wenn man jetzt auch dafür 20—40 Heller zahlt; und es wird noch lange leben. Die ehemalige Bedeutung des Hausmeisters ist aber schon längst verblaßt. Sie ging dahin, als der Hausherr von seinem Despotenthron gestürzt wurde. Freilich müssen wir diese Freiheit, wie so viele andere, teuer genug bezahlen. Der Hausmeister ist, mit wenigen Ausnahmen, höflicher geworden. Diesen Ausnahmen begegnen wir noch zuweilen im Gerichtssaale, wo sie uns wie ein Anachronismus anmuten.

Der Hausmeister von damals war aber mit wenigen Ausnahmen ein Cerberus. Ein Chronist des Vormärz, Groß-Hoffinger, der Verfasser einer Anzahl von Broschüren, die den Sammeltitel: „Wien, wie es ist", führen, entwirft in seinen Skizzen ein Bild des Hausmeisters, das vielleicht zu sehr grau in grau gemalt ist, aber die Stimmung der Wiener über diese Kaste getreu wiedergibt.

Er schreibt unter anderm im Jahre 1847: „Jahrhunderte sind verstrichen, Monarchien sind gestürzt, Revolutionen haben stattgefunden, die Welt ist von oben bis unten umgewälzt worden— nur der Hausmeister bleibt sich gleich — wie er stand, wie der Fels in Ungewittern und behielt seinen Charakter. Viele seiner Charakterzüge sind von Meisterpinseln geschildert worden, seine Grobheit ist welthistorisch, sein schmutziger Eigennutz zum Sprichwort geworden, seine Trunksucht übertrifft die Neigung des Eckenstehers. — Auch wollen wir nicht vergessen die zarte Ehehälfte mit ihren häuslichen Besen still und laut waltend auf Treppen und Fluren, lauernd auf „Verbotenes" lauschend des Geflüsters der Liebenden, der üblen Nachreden und der häuslichen Debatten, um von allem weise zu profitieren. — Der Wiener Hausmeister ist meist cholerischen Temperaments — ein reißendes Tier, doch leicht zu bändigen durch einige Kupfergroschen und ein Zwanziger verleiht ihm die Sanftmut des Lammes . . . Sein erster Gruß gegenüber einem neuen Mietsmann ist ein Fluch oder eine Roheit, der den Ankömmliing belehrt, daß er sich seiner unumschränkten Herrschaft zu unterwerfen habe, wenn er es nicht vorzieht, durch einen Tribut sich davon zu befreien. Sonst aber ist er (der Mieter), sein Weib, seine Kinder, seine Magd und sein Hund der Willkür des Hausmeisters preisgegeben. Ohne seine Bewilligung darf er nicht singen, nicht tanzen, nicht fröhlich sein in seiner eigenen Wohnung, er darf sich keinen Hund und keinen Vogel halten, er darf nicht scheuern lassen, wenn es ihm beliebt, er darf nicht spät nach Hause kommen, nicht mit der Laterne in seinen Keller gehen, noch auf dem Boden Wäsche haben, er darf sich nicht Wasser holen, nicht Holz hauen lassen — ohne hohe hausmeisterliche Bewilligung." —

Manche werden bei dieser Schilderung ungläubig den Kopf schütteln; denn in unseren eleganten, modernen Zinshäusern ist auch der Hausmeister zumeist ein anderer geworden. Ich wollte aber an diesem Beispiele zeigen, wie durch die Entwicklung Wiens zur Weltstadt auch das Darwinsche Gesetz der Anpassung in ihren Volkstypen zur Geltung kam. Der Cerberus salvaticus hat sich in einen domestizierten Hausbesorger verwandelt. Wir könnten solche Wandlungen auch bei vielen anderen Volkstypen nachweisen; aber das würde zu weit führen. Nur der Fratschlerin (Hökerin) sei mit einem Worte gedacht. Sie galt durch ein Jahrhundert als das Paradigma der „kecken Goschen". Ihr Ruhm ist freilich in neuester Zeit durch die Umgangsformen parlamentarischer Körperschaften einigermaßen verdunkelt worden. Allerdings können die Frau Sali und die Frau Nandl die Priorität für sich in Anspruch nehmen. Der Naschmarkt bildet heute noch eine Fundgrube der urwüchsigsten und originellsten Bilder und Redeblumen und mancher Fremde, der aus Neugierde den Zorn einer dieser robusten Damen mit der männlich heiseren Stimme reizte, bekam dann mehr zu hören, als ihm lieb war. Erzählt doch die Tradition von einer der berühmtesten Vorfahrinnen dieser Damen vom Stande, der „Maschanzger Kathl", daß zur Kongreßzeit der Kaiser von Rußland, begierig, den Wohllaut des urwüchsigen Wiener Dialekts an der Quelle zu genießen, mit dieser „anbandelte" indem er ihre Ware nicht nur teuer, sondern auch schlecht fand. Eine Hochflut von Schimpfworten war die Antwort. Selbst als ihr ein des Weges Kommender, der den hohen Gast erkannt hatte, zuflüsterte, daß sie den Kaiser von Rußland mit ihren Invektiven beehrt hatte, geiferte sie noch zu ihrer Nachbarin hinüber: „Du, Sali, hast g'hört, der notige Kerl, der Schmutzian, will a Kaiser sein. Daß i net lach! Geh' setz' ihm di Zuaspeishäfen auf, daß er sie einbilt, er hat a Kron' am Kopf!" — Das wirkliche Bild, das sie hierbei gebrauchte, kann nicht wiedergegeben werden. Es war viel drastischer und derber; aber auch origineller.

Durch die fortwährende Entwicklung Wiens zur Weltstadt verschwanden viele Einrichtungen, die manchen originellen Volkstypen die Existenz gesichert hatten. Ich nenne hier nur den Mann mit der geheimnisvollen Butten, dann den Wassermann, die Wasserfrau, den Bratlbrater,

die Gaismilchfrau, den Kohlenbauer, den Holzbauer, den Kalkbauer, Banlstierer — ihre Zahl ist damit lange nicht erschöpft.

Was nun den Mann mit der geheimnisvollen Butten anbelangt, so stammt er aus einer Zeit, wo in den meisten Wiener Häusern für das unentbehrlichste aller Bedürfnisse — sagen wir, Essen und Trinken ausgenommen — nur in sehr mangelhafter Weise, manchmal auch gar nicht, gesorgt war. Man mußte oft über Stiegen und weitläufige, offene Gänge eilen, um zu einem solchen Zufluchtsort für bedrängte Herzen zu gelangen. Und welche innere Kämpfe spielten sich da ab, wenn der Bedrängte — „die Angst beflügelt den eilenden Fuß, ihn jagen der Sorgen Qualen" — könnte man mit Schiller sagen — wenn der Bedrängte endlich an die Gnadenpforte gelangte und von drinnen ein gepreßtes: „Besetzt" zu hören war. Oft harrten schon andere Leidensgenossen, die ihm ihr Erstrecht um kein Linsengericht verkauft hätten. Weiden wir uns nicht länger an den Qualen dieser Unglücklichen und gedenken wir dankbar des Mannes, der vielen zur rechten Zeit erschien und seine Butte hinter das Haustor unter der Einfahrt stellte. Damals war die Erfindung der Engländer mit ihren wasserspülenden W. C. noch vollständig unbekannt und unsere braven Urgroßeltern fanden nichts Anstößiges daran, aus der Not eine Tugend zu machen. Es war eben nicht alles so schön in der guten alten Zeit, wie es die alles vergoldende Phantasie der Epigonen ausmalt.

Eine andere Kalamität des alten Wien war der Wassermangel. Die Hausbrunnen, die zumeist ein verdächtiges Wasser lieferten, versiegten in den Sommermonaten und da mußte das Wasser aus der Donau geholt werden. Der Wassermann zog sein Zweieimerfaß entweder selbst oder er spannte vor ein mächtiges Wasserfaß zwei Pferde und fuhr damit in die entfernten Vorstädte, die Straßen und Höfe mit seinem heiseren Geschrei erfüllend: „Donauwasser hab i da, Wasser hab' i da!" Diese Wassermänner versammelten sich nach getanem Tagwerk gewöhnlich in den vielbesuchten Weinburgen von Lerchenfeld als lustige Zechkumpane, wo sie bei Klampfe (Zither) und Linzergeigern ihre Dudler und Pascher im Verein mit Radibuabn und Strottern ausführten, sich angeigen und anstrudeln ließen und die aus der Donau geschöpften Koferln (Silberzwanziger, die auch Plauscherl, Plattl und Weißling hießen) sowie die Stanln (Gulden) und Zwuckerln (Zweiguldenzettel) in oft unsinniger Weise vergeudeten.

Als die Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung die Stadt mit filtriertem Donauwasser versorgte, hörte diese Kalamität auf und die Poesie der „Bassäna" (des Röhrbrunnens) trat in Wirksamkeit. Das waren die Erholungsstunden der dienstbaren Geister, der Dienstmädchen, Lehrjungen, jüngeren Hausgenossen, die sie im lustigen Geplauder unter Scherzen und Lachen zubrachten. Da gab es ein ungeschriebenes Gesetz des Vortritts, die Flasche hatte vor dem Krug, der Krug vor dem Schaffel, das Schaffel vor der Butten den Vortritt. Die Stelle des Wassermannes vertrat nun das W a s s e r w e i b, das den ganzen Tag mit der „Butten" zwischen der „Bassäna" und den Wohnungen verkehrte und oft zwanzigmal und öfter mit ihrer schweren Last in allen Stockwerken herumstieg, wo sie die Butten um fünf Kreuzer verkaufte.

Zu den Straßentypen, die längst ausgestorben sind, gehörte die G a i s m i l c h v e r k ä u f e r i n. Diese stand mit ihren Ziegen und einem Holzbänkchen, auf dem einige Trinkgläser standen, in den Hauptalleen der Glacis und insbesondere des Wasserglacis, eines reizenden Tummelplatzes für jung und alt, der ungefähr an der Stelle des heutigen Stadtparkes stand. Das Wasserglacis bot auch den Kurbedürftigen Gelegenheit, ihre verschiedenen Mineralwässer zu trinken. Schwache Kinder oder Brustkranke tranken dort auch Gaismilch, die sie sich in das Glas melken ließen. Die Gaismilch galt damals als ein Spezifikum gegen den morbus viennensis, die Tuberkulose.

Auch der B r e t z e n m a n n, der sein knusperiges Gebäck, an einer langen Stange aufgefädelt, auf den Kinderspielplätzen feilbot, ist jetzt so ziemlich verschwunden. Man trifft ihn nur mehr, wie das Kipfelweib, den Gottscheeber oder die Hahnausspielerin, die Verkäuferin von Korsikanerln und Zwieback, sowie Hausierer aller Art in den kleinen Vorstadtgasthäusern oder bei den Heurigen in den Vororten. Von den Figuren, die dem Aberglauben dienten, haben die Lotterieschwestern und die Kartenaufschlägerinnen ein ewiges Leben und auch die Wunderdoktoren, die Dürrkräutler, Tirolerinnen und Abdecker, fristen noch, wenn auch nicht in dem ehemaligen Umfang, ihr Dasein.

Die Zahl der arbeitsscheuen Pflastertreter ist Legion. Sie sind in einem ständigen Umwandlungsprozeß begriffen. Der „Hackerbua" hat sich in einen „Plattenbruder" verwandelt. Sie bilden das Hauptkontingent der Burgmusikhabitués, der Manöverschanis und der Strizzis.

Doch liefert auch die Armut eine Anzahl anständiger Straßentypen, wie die Zündhölzljungen, das Blumenmädel und die Saisonerscheinungen der Firmbandlverkäufer, Vogelwürstlhausierer, Kripperl-, Nikolo- und Christkindlverkäufer usw.

Der „Bratlbrater" gehört auch zu den aussterbenden Typen. Es waren zumeist Selcher, die eine offene Wurstküche unterhielten. Der

Kessel mit den im Schmalze brodelnden Würsten stand gewöhnlich unter der Eingangstür. Man konnte aber auch Schweinskarbonaden, Koteletts, Selchfleisch und gesulzte Schweinsfüße haben; daher der Name Bratlbrater. Die ärmeren Leute holten sich hier in Häferln ihr warmes Nachtmahl, das aus Leberwürsten und Blunzen, Bratwürsten, Zervelat und geselchten Würsten bestand. Für zehn Kreuzer Wiener Währung konnte eine ganze Familie gesättigt werden und die Lehrjungen, die nur einen Kreuzer zu verausgaben hatten, brachten ihr auseinandergeschnittenes Schusterlaberl mit und verlangten: „Amal eintunken." Die gutmütige Bratlbraterin tauchte dann das Laberl in die fette Brühe, bis es ganz vollgesogen war, und wem sie besonders wohl wollte, dem schmierte sie noch den Inhalt der aufgesprungenen Würste zwischen die beiden Brothälften — ein köstliches Mahl für einen hungrigen Lehrbubenmagen.

Mit der Stadterweiterung und der veränderten Bauordnung verschwanden eine Menge Wiener Typen, die nur in dem Umkreis des Altwienerhauses mit seinen patriarchalischen Gewohnheiten gedeihen konnten. Diese Altwienerhäuser, deren Zahl jetzt immer geringer wird, hatten zumeist einen geräumigen Hof und ein daranschließendes Hausgärtchen oder auch nur einen alten Nußbaum. Rings um die Stockwerke lief ein offener Gang und die Türen der Wohnungen mündeten alle auf diesen Gang.. Dadurch war der ganze Zellenstaat des Hauses in steter Verbindung und auch im Hofe konnte nichts vorfallen, was nicht jedem einzelnen Hausbewohner sofort zur Kenntnis kam. Das Innere des Hauses glich so einem Bienenschwarm, der besonders des Abends lebendig wurde. Aber auch untertags sah man durch Haustüren und Fenster die Hantierungen der einzelnen Familien. Man hörte die verschiedenen Geräusche der Handwerksverrichtungen, man sah die Frauen und Mägde am Brunnen geschäftig, man hörte die hellen Stimmen der fröhlich herumtollenden Jugend. Und von der Gasse herein kam jeden Augenblick ein anderer Cri, der von einer jener Volkstypen herrührte, die mit stereotypen Sprücheln und krächzendem Geschrei ihre Waren oder ihre Dienste anboten. Wohlan, das Bild eines solchen sprechenden Hofes:

In aller Morgenfrühe weckte die Langschläfer ein durchdringendes Geklapper. Es war die eiserne Klapper des Mistbauers. „Der Mistbauer is da" scholl es noch zum Überfluß und aus allen Haustüren stürzten die Dienstboten, Lehrbuben und Kinder herbei und schleppten in Körben, Kisten und Butten den Kehricht hinunter. Der Kehrichtwagen war aber noch am andern Ende der Gasse und die Bewohner mußten bis zu seiner Ankunft den kostbaren Inhalt ihrer Gefäße bewachen. Das gab eine willkommene Pause, die mit Schwatzen und Lachen und allerlei Tratsch ausgefüllt wurde.

Später kamen alle die ambulanten Verkäufer und Handwerker angerückt und man hörte sie der Reihe nach ihre verschiedenen Sprüchl ausrufen. „Sagfeiln, Sagfeiln" rief der Sagfeiler. Hatte jemand im Hause eine schadhafte Säge, so übergab er sie diesem Künstler, der sich sogleich im Hofe niederließ und mit seinem markerschütternden Geraspel die Ohren der Hausbewohner erquickte. — „Messer- — Scherenschleifen!" kam gleich darauf der Scherenschleifer und mischte die Töne des ächzenden Schleifsteines mit denen der Sagfeile. „Haderlump, Baner! Alts Eisen, Messing, Blei, Glasscherben!" verkündeten das Haderlumpweib mit einem schrillen Gesangel. Uns Kindern war sie eine besonders sympathische Erscheinung; denn sie gab uns für etliche Hadern ein goldenes Ringel mit einem Rubin oder Smaragd, auf den wir nicht wenig stolz waren; denn wir prüften ihn nie auf seine Echtheit.

Nun kam der Handlé. „Handln, handln, Nix zu handeln! Alte Kleider, Hosen, Stiefel, Regenschirme!" rief er mit deutlichem orientalischen Akzent. Das war nun wieder für die Mütter ein willkommener Anlaß, sich durch den Verkauf der alten „Kramuri" einen Beitrag für das Extraordinarium zu verschaffen. Nun ging es an ein Feilschen und Handeln, wozu unendlich viel Geduld und gute Nerven gehörten. Die Frau lobte ihre Kleider über den grünen Klee; der Händler schnitt verächtliche Grimassen und beschimpfte die armen Kleider in einer Weise, die sich nur so ein herabgekommenes Kleidergesindel gefallen ließ. Endlich gelangte das Geschäft zum Abschluß. Jeder glaubte den andern betrogen zu haben und jeder war zufrieden. Der Händler mit dem größeren Recht.

Jetzt kamen sie nacheinander angerückt. „Bandel, Zwirn kaufts!" rief der Bandelkramer. „Kafte Kuleffel, Spielelei!" der Krawat. „Drahtbinde, Kesselflicke — Fanneflick!" der Slowak. — „Abstauber, Bürsten, Bartwisch!" der ambulante Bürstenbinder. Auch der Aschenmann, den uns Ferdinand Raimund unsterblich gemacht, ließ mitunter sein melancholisches „An' Aschen! An' Aschen!" hören. Zuweilen kam auch der Schleier, der die Waren der schlesischen Hausindustrie sammelte, um sie in Wien an den Mann zu bringen. Er hatte in den Häusern der Kleinbürger seine Kunden, denen er auf kleine Ratenzahlungen seine Waren ablieẞ. — „Der Roßhaarkrampler is da! Polster, Matrazen, Kanapee!" rief der Roßhaarkrampler, der ebenfalls im Hofe sein, aller Hygiene spottendes, staubaufwirbelndes Handwerk verrichtete.

Mitunter kamen auch gutmütige Halb-

narren, die sich den Spott der Jugend ruhig gefallen ließen, um einige Kreuzer zu verdienen. An zwei dieser wunderlichen Gestalten, deren es in dem damaligen Wien eine Menge gab, kann ich mich recht gut noch erinnern. Es waren dies der „Tei-Tei-Sepperl" und der Hahnreiter. Der erstere ein ewig lächelnder Kretin, hatte ein verstimmtes Handwerkel, das gräuliche Töne von sich gab. Während er es drehte, sprang er ganz närrisch im Hof herum und sang mit schriller Stimme: „Teitcia—Teiteia—tei—tei!"

Der andere, der Hahnreiter, war ein verkrüppeltes Männchen, das alte Regenschirme kaufte oder sich schenken ließ. Er war immer von einem Schwarm johlender Kinder begleitet, die ihn neckend umsprangen und den unergründlich tiefsinnigen Vers dazu sangen:

Hahnreiter, Pfeiferlschneider, Kikeriki!
A Messer, a Gabel, a alts Paraplui!

Der Hahnreiter nahm diesen Spottvers gewöhnlich sehr übel auf. Er verfolgte die Kinder mit dem hochgehobenen Skelett eines alten Parapluis. Die Rangen wichen aber geschickt aus und begleiteten jede seiner ungeschlachten Bewegungen mit schallendem Gelächter. Die Kinder dachten nicht, daß sie damit einen armen Krüppel kränkten. Sie sahen nur das Lächerliche und ließen ihrem Übermut die Zügel schießen. Und der Hahnreiter kam dabei nicht so schlecht weg; denn die Eltern sühnten die Bosheit ihrer Sprößlinge gewöhnlich mit reichlichen Gaben.

Es gab auch Volkstypen, die nur zu gewissen Jahreszeiten auftraten. Vor allem die „Ratschenbuben". Sie sind auch schon im Aussterben begriffen. Alljährlich in der Charwoche, wenn die Glocken nach Rom geflogen waren, trieben sie in den Höfen ihr Unwesen mit einer Art Höllenmaschine, die einen kräftig schnarrenden Ton von sich gab. Dazu schrien sie in einer primitiven Sangweise:

„Mir ratschen, mir ratschen den englischen Gruaß
Auf daß ein jeder Christ beten muaß.
Fallt nieder, fallt nieder auf Eure Knie
Und betet drei „Vater", drei Ave-Marie!"

Und nun ging der Höllenlärm los. Die anderen Kinder beneideten die Ratschenbuben nicht wenig um diese Kraftleistung, und ich muß gestehen, daß ich selbst nicht frei von diesem Neide war. Ein Ratschenbub zu werden, war für mich „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen". So geht es mit allen unseren Wünschen und „Sehnsüchten", um ein modernes Überwort zu gebrauchen. Wie oft hätte ich später noch Ratschenbub werden können. Da hatte aber die Sache allen Reiz verloren. Ich wollte schon wieder etwas anderes werden.

Eine andere Saisonerscheinung war im Sommer das „Lavendelweib". Seitdem die Häuser mit den offenen Gängen so erschreckend abgenommen haben, führte sie nur mehr eine kümmerliche Existenz auf den Straßen Damals ging sie aber noch in die Höfe und sang ihr Liedchen mit der traditionellen Betonung:

„Kafts an Lavendel, an Lavendel kafts!
An Kreuzer drei Büscheln Lavendel!"

Man hört noch von Zeit zu Zeit ihren melancholischen Ruf; nur singt sie nicht mehr: „An Kreuzer drei Büschel Lavendel!" sondern „Drei Kreuzer a Büschel Lavendel!" So ändern sich die Zeiten.

Der Nachmittag in unserem Vorstadthaus gehörte dem Werkelmann und den Hofsängern. Der Werkelmann ist auch im Aussterben begriffen. Man hört ihn nur mehr sporadisch. Damals aber löste einer den andern ab. Zuerst kam der Invalide mit dem einen Arm, mit dem er die Orgel drehte. Sein Begleiter war ein sehr höflicher Mann, der unablässig grüßend die Kappe schwang, sein „Habe die Ehre" in jedes offene Fenster hineinbrüllte und dazwischen „danke ergebenst" schrie, wenn die Kreuzer herausgeflogen kamen. Inzwischen war es in den Küchen, im Hof und auf den Gängen lebendig geworden. Die Mädchen, von der Tanzwut erfaßt, umschlangen einander und waren eine Viertelstunde selig. — Dann kam der wällische Werkelmann; der spielte schmachtende Opernarien; das war wieder fürs Gemüt. Dann kam wieder einer mit Werkeltschinellen und einem Affen, der in rotem Röckchen auf dem Werkel tanzte und allerlei Kunststücke ausführte. Auch der Mann mit den Wundervögeln kam, die auf Verlangen spielreife Nummern in ihren Schnäbeln herbeibrachten. Der Harmonikaspieler hatte ebenfalls seine Freunde. — Viele behaupteten, die Werkelpest gehöre zu den schlimmsten Heimsuchungen, die der ägyptische Josef gewiß seinem Pharao zugedacht hätte, wenn sie damals schon erfunden gewesen wären. Die anderen aber meinten, diese Hauskonzerte seien für sie eine angenehme Zerstreuung und ein lieblicher Ohrenschmaus.

Zu den Hof- und Wirtshausmusikanten gehörte auch der „Leiermann", der nicht mit dem Werkelmann zu verwechseln ist. Die Leier war ein Instrument, das nur mehr in wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte. Gespielt wird es aber gewiß nicht mehr. Volkssänger Schön hat noch solch einen alten Jammerkasten oder eine Wehmutsschachtel, wie man das Instrument spottweise nannte. Die Leier war eine Art Violine; aber kurzhalsig und bedeutend höher und breiter, als diese. Sie wurde beim Spielen quer über den Schoß gelegt. Statt des Saitensattels hatten die Saiten ein mit Kolophonium bestrichenes Rädchen, das durch eine Kurbel in Bewegung zu setzen war. Ein Griffbrett zur Regulierung der Tonfolge vervollständigte das Ganze. Der Ton der Leier ist

mit dem schnarchenden und näselnden Ton des Dudelsackes zu vergleichen. Die Leier wurde nur als Begleitinstrument zum Klarinett, zur Harfe oder zur Guitarre gespielt; hauptsächlich zur Begleitung des Gesanges. Der geschickteste Leierspieler aus den zwanziger und dreißiger Jahren war der „Greane Tonl", so genannt nach seinem grünen Kaput. Der alte und junge Stöckl sowie Franz Deckmayer sen. und jun. spielten ebenfalls dieses Instrument ausgezeichnet. Deckmayer spielte in der Maske des „Grean Tonl", noch in den neunziger Jahren mit dem Harfenisten Lergemann und dem Klarinettisten Scherbauer bei den Wäschermädelbällen im goldenen Luchsen. Er starb im Jahre 1898 und mit ihm der letzte Wiener Leiermann.

Manchmal aber ließ sich in diesem heiteren Lebensbild auch eine ernste Stimme vernehmen. Wenn nämlich in der Nachbarschaft jemand starb, so ging der Konduktansager von Haus zu Haus und machte im Hofe stehend, seine Einladung zum Leichenbegängnisse. Der Konduktansager war ein Mann mit einer roten Nase und einem fettglänzenden schwarzen Gewand. Seine schnarrende, eintönige Stimme hatte jenen Vorbeterton, der denen, die ihn gewohnt waren, feierlich klingen mochte. Wir könnten uns heute kaum mehr in die richtige Stimmung versetzen, wenn wir den alten Konduktansager Halbig seine Einladung schnarren hörten:

„Es hat dem Herrn gefallen, die ehrsame und tugendhafte Frau Barbara Kreindl, geborene Zipfer, aus diesem Jammertale in ein besseres Jenseits abzuberufen. Sie starb nach langem schweren Leiden und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente still und gottergeben. Die Leiche der Verblichenen wird am Donnerstag den 15. von dem Trauerhause in die Pfarrkirche St. Josef ob der Laimgrube gebracht, dortselbst eingesegnet und hierauf auf dem Schmelzer Friedhofe zur ewigen Ruhe bestattet. Alle Freunde und Verwandten werden höflichst eingeladen, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Der Herr schenke ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr. Amen."

An Samstagen nachmittags erschien auch der Evangelimann. Er war bestrebt, in seinem ganzen Auftreten Würde und Feierlichkeit auszudrücken. Er hatte zumeist eine Brille auf der Nase und eine Glatze auf dem Schädel. Der lange Bratenrock war allerdings nicht salonfähig und der Zylinder war ebenso kahl, wie sein Schädel. Seine Vortragsweise verriet gewöhnlich keine hervorragende Bildung, was den über und über salbungsvollen Ton nur noch mehr kompromittierte. Aber man lauschte ihm doch mit Andacht und behandelte ihn respektvoller, als die anderen Straßenfiguren.

Zuletzt seien noch die Hofsänger genannt. Sie kamen entweder einzeln oder paarweise in die Höfe und sangen ihre Lieder und Duette unter Harfen- oder Guitarrbegleitung. Manche wußten sich dadurch interessant zu machen, daß sie aussprengten, sie seien verarmte Hausherren oder Fabrikanten vom Brillantengrund, die einst mit „Roß und Wagen" gefahren seien. Dadurch fanden sie mehr Anwert und größeren Respekt. Die Hoffänger sangen gewöhnlich die populären Lieder des Tages, den „Ach Herr Jegerle", „das Gfrettlied", „den braven Herrn von Hecht" oder auch Schauerballaden, wie die folgende:

„Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein
Schlangenbisse, die ihn furchtbar quälten,
Ließen ihn bei Nacht nicht schlafen ein."

Eines der populärsten Lieder der damaligen Hoffänger war das Lied vom „Wiener Früchtl".

Geburn bin i wurn
Vor a fünfazwanz'g Jahr
A Bua ohne Schuah
Mit g'schnecklerte Haar
Kan Frack hint' in Gnack
Und ganz ohne Geld
Hat mi 'bracht bei der Nacht
Mei Muatter auf d' Welt.

Net faul, habs Maul
Verwendt zu was 's g'hört
Und hab als Herr Knab
Um an Sutzel glei plärrt.

Mei Voda und mei Muda
Hab'n g'sagt, der Saperlot
Is kaum auf d' Welt kumma
Und blaßt si schon halb's todt.

Wann der amal wird großer
Nix Guats wird ma von ihm hör'n
Das wird a flotter Geist
So a Weaner Früchtl werd'n. —

Als Duettisten sangen die Hoffänger gewöhnlich ausgelassene Gassenhauer mit einem lustigen Refrain. Eines derselben ist mir noch erinnerlich, weil ich es viele Jahre gehört habe. Ein Ehepaar zankt sich in komischer Weise. Beide werfen sich gegenseitig ihre Fehler vor, was mit Invektiven und Schimpfworten begleitet wird. Nachdem sie sich gehörig abgekanzelt, kommen sie zu dem friedlichen Entschluß sich scheiden zu lassen, und singen darauf, Hand in Hand, den fröhlichen Refrain:

„Weg'n meiner, so geh'n m'r halt ausanand g'schwind
A andere Muatter hat a a liabs Kind!" —

Hiermit wollen wir unsere Reihe schließen, die allerdings nicht auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann. Es war nur ein flüchtiger Gang durch die Jahrhunderte. Was dem Werdeprozeß der Millionenstadt weichen mußte, habe ich in den hervorragendsten Wiener Typen gezeigt. Die Anpassung mancher Typen an die geänderten Lebensbedingungen sowie ihre Wandlungsfähigkeit nachzuweisen und das Hervortreten neuer Typen zu beobachten, wäre der Gegenstand weiterer Betrachtungen.

Rundschau.

29. Juni. Der Kaiser empfängt das Präsidium des Abgeordnetenhauses in besonderer Audienz.

30. Landeskongreß der ungarischen Sozialdemokratie deutscher Zunge in Budapest. Der österreichische Reichsratsabgeordnete Pernerstorfer betont das welthistorische Verdienst, das sich Kaiser Franz Josef um die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Österreich erworben habe, und fordert die Sozialisten zum Kampfe gegen das bestehende ungarische Parlament auf. — Sokolkongreß in Prag. — Die kroatischen Sektionschefs überreichen ihre Demission. — In Agram finden Demonstrationen gegen Ungarn und gegen den neuen Banus statt. — Zionistischer Parteitag in Bielitz. — 900jähriges Jubiläum von Johannisbad im Riesengebirge.

1. Juli. 3. Sitzung des Herrenhauses: Die Thronrede wird durch eine Loyalitätskundgebung beantwortet.

2. FML. Anton Edler von Winzor wird zum Landeschef von Bosnien und der Herzegowina ernannt. — 4. Sitzung des Herrenhauses: Die Regierungsvorlage betreffend die Haager Eherechtsübereinkommen (3. Beil. d. St. Pr.) wird einer Spezialkommission zugewiesen. Dem Antrag Dr. Eppinger betreffend die Sanierung der Landesfinanzen wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. — Das Präsidium des Herrenhauses wird vom Kaiser in besonderer Audienz empfangen. — 6. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrag des Abg. Glöckel u. G. betreffend die Maßregelung von Beamten wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt, doch wird die baldige Vorlage einer Dienstespragmatik verlangt. — Vizeadmiral Alfred R. v. Barry (geb. 1830) in Ischl †. — Altbürgermeister Franz Koch (geb. 1839) in Ischl †.

3. Der Kaiser begibt sich nach Ischl. — 7. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über Dringlichkeitsanträge betreffend die Wahlmißbräuche in Galizien. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus stellt Minister Kossuth angesichts der Obstruktion der Kroaten den Antrag, die Dienstpragmatik der Eisenbahner bis zu einer gesetzlichen Regelung im Verordnungswege einzuführen.

4. Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt den Antrag Kossuths an; die kroatischen Abgeordneten verlassen den Saal. — 8. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Dringlichkeit der Anträge betreffend die Wahlmißbräuche in Galizien wird abgelehnt. Am Schlusse der Sitzung finden Lärmszenen statt.

5. Die kroatischen Abgeordneten verlassen Budapest. — In Agram finden antimagyarische Demonstrationen statt. — 9. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über den Dringlichkeitsantrag des Abgeordneten Němec und Genossen auf Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für die Landtage unter Aufhebung der Landtagskurien. Der Ackerbauminister bespricht in Beantwortung einer Interpellation die Fleischfrage.

6. Die kroatischen Abgeordneten werden bei ihrer Ankunft in Agram demonstrativ begrüßt. — Der Ruthenenklub des österreichischen Abgeordnetenhauses stellt sein Programm fest.

8. Die Ausgleichsverhandlungen werden in Wien wieder aufgenommen. — Die Prager Rechtspraktikanten beginnen die passive Resistenz.

9. Der kroatische Landtag, welcher am 11. eine Sitzung hätte abhalten sollen, wird durch ein im Amtsblatt veröffentlichtes königliches Handschreiben vertagt. — V. Internationaler Buchdruckerkongreß in Paris. — 10. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrag auf Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für die Landtage und jenem betreffend die Ernte-Urlauber wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Dem Abgeordneten Dr. Markow wird das Wort entzogen, weil er in russischer Sprache redet. Erste Lesung des Budgetprovisoriums.

10. 11. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Erste Lesung des Budgetprovisoriums.

11. In dem Streit um den Gebrauch der nichtdeutschen Sprachen in den Verhandlungen des österreichischen Abgeordnetenhauses kommt ein Kompromiß zustande. — 12. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Erste Lesung des Budgetprovisoriums. — Die Abgeordneten der Starcevic-Partei in Agram erlassen ein Manifest, in dem zum Kampf um die staatsrechtliche Unabhängigkeit Kroatiens aufgefordert wird. — Das ungarische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis 10. Oktober.

12. Die kroatische Koalition erläßt ein Manifest, in welchem die Verletzung der Ausgleichsgesetze durch Ungarn konstatiert und die Revision des staatsrechtlichen Verhältnisses verlangt wird. — 13. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budgetprovisorium wird dem Budgetausschuß zugewiesen.

13. Vorläufiger Abschluß der Ausgleichsverhandlungen, die ein befriedigendes Ergebnis hatten. — 38. Generalversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in Innsbruck. — Der 4. steierische Wahlkreis wählt den Sozialdemokraten Karl Höger mit 5206 gegen 1108 Stimmen in den Reichsrat.

14. Zwischen Baron Aehrenthal und dem Minister Tittoni findet eine Entrevue in Desio statt. — Schriftsteller Moritz Brosch (geb. 1829 in Prag) in Venedig †. — Schriftsteller Franz Höllriegl (geb. 1836) in Wien †.

15. Bei der in Desio erfolgten Unterredung zwischen den Ministern Freiherrn v. Aehrenthal und Tittoni gelangt ein vollständiges Einvernehmen zum Ausdruck.

16. Der Budgetausschuß nimmt das Budgetprovisorium an. — 14. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dem Antrage des Abgeordneten Udrzal und Genossen auf Erhöhung des Meliorationsfondes wird die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Auf Antrag der Abgeordneten Lueger und Genossen wird ein Ausschuß zur Vorberatung des Kaiserjubiläums 1908 eingesetzt. Erste Lesung der Regierungsvorlage betreffend die Ausprägung von Jubiläumsmünzen (3. Beil. d. St. Prot.). — Freiherr v. Aehrenthal wird in Racconigi vom König von Italien empfangen.

17. Generalintendant i. P. August Freiherr Plappart v. Leenheer (geb. 1836) in Alt-Aussee †. — Der „Osservatore Romano“ publiziert einen neuen, 65 Artikel umfassenden Syllabus.

18. Der Kaiser empfängt den Minister des Äußern Freiherrn von Aehrenthal in Ischl. — 15. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung des Budgetprovisoriums. Baron Beck erörtert in Beantwortung einer Interpellation die Stellung Kroatiens als selbständigen Faktors im Ausgleich und die Rechtsstellung der okkupierten Provinzen. Bei der Budgetdebatte entwickelt er sodann das Programm der Regierung.

19. 16. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung des Budgetprovisoriums.

20. In Wiener Neustadt findet die Exhumierung und provisorische Wiederbestattung der Gebeine Zrinys und Frangipanis statt. — 17. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Zweite Lesung des Budgetprovisoriums.

21. Durchschlag des 8526 Meter langen Tauerntunnels.

22. 18. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budgetprovisorium wird in zweiter und dritter Lesung angenommen.

*

Politische Übersicht. Der erste Sessionsabschnitt ist vorüber. Das Abgeordnetenhaus hat während desselben 20 Sitzungen abgehalten, aber mit Ausnahme der Erledigung des Budgetprovisoriums und einiger kleiner Vorlagen fast nur für die Staatsdruckerei und den Papierkorb

gearbeitet. Denn quantitativ läßt dieser Sessionsabschnitt nichts zu wünschen übrig. Die Protokolle weisen weit über 1500 Seiten auf und die Zahl der Beilagen hat beinahe 350 erreicht; es wurden mehr als 500 Interpellationen und über 400 Anträge gestellt! Aber auch sonst war die Session vom 17. Juni bis 24. Juli eine Sturm- und Drangperiode des neuen Hauses und vieles bedarf in ihm noch der Klärung. Manche Rede wurde gehalten, die zur Ehre des Hauses oder des Sprechers besser hätte unterbleiben sollen, ungerechte Vorwürfe wurden erhoben, unbewiesene Behauptungen gewagt und selbst an wüsten Szenen fehlte es nicht. Das nationale Moment spielte eine weit größere Rolle, als viele es vom Volkshause erwartet hatten, eine wirkliche Konzentration der Parteien ist nicht erfolgt und auch eine festgefügte Majorität läßt sich für die Zukunft nicht erkennen. Es wird wohl auch fernerhin nur zu Arbeitsmehrheiten kommen und allem Anscheine nach wird sich Baron Becks Ansicht, Österreich sei kein Land der politischen Majoritäten, noch auf lange hinaus bewahrheiten. Vorläufig ist man mit der Regierung sehr zufrieden und die programmatischen Erklärungen des Ministerpräsidenten in der Budgetdebatte haben auf allen Seiten Beifall gefunden. Weniger gilt dies von seiner Beantwortung der Interpellationen über die Rolle Kroatiens im Ausgleich und über die Geschichtsauffassung Weckerles hinsichtlich Bosniens. Die Antworten des Baron Beck waren äußerst korrekt, das heißt streng formell. Sie entsprachen nicht der berechtigten Leidenschaftlichkeit, mit der die Fragen gestellt wurden, geben aber keinen Anlaß entmutigt zu sein, da man ja weiß, daß ein Ministerpräsident durch den politischen Takt in mancher Beziehung zur Reserve genötigt ist.

Seine Kraftprobe wird das neue Haus bei der Beratung des **Ausgleiches** zu bestehen haben und diese wichtige Angelegenheit hat bereits ihre Schatten vorausgeworfen. Aus einzelnen Reden, und noch mehr aus verschiedenen Zwischenrufen, läßt sich deutlich die Kampfstimmung gegen Ungarn ersehen, und das Haus dürfte sicherlich ebensowenig wie die Regierung gewillt sein, für den Ausgleich einen Liebhaberpreis zu zahlen.

Seit langem wurde im Österreichischen Abgeordnetenhaus nicht so viel über **Kroatien** gesprochen, als in den letzten Tagen und mit Recht hat Fürst Auersperg im Budgetausschuß die kroatische Frage als die wichtigste politische Frage der Monarchie bezeichnet. Die Kroaten mögen aus allen diesen Reden entnehmen, daß ihre Bestrebungen diesseits der Leitha volles Verständnis finden. Die neuen österreichischen Abgeordneten werden, wenn es an der Zeit ist, **jeden** Kampf gegen den magyarischen Terrorismus unterstützen. Die Kroaten werden aber gut daran tun, wenn sie sich von der für das Land nur unheilvollen Richtung, welche Supilo inaugurierte, immer mehr lossagen. Denn, sollte Kroatien wirklich ein „Bollwerk gegen den Westen" — d. h. gegen Österreich werden, wie es Supilo vorschwebt, dann wird es auch in seinem Kampfe mit Ungarn allein bleiben. Übrigens ist der Abgeordnete Supilo kaum berechtigt, in so hochtrabender Weise, wie er es zu tun pflegt, im Namen Kroatiens zu sprechen. Er, der von Ragusa stammt und dort seine journalistische Karriere begonnen, bestätigt das alte Diktum, Ragusa sei so wetterwendisch, als hätte es sieben Fahnen. Wir dürfen seine schroff ablehnende Haltung gegen Luegers Kroatenpolitik weder als die wahre Stimmung der echten Kroaten, noch auch als Supilos letztes Wort ansehen — und der Tag wird kommen, an welchem die so künstlich nach Rom und Belgrad gesponnenen Fäden zerreißen und jene nach Wien sich verdichten werden.

Die vom Präsidenten Fürsten Windischgrätz in der letzten Sitzung angekündigte Veränderung in der Arbeitsform des **Herrenhauses** ist auf das lebhafteste zu begrüßen, und die Worte, die der Ministerpräsident über die Mitarbeit der ersten Kammer bei der Gesetzgebung gesprochen, sind auch in der Bevölkerung sympathisch aufgenommen worden. Gerade mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses kommt der Tätigkeit des Herrenhauses eine besondere Bedeutung zu.

Die Entrevue zwischen den Ministern Freiherrn v. **Aehrenthal** und **Tittoni** verlief äußerlich glänzend, und die offiziellen Mitteilungen, über ihre Unterredung sowie über den Empfang Aehrenthals durch den König von Italien verkündeten der Welt, daß die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien die denkbar besten seien und in allen Fragen volle Einigkeit bestehe. Wir würden es freudig begrüßen, wenn diesen Worten auch Taten folgten, die die Richtigkeit jener Verlautbarungen bewiesen.

Goetz.

„Österreichische Rundschau", XII., 3.
Redaktionsschluß 28. Juli 1907.
Ausgegeben 1. August 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Karl Junker.

Notizen.

* Ein Adria-Anzeiger. Vor einer Reise an die Adria über Unterkunfts-, Verpflegungs- und die sonstigen Verhältnisse des gewählten Aufenthaltsortes verläßliche Auskunft zu erlangen, war bisher nur auf dem Wege umständlicher Erkundigung an Ort und Stelle oder bei einem bekannten „Adria-Reisenden" möglich. Ein Verkehrsbuch, das allen Bedürfnissen Rechnung trägt, wird also den Reisenden gewiß willkommen sein. Ein solches ist Stradners Anzeiger der Seebäder und Luftkurorte an der Adria, das soeben im Kommissionsverlage von „Leykam" in Graz erschienen ist. Es umfaßt die ganze Adriatische Küste von Ancona bis Zelenika in den Bocche di Cattaro, bringt von allen Bade- und Luftkurorten Notizen über Verkehr, Unterkunft und Verpflegung nach dem neuesten Stande und schließt mit einem Verzeichnis der adriatischen Reiseliteratur. Stradners Anzeiger wird künftig jährlich zweimal, und zwar mit der Winter-Ausgabe im November und mit der Sommer-Ausgabe im Mai erscheinen und auf diese Art jederzeit den neuesten Stand der an der Adria-Küste bestehenden Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse zur Darstellung bringen.

*

Jaroslav Vrchlický hat sein unlängst erschienenes „Buch epischer Dichtungen" dem Dichter Hugo Salus „zur Erinnerung an Momente der Begeisterung und der Harmonie" gewidmet.

*

Über Anregung des k. k. Ackerbauministeriums hat die k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien die Durchführung einer großen Mastviehausstellung übernommen, welche die Leistungsfähigkeit der österreichischen Landwirte auf dem Gebiete der Züchtung und Mästung von Schlachtvieh dartun und am 10., 11. und 12. April 1908 stattfinden soll. Die Ausstellung wird nebst Rindern, Schweinen und Schafen auch eine Schau von Mastkaninchen umfassen und außerdem soll sich eine Ausstellung von Speisefischen angliedern, deren Durchführung die k. k. österreichische Fischereigesellschaft übernommen hat.

*

Der „Österreichische Flottenverein", über den in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift ein eingehender Artikel erschienen ist, befindet sich: Wien I, Salvatorgasse 10. (Telephon 21.676.) Anmeldungen zur Mitgliedschaft werden daselbst entgegengenommen.

*

Der im Verlag von Albert Langen in München erscheinende Simplizissimus-Kalender 1908 kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, der lustigste und witzigste unter sämtlichen deutschen Kalendern zu sein. Auch der Kalender für das Jahr 1908 enthält ausschließlich unveröffentlichte Originalzeichnungen der bekannten Simplizissimuszeichner und dazu glänzende Witze. Auch der literarische Teil ist reich und gut ausgestattet. Die Sensation dieses Kalenders aber bildet der Rückblick auf 1907 in satirischen Versen von Ludwig Thoma mit lustigen Bildern von Olaf Gulbransson. Für eine Mark ist wirklich sehr viel geboten.

Büchereinlauf.

Schöne Welt! Gedichte. Von Erika Rheinsch. Verlag Heinrich Demuth, Frankfurt a. M. 1907.

Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. 1. Band. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1907.

Mite Kremnitz. Was die Welt schuldig nennt? Deutsche Verlagsanstalt Concordia, Berlin 1907.

Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Armin Tille, 9. Werk. Geschichte Salzburgs. Von Hans Widmann. 1. Band. Friedrich Andreas Perthes, Gotha 1907.

Legenden des Gust. Ad. Becquer. Aus dem Spanischen ins Deutsche übertragen durch Otto Stauf v. der March Verlag Dr. Ledermann, Berlin 1907.

„Sonnensplitter". Roman. Von Otto von Leitgeb. Verlag Egon Fleischel und Co., Berlin 1907.

Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Baltheffer. Mitgeteilt von Richard Schaukal. Verlag Georg Müller, München und Leipzig 1907.

Zill und Marte. Eine Ballade. Von Ludwig Wilhelm Hahn, Zweibrücken 1786. Verlag Gebrüder Hahn. Neuverlag 1907, Julius Zeitler in Leipzig.

Friedericus Rex. Aussprüche und Gedanken Friedrichs des Großen, Verlag Julius, Zeitler Leipzig 1907.

Vom Blute, von der Wollust und vom Tode. Von Maurice Barrès. Leipzig 1907. Verlag Julius Zeitler.

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Von E. M. Haman. 5. vollständig neubearbeitete Auflage. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung 1907.

Kapellmeister Kreisler. Ein imaginäres Porträt. Von Richard Schaukal. Verlag Georg Müller, München und Leipzig 1907.

Giorgione oder Gespräche über die Kunst. Von Richard Schaukal. Verlag Georg Müller, München und Leipzig 1907.

Literatur. Drei Gespräche. Von Richard Schaukal. Verlag von Georg Müller, München und Leipzig 1907.

Marx Studien. Herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding. II. Band. Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignatz Brand.

Deutsch-österreichische Politik. Studien über den Liberalismus und über die auswärtige Politik Österreichs. Von Richard Charmatz, Leipzig, Duncker & Humblot 1907.

Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. VI. Band. 9. Heft. Die Land- und peinliche Gerichtsordnung Erzherzog Karl II. für Steiermark. Von Dr. Fritz Byloff. Graz und Wien, Verlagsbuchhandlung Styria 1907.

Glück und Glas. Novellen. Von Maria Otto. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Georg Kurt. Novellen. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Redaktion: Wien, I., Brännerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

Monographie von Judendorf-Straßengel mit Hinblick auf Terrainkuren nach dem Systeme des Hofrates Dr. Oertel. Von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Verlagsbuchhandlung Ulr. Moser, Graz 1907.

Tastende Seelen. Novellen. Von Ella Emmerich. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Gedichte und Aphorismen. Von Paul Kunad. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Hugo v. Hofmannsthal. Die gesammelten Gedichte. Leipzig. Im Inselverlag 1907.

John Beckford, Vathek. Verlag Julius Zeitler, Leipzig 1907.

Alexander Dumas Fils. Die Kameliendame. Verlag Julius Zeitler, Leipzig 1907.

Heinrich Hansjakob. Ausgewählte Erzählungen. 3. Band. Der steinerne Mann von Hasle. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1907.

Die Stimmen der Großen. I. Band. Friedrich der Große. Herausgegeben von Dr. Otto Krack. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1907.

Deutsches Leben in Rom. Von Friedrich Noak. Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin 1907.

Miguel de Castanhose. Die Heldentaten des Dom Christopf da Gama in Abessinien. Übersetzt und herausgegeben von Enno Littmann. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1907.

Schatten. Vier Schattenspiele. Von Oskar Ewald. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin 1907.

Ferien an der Adria. Von J. E. Heer. 2. Auflage. Mit einem Vorwort. Die Geschichte eines kleinen Buches. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld 1907.

Im Nebel. Novelle. Von Emma Vockeradt. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums. Redigiert im Präsidialbureau des k. k. Finanzministeriums. K. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien 1907.

Walt Whitman. Ein Leben. Von Henry Bryan Binns. H. Haessels Verlag, Leipzig 1907.

Über Stand und Aufgaben der ungarischen Verfassungsgeschichte. Von Harold Steinacker. Selbstverlag, Innsbruck 1907.

Friedrich Th. Fischer. Briefe aus Italien. Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München 1907.

Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Joseph Khevenhüller-Metsch 1742—1776. Im Auftrage der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs. Von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hans Schlitter. Verlag von Adolf Holzhausen in Wien und Wilh. Engelmann in Leipzig.

Die Philosophie des Gleichnisses. Von Franz Hirster. Als Manuskript gedruckt. Wien 1907.

Bauer, Jelinek, Streinz. Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. 2. Band. Im kaiserlich-königlichen Schulbücherverlage. Wien 1907.

Das Lustwäldchen. Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit. Gesammelt und herausgegeben von Franz Blei. Hans v. Weber, Verlag München 1907.

*

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Die Zukunft von Österreich-Ungarn und die Haltung der Großmächte.

Von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer.

Unter diesem Titel ist vor wenigen Wochen in London ein Buch* erschienen, das sich von der übrigen politischen Literatur des Auslandes, die in den letzten Jahren das gleiche Problem behandelte, sehr zu seinem Vorteil unterscheidet. Denn, während jene mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die politischen Erscheinungen in unserem Vaterlande vorwiegend mit dem Auge des Pathologen betrachtet und in den gegenwärtigen Verhältnissen die unfehlbaren Anzeichen eines über kurz oder lang bevorstehenden, aber unvermeidlichen Zusammenbruches zu erkennen glaubt, führen den Autor der vorliegenden Schrift die gediegene Kenntnis der geschichtlichen Vergangenheit der Monarchie wie die unvoreingenommene Betrachtung der Gegenwart zu dem Schluß, daß die habsburgischen Ländergebiete ihre in vielen Jahrhunderten erworbene und bewährte Fähigkeit, eine politische Einheit im europäischen Staatensysteme zu bilden, noch heute in keiner Weise verloren haben. Auch läßt ihm die in aller Kürze, aber Punkt für Punkt durchgeführte Untersuchung der politischen Beziehungen der Monarchie zu den Nachbarstaaten keinerlei Zweifel darüber, daß die aus einer Annexion einzelner österreichischer Gebietsteile für den annektierenden Staat erwachsenden Gefahren die möglichen Vorteile einer solchen Vergrößerung in jedem einzelnen Falle weit überwiegen müßten. Mag eine derartige Beweisführung uns Österreichern überflüssig erscheinen, so erhält sie erhöhte Bedeutung in England, dessen öffentliche Meinung unserem Staate durchaus wohlgesinnt erscheint, das jedoch infolge der naturgemäßen Schwierigkeit der Beurteilung so komplizierter staatlicher Verhältnisse wie der österreichisch-ungarischen so leicht zu einseitiger und oberflächlicher Beurteilung hinneigt, daß es, wie der Verfasser selbst sagt, dort politische Mode geworden, die Lebensdauer der Monarchie durch die ihres jetzigen ehrwürdigen Oberhauptes begrenzt zu erachten.

Besonders verdienstlich erscheint die Arbeit in jenem Kapitel, das die Beziehungen Österreichs zum Deutschen Reiche behandelt. Denn dieses lauert nach einer unter den Landsleuten des Autors weitverbreiteten Anschauung bloß auf die durch den nächsten Thronwechsel angeblich gebotene Gelegenheit, sich die deutsch-österreichischen Erbländer unverzüglich einzuverleiben. Ist doch das Bild, das ein Teil der deutschfeindlichen Presse des Auslandes seinem gläubigen Publikum bei jedem gelegenen Anlaß entwirft, bekannt genug. Ein Reich von hart an 80 Millionen Bewohnern im Herzen Europas, das geschlossene

* The future of Austria-Hungary and the attitude of the great powers. By Scotus Viator. London, Archib. Constable & Co. Ltd. 1907.

deutsche Sprachgebiet umfassend, von der Nord- und Ostsee bis zur Adria reichend. Ein solches Reich würde die slawische Gefahr für immer bannen, die österreichischen Länder der deutschen Kultur beständig erhalten, seine fortan unbestreitbare militärische, politische und wirtschaftliche Hegemonie nicht bloß seinen europäischen Nachbarn, sondern bald der ganzen Welt empfindlich fühlbar machen. Ist es den britischen Germanophoben zu verübeln, wenn sie diesen Traum, der einst edle deutsche Gemüter befeuerte und nunmehr zum Mittel wüster alldeutscher Radaupolitik bei uns zu Lande geworden ist, gerne für bare Münze nehmen, ja dem unersättlichen Deutschland, als wäre solcher Zuwachs ihm nicht genug, auch noch Gelüste auf andere, zum Teil stammverwandte Gebiete, wie auf Holland und Belgien, ja selbst auf Dänemark, anzudichten lieben. Solchen Befürchtungen gegenüber legt Viator die schweren Gefahren dar, die Deutschland aus einer Expansionspolitik auf Kosten Österreichs erwachsen müßten. Tatsächlich hat er auch darin recht, daß Deutschland, sofern es die nur vom deutschen Sprachstamm bewohnten Provinzen Österreichs beanspruchte, von allem Anfang vor die Wahl gestellt wäre, entweder zugleich auch viele Millionen mißvergnügter Slawen seinen neuen Grenzen einzuverleiben oder an der böhmisch-mährischen Grenze im Norden wie an der slowenischen Sprachgrenze im Süden Halt zu machen und damit sowohl auf Triest zu verzichten als auch Rußland die Möglichkeit zu bieten, den Weg zwischen Berlin und Wien mit Hilfe der Tschechen in Böhmen zu verrammeln. Viator zeigt, wie zu den gefährlichsten auswärtigen Verwicklungen, die eine solche Politik notwendig hervorrufen müßte, ebenso schwere innere Gefahren träten, wie Deutschland durch die Einverleibung so großer katholischer, zum Teil gemischt- und fremdsprachiger Ländergebiete seines nationalen wie seines protestantischen Charakters entkleidet, wie die alte Rivalität zwischen Nord und Süd wieder aufleben, wie mit einem Wort das Lebenswerk jenes in der Geschichte der Deutschen einzig gewaltigen Mannes, dem die Wiedererstehung des Reiches vor allem zu verdanken ist, in Frage gestellt würde! Unser Autor ist aber auch gerecht genug, zuzugestehen, daß Österreichs künftiger Bestand nicht bloß infolge der seinen vermeintlichen Nachfolgern aus solcher Erbschaft erwachsenden Gefahren, sondern auch durch die Loyalität der großen Mehrheit seiner eigenen Bürger gesichert erscheint.

Die Darstellung der Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien wird durch die Wiedergabe der von den verantwortlichen Staatsmännern beider Reiche vor kurzem abgegebenen offiziellen Erklärungen eingeleitet, welche, indem sie eine eigenmächtige Überschreitung der durch den Berliner Vertrag begrenzten Rechtssphären von der Hand weisen, die Anerkennung des Status quo und damit nach der Meinung Viators das Gleichgewicht auf der Adria verbürgen. Eine Kundgebung voll Selbstverleugnung nennt er sowohl die von Freiherrn von Ährenthal in der österreichischen Delegation als auch die von Tittoni in der italienischen Kammer abgegebene Erklärung und erwartet von beiden, daß sie dem wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt insbesondere in dem arg vernachlässigten Albanien die Wege ebnen werde, der dort so lange ausgeschlossen sei, als die beiden Mächte sich gegenseitig Absichten auf die politische Eroberung jenes Landes und auf die Besitzergreifung eines für die Beherrschung der Adria so wichtigen Hafens wie Valona in die Schuhe schieben. Freilich ist unsere Öffentlichkeit durch das mit Tatsachen reich belegte, dankenswerte Werk des Freiherrn Leopold v. Chlumecky,*

* Österreich-Ungarn und Italien. Verlag F. Deuticke, Wien 1907.

das für den englischen Autor offenbar zu spät erschien, um von ihm ebenso wie die Werke von Loiseau, Luigi Chiala und George Weil benutzt zu werden, jüngst darüber aufgeklärt worden, daß die unter dem Deckmantel der italienischen pénétration pacifique in Albanien sich vollziehende politische Propaganda direkt gegen unsere berechtigte und ursprünglich gesicherte politische und wirtschaftliche Machtstellung in jenen Gebieten gerichtet sei und mit der Freiheit der einzigen, uns mit der großen Welt verbindenden Meeresstraße die erste Lebensbedingung beider Teile der Monarchie ernstlich bedrohe. Können demnach die italienischen Zusicherungen bezüglich der Aufrechterhaltung des Status quo in der europäischen Türkei die ihnen vom Autor zugeschriebene Kraft der Beruhigung wenigstens für Österreich-Ungarn erst dann gewähren, wenn ihnen ein ehrlich entsprechendes praktisches Verhalten der italienischen Politik auf dem Fuße folgt, so werden die Ausführungen des Engländers über die Aspirationen Italiens auf Teile des österreichischen Ländergebietes hierzulande ungeteilte Zustimmung finden. Insbesondere wird dies von dem hinsichtlich Triests erbrachten geschichtlichen Nachweise gelten, wonach diese Stadt, welche, seit mehr als einem halben Jahrtausend ein Bestandteil der habsburgischen Besitzungen, der Verbindung mit diesen ihren gesamten Wohlstand verdankt, auf ein von Italien unabhängiges österreichisches Hinterland nach wie vor angewiesen bleibt und von einem solchen in Zukunft mehr denn je zu erhoffen hat.

In besonderen Kapiteln werden die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rußland wie zu den Balkanländern sowie das gegenseitige Verhältnis der beiden Teile der Monarchie erörtert. Doch ist es dem Verfasser völlig klar, wie sehr die Lage auf dem Balkan einerseits von dem Verhalten Rußlands, anderseits von Ungarn und der inneren Politik der Magyaren abhängig ist. Für ihn bildet der Widerstand, den die harte Botmäßigkeit, in der das nationale Ungartum die ihm ausgelieferten slawischen Völker und die Siebenbürger Rumänen gehalten, in diesen Nationen erzeugte den Nährstoff der von Rußland solange geförderten panslawistischen Agitation sowie der von den Balkanstaaten ausgehenden antiösterreichischen Propaganda. Die traditionelle Sympathie, die jeder Engländer von politischer Bildung Ungarn entgegenbringt, hindert unseren Verfasser nicht, dem nationalen Chauvinismus der Magyaren das Grab zu zeigen, das dieser, sofern er seiner jetzigen Politik nicht Einhalt tut, sich selbst zu schaufeln im Begriffe steht. Als hart an Wahnsinn grenzend wird die Politik bezeichnet, die, solange ein Wiedererwachen des mächtigen Rußland im Bereich der Möglichkeit liegt, die Verantwortung für den Unfrieden und die Unbilden trägt, deren Schauplatz die von Slawen bewohnten Gebietsteile Ungarns bilden. Und über die Behandlung, die die Magyaren den ungarländischen Rumänen angedeihen lassen, heißt es wörtlich: „Ihre (der Magyaren) Politik gegenüber den nicht magyarischen Völkern ist so verderblich als kurzsichtig und die Freundschaft mit Rumänien, welche ungarische Staatsmänner so warm zu ersehnen behaupten, kann niemals verwirklicht werden, solange sie nicht aufhören, die Nationalitäten als politische Heloten zu behandeln. Die Tage der Suprematie eines Volksstammes über den andern sind auf jeden Fall für Europa vorbei und statt sich in orientalischen Träumereien zu wiegen, werden sich die Magyaren der harten Logik der Tatsachen anbequemen müssen. Ihre sinnlose Politik gewaltsamer Assimilierung verschlimmert gerade die Übel, die sie beheben soll, und ein sichereres Mittel, um in Siebenbürgen irredentistisches Empfinden zu verbreiten,

ließe sich überhaupt nicht ersinnen." Schon in dem gegenwärtigen Verbande mit der diesseitigen Reichshälfte bedenklich genug, erscheinen dem Autor die Schwierigkeiten des nationalen Ungartums im Falle einer Trennung von Österreich unüberwindlich. Er blickt auf die völlig veränderte Haltung, die gegebenenfalls Rußland, sicherlich aber die Balkanstaaten einem isolierten Ungarn gegenüber einnehmen würden, streift die für die ungarischen Staatsmänner so dornige Frage des kroatischen Ausgleiches und der okkupierten Provinzen und kommt zu dem Schluß, daß ein politisches Gebilde von der nationalen Zusammensetzung und von den militärischen, wirtschaftlichen und finanziellen Ressourcen des heutigen Ungarn, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, eine geeinte Front nach außen ohne Unterschied der Nationalität darbieten müßte. Die unvermeidliche Reform des Wahlsystems, das in seiner jetzigen Gestalt engen Klasseninteressen eine dominierende Geltung verleiht, wird die Abgeordneten der nichtmagyarischen Nationalitäten notwendig vermehren und die innere Zwietracht in um so grelleres Licht rücken. „Innerer Frieden aber wird so lange unmöglich sein, als die eine Hälfte des Volkes es zu ihrer Lebensaufgabe macht, die andere Hälfte zu absorbieren, solange als ein Volksstamm das Monopol der politischen und administrativen Gewalt beibehält. Bis solche innere Eintracht gesichert ist, kann der Versuch, allein zu stehen, für Ungarn nur Unheil zur Folge haben. Die Magyaren können entweder wie bisher Wien gegen die Nationalitäten oder die Nationalitäten gegen Wien benutzen; beiden zusammen können sie nicht widerstehen."

Der Hinweis auf die Besprechung der deutsch-österreichischen Beziehungen wie die zuletzt angeführten Stellen dürften genügen, die Unbefangenheit des englischen Autors auch gegenüber denjenigen vorgefaßten politischen Meinungen seiner Landsleute, die diesen nur zu sehr ans Herz gewachsen sind, zu beweisen. Sein Buch stellt sich auch als ein beredter Protest gegenüber den Machinationen einzelner ungarischer Politiker dar, die im Vorjahre im Wege der englischen und französischen Presse die Sympathien des Auslandes durch tendenziöse Entstellung der Wahrheit für Ungarn zu gewinnen strebten, ja in dem mit frevelhaftem Mutwillen heraufbeschworenen Konflikt mit der Krone so weit gingen, um diese und Österreich als die Verfolger, sich selbst aber als die bedrängten Verteidiger der Sache des Vaterlandes auszuspielen.

Unterdessen hat auch schon jene Stelle der englischen Schrift, welche den Unkenruf vom bevorstehenden Zerfalle der Monarchie auf seine Provenienz und Motive hin untersucht, seitens des magyarischen Chauvinismus eine bedauerliche aber volle Bestätigung gefunden. In einem Viators Buch gewidmeten Leitartikel der Zeitschrift: „Le Courrier Européen" (IV. Jg., Nr. 27) spricht M. L. v. Mocsary, der ehemalige langjährige Präsident der ungarischen Unabhängigkeitspartei, der Monarchie jene Aufgabe und berechtigte Stellung, die sie nach Anschauung des Engländers noch in Europa besitzt, ganz ab. Ja, er geht so weit, zu behaupten, daß die Monarchie einem auswärtigen ernstlichen Gegner heute ebensowenig Widerstand entgegenzusetzen vermöge, wie in den Jahren 1859 und 1866. In dem, den österreichischen Völkern „mit allen Mitteln des Absolutismus aufoktroyierten" allgemeinen Wahlrecht erblickt Mocsary charakteristischerweise den offenkundigsten Beweis politischer Ohnmacht. Er pflichtet dem Engländer darin bei, daß die Inkorporierung österreichischer Länder die deutsche Einheit sprengen könne; da aber nicht das Slawentum, sondern Deutschland der Bedroher des europäischen Gleichgewichtes sei, würde der so herbeigeführte Zerfall dieses Reiches das jetzt durch die Vormachtstellung des

einigen Deutschtums bedrohte Gleichgewicht wieder herstellen. Ungarn habe von Österreich, dessen regierendes Haus der ungarischen Nationalität immer feindlich gewesen und das — nach Mocsary — das Wesen des 1867er Ausgleiches so falsch interpretierte, daß hierdurch die schwere politische Krise der jüngsten Vergangenheit erfolgte (!), nichts zu erwarten und werde selbst früher oder später sein Auskommen mit den ungarländischen Nationalitäten zu finden wissen. Charakterisieren diese Anschauungen deutlicher als die Ausführungen des Engländers das Gebahren mancher magyarischen Patrioten, so wird auch klar, daß die von dem englischen Autor für die Zukunft der Monarchie gehegten Erwartungen sich nur dann erfüllen werden, wenn sich auch in Ungarn die Lage der Dinge von Grund aus geändert haben wird. Dies kann aber bloß durch eine ehrliche Umkehr der politischen Führer der Magyarentums oder dadurch erfolgen, daß die ungarländischen Nationalitäten sich der ihnen von jenem auferlegten harten Botmäßigkeit gewaltsam entziehen. Die Möglichkeit erscheint nicht ausgeschlossen, daß die ungarländischen Nationalitäten eines Tages in der österreichischen Kaiserkrone einen stärkeren Hort ihrer Interessen und Rechte als in der magyarischen Parlamentsmehrheit erkennen, und in dem Anschluß an ihre zisleithanischen Stammverwandten die letzte Gelegenheit erblicken werden, von ihrem Volkstum noch das zu retten, was der ungarische Nationalstaat ihnen übriggelassen hat. Die Pflicht der auf das Parlament des allgemeinen Wahlrechtes gestützten österreichischen Regierung wird es sein, für diesen Fall durch eine die nationale Autonomie aller österreichischen Völker sichernde, weitausblickende, wirklich volkstümliche Politik, wie Graf Ferdinand Trauttmansdorff dies erst jüngst in diesen Blättern kennzeichnete, rechtzeitig Vorsorge zu treffen. Der Staat, über den der ehemalige Führer der ungarischen Unabhängigkeitspartei heute so geringschätzig urteilt, wird dann nicht bloß nach außen mehr zu leisten vermögen als Herr v. Mocsary ihm zutraut, sondern gewiß auch aus dem freiwilligen Zusammenschluß aller Nationen, die ihn wollen und brauchen, genügend Selbstbewußtsein schöpfen, um diejenigen seiner eigenen Bürger, die seine inneren Grundlagen bedrohen, sein Ansehen und seine Ehre verunglimpfen, mit der vollen Wucht des Gesetzes zu treffen.

Dem englischen Autor, der mit den Aspirationen der magyarischen Ultras so vertraut war, daß eine Kritik wie jene Mocsarys seine Anschauungen nur zu bestätigen vermag, kommt bei aller Knappheit seiner Darstellung jedenfalls ein doppeltes Verdienst zu: um die Wahrheit und um Österreich.

Die Zweideutigkeiten im ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetze.

Von Dr. J. Kršnjavi.

Kroatien steht wieder einmal im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Leider ist abermals eine jener periodisch wiederkehrenden ungarisch-kroatischen Krisen ausgebrochen. Bald sind wirtschaftliche und finanzielle Fragen* die Ursache dieser immer

*Vgl. die Artikel über die politische Lage in Kroatien vom selben Verfasser in Bd. V, 65, VIII, 92, 93, 96, 97 der „Österr. Rundschau".

wieder auftauchenden Streitigkeiten, bald sind es die Umgehungen, Deutungen und Verletzungen des zwischen Ungarn und den Kroaten abgeschlossenen Ausgleichsvertrages. Immer sind es aber die Ungarn, welche diese fortwährenden Konflikte provozieren. Früher lag zwischen den einzelnen Krisen ein längerer Zwischenraum. In den letzten Jahren wurden sie jedoch häufiger, wozu wohl das mehr oder minder gemäßigte Verhalten der ungarischen Staatsmänner den Anlaß gab. Gegenwärtig handelt es sich wieder um eine Verletzung des ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetzes vom Jahre 1868, die um so mehr von Bedeutung ist, als sie vom ungarischen Parlament erfolgte, trotz des Protestes und trotz der Obstruktion der kroatischen Vertreter.

Wir wollen, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erhärten, das ungarisch-kroatische Ausgleichsgesetz näher betrachten, dessen Textierung voll Hinterlist ist und dessen Annahme gewaltsam durchgesetzt wurde. Der in Ungarn gemachte Gesetzentwurf, voll von Widersprüchen und Konfliktskeimen, erinnerte von vornherein an die rabulistische Methode eines pfiffigen Advokaten, der einen Vertrag so stilisiert, daß er daraus gelegentlich Material für einen Prozeß gewinnen könne.

So schroff die ungarische und kroatische Auffassung einander entgegenstehen, für beide gibt es in diesem eigentümlichen Gesetz Stützpunkte genug. Während die Kroaten behaupten, daß sie einen souveränen Staat bilden und dies aus dem Ausgleichsgesetze beweisen, behaupten die Ungarn, Kroatien sei in dem ungarischen Einheitsstaat eingeschlossen und auch sie finden hierfür in demselben Gesetz hinreichende Argumente. Aber auch die vermittelnde Ansicht, Ungarn und Kroatien bilden einen zusammengesetzten Staat, eine civitas composita, findet im Ausgleichsgesetz ihre Begründung. Ebenso wie das Ausgleichsgesetz selbst, sind auch die daraus fließenden Gesetze widerspruchsvoll. So konnte der Banus Mažuranić auf Grund des Ausgleichsgesetzes in mehreren Gesetzen das „ungarisch-kroatische Staatsbürgerrecht" normieren, während andere Gesetze von einer ungarischen Staatsbürgerschaft allein sprechen. Es gab infolgedessen zur Zeit des Ministeriums Szell eine Streitfrage in bezug der Auslandspässe und bei Gelegenheit der Einführung der Zivilehe in Ungarn wurde ein Unterschied zwischen „ungarischer Staatsbürgerschaft mit ungarischer Gemeindeangehörigkeit" und einer solchen mit „kroatischer Gemeindezuständigkeit" statuiert. Graf Khuen-Hedervàry hat sich zwanzig Jahre lang behauptet, weil er den sehr komplizierten Eiertanz zwischen der ungarischen und kroatischen Auffassung des Ausgleichsgesetzes mit Meisterschaft aufführte. In Kroatien mußte man annehmen, daß er der Pliverićschen Auffassung zuneige, da er diesen kroatischen Staatsrechtslehrer sogar als Vertreter seiner Partei in den Landtag wählen ließ. Wenn man ihn aber im Agramer Landtag mit der Frage bedrängte, ob er die ungarische Staatsidee vertrete, so erklärte er, daß er jene Staatsidee vertrete, „die im Ausgleichsgesetz normiert sei". Auf eine Interpretation ließ er sich nicht ein. In Budapest war man zwar über die Aufnahme des Professors Plivirić in die Regierungspartei stutzig, aber Graf Khuen-Hedervàry wußte die Ungarn davon zu überzeugen, daß er die ungarische Staatseinheit „auf Grund des Ausgleichsgesetzes" vertrete und daß die Interpretationsversuche des Herrn Professors nur der Ausfluß akademischer Weisheit seien, über die sich der Herr Graf mit Ironie hinwegsetzte. In dem Eiertanz zwischen der Wiener und Budapester Auffassung des Gesamtstaates war er als Ministerpräsident nicht so glücklich. Die komplizierte Maschinerie der habsburgischen Monarchie stellt an die akrobatische Staats-

künstlerschaft die höchsten Anforderungen. Ein täppisches, brutales Vordrängen führt in Ungarn zu — Fejerváry, in Kroatien zu — Krisen.

Die fortgesetzten Reibungen zwischen Kroatien und Ungarn hemmen aber in bedauerlicher Weise die ruhige Entwicklung des Landes, da sie die kroatischen Regierungen bald nach oben, bald nach unten unmöglich machen. Solange diese Reibungen nicht allzu scharf hervortreten, herrschen erträgliche Zustände, sobald aber ungarischerseits die zentralistische Schraube stärker angezogen wird, kracht es in allen Fugen.

Wer alle diese Vorgänge und die Kämpfe hinter den Kulissen miterlebt, wird es begreifen, daß so viele Vertreter der Ausgleichspolitik in Kroatien, selbst solche, die an der Spitze der Regierung standen, allgemach zu Gegnern des kniffigen Ausgleiches werden, der so reich an prinzipiellen Widersprüchen ist.

Schon die Einleitung des Gesetzes steht mit seiner Überschrift im Widerspruch. Die Überschrift lautet: „Gesetzartikel über den Ausgleich, den einerseits das mit Siebenbürgen verbundene Königreich Ungarn und anderseits das Königreich Kroatien und Slawonien zur Schlichtung der zwischen ihnen bestehenden staatsrechtlichen Fragen abgeschlossen haben." Hier ist unzweifelhaft und ganz einwandfrei die Parität Ungarns und Kroatiens ausgesprochen. Hingegen behauptet aber die Einleitung: „Nachdem die Königreiche Kroatien und Slawonien im Laufe der Jahrhunderte sowohl gesetzlich, als auch faktisch zur heiligen Stephanskrone gehörten und nachdem es in der Pragmatischen Sanktion ebenfalls ausgesprochen ist, daß diese Länder voneinander untrennbar sind, so haben auf Grund dessen einerseits das mit Siebenbürgen vereinigte Königreich Ungarn und anderseits die Königreiche Kroatien und Slawonien zur Schlichtung der zwischen beiden entstandenen staatsrechtlichen Fragen, nachfolgenden Ausgleich abgeschlossen."

Mit einigem guten Willen kann man in Ungarn aus dieser Einleitung, im Gegensatz zur Überschrift des Gesetzes, aus der „Zugehörigkeit" und „Untrennbarkeit" die „Staatseinheit" herauslesen, zumal, wenn man sich mit der Vorgeschichte des Gesetzes nicht befaßt, die uns berichtet, daß Franz Deák am 24. März 1861 im „Pesti Napló" einen vielgerühmten Artikel schrieb, in welchem es heißt: „Die Lösung der Frage der Vereinigung Kroatiens, Dalmatiens und Slawoniens mit Ungarn werden wir gerne annehmen. — Wir sehen die drei vereinigten Königreiche als unsere Genossen an, die freiwillig, aus freiem Willen ihr Los mit unserem Lose schon vor Jahrhunderten verknüpften und seit Jahrhunderten in Gutem und Schlechtem mit uns teilten. Von einer oberhoheitlichen Macht, von einer untergeordneten Stellung kann zwischen uns nicht die Rede sein, sondern nur von der Aufrechterhaltung der in gegenseitigem Einverständnis geschlossenen jahrhundertelangen Vereinigung." Es waren dies ähnliche Worte, wie sie in Ungarn zur Zeit der Fiumaner Resolution laut wurden. Steht man in Ungarn mit Österreich auf gespanntem Fuß, dann flötet man seit jeher nach Kroatien Chamaden, hat man sich aber dort mit Österreich wieder ausgesöhnt, dann kommt die zentralistische Kriegsfanfare an die Reihe.

Zu Deáks Zeiten wollte man die Kroaten davon abhalten, eine gesamtösterreichische Verfassung anzunehmen und sich bei der Reorganisation der Monarchie von Ungarn zu trennen. Ebenso wollte man zur Zeit des Konfliktes wegen der Armeesprache die Kroaten

auf die ungarische Seite locken, weshalb man sich die Fiumaner Resolution bestellte. Wer hierbei der Dupierte war, kann heute noch nicht festgestellt werden.

Übrigens enthalten auch die sanften Worte Deáks allerlei Verstecktes, so die Behauptung, die Rechtskontinuität der ungarisch-kroatischen Union sei niemals unterbrochen worden, während in der Tat durch den kroatischen Gesetzartikel XLII. des Jahres 1861 die Union mit Ungarn vollständig aufgelöst wurde. Die Bezeichnung Kroatiens, Slawoniens und Dalmatiens als partes adnexae, „verbundene Teile", sucht Deák zwar abzuschwächen, doch hält er sie aufrecht. Er sagt in dem erwähnten Artikel: „Das ungarische Gesetz (1848) hat, da es diese Länder ‚verbundene Teile' nannte, darunter nicht eine gewaltsame Verbindung, nicht eine Unterordnung verstanden, sondern ein solches Verhältnis, welches Kroatien, Dalmatien und Slawonien freiwillig, aus freiem Willen mit uns geschlossen hat, auf Grund des Rechtes, der Billigkeit und der gemeinsamen Freiheit." Nun hat aber der kroatische Publizist B. Šulek nachgewiesen, daß der Ausdruck „partes adnexae", der schlankweg die Annexion des dreieinigen Königreiches ausspricht, erst in das Inauguraldiplom Ferdinands V. eingeschmuggelt wurde. Die kroatischen Delegaten, welche ihr einstiges Vetorecht verloren hatten, sträubten sich zwar gegen die Umwandlung der „regna socia" in „partes adnexae", konnten aber nichts ausrichten. Die früheren Formeln hießen: „regna Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae, partesque Transylvaniae" (1471), oder: „regnum Ungariae, cum caeteris regnis, scilicet Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae, et partibus Transylvanis" (1492), später in allen Inauguraldiplomen bis Ferdinand: „regnum Hungariae et alia regna et partes." Unter Ferdinand V. wurden die „regna" weggelassen und in „partes adnexae" verwandelt. Dieser Ausdruck wurde später mit „Schwesterländer" und „verbündete Länder" übersetzt, je nach Bedarf; sie wurden aber auch als Argument für den ungarischen Einheitsstaat ins Treffen geführt.

Sowie die entgegengesetzten Tendenzen und Auffassungen schon in der Überschrift und Einleitung des Gesetzes zum Ausdruck kommen, sind sie auch in den einzelnen Textstellen bemerkbar. Im § 59 wird festgestellt, daß Kroatien und Slawonien ein besonderes Territorium bilden und daß die Kroaten eine politische Nation seien, die eine eigene Legislative und eine autonome Regierung habe. Die zwei politischen Nationen mit ihren besonderen politischen Territorien, „das mit Siebenbürgen vereinigte Königreich Ungarn und die Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien bilden eine und dieselbe staatliche Gemeinschaft, sowohl gegenüber den unter Seiner Majestät Regierung stehenden übrigen Ländern, als auch gegenüber anderen Staaten". Nicht mit Unrecht wurde kroatischerseits diese Bestimmung so aufgefaßt, als hätte man hiermit „eine und dieselbe" staatliche Gemeinschaft nach außen festsetzen wollen, während die Ungarn in diesem Passus ihr stärkstes Argument für ihre Theorie vom Einheitsstaat erblicken wollen.

Die kroatische Auffassung findet eine Stütze in dem § 63 des Ausgleichsgesetzes, der die symbolische Bezeichnung der „staatlichen Gemeinschaft" normiert. Hiernach „hat während der Verhandlungen über gemeinsame Angelegenheiten auf dem Gebäude, in welchem der gemeinsame Landtag der Länder der ungarischen Krone tagt, neben der ungarischen Fahne die vereinigte Fahne der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien zu wehen". Des weiteren wird (§ 44) „mit Rücksicht auf die Vertretung der Inter-

essen der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien ein besonderer dalmatinisch-kroatisch-slawonischer Minister ohne Portefeuille bei der Zentralregierung in Budapest ernannt, der ein Mitglied des Gesamtministeriums ist, das Recht der Vertretung (pravo odvjeta) hat und dem gemeinsamen Reichstag verantwortlich ist. Er wird das Bindeglied sein zwischen Seiner Majestät und der Landesregierung der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien". Endlich bestimmt § 70: daß „das Ausgleichsgesetz nicht Gegenstand der Gesetzgebung der einzelnen vertragschließenden Königreiche sein könne und daß eine Änderung seiner Bestimmungen nur in der Weise erfolgen kann, in welcher sie zustande gekommen sind, nämlich unter Beitritt aller jener Faktoren, die den Ausgleich abgeschlossen haben". Diese Bestimmung wurde ungarischerseits deshalb in das Ausgleichsgesetz aufgenommen, damit Kroatien nicht ohne Einwilligung Ungarns aus der staatlichen Gemeinschaft scheiden könne. Pliverić erblickte dagegen in diesem Paragraphen eine Bestätigung des Selbstbestimmungsrechtes Kroatiens. Der § 70 ist eben zweideutig wie das ganze Ausgleichsgesetz. Er bindet zwar Kroatien, gibt ihm aber gewiß auch ein Recht der Selbstbestimmung.

Der kroatische Standpunkt, daß Ungarn bezüglich Kroatiens kein Einheitsstaat sei, findet demnach in dem Ausgleichsgesetz eine starke Begründung. Aber nichtsdestoweniger stützen auch die ungarischen Zentralisten ihre Behauptung der Staatseinheit ebenfalls auf das Gesetz. Sie legen einen besonderen Schwerpunkt auf den § 2, wo es heißt: „Aus dieser Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit folgt, daß der König von Ungarn und Kroatien, Slawonien, Dalmatien mit einer und derselben Krone, und mittels ein und desselben Krönungsaktes gekrönt wird, und daß für die unter der Krone des heiligen Stephan stehenden sämtlichen Länder, auf dem gemeinsamen Reichstage dieser Länder, ein gemeinschaftliches Inauguraldiplom festgestellt und ausgefertigt wird."

Zum Troste der Kroaten und als Ausdruck ihrer Gleichberechtigung lautet jedoch gleich im Widerspruche zu diesem der nächste Absatz: „Das Original dieses Inauguraldiploms ist jedoch, nebst dem ungarischen Texte, auch in kroatischer Sprache zu verfassen, den Königreichen auszufolgen und darin die Integrität und Verfassung der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien zu verbürgen." Im dritten Absatze heißt es weiter: „Das 1867er Inauguraldiplom wird nachträglich auch als Original in kroatischer Sprache verfaßt und dem Landtage der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien ehebaldigst zugesendet werden."

Die Kroaten haben bekanntlich im Jahre 1867 an der Krönung nicht teilgenommen und wurden erst 1868 gezwungen, sie nachträglich anzuerkennen. Im Zusammenhange damit wurde dieser dritte Absatz hinzugefügt. Das kroatische Inauguraldiplom wurde am 5. März 1869 dem kroatischen Landtage zugestellt, aber der Krönungseid, welcher dem ungarischen Text beigefügt ist, wurde aus dem kroatischen „Original" weggelassen.

Im § 3 wird die Schraube der Staatseinheit wieder fester angezogen. § 1 nennt das Verhältnis Kroatiens zu Ungarn eine „staatliche Gemeinschaft", § 2 eine „Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit (skupnost)" und in § 3 heißt es: „Aus der oberwähnten unzertrennlichen Staatsgemeinschaft folgt ferner, daß hinsichtlich all jener Angelegenheiten, welche zwischen den Königreichen der ungarischen Krone und den

anderen Ländern Seiner Majestät gemeinschaftlich oder im gemeinschaftlichen Einvernehmen zu behandeln sind, Ungarn, Kroatien, Slawonien und Dalmatien eine und dieselbe gesetzliche Vertretung, Legislative und bezüglich der Exekutive eine gemeinsame Regierung haben müssen."

Aus diesen Bestimmungen folgert nun das gegenwärtige ungarische Ministerium das Recht, der ungarischen Staatssprache auch in Kroatien Eingang zu schaffen. Aber so naiv, urwüchsig und ungeschickt die kroatischen Politiker im Jahre 1868, dem von Csernatony verfaßten Ausgleichsgesetzentwurf gegenüberstanden, so deutlich und scharf präzisierten sie doch das ausschließliche Recht der kroatischen Sprache auf kroatischem Territorium. Auf staatsrechtliche Finessen verstanden sie sich nicht und legten auf die geschilderten Steigerungen in der Definition des Verhältnisses Kroatiens zu Ungarn kein besonderes Gewicht, wenn sie auch in der Debatte über das Ausgleichsgesetz gegen die ausdrückliche Inartikulierung der „Staatseinheit" protestierten. Hinsichtlich der Bestimmungen über die Sprache blieben sie jedoch intransigent. Ausdrücklich wird in den § 56 und 57 die kroatische Sprache im ganzen Gebiet Kroatiens und Slawoniens als Amtssprache, sowohl in der Legislative als auch in der Justizpflege und Administration und innerhalb dieser Grenzen auch für die Organe der gemeinsamen Regierung normiert. § 58 setzt fest, daß in kroatischer Sprache verfaßte und aus Kroatien und Slawonien an das gemeinsame Ministerium geleitete Vorschläge und Eingaben das Ministerium anzunehmen und die entsprechenden Erledigungen in derselben Sprache zu erlassen habe.

Diese letzte Bestimmung hat im Jahre 1886 eine merkwürdige Bedeutung erlangt. Die widersprechenden Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes und die fortwährenden Versuche ungarischerseits, es einseitig zu interpretieren, führten damals zu dem Versuche, im Wege von Regnikolardeputationen diese unleidlichen Zustände zu bessern und den Ausgleich zu „sanieren". Graf Khuen-Hederváry behauptete unlängst in einem Interview, „Koloman Tisza habe sich bei dieser Gelegenheit eines überraschenden Entgegenkommens beflissen und es sei, aus bisher noch unaufgeklärten Ursachen, zu keiner Einigung gekommen". Diese Ursachen aufzuklären ist nicht schwer. Sie erhellen aus dem Interview selbst. Das Entgegenkommen Tiszas soll, heißt es da, so weit gegangen sein, daß ungarischerseits „zugestanden" wurde, die Korrespondenz der kroatischen Behörden sei in der kroatischen Sprache, ohne ungarische Übersetzung, zu führen; während für die Erlässe der ungarischen Regierung neben dem in kroatischer Sprache gehaltenen Texte, welcher als authentisch zu gelten hätte, die ungarische Übersetzung bloß aus dem Grunde aufrechtzuerhalten gewünscht wurde, damit die Minister wissen sollen, was sie unterschreiben. Wie aus dem angeführten § 58 des Ausgleichsgesetzes hervorgeht, war dies durchaus kein „Entgegenkommen" und kein „Zugeständnis", vielmehr ein durch § 58 gesetzlich begründetes Recht. Anderseits war die Praxis der ungarischen Regierung, die ihren Erledigungen eine ungarische Übersetzung beifügte, wider das Gesetz, und weil sie Koloman Tisza durch die Regnikolardeputationen legalisieren lassen wollte, scheiterten die Verhandlungen.

Man war also kroatischerseits in der Sprachenfrage im Jahre 1886 ebenso intransigent, wie im Jahre 1868 und 1907, weil man sehr wohl wußte, daß die allmähliche Einschmuggelung der ungarischen Sprache mit ihrer Alleinherrschaft endigen und in praktischer Hinsicht die Verdrängung der Kroaten aus den Ämtern bedeuten würde. In solcher Weise hat man es auch in der Tat mit Umgehung der sprachlichen Bestimmungen des Aus-

gleichsgesetzes und des § 46, der die Verwendung kroatischer Beamten auch in den gemeinsamen Ämtern zusichert, glücklich dahin gebracht, daß heute zugestandenermaßen schon 90% der gemeinsamen Beamtenstellen mit Ungarn besetzt sind, während Hunderte absolvierter kroatischer Hochschüler und Schülerinnen brotlos sind. Die Sprachenfrage ist also wie man sieht auch eine Brotfrage.

Die kroatische Amtierung der Zentralbehörden sollte im Sinne des § 46 durch Errichtung kroatischer Sektionen bei den Ministerien ermöglicht werden. Eine solche Sektion wurde jedoch wirklich nur beim Landwehrministerium errichtet. Bei einigen Ministerien bestehen Übersetzungsbureaux, bei anderen gibt es überhaupt keine kroatische Abteilung. Als Ministerpräsident Fejerváry das Bedürfnis empfand, seine echt ungarische Gesinnung zu betätigen, schaffte er auch im Honvedministerium die kroatische Sektion ab.

Von großer Bedeutung, insbesondere in dem gegenwärtigen Konflikt, ist § 4 des Ausgleichgesetzes. In dieser Gesetzesstelle anerkennen die Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien den G.-A. XII 1867 des ungarischen Landtages, welcher die gemeinsamen Angelegenheiten zwischen den Königreichen der St. Stephanskrone und den übrigen Ländern Sr. Majestät festsetzt, sowie diejenigen Angelegenheiten bezeichnet, welche zwar nicht gemeinschaftlich, aber im gegenseitigen Einvernehmen zu erledigen sind. Ebenso anerkennen sie die auf Grund jenes Gesetzes in Kraft getretenen Bestimmungen des österreichisch-ungarischen Ausgleiches, besonders die G.-A. XIV, XV, XVI vom Jahre 1867, die auch an und für sich gültig sind, aber unter der ausdrücklichen Verwahrung, „daß in Zukunft ähnliche Grundgesetze und Ausgleiche nur unter gesetzlicher Mitwirkung der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien geschaffen werden können". Man beachte die boshafte Finte, die in der beiläufig hingeworfenen Bemerkung liegt, daß „alle diese Gesetze und Vereinbarungen, welche Kroatien nachträglich anerkennt, auch an und für sich gültig sind"! Die nachträgliche Einwilligung wird hierdurch eigentlich überflüssig, ebenso die Zusicherung, daß ähnliche Grundgesetze und Ausgleiche nur unter gesetzlicher Mitwirkung der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien geschaffen werden können.

In einem und demselben Paragraphen wird also eine Berechtigung erteilt und diese gleichzeitig wieder zurückgenommen. Die Kroaten behaupten auf Grund dieser Bestimmung, daß nach Analogie der Anerkennung des österreichisch-ungarischen Ausgleiches vom Jahre 1867 durch den dalmatinisch-kroatisch-slawonischen Landtag, auch jeder spätere Ausgleich vom kroatischen Landtag für das dreieinige Königreich separat ratifiziert werden müsse und daß schon bei den Vorverhandlungen die gesetzlichen Vertreter Kroatiens mitzuwirken hätten. Der gesetzliche Vertreter des dreieinigen Königreiches sei aber der Banus, denn der kroatische Minister ist nur ein Mittelsmann zwischen ihm und der Krone (§ 44). Die Ungarn hingegen sagen, daß laut § 3 des Ausgleichsgesetzes, bezüglich derjenigen Angelegenheiten, die sämtlichen Königreichen der ungarischen Krone und den übrigen Ländern Sr. Majestät gemeinsam, oder die im gegenseitigen Einvernehmen zu erledigen sind, die Königreiche Ungarn, Dalmatien, Kroatien und Slawonien ein und dieselbe Vertretung, dieselbe Legislative und in bezug auf die Exekutive eine gemeinsame Regierung haben. Wenn demnach der ungarische Ministerpräsident und das ungarische Ministerium mit dem österreichischen verhandelt, so ist im Sinne dieses § 3 auch Kroatien „gesetzlich", d. h. im Sinne des Ausgleichsgesetzes vertreten.

Dem österreichischen Reichsrat stehen demnach zwei Theorien zur Verfügung. Ist er entschlossen, den Ausgleich mit Ungarn zu finalisieren, so wird er sich der ungarischen Auffassung anschließen, die sich auch der österreichische Ministerpräsident in seiner Interpellationsbeantwortung zu eigen gemacht hat; will er seine Rechte energischer wahren, so wird er „prüfen, ob alles ordnungsgemäß geschehen sei" und will er den Ausgleich unter einem Rechtstitel verwerfen, so kann er sich auf den kroatischen Standpunkt stellen.

Die Zweideutigkeiten des Ausgleiches sind demnach eine stete Gefahr für Kroatien, aber sie können unter Umständen auch den Ungarn gefährlich werden. Diese begnügen sich nicht nur damit, die Zweideutigkeiten des Gesetzes auszunutzen, sie umgehen oder mißachten auch die klarsten Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes, mit der einfachen Motivierung, Macht gehe vor Recht, oder wie Szilágy eine alte Rechtsparömie travestierend sagte: „daß Staatsrecht, Landesrecht breche." Indem die Ungarn dem Phantom des Einheitsstaates nachjagen, arbeiten sie selbst am wirksamsten an der Trennung Kroatiens von Ungarn.

Von allen Fehlern, die seit dem Bestehen des ungarisch-kroatischen Ausgleichsgesetzes gemacht wurden, war es jedenfalls der allerschwerste, daß die Ungarn jetzt durch die einseitige Änderung der Sprachenparagraphen des Ausgleichsgesetzes ein Präzedens geschaffen haben, welches den Kroaten das Recht gibt, vorkommendenfalls ebenfalls einseitig und ohne Rücksicht auf den § 70 das Ausgleichsgesetz aufzuheben.

Nach unseren Ausführungen wird es wohl begreiflich erscheinen, daß die Starčevićpartei dieses Gesetz perhorresziert und daß selbst die Ausgleichsfreunde eine gründliche Revision verlangen. Unlängst erklärte der ungarische Ministerpräsident die Anhänger der Starčevićpartei als Hochverräter, denen ein Offiziosus auch die Revisionisten gleichstellte. Kroatien soll sich demnach mit einem Schlag in ein Lager von Hochverrätern verwandelt haben. Hingegen ist zu bemerken, daß sich das Programm der Starčevićpartei von dem der ungarischen Unabhängigkeitspartei, deren Führer im Ministerium Wekerle sitzt, nur dadurch unterscheidet, daß die kroatische Unabhängigkeitspartei alle ihre Ziele nur im Rahmen der habsburgischen Monarchie erreichen will.

Die Forderungen der Starčevićpartei sind als Zusicherungen auch in dem königlichen Inaugurationsdiplom enthalten, das als Original dem kroatischen Landtage separat zugestellt wurde, dessen Zusicherungen also auch separat für Kroatien gelten. Die Starčevićpartei verlangt nicht um ein Haar mehr, als daß die Rechte, Verfassung, gesetzliche Unabhängigkeit und territoriale Integrität Kroatiens unverletzt erhalten, daß ferner seine Grenzen mit allem was ihnen unter irgendeinem Titel angehört, nicht entfremdet noch geschmälert, ja sogar nach Möglichkeit vermehrt und erweitert werden sollen. Es ist sogar ein Ansatz von Dualismus in diesem „hochverräterischen" Programm enthalten, und zwar in den Worten, „daß Kroatien mit den Ungarn gleichberechtigt sein Verhältnis zu den übrigen Ländern Sr. Majestät ordnen will".

Die Kroaten haben stets mit Strömen Blutes ihre Loyalität besiegelt und niemals mit fremden Mächten konspiriert. Doch nein! sie sollen mit einer fremden Macht konspiriert haben — mit Österreich gegen die Zerreißung der habsburgischen Monarchie! Wie man sieht, kommt es nur darauf an, wie man die Begriffe „Hochverrat" und „Loyalität" auffaßt.

Rußlands Stellung zu seinen asiatischen Nachbarn.

Von Alexander Spaits.

I.

Die Wellen der revolutionären Erregungen, welche das europäische Rußland gegenwärtig aufwühlen, türmen sich so hoch, daß wir über sie hinweg noch kaum Gelegenheit hatten, einen Einblick in jene Verhältnisse zu gewinnen, welche sich während und nach dem Kriege bei Rußlands Nachbarn in Asien vollzogen. Auf dem Heimwege vom Kriegsschauplatz kam ich mit jenen Naturvölkern in Berührung, denen nur die rohe Gewalt imponiert, die sich ebenso willig dem Mächtigeren anschließen, wie ihr Vertrauen zu diesem in dem Augenblicke schwindet, als sie seine Macht wanken sehen.

Rußland, welches seit Ruriks Zeiten das Schwergewicht seiner Politik nach Asien verlegt hatte, verstand es Jahrhunderte hindurch die Völker dieses Weltteiles im Banne zu halten und sie in den Dienst seiner Zukunftspolitik zu stellen. Dem großen Reiche fehlten eisfreie Häfen und die ungehinderte Verbindung mit den Weltmeeren — unerläßliche Bedingungen für Rußlands wirtschaftliche Weltmachtstellung — die ihm hier im nahen Europa versagt waren. So entstand nun der gigantische Plan, dieses Ziel über Asiens schier unermeßliche Weiten hinweg zu erreichen.

Die Expansionsbestrebungen, welche Rußland seit den Zeiten Peters des Großen verfolgt, und die durch Anregung des Grafen Murawiew, 1859, vornehmlich auf den fernen Osten gerichtet waren, hatten den Hauptzweck: eisfreie Häfen in asiatischen Meeren zu erwerben.

So wie es England seinerzeit dank seiner maritimen Überlegenheit gelungen war, sich durch ein, über den ganzen Erdball gebreitetes Netz strategisch wichtiger Küstenpunkte seine Weltmachtstellung zu sichern, so meinte Rußland mit Hilfe seiner schier unermeßlichen Heeresmacht ähnliche Erfolge zu erreichen. Langsam, aber sicher — fast unbemerkt von den europäischen Staaten — hat es seine Grenzzeichen gegen Ost- und Zentralasien vorgeschoben, und als zwei Jahre nach dem Vertrage von Simonoseki die russische Flagge in Port-Arthur gehißt wurde, schien der Zukunftstraum des auswärtigen Amtes in Petersburg seiner Verwirklichung nahe gewesen zu sein; der eisfreie große Ozean war erreicht, es blieb nur noch den Weg zum Persischen Golf — als nähere Ausfallspforte für die Produkte Süd-Rußlands — zu sichern, wodurch zugleich auch der gefährlichste Rivale Rußlands — England — an seinen empfindlichsten Stellen — in Indien — bedroht wurde.

Wie immer wir über Rußland denken, eines muß zugestanden werden: es hat stets vorzügliche Diplomaten gehabt — und hat sie auch heute noch. Der ganze, eingangs skizzierte Zukunftsplan, der in der Weitsichtigkeit seiner Konzeption, namentlich uns in Österreich, die wir uns so schwer von der Scholle emanzipieren, imponieren muß, hatte nur einen Fehler: er griff der wirtschaftlichen und militärischen Entwicklung des Landes zu weit voraus! Wer Rußland von Granica bis Wladiwostok durchreist, wird sich auf Schritt und Tritt überzeugen, wie sehr dieses Riesenreich auf wirtschaftlichem und industriellem Gebiete vom Auslande abhängt. Da sich auch der Export seiner Rohprodukte fast nur auf Europa beschränkt, so drängt sich naturgemäß die Frage auf: wozu sollen die Häfen an den asiatischen Küsten dienen, wenn für sie kein Exportbedürfnis besteht — und

deren Lage zu exponiert ist, um sie als bloße Zeichen der Weltmachtstellung wenigstens militärisch behaupten zu können?

Aber der vorzügliche Diplomat allein genügt nicht — wenn ihm nicht der Kaufmann und der Soldat schaffensfreudig und kräftig zur Seite stehen — und so mußte auch hier der allzu kühn entworfene Zukunftsplan in Brüche gehen, sobald sich ihm ein wirtschaftlich und militärisch tüchtigerer Gegner in den Weg stellte als es jene asiatischen Völker waren, über welche Rußland im verflossenen Jahrhundert billige Lorbeeren errang. Die Niederlagen im fernen Osten ließen nicht so sehr die qualitative Schwäche der Armee, als vielmehr die Unzulänglichkeit des ganzen Apparates, die Unhaltbarkeit des herrschenden Systemes erkennen.

Während der unglückliche Krieg bei den europäischen Nachbarn Rußlands — vorläufig wenigstens — wohl nur das so hochgestandene militärische Prestige beeinflußte, offenbaren sich die Folgen bei seinen asiatischen Grenzvölkern in weit empfindlicherer Weise, um so mehr, da hier der alte Erbfeind England aus Rußlands Verlegenheiten geschickt Nutzen zu ziehen weiß.

Der Chinese, dem Russen an Rührigkeit und Fleiß weit überlegen, ist der unmittelbare Zeuge dieser Schwäche; er wird dem Beispiele Japans folgen, sich militärisch und politisch entwickeln, und ist dort einmal die Wirtschaft des jeder Bestechung zugänglichen Mandarinentumes beseitigt, dann wird auch Rußlands Stellung am Hofe zu Peking eine weitaus schwierigere werden.

Wirtschaftlich besitzt Rußland hier allerdings in der russisch-chinesischen Bank ein vorzüglich geleitetes Institut, welches sich bei der chinesischen Bevölkerung großen Vertrauens erfreut. Bedenken wir aber, daß viele der wichtigsten Filialen dieser Bank wie in Tielin, Mukden, Liaojan, Dalni usw. während des Krieges ganz eingezogen werden mußten, und daß Japan im Sinne der Friedensbestimmungen Rußland gegenüber große kommerzielle Vorrechte in Ostasien gesichert sind; erwägen wir endlich, daß der Russe als Kaufmann dem Chinesen und Japaner nachsteht, so ist es nimmer zweifelhaft, daß gleichzeitig mit dem politischen Einfluß auch die wirtschaftliche Stellung Rußlands in China erschüttert ist.

Doch auch militärisch dürfte China in Zukunft von Rußland weit ernster zu nehmen sein als bisher. Der einzelne Chinese hat mir persönlich wohl nie den Eindruck gemacht, als würde er ein gutes Soldatenmaterial abgeben; er ist weder tapfer noch besitzt er das erhebende Gefühl der Vaterlandsliebe — Eigenschaften, welche den Japaner in so hohem Maße auszeichnen. Immerhin wird jedoch auch in dieser Richtung die Zeit Wandel schaffen, da Japan nicht verabsäumen wird, sich in China eine brauchbare Hilfstruppe zu sichern.

Das nächste Gebiet, auf welches sich Rußlands Aspirationen seit langer Zeit, jedoch in aller Stille erstreckten, ist das erst durch die Reisen Széchényis und Swen Hedins mehr bekannt gewordene Tibet. Seine Bewohner sind stammverwandt mit den in Transbaikal und der Mongolei lebenden Buriaten, wodurch bereits eine Anbahnung wechselseitiger Beziehungen geschaffen war. Der Krieg hat deren Erweiterung verhindert und England hier freie Hand gelassen, das auch nicht säumte, den Obersten Younghousband bis vor die Tore Lhassas zu senden. Die hierauf mit dem Lama geschlossenen Verträge werden gewiß ihre Spitze gegen eine Ausdehnung russischen Einflusses auf dieses Gebiet richten.

Weit wichtiger als Tibet, das für einen europäischen Staat wohl nur von einem untergeordneten Wert sein kann, wäre für Rußland die Festigung seines Einflusses in Afghanistan gewesen. Die Grenzen dieses Landes haben bis heute dem Vordringen Englands gegen Norden und jenem Rußlands gegen Süden ein unüberschreitbares Halt geboten. Beide Staaten haben um die Gunst der Emire gebuhlt, die ihr Vertrauen stets dem schenkten, welcher momentan der Mächtigere schien. Während seit dem Jahre 1885, als England bei Pendjdeh vor russischen Kolonnen die Flagge strich, der Einfluß Rußlands in Afghanistan stets zunahm, so daß russische Offiziere in Meschhed (russisches Generalkonsulat in Nordost-Persien) sich anläßlich einer Garden party auf eine Quadrille engagierten, die sie im nächsten Jahr in Herat tanzen wollten, ist seit dem Kriege wieder England der alleinige Protektor des Emirs. Zwischen dem Vater des jetzigen Emirs und Rußland wurden seinerzeit allerdings Verträge geschlossen, welche russischen Untertanen nominell das Betreten des Landes gestatten, tatsächlich hat es Rußland aber hier noch zu keiner politischen Vertretung gebracht.

Sorgsamer als die Afghanen selbst, bewacht Rußland die Nordgrenze des Landes; selbst die Benutzung der Bahnlinie Taschkent—Merw wird den Ausländern nur selten gestattet. Die Prozedur des russischen Paßvisums, welches für die eventuelle Überschreitung der afghanischen Grenze unerläßlich ist, wird mit so viel Umständlichkeit und Zeitverlust verbunden, daß ich jedem Reisenden den wohlgemeinten Rat geben kann, eine eventuelle Tour nach Afghanistan lieber von der Südseite her zu unternehmen.

Nicht zu unterschätzen sind die strategischen Vorbereitungen, welche Rußland für einen Kriegsfall gegen Afghanistan getroffen hat. Durch die Eroberung Samarkands (1869) und Merws (1884) gelang es ihm sich knapp an der afghanischen Nordgrenze eine geeignete Operationsbasis zu schaffen und diese mit dem Innern des Reiches durch den Ausbau zweier Bahnlinien zu verbinden, welche in der Großartigkeit ihrer Anlage Rußlands sibirischen und mandschurischen Bahnen würdig zur Seite stehen.

Noch während des Krieges hat Rußland an der Nordgrenze Afghanistans auffallend starke Truppenkräfte, meist aus den Provinzen Kaukasus und Astrachan, angesammelt und die Maßnahmen gegen Fremde, die nach Merw oder Taschkent reisen wollten, verschärft. Konnten damals die jetzigen innerpolitischen Verhältnisse in ihrer ganzen trostlosen Entwicklung nicht vorausgesehen werden, so blieben diese Rüstungen gegen Afghanistan doch vom rein militärischen Standpunkt unverständlich. Noch gegen die Japaner im Felde stehend, wäre der Zeitpunkt der denkbar ungünstigste gewesen und hätte eine Offensive in das hochgebirgige, von einem Kriegsvolke par excellence bewohnte Afghanistan die meist nur an die Ebene gewöhnten russischen Truppen vor noch schwierigere Verhältnisse gestellt als in Mandschurien. So kann Rußland ohne die Waffenbrüderschaft des Emirs wohl kaum daran denken, seine Kolonnen über Afghanistan hinüber nach Indien einmarschieren zu lassen. Der Emir hat aber den englischen Bevollmächtigten mit allen Ehren an seinem Hof empfangen.

Für Österreich sind diese Betrachtungen wohl nur von theoretischem Interesse, da sich in keinem der erwähnten Länder seine Interessen mit jenen Rußlands berühren.

Wichtiger jedoch, wenn auch nicht von vitalem Interesse, sind für die Monarchie jene Folgen, welche der letzte Krieg in Persien und Kleinasien gezeitigt hat.

II.

Die Erfüllung des Traumes Peters des Großen, welchen eine mehr als hundertjährige, mit echt russischer Zähigkeit durchgeführte Kulturarbeit verwirklicht und der rot-blau-weißen Flagge die Herrschaft am Stillen Ozean gesichert zu haben schien, hat die Seeschlacht bei Tschusima wieder in unabsehbare Ferne gerückt. Rußland ist im Osten wieder vom Meere abgeschnitten, ein siegreicher, wirtschaftlich und militärisch tüchtiger Gegner hat ihm den Weg zum Gelben Meere verlegt.

Je ungünstiger sich nun für Rußland die Verhältnisse in Ost- und Zentralasien gestalten, um so wichtiger wird es für diesen Staat, seinen Einfluß in Persien aufrecht zu erhalten, über welches Land der nächste Weg von Rußland zu einem eisfreien asiatischen Meere führt.

Persien bietet geographisch und, wie die Verhältnisse heute liegen, auch politisch die für Rußland bequemste Ausfallpforte. Militärisch würde Persien als Durchzugsland russischer Kolonnen kaum ernste Hindernisse in den Weg stellen, während deren Vormarschrichtung direkt in die englische Interessensphäre Koweit-Benderbuschir führen würde.

Der Süden Persiens steht heute unter englischem, der Norden des Landes mit dem Hofe in Teheran unter russischem Einfluß; Ispahan ist die Grenze, an welcher sich die beiderseitigen Einflußsphären berühren. Ispahan bedeutet aber auch zugleich die Grenzmarke für das weiteste Vordringen österreichischer Industrieerzeugnisse auf dem persischen Markte. Obwohl nun das Übergewicht der russischen Stellung in Persien im Vergleiche zu jener Englands, geschweige von Österreich-Ungarn, ein ganz bedeutendes ist, so lassen sich aber auch hier die Konsequenzen seiner jüngsten Niederlagen fühlen.

Es entsteht nun die Frage, ob es für unsere Monarchie möglich beziehungsweise ratsam wäre, den momentanen Stimmungswechsel in Persien auszunutzen? Daß es sich für unsere Monarchie hiebei wohl nur um die Erreichung bescheidener Ziele handeln kann, versteht sich um so mehr, da Rußland durch seine unmittelbare Nachbarschaft, durch die ethnographische Ähnlichkeit seiner südlichen Völkerschaften mit jenen Persiens, und endlich auf Grund bereits bestehender Verträge, welche bis in das XVII. Jahrhundert zurückreichen, unstreitbar das meiste Anrecht auf seinen Einfluß in Persien hat.

Die Hauptverkehrsader Rußlands — die Wolga und in deren Fortsetzung das Kaspische Meer — zeigen den russischen Produkten geradezu den Weg zu diesem großen Absatzgebiet, während die Ware anderer Länder entweder den beschwerlichen Karawanenweg über Kleinasien nimmt oder sich die Frachtsätze der russischen Bahnen und — was noch schlimmer ist — die durch nichts gerechtfertigten und oft ganz willkürlich bemessenen Transitzölle Rußlands gefallen lassen muß.

Der Perser wird sich gewiß mit keiner andern Nation so leicht zurecht finden als mit der russischen; der Wert der Zeit spielt bei dem einen eine ebenso geringe Rolle als bei dem andern. Dort, wo der Russe sein phlegmatisches „nitschewo“ anbringt, hilft sich der Perser mit seinem fatalistischen „in'sch Alah“ (wenn Allah es will) aus der Verlegenheit. Erwägt man, daß das Land und mancher seiner Würdenträger arm, — der russische Rubel aber stets hilfsbereit ist, und daß es Zeiten gab, zu welchen persische Deputationen die siegreich in den Kaukasus und nach Turkestan eingedrungenen russischen Generale zum Weitermarsch nach Persien einluden, so wird man verstehen, daß Rußlands Diplomaten am Hofe zu Teheran keine besonders schwierige Arbeit hatten.

In den achtziger Jahren leitete Fürst Dolgoruki die Gesandtschaft in Persien, ihm stand v. Speyer als Sekretär zur Seite, welcher später als Geschäftsträger den Einfluß seines Landes in Teheran bedeutend festigte. Sein Nachfolger Bützow arbeitete im selben Sinne geschickt weiter, und als nach ihm Wlatsow die Leitung der Geschäfte übernahm, war die Stellung Rußlands bereits so überwiegend, daß der vorher sehr anglophile Großvezier Ada Beg derart russenfreundlich wurde, daß es sein Gebieter, der Schah, für gut fand, ihn nach Wien zu verbannen. Nach Wlastow kehrte wieder v. Speyer, diesmal als Gesandter, nach Teheran zurück, wo er Chef der russischen Legation wurde — gewiß der einflußreichsten unter allen auswärtigen Vertretungen in Teheran.

Die greifbarsten Erfolge Speyers und seiner Vorgänger sind die mit Persien abgeschlossene Schienenkonvention, nach welcher Rußland das ausschließliche Recht hat, in Persien Bahnen zu bauen — für den Fall, daß der Schah sich zu einer solchen Konzession überhaupt bewegen läßt; weiters der von Rußland durchgeführte Bau der Straßen Rescht—Teheran und Eriwan—Tewris, welche Kommunikationen, unter russischer Verwaltung stehend, nicht nur für den russischen Handel, sondern auch eventuell für russische Armeekolonnen günstige Einbruchswege bieten. Die Straße Eriwan—Tewris ist übrigens derart gebaut, daß es nur des Auflegens von Schienen bedarf, um sie in eine Anschlußbahn an das russische Schienennetz umzugestalten. In neuester Zeit hat Rußland sich das Recht erwirkt, den Hafen in Ensel auszubauen (am Kaspischen Meere), der heute noch für das Landen größerer Schiffe (demnach auch für das Ausschiffen von größeren Truppentransporten) unbrauchbar ist. Jüngste Nachrichten besagen, daß der Bau einer Bahnlinie Enseli—Rescht—Teheran durch russische Vermittlung einer französischen Gesellschaft gesichert sein soll.

Wird schon durch diese Kommunikationen dem russischen Handel bedeutend geholfen, so geschieht dies noch mehr durch die eigentümliche Gebarung der russischen Bank in Persien, welche ähnlich der russisch-chinesischen, eigentlich ein Staatsinstitut ist. Die Bank nimmt dem russischen Kaufmann seine nach Persien bestimmte Ware gegen bare Bezahlung ab und gibt selbe an die Perser gegen langsichtige Wechsel, welche überdies beliebig oft prolongiert werden. Sobald ein ordentlicher Stoß solcher unbezahlter Wechsel vorhanden ist, wird die persische Regierung an Stelle ihrer Untertanen zum Einlösen verpflichtet (ein im Prinzip von allen Legationen befolgter Vorgang). Hat die Regierung — wie gewöhnlich — kein Geld hiezu, dann muß sie sich eben wieder mit neuen an Rußland zu erteilenden Konzessionen abfinden!

Fremden Waren erschwert Rußland, wie bereits bemerkt, den Eintritt nach Persien dadurch, daß es, die Zollfreiheit der Transitware nicht anerkennend, alle über Rußland nach Persien kommenden Artikel mit hohen Transitzöllen belastet! Der österreichisch-ungarische Export ist demnach auf die Linie Trapezunt und von hier auf einem 4—5 monatigen Karawanenweg nach Tewris angewiesen, welcher Ort im allgemeinen die Grenze für das erfolgreiche Vordringen der Produkte der Monarchie nach Persien bezeichnet.

Mit dem Ausbau der deutschen Euphrattalbahn bis Bagdad werden diese Verhältnisse wohl einen Umschwung zugunsten der nichtrussischen Konkurrenz erleiden, doch damit hat es noch 2—3 Jahre Zeit. England hat bekanntlich ohne Erfolg eine hohe Summe angeboten, die Konzession zu einem Bahnbau im Süden Persiens zu er-

langen. Daß sich Rußland alle bereits in Persien erworbenen wirtschaftlichen Vorteile noch außerdem durch Festigung seiner militärischen Position in diesem Lande zu sichern trachtet, ist einleuchtend.

Für uns ist diese kurze Skizzierung russischer Bemühungen insofern von Interesse, da sich in Persien ein Stück Geschichte österreichisch-ungarischer Militärmissionen abgespielt hat und sich aus dem Vergleich der Organisation und Tätigkeit der russischen Missionen zu den unsrigen gewisse Schlüsse ziehen lassen.

Es ist eine Eigentümlichkeit sowohl Persiens als auch der Türkei, lieber fremde Offiziere als Instruktoren in das Land zu rufen, als eigene, tüchtige Offiziere behufs militärischer Studien in das Ausland zu senden. Religiöse wie auch politische Bedenken erklären diesen Vorgang. So hat Persien verhältnismäßig recht spät begonnen, eigene Militärschulen zu errichten und befähigte Offiziere nach Deutschland, Österreich und Frankreich zu senden, vielmehr wurde die Ausbildung seiner Wehrmacht größtenteils fremden Missionen anvertraut.

Die ersten Instruktoren sandte Napoleon I. nach Persien, denen im Jahre 1812 englische Offiziere folgten, die jedoch nur kurze Zeit verblieben. Später im Jahre 1857 kam Oberst Némiró, ein Siebenbürger, nach diesem traten wieder Engländer ein, von welchen die noch heute in Persien bestehende Einteilung des Infanterieregimentes in zwei Bataillone (zu sechs Kompagnien), sowie die roten Kittel und Stulpstiefel der dortigen Gardereiter stammen.

Als der englische Einfluß zu gefährlich wurde, griff man auf das vollkommen neutrale Österreich. Gelegentlich des Besuches der Wiener Weltausstellung (1873) durch Nasredin Schah wurden zwischen dem österr.-ung. Kriegsminister FZM. Grafen Bylandt-Rheidt und dem damaligen persischen Gesandten in Wien, Großvezieren Neriman Khan, Vereinbarungen getroffen, nach welchen eine gewisse Anzahl österreichischer Offiziere berechtigt wurde mit dem persischen Kriegsminister Sepasalar y Asan Separatverträge behufs zeitweiliger Übernahme in den persischen Dienst abzuschließen. Diese Offiziere, dem Missionschef disziplinär nicht unterstellt, sondern nur dem persischen Kriegsminister verpflichtet, wurden zur Durchführung einer großen und schwierigen Aufgabe ohne genügende Vorbereitung und ohne hinreichende Mittel entsendet.

Es war also einerseits jedem der österreichisch-ungarischen Offiziere freigestellt, seinen Kontrakt zu lösen und nach Österreich-Ungarn heimzukehren, anderseits stand es dem persischen Kriegsminister frei, Offiziere der Mission nach Gutdünken in die Provinzen zu senden. Die erste österreichisch-ungarische Militärmission bestand aus dem Obersten Schönowsky, der aber bald in die Heimat zurückkehrte; den Infanterieoffizieren Standejsky und Stauder und dem Artillerieoffizier Wagner v. Westerstetten. Nach dem Programm sollten der Mission 6000 Mann zur Ausbildung überwiesen werden, welche den Kader zu einer Infanterietruppendivision zu bilden hatten. Von Österreich waren drei Uchatiusbatterien angekauft worden, welche jedoch unbespannt blieben. Die Söhne Stauders, der später in Budapest starb, traten zum Islam über; sie dienen heute noch in der Kosakenbrigade in Teheran, ohne daß sie es zu irgendeiner höheren Stellung gebracht hätten.

Die Wahl des nächsten Missionschefs war eine sehr glückliche, sie fiel auf den energischen Obersten Schemmel, der außer gediegenen militärischen Kenntnissen auch die für eine

solche Stellung unentbehrlichen weltmännischen Allüren besaß. Doch auch er konnte unter den gegebenen Verhältnissen nicht ersprießlich wirken. Statt 6000 Mann konnten nur mit Mühe 1000 in Ausbildung genommen werden; das damals und heute noch in Persien übliche Bonicsé-Rekrutierungssystem, nach welchem jeder Steuerzahler einen Soldaten — gleichviel ob Greis oder Jüngling — zu stellen und zu erhalten hat, konnte keine Garantie für ein brauchbares Truppenmaterial bieten und last not least schafften auch materielle Fragen oft nicht geringe Sorge.

Der Adjutant des Obersten war der damalige Leutnant Schemna, ferner waren mit ihm Hauptmann Kraus und Genieoberleutnant Baron Leitner. Im Jahre 1881 kamen noch Rittmeister Smolak, die Hauptleute Brüschenk, Geisler und Oberleutnant Baron Wedel. Mit diesen Offizieren zugleich waren noch Kapellmeister Gebauer und fünf Unteroffiziere verpflichtet.

Der Fleiß und die Fähigkeit unserer Offiziere ist heute noch in Persien in bester Erinnerung. Leider war es aber versäumt worden, der Mission eine solche Grundlage zu sichern, auf welcher deren Tätigkeit Ersprießlicheres hätte leisten können. Dazu kam noch, daß weder die Mannschaft noch die persischen Offiziere unserer Mission disziplinär unterstellt, daher von ihren Instruktoren in keiner Weise abhängig waren. Bedenkt man, daß ein Teil des Jahres wegen abnormer Hitze, einige weitere Monate wegen religiöser Feste für die Ausbildung verloren gehen, so erscheint es begreiflich, daß trotz der eifrigsten Arbeit unserer Offiziere der erwünschte Erfolg nicht erzielt werden konnte.

Mit den Verhältnissen in Persien weit besser vertraut und umsichtig bedacht, hatte die russische Diplomatie den russischen Militärmissionen ein weit günstigeres Terrain vorbereitet. Im Jahre 1879 kam Oberst Demantovics nach Teheran, jedoch nicht als Instruktor, sondern als Kommandant der unter seinen Befehl gestellten persischen Kosakenbrigade von 750 Mann, zu deren Unterhalt und Ausbildung ihm von der persischen Regierung jährlich 140.000 Tuman in Schecks auf die russische oder englische Bank überwiesen wurden. So blieb es unter seinen Nachfolgern den Obersten Cserkowsky, Kusmin Karaweief, dem Schweizer Schneuhr, Bellgarde, dem im letzten Kriege bei der dritten mandschurischen Armee gewesenen Generalen Kosakowsky bis auf den heute die Kosakenbrigade befehligenden Generalstabsobersten Tschernasubow, der als gediegener Militärliterat sowie als Teilnehmer an den Manövern bei Banffy-Hunyad vom Jahre 1895 speziell in unseren Armeekreisen bekannt ist.

Dem Kommandanten stehen drei aus den verschiedenen Waffengattungen mit Umsicht ausgewählte russische Offiziere zur Seite, welche bei ihren früheren Truppenkörpern in Turkestan und im Kaukasus schon Gelegenheit hatten, sich die persische Sprache, deren Kenntnis für einen Instruktor unerläßlich ist, anzueignen. Dem Kommandanten, der trotz seiner Oberstencharge den Rang eines Sirdar bekleidet, ist ein persischer General, der seine Ausbildung in Rußland genossen hat, als Adjutant zugeteilt, auch sind sämtliche bei der Kosakenbrigade befindlichen persischen Stabs- und Oberoffiziere dem russischen Subalternoffizier unterstellt.

Ich selbst habe zu wiederholten Malen den Exerzitien der Kosakenbrigade angewohnt, welche wegen momentanen Pferdemangels allerdings nur zu Fuß stattfanden; auffallend war die Ruhe und die Exaktheit, mit welcher alle Bewegungen durchgeführt wurden und die zu dem Schlusse berechtigten, daß Oberst Tschernasubow den ihm unterstellten Offizieren

und Truppen die Disziplin beizubringen und zu erhalten in der Lage ist. Mich von der taktischen Ausbildung und Verwendung der Kosakenbrigade zu überzeugen, hatte ich leider keine Gelegenheit. Offiziere und Mannschaft sind nach russischem Muster uniformiert. In den Knabenschulen, welche in der vom Generalen Kosakowski erbauten schönen großen Kaserne untergebracht sind, wird russisch unterrichtet. Waffen und Uniformen werden selbstverständlich aus Rußland bezogen. So leistet die Kosakenbrigade auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiete gute Dienste.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Teheran wurde viel von einer österreichischen Mission gesprochen, die nun wieder nach Persien kommen sollte; speziell die russischen Offiziere waren von dem baldigen Eintreffen österreichischer Instruktoren fest überzeugt, ohne hierüber besonders erfreut zu sein. Tatsächlich erlagen auch bereits schon in Teheran Briefe für einige österreichisch-ungarische Offiziere mit der näheren Bezeichnung „österreichische Militärmission"!

Obwohl es sich hier wahrscheinlich nur um Privatübereinkommen einiger, vielleicht pensionierter oder der Reserve angehöriger Offiziere handeln kann, so möchte ich doch an dieser Stelle der Frage einer eventuellen Militärmission in Teheran näher treten.

Unsere Monarchie ist der einzige Großstaat, der keine Kolonien besitzt, demnach ist unseren aktiven Offizieren die Möglichkeit benommen, in ihrer dienstlichen Eigenschaft einen Blick in die weite Welt zu tun. Jede Reise, jede Verwendung außerhalb der gewohnten Schablone bildet, regt an und erweitert den Gesichtskreis.

Unser Offizierskorps wird an militärischer Bildung und Fleiß von keinem anderen — auch von dem vielberühmten deutschen — übertroffen. Diese guten Eigenschaften wieder einmal außerhalb der Grenzen zu betätigen, könnte dem Prestige unserer Armee nur nützen, für die betreffenden Offiziere aber dürfte eine solche Tätigkeit gewiß eine erwünschte Abwechslung in ihrer nur allzu gleichförmig dahin fließenden Dienstzeit sein. Der Name unserer Monarchie würde in Asien wieder etwas öfter genannt werden, und vielleicht ließe sich auch für unsere Industrie ein Absatzgebiet für Waffen und andere Ausrüstungsartikel erzielen.

Daß eine österreichisch-ungarische Militärmission gewiß nicht zu unterschätzende Vorteile mit sich brächte, beweist am besten der Widerstand, der gegen eine solche Mission bereits von Seite Rußlands ausgegangen ist. Herr v. Speyer hat in aller Form gegen die Verwendung österreichisch-ungarischer Offiziere als Instruktoren bei der persischen Armee protestiert, indem er sich auf einen Vertrag neueren Datums berief, nach welchem es Rußland ausschließlich zustehe, militärische Instruktoren beizustellen!

Angenommen, daß sich Persien heute durch den erwähnten Vertrag nicht mehr gebunden sieht und österreichisch-ungarische Offiziere trotzdem nach Teheran kommen, so ist ein ersprießliches Resultat, sowie eine Garantie für deren persönliches Wohl einzig und allein nur dann gesichert, wenn sie nicht als Privatkontrahenten, sondern von der österreichisch-ungarischen Regierung entsandt erscheinen, mit genau denselben Machtmitteln wie sie die russische Militärmission in Teheran besitzt. Kämen sie nur als Instruktoren und nicht als Kommandanten, dann wären sie lediglich auf den guten Willen und die nicht allzu große Arbeitslust der ihnen zur Ausbildung Unver-

Mauten angewiesen. Dann dürfte die Bemerkung eines Russen: Die österreichischen Offiziere mögen nur kommen — sie werden doch nichts erreichen! nur zu begründet sein.

Wie schwer es dem Einzelnen wird, sein Mehrwissen und Können gegen die verschiedenen Intriguen zur Geltung zu bringen, zeigt am besten das Schicksal einiger begabter persischer Offiziere, welche ihre Studien und militärische Erziehung im Auslande vollendet haben. Iskender Khan, der im Jahre 1887 aus der Wiener Infanteriekadettenschule ausgemustert wurde und bis zum Oberleutnant bei uns diente, ist in Teheran in den ärmlichsten Verhältnissen gestorben. Gegenwärtig dienen in Teheran zwei hochgebildete junge Perser, welche in Sprache und strammem Auftreten die preußische Junkerschule und eine mehrjährige Dienstzeit in der deutschen Armee nicht verleugnen. Trotzdem sie beide Söhne eines persischen Ministers sind, konnten sie es bisher zu keiner höheren Stellung als zu Lehrern in einer Militärschule bringen, die von dem deutschen General Weih gegründet wurde.

Ich möchte nochmals des letzten Überbliebenen der österreichisch-ungarischen Mission in Persien, des vormaligen Jägeroberleutnants Baron Wedel, gedenken, dem Persien heute eine vorzüglich funktionierende Post verdankt. Generaldirektor Baron Wedel ist eine in ganz Persien bekannte und geachtete typische Persönlichkeit, dessen Haus jedem Landsmann offen steht. Ob er je in die Lage kommen wird, eine österreichisch-ungarische Militärmission auf seinen vorzüglichen Postkaleschen über das unwirtliche Gebirge von Rescht nach Teheran zu führen, ist wohl sehr fraglich. Könnte man sich maßgebenden Ortes entschließen, dem Beispiele anderer Staaten zu folgen, sich militärische Stützpunkte in fernen Ländern zu schaffen, so wäre hiezu gerade jetzt, da der russische Stern auf der ganzen asiatischen Linie erblichen ist, die günstigste Zeit.

Brisingamen.

Von Fritz Wittels.

Loki schlich in Freyas Palast und stahl der schlafenden Göttin Brisingamen, den schimmernden Schmuck; die Mißernte und Hungersnot vom Vorjahre lastete schwer auf den Ackerbauern um Faviana, und nun wanderten sie bekümmert durch die Felder und besahen die faulenden Stengel, aus deren Spelzen hier und dort das Mutterkorn lugte, indes der Schlehdorn und Unkraut am Wege üppig in Blüte standen. Mit Brisingamen war der allernährenden Göttin Jugend und Schönheit geraubt, sie hielt sich in ihrem Hause Folkwang verborgen, sah nicht die kostbaren Geschenke, die an geweihter Stätte für sie bereit lagen, und der Duft der brennenden Opfertiere erreichte sie nicht. Es regnete, regnete, regnete, und der Christengott, zu dem die römischen Ansiedler beteten, vermochte nicht, dem Wetter zu gebieten. Da versammelten sich die germanischen Priester auf dunkelumfriedeter Bergwiese und befragten die weißen Rosse und schnitten Zeichen in Buchenstäbe. Die weißhaarigen Männer erschraken ob der Antwort, die ihnen ward und beschlossen, noch einmal zu fragen. Aber am zweiten und dritten Tage merkten sie am Rauschen des Haines, daß die Gottheit nahe war, sie zauderten nicht länger und sprachen zum harrenden Volk: Loki, der Listige, verlangt den Leib einer lieblichen Jungfrau, Brunst für Brisingamen. Alle, die Kinder hatten im Lande, erzitterten.

Sanctus Severinus saß vor der niederen Tür seiner Höhle um die Mittagszeit und las in einem Pergamen über die Herrlichkeit Gottes. Nebenan hing im hölzernen Gerüst die kleine Glocke, und vor ihm lag die grüne Wiese. Und wie er so schön im Trockenen saß und las, da horchte er auf den Gesang der Grille und träumte in die Luft hinein: Da ist kein Tierchen so unscheinbar, Er hat es geschaffen und deckt ihm den Tisch; wie groß ist Gott im Kleinen.

Den schmalen Pfad herauf, der durch die mählich ansteigende Wiese zur Höhle führte, kam einer dieser Riesen, unter denen der kleine Römer lebte. Er folgte nicht dem mehrfach geschlängelten Weg, sondern zielte mit ungeschlachtem Schritt durch Gras und Klee und Butterblumen geradelos auf den heiligen Mann. Severin zog die Brauen zusammen und rief dem Unbekannten entgegen: „Du Grobian, was trittst du das Gras in den Grund, was störst du die Grille in ihrem Lobgesang?"

Der blonde Riese blieb verblüfft stehen. Aber er war berichtet, daß des heiligen Mannes Aussprüche oftmals dunkel seien, so wunderte er sich nicht lange, sondern sagte: „Hilf, du heiliger Mann, sie wollen die Bertel der Freya schlachten!"

„Wer ist denn das, die Bertel", sprach Severinus gemächlich, „ist's eine Sau oder eine Ziege?" Der Fremdling reckte sich in seinen Tierfellen. Er war ein junger Bursch und zwang den lachenden Blick zu Besorgnis: „So weißt du nicht, daß sie eine Jungfrau opfern wollen droben im Walde bei dem heiligen Brunnen? Das Los hat die Bertel getroffen, und nun soll sie dem bösen Loki geschlachtet werden. Sie haben sie abgeholt, ich stand hinterm Busch versteckt, sie führten sie vorüber, sie war schön mit Rosen im Haar, in weißen Gewändern, aber die Augen geschlossen und voller Angst, und nun ist sie oben am Quell, und vielleicht schon morgen: niemand anderer kann sie retten als du. Sag deinem Gott, er soll ein Wunder tun und die Bertel retten."

Severin hatte das Pergamen zusammengerollt, stand auf und fragte: „Wer bist du denn?" „Ich bin der Illo vom Weinberg," sagte der Bursch.

„Nun so höre, du Illo vom Weinberg", sprach Sanctus Severinus, „der Herr spielt mit Sonne und Mond, die Erde ist der Schemel seiner Füße, und Wunder tut er, wann es ihm beliebt, nicht wann ein fürwitziger Bursch und blinder Heide es verlangt. Deine Bertel aber werden wir mit seiner Hilfe retten mit oder ohne Wunder."

Er hieß den Burschen des Abends um Bescheid kommen, band die Sandalen unter die Füße und wanderte am Krückenstab nach Faviana. Er schritt die zetische Straße fürbaß, und wie er an den Gehöften vorbeikam, die da lagen, kamen die Insassen heraus, und die Mütter hielten ihm ihre Kinder entgegen, daß er sie segne, wie er gewöhnlich tat. Christ und Heide hegte gleiche Verehrung für den unscheinbaren Mann, der durch seines Geistes Gewalt wie ein Fürst unter den anderen hervorragte. Aber diesmal ging Severin eilenden Schrittes, nickte nur und erreichte bei der hohen Brücke die Stadt. Sein Ziel war das Prätorium am Markte, wo er den Kommandanten Titius Finitus mit seinem geschminkten Weibe und einigen Großen der Stadt beim Mahle traf. Schlemmende Schweine, die aßen, um zu speien und spien, um zu essen, das waren die, so das wankende römische Reich halten sollten. Finitus erhob sich vom Lager und grüßte den heiligen Mann mit trübem Auge, aber voll Ehrfurcht, denn er wußte, daß dieser Eine für den Bestand der Römerherrschaft mehr wert war als alle seine Legionäre, die mutig nur mehr gegen ihre Mitbürger, gegen den Feind aber käuflich und feig waren.

Severin forderte die Aufhebung des Runensteines und die Befreiung der gefährdeten Jungfrau. Da nahm Titius Finitus den Kranz von seinem kahlen Haupte, das von Salböl troff und sagte: die Römer hätten es allezeit so gehalten in Ufernoricum, daß sie den Gottesdienst der Einheimischen nicht störten. Gleichwohl würde er den Wunsch Severini erfüllen, wenn er nicht fürchtete, daß Quaden und Rugier und die anderen Barbaren, die am linken Donauufer wohnen, über die Stadt herfallen und hier der Römerherrschaft ein unrühmliches Ende bereiten würden, wie schon in Carnuntum und vielen Kastellen geschehen sei.

„Wie," rief Severinus, „ein Römer, ein Christ, sollte um einen geplanten Mord wissen und ihn geschehen lassen?"

Da erinnerte Finitus an die Hungersnot des vergangenen Winters, gestand, daß er selbst um das geplante Opfer seit langem wisse und seine Ansicht sei, man müsse die blonden Barbaren gewähren lassen. Die heidnischen Götter hätten das Land viele hundert Jahre behütet, und wenn sie zürnen, wie aus dem Schnauben der weißen Rosse und aus den Runen ersichtlich, so müsse man ihren Willen tun, so gut wie man Jesu Christo gebe, was Christi sei.

Severinus sprach kein Wort mehr, sondern kehrte sich und ging und betete im Gehen: „Herr, verzeih ihm, denn er weiß nicht, was er tut." Es dämmerte, als er zur Höhle kam, wo Illo stand und ihn erwartete. Severin läutete die Vesper, sprach ein kurzes Abendgebet, dem der Germane schweigend lauschte und sagte dann frohgemut: „Du junger Geselle, nun sendet uns Gott aus, deine Bertel befreien. Nimm dieses Kreuz, das dir ein Talisman sei, pirsche dich zur Nachtzeit an ihr Versteck am Quell. Leicht wird es dir gelingen, die Wächter zu überlisten, denn der Ewige ist mit dir. Das Mädel aber bring hierher, daß wir sie verbergen."

Illo errötete und sagte: „Wie könnte ich zur Nachtzeit mit einer Jungfrau durch den weiten Wald wandern? Niemand würde ihren Züchten trauen, und nicht Reichtum noch Jugend und Schönheit könnte ihr einen Mann finden."

„Braucht sie noch einen andern zu finden als dich?" fragte staunend Severinus.

„Sie weiß nicht, daß ich sie haben will, und so wird sie mit mir nicht gehen wollen." So war damals des Landes Brauch. Die Mädchen litten lieber den Tod als den Ruf der preisgegebenen Jungfräulichkeit.

„Nun, so wollen wir warten bis Mitternacht und dann miteinander gehen," sprach Severinus, dessen alte Füße müde waren vom doppelten Weg nach Faviana. Er warf sich zu kurzer Rast in den Pfühl, indes Illo vor der Türe Wache hielt und an die schöne Bertel dachte, die er liebte und freien wollte. Der Mond ging auf und stand zwischen Wolken, im Krottenbach quakten die Frösche. Auf den ruhigen Abend folgte eine unruhige Nacht, der Wind wehte in kurzen Stößen durch das Tal. Um Mitternacht kam Severin aus der Höhle, Illo führte, der Alte folgte mit rüstigem Schritte, und beide verschwanden im Walde. Erst zwängten sie sich durch Haselnuß und Dorne, dann stiegen sie auf weicher Grasnarbe durch Hochwald hinan, über ihnen rauschten die Wipfel. Sanctus Severinus war ruhig und heiter, Illo schauerte vor Alraunen und Gespenstern. Eine Stunde schritten sie so nebeneinander, dann lichtete sich der Wald zur ersten der drei Bergwiesen, die der Freya heilig sind. Mitten auf dem Anger stand eine uralte Linde; der Grund dehnte sich seltsam in dem Lichte des Mondes, der immer wieder hinter den

zerfetzten Wolken hervorkam. Da warf sich Illo plötzlich zu Boden. „Der Schimmelreiter!" flüsterte er. Wotan, der wilde Jäger, reitet zwei Fuß hoch über dem Erdboden und wer nicht niedergestampft werden will, muß sich der Länge lang hinlegen. Severinus rüttelte den abergläubischen Burschen derb an der Schulter. „Steh auf" rief er mit lauter Stimme, „hier ist niemand außer uns und Gott im Himmel." Der Wind trug die Worte in die neblige Weite, der riesige Kerl sprang auf die Beine, halb beschämt, halb diesen kleinen Römer bewundernd, der mit seinem Worte die Gespenster verscheuchte. Sie gingen weiter und kamen zur zweiten Lichtung. Da lag inmitten der Runenstein, und im Geviert brannten rotlodernde Fackeln, jede ein Reisighaufen. Der Wind schürte die Flammen, die braunen Rauchwolken vereinigten sich über dem Altar, ehe sie eilig in die Finsternis voran stürzten. In diesem Lichte sah man in weiterem Geviert vier Männer, die standen da unbeweglich und dunkel wie die Buchen des Waldes und bewachten die geweihte Jungfrau, die zu Füßen des weißen Steines in weiße Linnen gehüllt und über und über mit Blumen bedeckt wie schlafend da lag, eine jugendliche Riesin auch sie, die schwellenden Arme hinter dem Haupte gekreuzt, mit großen, gemeißelten Zügen. Severin und Illo spähten aus dem Schatten der Bäume und Illo rief: „Da liegt sie!", und die Angst lähmte ihn, weil er gekommen war, der Göttin geweihtes Gut frech zu entführen. Aber Severin trat in den Feuerschein, und die Wächter erkannten ihn und glaubten nicht anders, als daß er aus der Erde gestiegen sei. Vor ihren betroffenen Augen schien er zu wachsen, die todgeweihte Jungfrau erhob ihr Haupt, und mächtig, wie das Heranbrausen einer neuen Zeit, erscholl die Stimme des heiligen Mannes in die Nacht. „Im Namen des Allmächtigen, der Himmel und Erde geschaffen, vor dem euere Götzen Staub und Menschenmord ein Greuel ist, nehme ich dies Weib aus euerer Mitte!"

Die ehernen Worte gaben Illo Mut, er hob die Jungfrau auf seine starken Arme und eilte mit mächtigen Sätzen dem Walde zu. Severin folgte langsam; er fürchtete nicht die Rache der Barbaren. Es war nicht zum ersten Male, daß er ihnen in den Weg trat im Vertrauen auf seinen Gott, der ihn niemals verlassen. Die Wächter standen wie versteinert, sie trauten dem unscheinbaren Propheten übernatürliche Kräfte zu und fürchteten den Christengott nicht weniger als Wotan und Freya.

Severinus wollte seine Schutzbefohlene erst in die Obhut des nahen Klosters bringen, das er gegründet hatte, aber er dachte dann, daß sie unter seinen eigenen Augen am sichersten sei vor Verfolgung, und so mußte Illo seine schöne Last, deren Atem den Geruch des Weines aushauchte, mit dem man sie schwer berauscht hatte, auf das harte Lager des heiligen Mannes legen, dann hieß ihn Severin, sich irgendwo vor der Rache seiner Genossen verbergen, und der Riese ging gebückt durch die niedere Pforte der Höhle.

Am andern Tage hatte der Wind die Wolken zusammengepeitscht und es regnete, regnete wiederum zum Verdrusse des Landmannes. Severin, den das Alter niederdrückte, saß am Lager der gewaltigen Jungfrau, wartete ruhsam, bis sie erwachen möge, und als sie mühsam ihrer Sinne mächtig wurde und nicht wußte, wo sie war, noch wie sie gerettet worden, da streichelte er ihre Hand und redete vom Gotte der Christen, der ein Wunder getan habe, weil er nicht wolle, daß Menschenblut vergossen werde. Deshalb habe Gott sie vom Altar wegholen lassen und die Glieder der Wächter mit Lähmung geschlagen. Und wie er vor dem einfältigen Mädchen sprach, da ergab sie sich in das Los, nun nicht geopfert zu werden gerade so, wie sie vordem dem Todeslos nicht widersprochen hatte.

Loki hatte sie verlangt, da mußte sie folgen. Sie wußte nicht, was ein Mann sei, sie kannte den Tod nicht, sie fürchtete sich nicht vor Schmerzen, es war ihr eine Ehre, daß so ein großmächtiger Herr sie verlangt hatte. Und nun kam einer, der war noch größer und hatte einen langen grauen Bart und wollte sie dem Loki nicht gönnen. Sie gehorchte wiederum und war nicht himmelhoch erfreut. Das Todeslos hatte ihr freilich bange gemacht, aber auch da war sie weit von Todesverzweiflung gewesen. Verzweiflung, Liebe, Haß, wie weit war so hitziges Gefühl von Bertels heller Stirne entfernt. Sie saß mit Severinus auf dem niedrigen Lager, die Arme waren mit spiraligen Spangen, die Mitte mit einem silbernen Gürtel geschmückt, Leinwand mit Purpurborten gesäumt umwallte den Riesenbau ihrer Glieder, und Severinus sprach zu ihr von Gottes Sohn, von Betlehems Stern, von der Flucht nach Ägypten, von dem Täufer Johannes, von den Schriftgelehrten, vom Ölberg und vom Leidenswerk, er sprach, wie man zu Kindern spricht, sie hörte wie ein Kind, verstand nichts und wurde unter seinen Worten zur Christin. Sie war ein Kind, aber eines, das bestimmt war, dereinst eine Mutter zu werden von einem starken Geschlechte. So sprach Severin bis gegen Mittag. Dann holte er Brot und Fleisch aus dem Gelaß und betete und aß. Als er aber ihr davon bot, da erhob sie sich, nahm ein irdenes Becken, das da stand und holte Regenwasser von außen. Severin traute seinen Augen nicht. Sie wollte gar das Obergewand ablegen, und er merkte, daß er sie störe. Da ging er hinaus und blieb draußen, bis sie säuberlich gewaschen war, ob es gleich heftig regnete, und war ihm sein Herz erinnerungsschwer, er dachte vergangener Zeiten, an herrliche Römerinnen mit glühenden Augen und duftendem Leibe, und obwohl er selber den Gebrauch der Seife abgeschworen seit langem, meinte er doch dieser reinlichen Jungfrau neben der geistlichen Nahrung als köstlichstes Geschenk, nardenduftende Seife aus der Römerstadt Faviana holen zu sollen.

Da kam der Illo mit langen Schritten durchs nasse Gras und berichtete, daß man ihn des Nachts nicht erkannt habe, daß aber große Erbitterung gegen Severinus herrsche im Volke, die Priester hätten geweissagt, daß dieser Regen nicht eher aufhören würde, als bis die Götter durch des freventlich geraubten Opfers Blut versöhnt würden, und Illo hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da sprengte der Ädil mit zwei römischen Reitern heran und übergab dem heiligen Manne ein Wachstäfelchen, darauf geschrieben war:

„C. Finitus Severino Episcopo seinen Gruß. Den Ädil habe ich entsendet, damit Du ihm die vom Altar geraubte Jungfrau auslieferst. Großes Unheil würde emtstehen, wenn Du Dich des weigertest. Dein eigenes Leben ist in Gefahr, und wenn Du diese Gefahr für nichts achtest, dann gib den Barbaren das Blut eines Weibes für das Blut von vielen Römern, die zugrunde gehen werden, wenn die Rugier Faviana überfallen."

Unfroh las Severinus solch kleinmütige Botschaft. Unfroh sah er im Hintergrund allerlei Gestalten, die in Gruppen standen, am riesigen Wuchse als Einheimische kenntlich. Er sah, daß Finitus den Auftrag gegeben habe, die Jungfrau nötigenfalls mit Gewalt aus der Höhle zu holen. Da warf er sich auf sein Angesicht und breitete die Arme aus und betete zu seinem Gotte und sprach: „Herr, ist es dein Wille, daß dies junge Blut, nachdem du es wie durch ein Wunder aus der Schergen Mitte gerettet hast, nun dennoch zu Ehren des Götzendienstes vergossen werde?" Er lauschte und Gott antwortete ihm. Er erhob sich vom lehmigen Erdreich und sagte zum Ädil:

„Gewähre mir der Prätor Frist bis morgen."

Der Adil erwiderte: „Hoffe nicht, bis dahin die Jungfrau an einen anderen Ort zu bringen. Die Barbaren haben ringsum dichte Wachen verteilt."

Severin sagte: „Das Weib soll diese Schwelle nicht überschreiten."

Der Adil wußte, daß der heilige Mann nie log, gewährte in seines Gebieters Namen die Frist und sprengte mit seinen Gehilfen von dannen. Man sah, wie er unweit mit den Ältesten der Landleute sprach, die ungern von Aufschub hörten, dann trabte er stadtwärts.

Severin sah sich nach Jllo um, der in der Nähe umherstrich, winkte ihn heran und betrat mit ihm das Innere der Höhle. Da saß die gewaltige Jungfrau mit hellen Augen und strohblonden Flechten und hatte mit mächtig erwachtem Hunger nichts von dem übriggelassen, was Severin für sie hervorgeholt hatte. Jllo blieb an der Türe stehen, denn er fürchtete, vom Dunstkreis des geliebten Mädchens erdrückt zu werden, wenn er näher träte. Severinus kehrte sich nicht an das Benehmen des Riesen noch an Bertels Verlegenheit. Er sprach: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name," und ließ die zwei es nachsprechen. Und dann fuhr er fort und sagte den beiden das Vaterunser so oft vor, bis sie es auswendig wußten. Als sie so weit waren, besprengte er erst den Jllo mit geweihtem Wasser und sprach: „baptizo te in nomine patris, filii, spiritus sancti!" und tat ebenso mit Bertel und beide waren nun Christen und waren es zufrieden. Aber die gottesdienstliche Handlung war damit nicht zu Ende. „Nun magst du ihrs gestehn, daß du sie liebst", sagte Severin zu Jllo. Da blickte Bertel, die zukünftige Mutter eines starken Geschlechtes, mit ihren großen reinen Augen auf Jllo und Jllo fiel ihr zu Füßen und umfaßte ihre Knie, daß sie in ihrer Unschuld tief errötete und sich schämte. Aber sie streichelte ihm doch über das lockige Haupt, denn sie wußte, daß er sie vom Altarstein geholt, und das war mehr, als wenn er sie aus ihrer Eltern Hürde geraubt hätte. Jllo erhob sich und faßte beide Hände des Mädchens, und da er nicht redegewandt war, schwieg er still und sah sie nur an.

„Nun denn, so tretet her zu mir", sprach Severin, „daß euch die Kirche einander einverleibe". Und er traute die zwei in seiner niedrigen Höhle und segnete sie und sprach: „Vermehret euch und seid fruchtbar." So wurde Jllo und Bertel ein Paar. Der heilige Mann verwahrte ein herrliches Halsband aus Gold und grünlichen Chrysolithen, das ihm einst die Rugenkönigin Gisa geschenkt, das hängte er nun der jungen Frau als Brautgabe um, weil sie um Brisingamens, eines Halsschmuckes, willen fast ihr Leben verloren hätte. „Höret," sagte er, „ich habe kein besseres Gemach für euch; die Nacht müsset ihr in dieser Höhle verbringen."

Severin verließ sein Haus, und obgleich es noch immer regnete, setzte er sich auf das Bänkchen am Glockengehäuse und versank in tiefes Nachdenken. Seine Gedanken schweiften nach rückwärts, er war in Rom, im Garten seines Freundes Aulus Flaminius, eines reichen Jünglings gleich Severin, sie lustwandelten unter den Platanen und sprachen peripatetisch über das Höchste des Menschen. „Das höchste Glück kam aus Judäa," sprach damals Severin, „die Erkenntnis, daß der Mensch heilig werden kann." Dem hatte der sinnliche Aulus Flaminius kräftig widersprochen. „Ein Heiliger kann nimmermehr ein arbiter elegantiarum sein, denn eine heilige Seele schafft einen verwahrlosten Körper. Mag aber ein heiliger Mann trotzdem verehrungswürdig sein, was ist abstoßender als ein heiliges Weib? Wehe, daß das Christentum heilige Weiber erzeugt. O Publius Ovidius Naso, wie hättest du heilige Weiber verlacht!"

So ließ Flaminius sein seichtes Geplätscher hören, daß Severin auf die flache Eudaimonie des Freundes wie von einsamer Bergeshöhe hinabsah. Dann war Severin nach Germanien gewandert zu den wilden Völkern und fand da Männer und Frauen, die nicht wußten, daß der Mensch heilig werden kann, die auch von Ovid nichts wußten und seiner Kunst zu lieben. „Komm, Flaminius," hatte er oftmals gerufen, „entscheide, ob diesen das Wort oder Elegantia gepredigt werden soll und du wirst die Nichtigkeit alles Irdischen erfassen."

In dieser Nacht, da der heilige Severinus im Regen am Glockengehäuse saß, um die Liebesnacht seiner Taufkinder zu hüten, dachte er wieder an Aulus Flaminius, der sich dem Wohlleben ergeben hatte und in Theatanum ein herrliches Haus besaß. Für ferne Zukunft stieg eine Zeit vor das Auge des Heiligen, da auch in duftendem, gepflegtem Leibe Raum sein sollte für eine reine Seele, und er sah die in seiner Kammer als die Ahnen dieses Geschlechtes. Dann sah er wieder Flaminius, der die lockeren Lieder des Horaz deklamierte.

Sind das wohl Verse für einen heiligen Mann? sagte sich Severinus, bückte sich noch tiefer und schlief ein. Als er erwachte, schlug die Lerche im Ätherblau, die Sonne schien auf sein härenes Gewand und hatte es im Auftrage Gottes getrocknet. Er erhob sich, läutete den Tag ein, besah eine Weile die geschlossene Tür seiner Höhle und spazierte dann im blühenden Morgen. Die Tür ging auf und auf der Schwelle stand das junge Paar Hand in Hand, strahlende Dankesfreude in den Augen. Severin trat heran und sagte: „Betet!" und sie sprachen selbander: „Vater unser, der du bist im Himmel . . ."

Die Sonne stieg höher, und aus Faviana kam der Kommandant Titius Finitus selber, ließ sich in seiner Sänfte zur Behausung des heiligen Mannes bringen, stieg am unteren Rande der Wiese mühselig aus und ließ sein Gefolge da warten. Er klomm allein den Abhang hinan und sagte zu Severin, der mit den Jungen in fröhlichem Verein stand: „Ich komme selber wegen der besonderen Wichtigkeit der Sache und hoffe, daß du mir die Herausgabe der Jungfrau nicht verweigern wirst."

„Ich verwahre keine Jungfrau," sagte Severin im Angesicht der Bertel, die sich an Illo lehnte. Der heilige Mann erzählte, wie er die zwei getauft und getraut habe und sprach lateinisch, so daß die Bertel nicht zu erröten brauchte. Da lachte Titius Finitus, daß seine Schlemmeraugen in dem gedunsenen Gesichte verschwanden, und sprach: „Cäsar Augustus würde um dieses witzigen Einfalles willen dem Weibe das Leben schenken; sieh zu, ob das Barbarenvolk dich verstehen will." Und lachte laut und ging zu seinem Gefolge, das lachte auch und lachte noch, als sie in das Stadttor einzogen.

Severin fürchtete, dies Paar möchte hierzulande immerzu angefeindet, vielleicht gar am Leben bedroht werden; deshalb überredete er die beiden nach Italien zu wandern und dort eine neue Heimat zu suchen. Er gab ihnen einen Brief mit an seinen Freund Aulus Flaminius. Illo und Bertel nahmen unter Tränen Abschied von dem Greise und hernach begab sich Severin zu den Ältesten des Volkes und versprach ihnen eine völlige Wendung des unsteten Wetters zum Besten. Gott hielt getreulich, was sein Vertreter auf Erden verheißen.

Der Brief an Flaminius lautete:

„Severinus dem Freunde Aulus Flaminius seinen Gruß. Wofern Du durch Gottes Gnade noch unter den Lebenden weilst, nimm dieses Weib und ihren Gatten freundlich

auf. Sie sind Deiner Freundschaft würdig, denn in dem Weibe zumal vereinigt sich ein reines Gemüt mit sorglicher Pflege des Körpers. Ich habe dreißig Jahre in Germanien gelebt und keine gesehen, die sich des Morgens Hals und Nacken wusch. Die aber wäscht sich. Solltest Du nicht, mein teurer Aulus Flaminius, nach einem Leben, verbracht unter geputzten Weibern mit verderbter Seele, die Pflege des Leibes geringer schätzen als in Deiner Jugendzeit? Und kannst Du verstehen, daß ich meinerseits den Barbaren oftmals lieber Wasser und Seife gepredigt hätte, als sie an Zucht zu gemahnen, die Unzucht nicht kennen? Am Abend meines Lebens sende ich Dir diese Blume des Nordens, die unser beider Ideal vereint. Pflege sie als mein Vermächtnis, denn ich sehne mich nach der Grube."

Demoliert.

Von A. M. Oberhofer.

Es war glühend heiß und obwohl die Luft unbewegt war, schlugen die Wellen schwerfällig gegen die Bordwand und machten das Schiff leise schaukeln. Eintönig und hastig stampfte die Maschine.

Die meisten Passagiere lagen und saßen auf Deck und versuchten zu schlafen. Geflüsterte Gespräche und ungeduldige Seufzer verrieten, wie sehr alle unter der drückenden Hitze litten. Es war einfach unmöglich, Ruhe zu finden. Am Vorderdeck saßen zwei Männer nebeneinander, der eine zirka 50 Jahre alt mit verwittertem, braungebranntem Gesichte, Haare und Bart leicht ergraut und nach englischer Mode geschnitten. Er qualmte aus einer kurzen Pfeife und seine grauen Augen starrten freudlos in die Ferne. Sein Nachbar war ein junger Mann von deutschem Typus mit langem Barte und goldenen Brillen, ein richtiger Gelehrtenkopf. So saßen die beiden schon zwei Stunden und hatten kaum ein Wort gewechselt. Sie hatten sich erst in Triest an Bord des Indiendampfers kennen gelernt, beide flohen die Geselligkeit der übrigen Passagiere und so hatte sie ihre Einsamkeit zusammengebracht. Viel hatten sie sich bis jetzt nicht zu sagen gefunden, aber sie fühlten sich zueinander hingezogen. „Was wollen Sie eigentlich in Borneo?" fragte plötzlich der Ältere von den beiden.

„Ich glaube, ich sagte Ihnen schon, daß ich Zoologe sei? Ich reise im Auftrage meiner Regierung, um die Orthopteren dieses Gebietes zu erforschen."

„Was ist das für ein Ding?" fragte der Alte; er sprach das Deutsche mit leicht englischem Akzente. „Geradflügler, Insekten", sagte der junge Professor lächelnd. „Wozu sammeln Sie das Ungeziefer — no business" murmelte der Ältere von den beiden brummig. Sie schwiegen wieder längere Zeit. Dann begann der junge Deutsche mit seiner sanften Stimme: „Sie sind ein sonderbarer Mensch, Mister Laufberger. Eine seltene Mischung des englischen Zweckmenschen mit dem sentimentalen Deutschen. Wo kommen Sie her und wo gehen Sie hin? Ich meine — woher stammen Sie und was treiben Sie drüben in Indien?" Über des Alten Gesicht legten sich verdrossene Falten. „Ich war Kaufmann in Bombay — Baumwolle und Tee — und nun will ich's wieder sein. Aber ich bin nicht von drüben, ich bin aus Wien und da war ich nun eben auch." „Ah, Sie besuchten Ihre Heimat?" „No", sagte Laufberger rauh, „meine Heimat ist jetzt Bombay, die andere

haben sie mir abgebrochen." „Wie," fragte der Professor, „abgebrochen? Was wollen Sie damit sagen?" „Abgebrochen, niedergerissen, demoliert, verstehen Sie nicht?" Der Professor lächelte. „Das Wort verstehe ich wohl, aber wie kann man jemandem die Heimat demolieren?" Da seufzte Laufberger schwer und fing dann leise an zu erzählen, wie wenn er mit sich selber spräche.

„Es wird Sie wenig interessieren, die Geschichte, mir aber kommt sie recht merkwürdig vor und ich muß immerzu darüber grübeln. Ich bin armer Leute Kind, mein Vater war Steinschleifer in Wien und das Haus, in dem ich geboren und erzogen wurde, hieß die „Schleifmühle". Es war ein sonderbares altes Gebäude mit einem großen Hofe und altertümlichen Erkern und Freitreppen und unzähligen Schlupfwinkeln. Es wohnten fast nur kleine Leute dort mit vielen Kindern und wenig Geld; aber es war eine gemütliche Gesellschaft. Uns Kindern gehörte der Hof, da spielten wir und balgten uns tagein tagaus. Neben dem Hause, nur durch eine schmale Straße getrennt, trieb der Wienfluß sein braunes Wasser dahin und an den steilen Ufern wuchs krauses Gebüsch und dürftiges Gras. Das war für uns verbotenes Gebiet und darum eben unser Paradies, in das wir heimlich entflohen, so oft wir konnten. Im Hause war ein kleiner Bücherladen, wie es deren nur in den Vorstädten gibt; billige Bücher für arme Leute. Die alte, dicke Frau, der der Laden gehörte, hatte an mir Gefallen gefunden und da saß ich oft stundenlang bei ihr und las ihren ganzen Bücherkram durch. Viel dummes Zeug, Indianergeschichten und Räubererzählungen, und die sind mir nie mehr aus dem Kopfe gekommen. Mit 14 Jahren kam ich in die Lehre; ich sollte Mechaniker werden. Aber mich freute nichts; denn in allen Gliedern spukte mir die Sehnsucht nach Abenteuern und so oft ich konnte, brannte ich meinem Meister durch und rannte hinab zur Donau; da saß ich dann und schaute mir die Schleppdampfer an und träumte, ich wäre in einem großen Hafen und es ginge hinaus in die weite Ferne. Ich hab' viel Prügel gekriegt deshalb und meine Lehrzeit war nicht lustig. Endlich war ich Geselle geworden, und nun wollte ich mich umschauen in der Welt. Aber die Welt, wie sie mein Vater meinte, war nicht groß; nach Böhmen sollte ich und dann nach Sachsen und wieder heim. Als ich meinen Ranzen geschnürt hatte, stand es bei mir fest, daß ich nicht wiederkehren wolle, sondern mein Glück suchen drüber dem Meere. Ich weiß noch, wie der Abschied war, es sind jetzt 35 Jahre her. Meine Mutter weinte und streichelte an mir herum; sie war eine gute, behäbige, kleine Frau. Der Vater aber machte ein strenges, sorgenvolles Gesicht und gab mir gute Lehren. Die Jugend ist undankbar, ich habe nicht viel darauf gehört und der Boden brannte mir unter den Füßen. Ich fuhr soweit mein Geld reichte, mit der Bahn, dann focht ich mich durch bis Hamburg; da war ich allerdings recht erstaunt, denn es war doch ganz anders, als an der guten alten Donau und mir war ängstlich zumute. Aber nun gab es kein Zurück mehr und so war ich eines schönen Tages nach langem Suchen als Kohlenträger auf einem Indiendampfer. Das waren harte Zeiten und was noch Kind gewesen war in mir, das hat mir damals Laster und Elend aus dem Leibe getrieben. Dann fand ich endlich eine Stelle als Arbeiter in einem Baumwollhause in Bombay. Mein Herr war ein harter, alter Holländer und gut ist es mir damals auch nicht gegangen. Gearbeitet habe ich vom Morgengrauen bis in die späte Nacht."

„Warum sind Sie nicht zurück nach Wien?" fragte der Professor. „Das ging nicht, Herr, ich schämte mich vor meinen Eltern und vor all den Leuten, die mich gekannt hatten, als

armer Teufel wiederzukehren. Auch hätten sie mich eingesperrt als Deserteur, ich war ja wehrpflichtig. Ich glaube, ich habe auch verteufelt wenig an die Heimat gedacht. Wenn einer lebt wie ein Zugtier, vergeht ihm leicht das Träumen. Dann starb der alte Holländer und die neuen Herren faßten Vertrauen zu mir; ich wurde Aufseher und später Magazinsverwalter. Sie sandten mich als Agenten ins Innere und als endlich der eine sich zurückzog vom Geschäfte — ich hatte mir damals schon ein Sümmchen erspart — da nahm der andere mich als Kompagnon. Das geht da drüben so; sie schauen nur auf die Tüchtigkeit. Wir hatten Glück, ein paar gute Ernten und eines Tages als ich Bilanz machte, bemerkte ich, daß ich ein reicher Mann sei. Glauben Sie mir, ich war wirklich erstaunt. Damals dachte ich zum erstenmale wieder an meine Heimat und meine alten Eltern, aber fort konnte ich nicht, denn mich hatte der Geldteufel gepackt und ich wollte immer reicher werden. Ich schrieb an meine Alten nach Wien und sandte ihnen ein schönes Stück Geld. Lange nachher erhielt ich einen Brief von meiner Mutter. Die Schrift war schwer zu lesen, sie mußte schon stark das Zittern haben. Sie schrieb mir, sie wüßte nicht, was sie mit dem Gelde anfangen solle; der Vater sei vor zwei Jahren gestorben und sie selbst in der Versorgung; da hätte sie alles, was sie brauche, und ich solle ihr nur kein Geld mehr schicken, denn sie hätte nur Sorgen damit. Kein Vorwurf, kein Wort der Klage, nur ganz zuletzt schrieb sie, der Vater wäre sehr ernst gewesen in den letzten Jahren. Als ich das Schreiben bekam, war ich ein Mann von 40 Jahren. Aber damals hat es mich doch gepackt und ich habe die Tränen nachholen müssen, die ich weinen hätte sollen als junger Bursche beim Abschied. Doch die Zeit verwischt alles, und ich hatte viel zu tun. Mein Teilhaber war mittlerweile auch gestorben und ich führte das große Geschäft allein. Ich war ein einsamer harter Mensch geworden.

Im vorigen Jahr brachte ich von einer Reise ein Fieber heim und lag viele Wochen zwischen Leben und Tod. Als ich dann endlich wieder erwachte, war mein Körper schwach und meine Seele weich; arbeiten konnte ich nicht, ich hatte Zeit zum Grübeln. Da habe ich mein ganzes Leben überblickt und wieder einmal Bilanz gezogen und ich fand, daß mein Haben überreich war, aber größer noch mein Soll. Mir wurde es plötzlich klar, daß ich mein ganzes Leben nur gearbeitet, aber nicht gelebt hatte, und da packte mich ein tiefes Mitleid mit mir selbst und unbändige Sehnsucht nach meiner Jugend und Heimat und ließ mich nicht mehr los. Eines Tages übertrug ich mein Geschäft einem jüngeren Freunde und schiffte mich ein nach Triest. Ich wollte heim."

„War Ihre Mutter noch am Leben?" fragte der Professor.

„Nein, die war vier Jahre nach dem Vater gestorben. Ein entfernter Vetter hatte es mir geschrieben und ich hatte ihm Geld geschickt für ein schönes Grab und ihn gebeten, er solle es betreuen. Das war wenig getan, nicht wahr? Aber die Fremde und die Zeit machen die Herzen hart. Als ich in Triest ankam, war meine Sehnsucht zum Fieber geworden. Ich konnte es nicht mehr erwarten. Ich bin schon viel in meinem Leben gereist und habe lange Fahrten gemacht, aber so lange, wie diese Fahrt von Triest nach Wien ist mir keine geworden. Es war wie eine Angst in mir, sie könnten mir plötzlich die Heimat forttragen und ich wollte sie doch erst jetzt genießen. Ich hatte mir alles ausgedacht. Meine alten Freunde wollte ich aufsuchen und alle die Orte wiedersehen, die ich als Kind geliebt hatte. Und in Wien wollte ich bleiben, in dem schönen Wien, das mir drüben in Indien wie eine Märchenstadt vor Augen schwebte. Jedes Detail meines kommenden Lebens

malte ich mir aus während dieser Fahrt und, glauben Sie mir, ich war plötzlich wieder jung geworden. — — Es war ein glühend heißer Sommermorgen, als mein Zug die letzte Strecke vor Wien passierte, meine Augen wurden feucht, als ich die schönen grünen Berge des Wienerwaldes, den lieben alten Anninger wieder sah. Da war sie ja, treu und unverändert, meine Jugend! Nur das Häusermeer um Wien schien mir ungeheuer gewachsen und ich hatte die dunkle Erinnerung, an Stelle dieser unzählbaren Häuser einst wogende Felder gesehen zu haben. Genau habe ich damals nichts gemerkt, dazu war meine Erregung zu groß.

Wie im Traume kam ich ins Hotel und hastig absolvierte ich Toilette und Frühstück. Dann ging ich hinab auf die Straße, um meinem ersten Ziele, der Schleifmühle, zuzueilen. Kennen Sie das Gefühl, wenn man im Traume irgendwohin zu kommen strebt und plötzlich in wildfremden Gegenden ist, die man nie gesehen? So war mir damals zumute. Wo die Wien einst geflossen, brauste die Stadtbahn und erstreckte sich ein breiter, prächtiger Boulevard. Lange Reihen vierstöckiger Häuser haben die lieben alten Gebäude meiner Kinderzeit verdrängt. Ich mußte mich zurechtfragen. Der große Markt und das Freihaus waren die ersten Bekannten, die ich sah; nun wußte ich Bescheid. Ganz nahe davon war ja die alte Schleifmühle, und als ich endlich an Ort und Stelle war — da lehnte ich mich bestürzt an die Steinbalustrade einer neuen Brücke, die dort über den Wienfluß führt, und starrte fassungslos auf das Ziel meiner Sehnsucht: eine halbe Ruine stand vor mir — die alte Schleifmühle wurde eben demoliert. Rasselnd und polternd sauste Ziegel um Ziegel hinab zur Erde und schreiend und lachend arbeitete ein Heer von Menschen daran, die Stätte meiner Jugend zu zerstören. Staubwolken stiegen gegen Himmel und traurig schauten die kahlen Mauern, die gebrochenen Gewölbe und der schuttbedeckte Hof mich an. Im ersten Stockwerke, etwa dort, wo unsere Wohnung gewesen sein mag, war ein Zimmer zur Hälfte demoliert. Ich kann Ihnen schwer sagen, was ich fühlte. Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden, dann raffte ich mich auf und ging hinüber auf den Arbeitsplatz. Einen alten Mann fragte ich, ob der alte Kranninger, der Hausmeister, noch lebe. „Nein“, sagte er, „aber sein Sohn arbeitet hier am Bau“. Ich ließ ihn kommen. Ein dickes Trinkergesicht, struppige graue Haare, ein früh verbrauchter Proletarier stand vor mir. Das war aus dem kleinen Pepi geworden, der einst mein Spielkamerade gewesen. Er erkannte mich nicht und ich fragte ihn: „Hat hier im Hause nicht einmal die Familie Laufberger gewohnt?“ Er dachte lange nach. „Ja“, sprach er endlich, „das war der alte Steinschleifer; der ist schon lange tot. Sein Weib ist in die Versorgung gekommen und ob sie noch lebt, weiß ich nicht.“ „Und der Sohn?“ warf ich ein. „Ja d e r! Der ist mit mir in die Schule gegangen, dann aber ist er fort und man hat nichts mehr von ihm gesehen.“ „Haben sich die Alten gekränkt?“ fragte ich zögernd. „Mein Gott, schön war's nicht vom Franz; die Frau Laufberger ist seit der Zeit ein weinerliches Weiberl gewesen und er, der alte Mann, war ja sein Lebtag still, aber seit der Franz fort war, ist er mürrisch und verbissen geworden.“

Laufberger schwieg und schloß die Augen. Der junge Professor sah ihn mitleidig an und sprach dann leise: „Die Dankbarkeit erlernt man erst im Alter. Der Lebensdurst läßt sie bei jungen Menschen nicht aufkommen. Das muß wohl so sein.“ „Mag sein,“ sagte Laufberger, „aber in dem Momente bin ich mir verdammt armselig vorgekommen und mir war so elend zumute, daß ich kaum weiter fragen konnte.“ — „Haben Sie die Lauf-

bergers gekannt?" fragte der Mann. „Nein", erwiderte ich zögernd, „das heißt — nur ganz oberflächlich. Was ist denn aus der alten Buchhändlerin geworden, die im Hause ihren Laden gehalten hat?" „Die ist hier gestorben und es war eine schöne Leiche, denn sie hat viel Geld hinterlassen in einer kleinen alten Kiste und niemand hat davon gewußt, daß sie so reich war."

„Und die Familie Prechtl, wo ist die jetzt?"

„Mit denen ist es schief gegangen", sagte Pepi „er ist ins Saufen gekommen und hat sein armes Weib entsetzlich geschlagen und einmal haben sie ihn nach Hause gebracht mit einem gebrochenen Bein. Dann hat er gekränkelt und sie hat nicht genug verdienen können für ihn und die Kinder, zuletzt hat sie der Hausherr hinausgeworfen. Der eine von ihren Buben ist ein rechter Zuchthausbruder geworden und der andere hat das Saufen vom Vater geerbt." Ich konnte mich der anderen kaum mehr entsinnen, es hatten ihrer ja so viele im Hause gewohnt; auch war mir die Freude am Fragen vergangen. Ich gab dem Manne ein Goldstück, da sah er mich lange erstaunt an und ging kopfschüttelnd weg. Ich aber machte kurzum kehrt und ging meinen Weg zurück, ohne mich einmal umzusehen. — Ich war plötzlich so müde geworden und meine Beine waren so schwer. Alles um mich her, war fremd und interessierte mich nicht mehr. Dann bestieg ich einen Wagen und fuhr hinaus auf den großen Friedhof, um meiner Eltern Grab zu sehen. Es war mir plötzlich so, als müßte ich ihnen noch sagen, daß ich nun doch zurückgekehrt sei und ihnen viel Dank wüßte für meine Jugend. Und das erfüllte mich mit Trost, daß ich nichts anderes mehr denken konnte

Als ich draußen ankam, lag die heiße Sommersonne über den Gräbern und die Luft flimmerte vor Hitze, in den Bäumen pfiffen und sangen die Vögel und im Sande der Wege trieben unzählige Spatzen ihr Spiel.

Nach langem Fragen erfuhr ich, wo das Grab meiner Eltern sei. Fast den ganzen Friedhof mußte ich durchqueren, bis ich endlich vor einem Grabe stand, das recht traurig aussah. Eine prunkvolle, doch geschmacklose Steinkapelle stand zu Häupten und um das Grab zog sich ein Gitter, das Spuren von Vergoldung zeigte; aber keine Blume, kein Gras schmückte den Hügel und man sah recht deutlich, daß niemand sich um die scherte, die da unten ruhten. „Grabstätte der Familie Laufberger" stand auf einer Marmortafel in der Kapelle und darunter die Namen meiner Eltern und ihr Todestag und dann „Friede ihrer Asche". Für m i ch hatten sie keinen Platz gelassen, ich gehörte nicht mehr dazu — —

Das Leben und der Tod waren über mich hinweggegangen und hatten meiner vergessen. Fremd und kalt stand ich vor dem Grabe meiner Eltern und all den Gefühlen der Sehnsucht und Dankbarkeit, die mich hinausgeführt hatten auf den Friedhof, war eine müde Leere in meiner Seele gefolgt. Ich fuhr zurück in die Stadt, packte meine sieben Sachen und fuhr nach Triest. Zwölf Stunden war ich in Wien gewesen und doch war mir's, als wären Jahre seit dem Morgen vergangen und als wäre ich ein steinalter Mann geworden. — —

Nun fahre ich wieder heim nach Bombay und dort will ich bleiben, denn meine alte Heimat — ja, die haben sie mir demoliert."

Aus dem josefinischen Wien.

Tagebuchstellen eines Schweizers.

(Schluß.)

Sonnabend den 8. Unser Projekt, die Sonne aufgehen zu sehen, ward durch den eingefallenen Nebel und Regen ganz verdorben. Nach eingenommenem Frühstück machten wir uns also auf den Weg nach Nußdorf hinunter, dann fuhren wir nach der Stadt zurück.

Abends sahen wir im Nationaltheater den Re Teodoro; die Musik ist von Paesiello und ganz vortrefflich, vorzüglich der Traum des Königs ist ein Meisterstück von Ausdruck und Kraft der Komposition.

Sonntag den 9. Herr Alxinger führte uns zu Huntschofsky,* einem der ersten Wundärzte im Militärhospital; derselbe besitzt eine schöne Mineraliensammlung. Dann sahen wir die Vorratskammern und die anatomische Präparatensammlung des Hospitals, welche Brambilla,** der Direktor desselben, alle Sonntage den hinkommenden Leuten selbst weist. Dieses Militärhospital (welches der Kaiser von Grund auf neu und sehr schön bauen ließ) existiert ganz unabhängig von der Universität und tut derselben in Absicht auf das medizinische Fach viel Schaden. Die Hauptursache davon ist der unwissende Direktor desselben, Brambilla, der dem Kaiser weiß machen kann, was er will. Er wollte einst sich bei der Universität zum Doktor machen lassen. Swieten schlug ihm den Hut ab wegen seiner notorischen Ungeschicklichkeit; dies suchte er nun dem Swieten und der Universität auf alle mögliche Art zu vergelten. Vordem glaubte einer kein guter Arzt zu sein, wenn er nicht unter Stoll studiert hätte, nun hat das Hospital seine ordentlichen Professoren in der Medizin und Chirurgie und erteilt in beiden Wissenschaften den Doktorhut, und zwar braucht der Kandidat weniger zu wissen und hat viel geringere Ausgaben, als wenn er sich den gradum von der Universität geben läßt. Nun sieht der Kaiser das medizinische Fach bei der Universität beinahe für überflüssig an und sucht es zu unterdrücken. Er gab schon den Befehl, daß die physiologische Professur aufhören und dieses Fach zur Anatomie geschlagen werden sollte. So muß natürlich die medizinische Fakultät zerfallen. (Alle Wundärzte bei der kaiserlichen Armee müssen beides: Medizin und Chirurgie verstehen und in beiden examiniert sein.)

Der Baron van Swieten ist ein fremder Edelmann, er ist Studien- und Zensurpräsident und erster Bibliothekar. In dieser Qualität hat er 3000 Gulden Gehalt vom Kaiser, sonst nimmt er keinen Heller von ihm. Seine eigenen Einkünfte belaufen sich auf 30.000 Gulden, beinahe dreiviertel vom Jahre sitzt er in den Schulen und examiniert die Professoren und die Jungen. Seine große Liebe zu den Wissenschaften ist der einzige Antrieb dazu. Tiefe Gelehrsamkeit, Popularität und richtigen, scharfen und schnellen Blick besitzt er in hohem Grade. Schon oft, wenn der Kaiser ihn mit besonderen neuen Anordnungen schikanierte, wollte er alle seine Stellen niederlegen, der Kaiser mußte ihn sogar bitten, diese zu behalten. Brambilla, sein Gegner, zeigt sich in seiner lateinischen

* Johann Hundzovsky (1752—1798), Professor an der medizinisch-chirurgischen Schule im Militärspital.

** Johann Alexander Ritter v. Brambilla (1728—1800), Kaiser Josefs Leibchirurg, auf dessen Anregung der Monarch die medizinisch-chirurgische Militärakademie (Josefinum) gründete.

Rede zur Einweihung des Militärhospitals in dem vollen Glanz seiner Unwissenheit. Die vielen grammatikalischen Fehler ungerechnet, behauptet er darin, daß schon zu Adams Zeiten die Chirurgie bekannt gewesen sein mußte, weil Kain seinen Bruder totgeschlagen habe. Den Namen dieser Wissenschaft leitet er nicht vom griechischen χειρ-ἔργον her, sondern vom König Chiron, der dieselbe auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben soll. Daß er nicht Griechisch kann, gesteht er selbst, indem er eine Stelle aus dem Plato nur nach einem andern Buch, worin er sie gelesen hatte, zitiert. Und dieser Mann besitzt das Zutrauen des Kaisers, er gleicht jenem Arzt, der zu einer Tür seines Hauses herausging, um die Leute zu verwunden, und dann zur andern hinein, um sie zu heilen.

Montag den 10. Heute dejeunierten wir bei Haschka; Blumauer, Pezzl und Alxinger waren auch da. Nachmittags präsentierte uns Herr von Vreden dem Hofrat Sonnenfels. Dieser Mann hat unstreitig sehr viel Verdienst um den Anfang der hiesigen Aufklärung und andere Einrichtungen. Er fing an gegen Mißbräuche und Dummheiten zu schreien in einer Zeit, da noch niemand daran dachte, daß sie solche wären; er fühlt dies selbst gar zu stark und ist daher der größte Egoist, den man sich denken kann. Der Inhalt aller seiner Gespräche ist unaufhörlich er selbst und seine Verdienste. Da er etwas geleistet hat, so behauptet er nun in allem groß zu sein; er ist der beste Professor, der beste Gesetzgeber, der beste Musikant (ungeachtet er erst einige Monate lernt), der beste Kompositeur, der beste Physiker, der beste Mineralog, der beste Jäger usw., kurz alles. Wenn er sich einmal recht auf sein Steckenpferd gesetzt hat, so ist's ein leichtes, ihn ab absurdum zu treiben. In Gegenwart seiner Frau scheut er sich ein wenig so ganz auszuholen. Diese ist die älteste von den Schwestern Hay, ein Weib von sehr vielem Verstand und Gelehrsamkeit; sie hat schon ein Buch geschrieben, das ihr viel Ehre macht. Solang Sonnenfels ein wenig in Schranken bleibt, so steht es ihm nicht übel, von sich selbst zu sprechen, weil er wirklich Verdienste hat. Er handelt unter dem Titel von Polizei in seinen Vorlesungen die ganze innere Legislation ab. Er zeigt zugleich mit der Theorie immer den Nutzen derselben in der Praxis.

Mittwoch den 12. In der kaiserlichen Bibliothek sahen wir die englischen Kupferstiche in Schwarzkunst, nach Raynolds gestochen, meistens Porträts, worunter interessante Köpfe sind, dann ließen wir uns beim Kupferstichhändler Artaria einen Teil seines Vorrats zeigen.

Nachmittags besuchten wir Herrn Pezzl, er wies uns die Gemälde in den Zimmern des Fürsten,* einige darunter sind wirklich sehr gut; er hat eine heilige Familie von Raphael, wo die Madonna den auf dem Kind liegenden Flor aufhebt, ein kleines Abendmahl von Leonardo da Vinci, das nämliche Bild, das bei den Dominikanern in Milano in Fresko gemalt ist. Sonst ist von den italienischen Schulen nicht viel da; aber gute Rubens, Rembrandts u. a. m. Überhaupt ist diese Sammlung unter den hiesigen Privatgalerien eine der interessantesten und der Fürst verwendet immer etwas auf die Vermehrung derselben.

* Des Fürsten Kaunitz.

D o n n e r s t a g d e n 13. Morgens früh war Musik in dem Garten des Belvedere, welche zwei Gardeoffiziere von der deutschen Garde der Prinzessin Elisabeth* zu Ehren gaben, welche den Sommer über in dem an den Garten stoßenden Nonnenkloster wohnt. Es waren sehr viele Leute da zugegen. Die Prinzessin hörte aus dem untersten Saal zu. Sie ist kurz, ziemlich dick und hat eine breite, fast unangenehme Physiognomie, rötliche Haare und fast keine Gesichtsfarbe. Sie soll ein gutes Herz haben, aber weder Feuer noch Leben. Seitdem sie hier ist, soll sie häßlicher geworden sein. Sie kam als ein sehr gutes, wohlerzogenes Mädchen hierher. Da sie zum erstenmal in die Oper fuhr, zitterte sie an allen Gliedern. Nun hat sie ihre Gouvernante Chancleau schon auf einen höheren und kaiserlicheren Ton gestimmt, man merkt ihr an, daß sie anfängt ihre Bestimmung deutlicher zu fühlen. Der junge Franz ist ungemein schüchtern, wenn er bei ihr ist, so weiß er nicht was er ihr sagen soll. Man gab ihm einst zu verschiedenen Malen etwas Geld und sagte ihm, er könne davon seine Leute nach Belieben beschenken; er behielt es lange auf, endlich, mit einmal war es weg; man spähte nach, wer es wohl bekommen habe, und es fand sich, daß er alles einem Wäschermädchen geschenkt hatte, das ihm seine Wäsche bringt. Er bekam hierüber einen kleinen Verweis, dann verteilte er die nächste Summe, die er bekam, unter alle seine Leute zu gleichen Teilen.

Abends ward im Nationaltheater die Operette „Der Arzt und der Apotheker" aufgeführt. Die Musik ist recht gut, die Handlung des Stückes ziemlich unterhaltend, einige von den Akteurs übertrieben aber ihr Spiel; gerade dies wurde entsetzlich applaudiert. Am Ende ward so lange gepocht und gerufen, bis der Kompositeur sich auf dem Theater zeigte. Dies ist eine von den Lieblingsoperetten des hiesigen Publikums; fünfmal nacheinander ward sie itzt gegeben und stark besucht, ein sehr seltener Fall, denn man liebt sonst hier die Abwechslung und sieht nicht gerne dasselbe Stück zweimal hintereinander.

S o n n t a g d e n 16. Den berühmten Geschichtschreiber Schmidt** trafen wir nicht zu Hause an, auch den Herrn von Strohlendorf nicht. Dem Herrn von Sobek machten wir einen Besuch. Dieser diente unter Theresia 19 Jahre, ohne einen Heller Besoldung zu bekommen, denn wer unter ihrer Regierung sich nicht Protektion zu verschaffen, zu erschleichen oder zu erheiraten wußte, der bekam nach vieler Mühe wohl einen Dienst, aber keine Besoldung. Nun geht es doch etwas besser; der Kaiser hat gegenwärtig keinen Menschen in seinen Diensten, den er nicht bezahlt. Die Surnumeraires, die ohne Besoldung arbeiten, sind entweder angestellt oder abgedankt (jubiliert) worden.

Die Tabakspächter unter der vorigen Regierung bezahlten jährlich 1,700.000 Gulden, überdies noch monatlich 1000 Gulden und Drei viertel von dem überschießenden Gewinn für das Tabakmonopol in den österreichischen Ländern, nämlich nur in Österreich, Böhmen, Mähren und Galizien, Ungarn und Siebenbürgen ausgenommen, welche eigenen Tabak bauen und daher als fremde Länder angesehen werden, von welchen die Einfuhr dieses Produktes in die anderen kaiserlichen Staaten aufs schärfste verboten ist. Die itzigen neuen Pächter müssen jährlich zwei Millionen Gulden Pacht zahlen, von dem, was sie über die

* Wilhelmine, Ludovica Elisabeth von Württemberg (1767—1790) die erste Gemahlin des Kaisers Franz.

** Ignaz Michael Schmidt (1736—1794) Geschichtsforscher, wurde 1780 nach Wien als Haus- und Staatsarchivar berufen.

Summe hinaus verkaufen, bekommen sie 10 Prozent. Dieser starken Abgabe ungeachtet, werden die Pächter sehr reich dabei und gewinnen 70—80 Prozent ihres eingesetzten Kapitals. Der Gewinn eines jeden von ihnen soll vor zwei Jahren netto 20.000 Gulden betragen haben und voriges Jahr 27.000 Gulden. Sie machen auch fremde Tabake nach und verkaufen sie zum Teil auswärts, z. B. den Colongaro, Marokko usw.

Man soll das Projekt haben, auch in Ungarn und Siebenbürgen ein Regale aus dem Tabak zu machen, allein dann wären Unruhen und Mord unvermeidlich, weil der Bauer bei seiner schlechten Kost, bei seinem Speck und Schnaps seine größte Wollust in einem Pfeifchen Tabak sucht, das ihn itzt ungemein wenig kostet und das er bei erhöhten Preisen fast nicht bezahlen könnte.

Montag den 17. Diesen Morgen sahen wir im untern Gebäude des Belvedere die Gemälde von den Schlachten des Prinzen Eugen und die Portraits des ganzen österreichischen Hauses von Karl VI. an. Dann gingen wir ins obere, große Gebäude und sahen die sieben Zimmer, wo die italienische Schule aufgestellt ist. Der Katalog, den der ehemalige Direktor der Galerie, Herr von Mechel* aus Basel, gemacht hat, ist nun nicht mehr zu gebrauchen, weil seitdem sehr viele Bilder anders gehängt worden sind. Mechel hat auch die Düsseldorfer Galerie eingerichtet und da er ein sehr gutes Mundstück hat, so wußte er den Kaiser, der ihn auf seinen Reisen kennen lernte, ganz zu gewinnen, so daß er ihm den Vorschlag tat, nach Wien zu kommen, um auch diese Galerie zu rangieren. Allein während dieser Arbeit, zog ihm teils die Kabale, teils sein eigenes Benehmen sehr viel Unannehmlichkeiten zu. Er brauchte zwei volle Jahre, um mit der Einrichtung fertig zu werden, welches dem Kaiser, der alles sehr schnell gemacht haben will, schon unangenehm war. Mit sehr vielen Bildern ging er gewalttätig und fast henkersmäßig um. Die alten, dunkel gewordenen Gemälde mußten durch die Hände von Kerls passieren, die, um sich Mühe zu ersparen, mit scharfen Wasser und mit Bürsten dahinterhergingen. Dann übergab sie Mechel einigen jungen, um einen schlechten Taglohn arbeitenden Malern, welche die schwach gewordenen Stellen übermalten, Stücke davon abschneiden oder aufsetzen mußten, bis sie gerade die rechte Größe hatten, um den Platz auszufüllen, den Mechel ihnen bestimmte. Endlich kam es so weit, daß man ihm die Schlüssel der Galerie nahm und er bald darauf seine Direktorstelle niederlegen mußte. Im ganzen besitzt die kaiserliche Galerie 1300 Gemälde.

Die ältesten Gemälde der deutschen Schule haben ungemein viel Ähnlichkeit mit den ältesten niederländischen in Absicht auf Fleiß und Ausarbeitung, nur findet man diese Eigenschaften bei jenen noch in einem höheren Grad als bei diesen. Es ist sonderbar, daß die italienische Schule sich so sehr in der Komposition und im Ausdruck geistlicher biblischer Vorstellungen von den meisten übrigen auszeichnet; die alte deutsche kommt ihr nahe, aber höchst selten ist es einem Niederländer geraten, etwas von der Sanftmut und Würde in ein Madonnengesicht zu bringen, die man fast bei jedem Italiener antrifft.

Nachmittags zeigte uns Herr von Ekhel die kaiserliche Sammlung der antiken Münzen. Sie ist ungemein reich an Münzen von Städten, Kaisern bis in die tempi passi und Konsularen. Wir mußten sie ziemlich eilfertig ansehen, daher konnte ich mir nicht viel Besonderes

* Christian von Mechel (1737—1815) Kupferstecher, wurde vom Kaiser Josef beauftragt, die kaiserliche Gemäldegalerie im Belvedere einzurichten.

merken. Eine große Seltenheit ist eine goldene Kaisermünze von beträchtlicher Größe, deren innerer Wert auf 53 Dukaten geschätzt wird; sie ward in der Donau gefunden.

Ungeachtet der Kaiser auf Kunstsachen nicht viel hält, so verwendet er doch ziemliche Summen auf dies Kabinett. Ekhel hat beständig eine Summe Geldes zum Ankauf in der Hand; bei wichtigeren Käufen muß zuerst die Erlaubnis vom Kaiser eingeholt werden, die aber nie versagt wird.

Dienstag den 18. Wir dejeunierten bei Herrn v. Alxinger. Dann sahen wir das kaiserliche Maschinenkabinett, wo verschiedene interessante Stücke sind, unter anderem eine Maschine, welche von selbst Fraktur schreibt; eine Hand, welche die silberne Feder führt, tunkt in das ihr entgegenkommende Tintenfaß, so oft es nötig ist und schreibt an der hinteren Wand der Maschine. Ein anderes ähnliches Uhrwerk treibt eine ebensolche Hand, welche Kurrent schreibt. Man kann durch Einstecken von kleinen Nägeln in eine Walze bestimmen, was sie schreiben soll. Es geht aber ziemlich langsam zu, so daß sie zu einem geheimen Sekretär, wofür ihr Erfinder, Herr Kraus, sie bestimmte hatte, nicht wohl zu gebrauchen wäre. Ungeachtet das Uhrwerk aufgedeckt war, so konnte ich doch das dirigierende Mobile nicht sehen. Ferner eine Pendeluhr, die durch einen oben auf dem Haus angebrachten Wetterhahn aufgezogen wird; wenn der Wind nur alle zwei Tage ein paar Augenblicke geht, so zieht er die an der Uhr hängenden Gewichte wieder auf und so geht sie izt schon mehrere Jahre von selbst fort. Ein Uhrwerk, welches ein Theater in Form eines vielfachen Gemäldes vorstellt; wenn diese Maschine aufgezogen ist, so hebt sich der Vorhang, von beiden Seiten avancieren kleine Figürchen gegeneinander, ziehen sich zurück; die Szene ändert sich, es erscheinen andere Figürchen, auch Gottheiten kommen auf Flugwerk herab; so geht es durch fünf Akte fort, dann fällt der Vorhang; die Figürchen und Dekorationen sind von Blei. Von eben der Art ist eine Landschaft mit beweglichen Figuren. Orpheus erscheint und spielt, ein sitzender Schäfer steht auf, mehrere Tiere erheben sich, um ihm zuzuhören, einige jungen, die unter sich spielten, halten sich ruhig; nach einer Weile verschwindet Orpheus, jede Figur nimmt wieder ihre vorige Stellung ein und damit ist's aus.

Zwei große aufeinander gerichtete Brenngläser, davon das größere vier Fuß im Diameter hat, durch ein dabei angebrachtes Uhrwerk, drehen sich allmählich und behalten immer dieselbe Richtung gegen die Sonne. Ihr Fokus ist 500 mal stärker, als das heftigste Schmelzfeuer, in drei Sekunden ist jede darein gelegte Münze flüssig und in drei Stunden ist ein Diamant aufgelöst und läßt nichts zurück, als ein wenig Erde; dies beweist, daß die Bestandteile desselben Wasser und Erde seien, jenes verdunstet, diese bleibt zurück.

Der verstorbene Kaiser Franz glaubte aus vielen kleinen Steinen einen großen machen zu können. Er unternahm viele Versuche, die ihn starke Summen kosteten; allein immer verdunsteten die Steine und ein wenig Staub war das ganze Residuum.

Ferner zwei große messingene Platten an den beiden Enden des Zimmers, die den auf sie stoßenden Schall gegeneinander zurückwarfen, so daß der, der bei der einen steht, genau hört, was einer gegen die anderen Platte spricht, ohne daß man in dem Zwischenraum das geringste vernimmt. Diese Platten werfen sich auch die Hitze zu; wenn man ein glühendes Eisen gegen die eine hält, so wirft sie die Hitze auf die andere; diese reverberiert und in der Mitte des Zwischenraumes von beiden kann man ein Licht anzünden.

Abends waren wir bei Birkenstoks und dann im Theater, wo il burbero di buon cuore aufgeführt ward; die Akteurs konnten die Rollen nicht recht ausführen. Die Musik von Martini hat hin und wieder gute Stellen.

Mittwoch, den 19. Haschka, Alxinger und Vreden dejeunierten bei uns. Bei den Gebrüdern Heß sahen wir ihre Arbeiten in Elfenbein; sie waren anfangs Schlosser; nun arbeiten sie seit 17 Jahren in diesem neuen Atelier. Sie machen die herrlichsten und feinsten Arbeiten in Elfenbein, Landschaften, Seestücke usw., so klein, daß man sie zu Ringen und Brasseletten fassen kann; jeder Gegenstand, Baum, Haus, Figur usw. wird besonders gearbeitet und dann werden sie zusammengesetzt; es wird alles durch Vergrößerungsgläser gearbeitet.

Donnerstag den 20. Früh hörten wir die Musik im Belvedere, welche von zwei Offizieren der deutschen Garde gegeben und meistens nur von Liebhabern exequiert wird; die Prinzessin Elisabeth war zugegen. Dann sahen wir die Gemälde der alten deutschen Schule.

Nachmittags führte uns Herr v. Vreden nach Weinhaus (ein Dorf eine kleine Stunde von der Stadt) zu Herrn v. Schwab, wo eine große Gesellschaft zusammenkam. Schwab besitzt beträchtliche Güter und macht izt die Landwirtschaft zu seinem Lieblingsstudium. Besonders seit dem unangenehmen Handel, in welchen er unlängst verwickelt war. Er hatte nämlich eine öffentliche Kasse unter seiner Verwaltung; plötzlich wird er überfallen und seine Rechnungen mit dem vorrätigen Geld durchsucht; man fand einen Rezeß von etlich 100 Gulden und bemächtigte sich seiner Person. Seine älteste Tochter verwandte sich für ihn direkt beim Kaiser und stellte ihm zu wiederholten Malen vor, wie unschicklich das Verfahren sei, einen Mann um einiger 100 Gulden willen zu arretieren, der für viele 1000 Gulden im Land angesessen sei; daß ihre sehr zahlreiche Familie ganz deshonoriert und unglücklich gemacht wäre, wenn ihr Vater nicht feierliche Ehrenrettung erhielte, daß dem Partikulier die Ehre gerade das wäre, was einem Monarchen öffentliche Achtung und Liebe. Durch solche Vorstellungen und durch ihren vielen Verstand und ihre Freimütigkeit wirkte sie so viel beim Kaiser und trieb seinen Stolz so auf die Spitze, daß ihr Vater feierlich in Freiheit gesetzt und ihm ein großer Teil seiner Besoldung als Ehrenrettung gelassen ward, ohne daß er mehr dem Kaiser dient.

Freitag den 21. Bei Troger waren wir zum Frühstück, dann sahen wir die welsche Kapelle, wo italienischer Gottesdienst gehalten wird. Das Hauptalterbild stellt die Madonna mit dem Kinde von einer Menge Engel umgeben vor und ist ziemlich schlecht gemalt. Unterberger, der Bruder von dem in Rom, wollte damit Ehre einlegen, daß er es umsonst malte. Der Fürst Palm, um seine Grandezza zu zeigen, machte sich anheischig, ihm seine Auslagen an Farben usw. zu bezahlen, und dafür ließ sich der Künstler von ihm 600 Gulden geben.

Sonnabend den 22. Wir sahen die Gemäldesammlung des Radschofsky, eines Malereihändlers, worunter zum Teil gute Sachen stecken. Er hat zwei sogenannte Rafaels, einen guten Albani, einige Rubens, Vandyks usw., eine Menge Landschaften, Kupferstiche, Handzeichnungen, sehr mittelmäßige usw.

Abends besuchten wir Herrn Professor Brand; er ist einer der besten hiesigen Landschaftsmaler, allein seinem Vater kommt er an Kunst nicht bei. Er besitzt eine artige Gemäldesammlung, die vorzüglich an Landschaften reich ist. Er führte uns in die kaiserliche Kunstakademie, welche unlängst mit beträchtlichen Kosten aus dem Universitätsgebäude nach dem ehemaligen Novizenhaus der Jesuiten transplantiert ward. Füger ist Direktor der Akademie. Jeder Teil der Kunst hat seinen besonderen Saal, wo jedermann ohne Entgelt hinkommen kann, um nach den vielen aufgestellten Originalzeichnungen guter Meister zu arbeiten und sich zu vervollkommnen. Mehrere Professoren sind besoldet, um Aufsicht zu halten und die Schüler, wo es nötig ist, zurechtzuweisen.

In dem einen Saal werden Landschaften gezeichnet; hier sind Originale von Hackert und verschiedenen neueren guten Meistern. Ein anderer ist für die Anfangsgründe der Zeichnung des menschlichen Körpers bestimmt. Von Battoni u. a. sind viele gute Akte da. In einem dritten werden Köpfe in und über Lebensgröße gezeichnet. In einem vierten sind sehr schöne Abgüsse von den besten antiken Statuen und Büsten aufgestellt; in sehr günstigem Lichte, welches von oben hineinfällt. Dann folgt der Architektur- und Ornamentensaal, hierauf der Ort, wo bei Licht nach Modellen gezeichnet und modelliert wird. Und endlich das Zimmer, wo die Vorsteher der Akademie sich versammeln. Zu gewissen Zeiten werden Konkurse angestellt und den besten Schülern Prämien ausgeteilt.

Sonntag den 23. Wesald, ein hiesiger Kaufmann, hat sich aus Liebhaberei eine sehr schöne, nicht gar zahlreiche, aber auserlesene Gemäldesammlung zusammengebracht. Einige seiner vorzüglichsten Stücke sind: eine schöne heilige Familie von Guido, Landschaften von Querfurt, Heinrich, Rosa u. a., historische Stücke von Frank, Rubens, Paul Veronese usw. Ein großes Bild von Wouwermanns, verschiedene Neefs, Rembrandts, ein kleiner und ein großer Gerard Douw, ein sehr schöner Jünglingskopf, der etwas von dem Charakter des Correggio hat u. a. m.

Mit diesen Gemälden ist ein ganzes Zimmer von oben bis unten behangen und in anderen sind noch viele zerstreut. Der Eigentümer versteht sich sehr gut darauf, die alten Gemälde zu putzen und die Farben wieder hervorkommen zu machen, so daß sie aussehen, als wenn sie erst von der Staffelei kämen; dann überzieht er sie mit einem Fir nis, damit dieser den Staub, der sich wieder ansetzt, aufnehme und man bei wieder nötig gewordener Reinigung nur den Firnis wegzuwaschen brauche, so geht der Staub mit weg, das Bild wird nicht beschädigt und erhält durch einen neuen Firnis seinen Glanz wieder und bleibt immer wie neu.

In dem Kapuzinerkloster ist die Gruft für die kaiserliche Familie. In 57 zinnernen Särgen liegen eben so viele Personen des österreichischen Hauses einbalsamiert; das Herz wird gewöhnlich an einem anderen Ort, wo der Verstorbene es verlangt hat, beigesetzt. Franz und Theresia liegen in einem großen Mausoleum in der Mitte; die Kaiserin ließ bei dem Tod ihres Gemahls dasselbe errichten und bestimmte so zugleich auch ihre eigene Grabstätte. Der Katafalk ist mit vielen Basreliefs verziert und oben darauf stehen die Büsten von ihnen beiden. In ihren letzten Jahren kam Theresia oft hierher, um ihre Andacht zu verrichten, und vertiefte sich mehrere Male so sehr im Gebet, daß sie darüber einschlief und oft lange nicht aufwachte; niemand durfte sie stören. 20 Tage vor ihrem Tode war sie zum letzten Male hier. Um nicht die Treppe nach der Gruft auf und ab zu

steigen, da sie sehr fett war, so ließ sie sich einen Stuhl machen, auf dem sie an Stricken hinuntergelassen und heraufgezogen ward. Seit den Begräbniszeremonien seiner Mutter war der Kaiser niemals mehr hier.

Nach Tisch fuhren wir nach Laxenburg, einem kaiserlichen Lustschloß 1½ Stunden von der Stadt. Ungefähr in der Mitte von der Straße präsentiert sich die Landschaft auf einem kleinen Hügel ungemein schön. Das neue weitläufige Schloß in Laxenburg ließ Franz aufführen; seine Anlage ist simpel und ländlich. Die Gärten sind sehr unbedeutend, weder von großer Ausdehnung noch schön oder geschmackvoll in der Anlage; wer nicht vorher weiß, daß sie einem großen Monarchen gehören, der würde es unmöglich erraten können. Die Zimmer sind sehr simpel möbliert. In dem Wohnzimmer des Kaisers steht ein Klavier; dieses Instrument liebt er sehr; zuweilen läßt er drei gute Musiker zu sich kommen und spielt quadro mit ihnen. Alle Frühjahr und Herbst bringt der Kaiser 2—3 Wochen hier zu. Seine Hofleute und der Adel leben da sehr frei und auf ungezwungenstem Fuß. Mittags sind zwei Tafeln, jede zu 40 Gedecken; jedermann, selbst der Kaiser setzt sich hin, wo er will ohne alles Zeremoniell, alles geht im Negligé. Kein Offizier darf in Uniform erscheinen. Alle Mannspersonen erscheinen im Frack und farbigen Strümpfen. Die gewöhnlichen Belustigungen sind: Spaziergang, Oper, Kugelnschieben in einer Bahn von 2000 Schritten und Reiherbeiz, wobei die Falken auf Raubvögel losgelassen werden. Oben in dem Gebäude ist ein Saal, wo man eine sehr angenehme Aussicht hat. Abends ward im Nationaltheater gegeben: La grotta di Trofonio.

D i e n s t a g d e n 25. Nachmittags fuhren wir nach Schwechat eine starke Stunde von der Stadt, um die Kattunfabrik der Herren von Frieß und Schöps zu sehen, welche sehr beträchtlich ist. Die Baumwolle beziehen sie roh aus Amsterdam (denn Tücher dürfen nicht mehr ins Österreichische eingehen); es ist meistens mazedonische, auch etwas westindische Wolle. Obgleich sie fast ganz zu Wasser kommt, durch den Rhein, Main und die Donau, so beträgt doch die Fracht 6 Gulden per Zentner. Der Krapp und das Gummi kommen ebenfalls aus Holland. Die Farben sind mineralische Kompositionen und kosten nicht viel (das Schwarze ist Eisenrost, der durch Essig aus altem Eisen gezogen wird). Sie sehen ganz anders aus, wenn sie gedruckt werden. Der Krapp zieht erst die rechte Farbe heraus. Die Saftfarben werden durch Weibspersonen hineingemalt, wenn das Stück schon bis aufs letzte Glätten fertig ist. Einer der wichtigsten Punkte für eine solche Fabrik ist, den Gusto der Leute genau zu kennen, bei denen sie ihre Waren absetzen will. Der Geschmack der Ungarn z. B. ist hauptsächlich schwarzer Grund und große Blumen, meist vielblättrige Rosen darauf. Ein fleißiger und geschickter Drucker kann sich wöchentlich seine 10—12 Gulden verdienen. Im ganzen beschäftigte diese Fabrik gegenwärtig (Spinner, Weber, Bleicher kurz alles mitgerechnet) über 10.000 Menschen. Der Arbeitslohn ist seit dem Verbot der Einfuhr fabrizierter Waren um 10—20 Prozent gestiegen. Vordem mußten die Arbeiter sich vieleMühe geben, um nur etwas zu tun zu kriegen, und itzt ist's gerade der umgekehrte Fall; die Fabrikanten müssen expreß im Land herumreisen, um Arbeiter aufzufinden, und ordentliche Kontrakte errichten, die von der Herrschaft, unter welcher die Leute stehen, garantiert werden, wodurch sich diese verbinden, eine bestimmte Zeitlang unter den festgesetzten Bedingungen für die Fabrik zu arbeiten. Sogar bis in Böhmen hinein wird viel für

diese Friesische Fabrik gesponnen und gewebt. Die Druckermodelle sind ein wichtiger Artikel für die Fabrik; sie werden gemeiniglich aus Birnbaumholz geschnitten und die feineren aus geschnittenen Messingstücken zusammengesetzt, die auf einer Tafel von Birnbaumholz aufgetragen werden. Dieses Holz hat den Vorzug, daß es weder spaltet noch springt noch durch die Nässe sich leicht biegt. Den Winter über steht die Fabrik still, weil man die Tücher weder bleichen noch an der Luft trocknen kann; das letzte könnte zwar auch in geheizten Zimmern zuwege gebracht werden, allein die Arbeit kommt nie so schön heraus, wie im Sommer. Vom November bis März gehen alle Arbeiter nach ihrer Heimat und kommen im Frühjahr wieder. Es kostet die Eigentümer der Fabrik sehr viele Mühe, ihre Leute von der Enrollierung zu befreien, der Kaiser will keinen vom Kriegsdienste ausgenommen wissen, als die schon wirkliche Gesellen sind.

Nachts ward an vielen Orten der Stadt das Vorfest des morgenden Annatages gefeiert; bis um zwei Uhr nach Mitternacht spazierten eine Menge Leute auf dem Graben und hie und da hörte man in den Straßen Musiken oder sogenannte Kassationen, welche den Annen gegeben wurden.

Mittwoch den 26. Der heutige hier so sehr ausgebreitete Annatag wird gewöhnlich mit vielen Lustbarkeiten gefeiert; besonders ist der Prater von Mittag an mit einer Menge geputzter Menschen gefüllt. Allein heute verhinderte das unangenehme und unbeständige Wetter dies. Wir speisten im Prater zu Mittag unter freiem Himmel und fanden nur zwei große und wenige kleine Tische besetzt. Die Alleen waren von Menschen leer, die feuchte und an vielen Stellen sumpfige Erde bringt eine Menge Mücken oder Gelsen hervor, von denen man unaufhörlich geplagt und gestochen wird, daß es fast nicht auszuhalten ist (eben dieses Ungemach hat auch der Augarten). Abends brannte Herr Stuwer ein großes Feuerwerk ab vor einer zahlreichen Menge von Zuschauern. Er mußte sich etwas eilen und noch in der Dämmerung damit anfangen, weil es eben anfing zu regnen. An den Vorstellungen war nicht viel Besonderes, das schönste daran das vierfarbige Feuer, welches er vollkommen gut herauszubringen weiß; nämlich weiß, rot, gelb und grün. Eine Vase, die mit Guirlanden geziert auf einem Geländer stand, war wirklich geschmackvoll. Gleich beim Anfang erschienen auf einer großen Fassade drei stehende Sonnen, auf der in der Mitte las man „Ich gratuliere", auf der zur linken „Allen" und in der zur rechten „Annen". Dies amüsierte die Zuschauer unendlich und sie buchstabierten und lasen lange hin und her, bis sie die Worte recht zusammengebracht und kombiniert hatten. In der Perspektive von Gebäuden, die er illuminiert vorstellt, ist er ziemlich glücklich. So stellte er ein kleines Dorf von mehreren Häusern mit der Kirche vor, zu beiden Seiten desselben waren kleine Gehölze, zur Rechten erschien ein Holzhacker, der einen Baum fällte; zur Linken kam ein Hirsch zum Vorschein, ein Jäger auf dem Anstand schlug seine Flinte an und schoß ihn nieder. In den Zwischenakten flogen eine Menge Raketten und Luftkugeln auf. Den Beschluß machte eine starke Kanonade in der ganzen Länge der Front. Das kleine Gewitter, das sich während der Zeit am Himmel hob, und die Blitze, die das Feuerwerk begleiteten, machten keine üble Wirkung. Nachher war Musik vor dem Kaffeehaus bei der Maut; die Straße und das Café waren von Menschen ganz voll gestopft, so daß man Polizeiwachen an die Eingänge hinstellen mußte.

Donnerstag den 27. Morgens hörten wir die Musik im Belvedere und sahen dann oben die vier Zimmer der niederländischen Malereien. Abends machten wir einen Besuch bei Schwab in Weinhaus. Es war sehr große Gesellschaft da. Vier Herren machten eine kleine Musik und dann ward getanzt. Alxinger präsentierte mich dem berühmten Arzte Stoll,* einem Exjesuiten, der als praktischer Arzt ein ungemeines und verdientes Renommee hat. Er ist ein sehr simpler und gerader Mann, der ganz seinem Beruf lebt und weder Tag noch Nacht Ruhe hat.

Sonnabend den 29. Endlich trafen wir den berühmten Geschichtschreiber Schmidt im Archiv an. Er ist ein sehr gerader Mann, der gar keine Prätentionen macht. Er machte mir Komplimente über die Gelehrten meiner Vaterstadt und lobte sehr die letzte Reisebeschreibung durch die Schweiz, die Professor Meiners aus Göttingen herausgegeben hatte, wegen ihrer Deutlichkeit und Unparteilichkeit. Dann machten wir dem Herrn v. Reitter einen Besuch, um ihm zu danken, daß er sich um die Auswirkung unserer Erlaubnis, die ungarischen Bergwerke sehen zu dürfen, angenommen hatte. Mittags speisten wir im Augarten und fuhren abends nach Dornbach, konnten aber den Herrn v. Prossart nicht sehen.

Sonntag den 30. Der junge Troger führte Herrn Kindermann (einen Maler, der eine ziemliche Zeit in Rom gelebt hatte, ohne jedoch ein großes Licht am Künstlerhimmel zu werden) zu uns und mit ihnen beiden sahen wir die Bildergalerie des Grafen Harrach. Der Graf besitzt auch einige schöne Antiken — eine marmorne Büste — eine bronzene Kuh aus dem Herkulano — einige Vasen usw., allein weil er auf solche Sachen gar nichts hält, so bleiben sie in einem Winkel im Staub und Moder stehen.

Mit Kindermann und Troger gingen wir zu Casanova.** Dieser Mann, den die Schulden aus Paris vertrieben hatten, kam hieher und wußte sich bald in großes Ansehen zu setzen, durch das Air, das er sich gibt, durch den dezisiven Ton, womit er über Kunstsachen entscheidet und durch die feinen Wendungen, womit er sich in alle Leute zu schicken weiß. Beim Fürsten Kaunitz, wo er ungemein gut gelitten ist, macht er den lustigen Tischrat und hat noch einem andern Italiener, der eben diese Rolle spielt, den Zutritt dahin verschafft. Jetzt hat er eine ungemein große Bataille in der Arbeit, die aber voll Zeichnungsfehler ist; eine große komponierte Landschaft, woran er ebenfalls arbeitet, ist ebensowenig frei davon. In kleineren Stücken ist er glücklicher; eines, das dort fertig stand und eine Landschaft beim Mondschein vorstellt, ist sehr gut geraten. Da er sich seine Arbeiten sehr hoch bezahlen läßt, so würde er ungleich mehr gewinnen, wenn er mehr Tätigkeit und Fleiß hätte; schon seit mehr als zwei Jahren hat er ein großes Stück für das Invalidenhaus in Paris in der Arbeit, welches die Einweihung desselben und den Einzug in Gegenwart Ludwigs XIV. vorstellen soll, es ist aber kaum angefangen. Dem Grafen Fries sollte er die Decke eines Zimmers, die ganz flach ist, so bemalen, als wenn es lauter Luft wäre, er konnte aber gar nicht reussieren, ungeachtet er sie zum zweiten Male herunterschmiß und wieder von vorne anfing. Der Graf mußte ihm Mühe

* Maximilian Stoll (1742—1788) ehemals Jesuit, später berühmter Kliniker.

** Franz Casanova (1727—1805) war zuerst Schauspieler, wirkte dann als Maler in Paris, Dresden und Wien.

und Farben vorausbezahlen und hatte am Ende nichts dafür, als den leeren Raum, wie zuvor. Casanova gibt sich nicht einmal die Mühe, seine Bilder selbst ganz zu malen; Kindermann oder ein anderer seiner Klienten untermalt sie und er führt nur aus und retuschiert sie.

Abends ward im Nationaltheater Re Teodoro gegeben mit der vortrefflichen Musik von Paesiello.

Dienstag den 1. August. Das Examen der zweiten Klasse der Philosophie, das heute im Theresiano vorgenommen ward, war sehr interessant. Van Swieten als Präsident dirigierte und Eckhel, Mastalier nebst zwei anderen Professoren saßen bei ihm an einem Tisch. Ein Jüngling nach dem andern ward vorgerufen und setzte sich an den Tisch. Zuerst mußte er ein Stück aus der alten Geschichte erzählen, zuweilen tat Swieten noch besondere Fragen an ihn; dann mußte er eine Stelle aus dem Thukydides übersetzen, darauf eine Stelle aus dem Livius und endlich eine ihm vorgelegte römische Münze erklären. Das Griechische ging ziemlich gut; das Lateinische nicht so sehr.

Nachmittags sahen wir das kaiserliche Waisenhaus, ehemals Parhammersches Institut. Unter der Direktion dieses nun verstorbenen Mannes wurden nur Knaben aufgenommen und bloß zum Exerzieren angehalten, anderes lernten sie nichts und wurden an Leib und Seele ganz vernachlässigt. Itzt ist der Plan dieses Institutes völlig umgeschmolzen worden. Kinder armer Eltern, Waisen und Findelkinder beiderlei Geschlechtes werden darin aufgenommen. Ein Teil davon wird aus dem Armenfond unterhalten, ein Teil vom Kaiser und ein Teil aus Stiftungen verschiedener Familien. Gegenwärtig unterhält das Haus an 800 Kinder (worunter 80 Mädchen); davon sind nur 386 im Hause selbst und die übrigen in Kost auf dem Lande, denn unter acht Jahren wird keiner im Hause aufgenommen; oft läßt man sie ganz auf dem Lande erziehen. Der Bauer, der ein solches Kind annimmt, bekommt vom Hause jährlich 28 Gulden, bis es acht Jahre alt ist und vom 8.—16. Jahr 14 Gulden. Die Pensionen, die aus den Stiftungen bezahlt werden, betragen 40—50 Gulden jährlich für ein Kind. In Absicht auf Reinlichkeit ist gute Ordnung in dem Hause. Jedes Kind hat sein eigenes Bett, die Kranken werden aus dem Hause weggeschafft. Jedes Kind hat vier Hemden mit seiner Nummer bezeichnet und vierfache Kleidung; Sonntag- und Werktagkleider für Sommer und Winter. Drei Stunden vormittag und drei Stunden nachmittag bringen die Kinder in der Schule zu, wo sie schreiben, lesen, rechnen, Religion, Zeichnen und Geometrie lernen; die übrige Zeit laufen sie in den Gärten und Höfen, die zum Hause gehören, herum. Man sieht sehr darauf, daß die Knaben viel Bewegung haben und oft an der freien Luft seien.

Die Mädchen sind ganz von den Knaben abgesondert und arbeiten in der Zeit, die ihnen von den Lehrstunden übrig bleibt, fürs Haus. Außer dem gewöhnlichen Nähen und Stricken werden die, welche Talent und Lust bezeugen, in Galanteriearbeiten und im Frisieren unterrichtet und sind in der Stadt sehr bezahlt als Dienstmädchen.

Nicht weit von diesem Gebäude ist das Liechtensteinsche Sturzbad, das der Fürst eigentlich für sich selbst hat einrichten lassen, dessen Gebrauch aber niemandem versagt wird; das Bassin mit kaltem Wasser ist groß, man hält sich an einem Seil, stürzt sich mit dem Kopf zuerst hinein, hilft sich fort bis ans andere Ende und geht sogleich wieder heraus.

Bei hoher Strafe für den Wärter darf sich nachmittag niemand hineinstürzen, weil es bei vollem Magen von sehr üblen Folgen sein könnte.

In dieser Gegend ist auch das große kaiserliche Hospital. Herr Parisani, einer von den ersten dabei angestellten Ärzten, führte uns selbst herum.

Gleich bei diesem Hospital steht der neuerbaute Narrenturm. Dies ist ein zirbelrundes Gebäude von gehauenen Steinen mit fünf Etagen. Inwendig wird der runde Hof durch vier von der Mitte ausgehende Flügel in eben so viele Teile abgeteilt. In diesen Flügeln wohnen die Wärter und nur durch ihre Zimmer kommt man von den runden Gängen nach der Treppe hin, so daß also das Entwischen sehr schwer ist. Im ganzen sind 131 Zimmerchen für Verrückte, alle mit steinernen Platten belegt und jedes mit einem Bett, Tisch, Stuhl und einem Privet versehen. In der Höhe kann durch eine Öffnung Wärme hineingelassen werden. Jedes Zimmerchen ist mit einer doppelten Türe verschlossen; zuerst ist ein Gitter von Eisen und dann noch eine wohlbeschlagene hölzerne Türe. Weil gegenwärtig mehr Narren als Zimmerchen da sind, so ist man genötigt die unschädlichen paarweise zusammenzutun, jedoch hat jeder sein besonderes Bett. Nachts werden sie alle angefesselt, außer den bekanntlich ruhigen und auch diese, wenn ihrer zwei in einem Zimmer beisammen sind, damit sie sich einander nicht nähern können. Im ganzen sind itzt 186 Verrückte da, worunter 48 Soldaten. Im dritten Stock sind die Pensionäre einquartiert; wer ein Kapital von 700 Gulden mitbringt, wird für sein ganz Leben da unterhalten. Für einige wird jährlich etwas bezahlt, andere sind ganz umsonst da. Von Zeit zu Zeit gibt man ihnen Medizin zum Abführen und läßt ihnen zur Ader. In der Nacht toben sie am meisten, besonders zur Zeit der Mondesveränderungen. Die unschädlich Tollen läßt man außer den Zimmern auf den Gängen herumspazieren.

Wegen Mangel an Platz werden die ganz unschuldigen Narren in ein besonderes Haus oder ins Spital gebracht. Bald soll in Graz noch ein Tollhaus angelegt werden, denn nur ein einziges hier für die ganze ungeheure Monarchie ist offenbar zu wenig. Diese unglücklichen Leute haben meist alle eine lebhafte Gesichtsfarbe, weil ihre Lebensgeister und ihr Geblüt beständig in starker Bewegung sind. Sie betteln gemeiniglich die Fremden, die hinkommen, an; aber nur selten um Geld; die meisten wollen Schnupftabak, der ihnen aber verboten ist, weil er ihre Nerven nur noch mehr reizt und hitzt.

Wir machten dem Herrn Rosalino einen Besuch. Wie er uns erzählte, sollen 50—60 Geistliche in Ungarn unlängst dem Kaiser gemeinschaftlich ein Memorial für die Aufhebung des Zölibats übergeben haben. Er legte es bei Seite und antwortete, er würde die Sache zu einer andern, gelegeneren Zeit in Überlegung nehmen. Man glaubt, daß dies Geschäft näher bestimmt werde, wenn einst der wichtige Gegenstand der römischen Königswahl, woran itzt gearbeitet wird, ganz im reinen ist.

Vor wenigen Tagen wurden die Karyatiden, welche Professor Zauner an die Eingangstüre des Friesischen Hauses aus Stein gearbeitet hat, aufgedeckt. Sie sind schön gemacht, stimmen aber mit der Architektur des Hauses im ganzen nicht überein.

Überhaupt ist das Haus nach keinem guten Plan gebaut und höchst irregulär, ungeachtet der alte Fries dasselbe von Grund auf neu aufführte und an 600.000 Gulden dafür verwandte.

Donnerstag den 3. August 1786. Abreise von Wien. Um halb 9 Uhr morgens traten wir von Wien aus unsere Reise nach Ungarn an.

— —

Freitag den 25. Nachmittags um zwei Uhr langten wir (bei sehr kühlem unangenehmen Wetter) wieder in Wien an. Wegen eines Pfundes türkischen Tabak, den wir bei uns hatten, gab es auf der Grenze und an der Hauptmaut viele Prozeduren und Kontrollierung usw.

Montag den 28. Diesen Morgen machten wir dem Herrn Baron v. Gemmingen (Verfasser der von Dohm so übel mitgenommenen Schrift über den deutschen Fürstenbund) unsere Aufwartung. Er lebt hier auf einem brillanten Fuß und niemand begreift, wo er das Geld dazu hernimmt. Er glaubte die Gunst des Kaisers gewinnen zu können und irgendeinen einträglichen Posten zu erhaschen; aber der Kaiser mag ihn nicht leiden. Übrigens ist er ein Mann von vieler Lebensart. Auf den Punkt von deutscher Freiheit tut er sich viel zugute und lobt die schönen Einrichtungen des Kaisers. Bei ihm ist gegenwärtig Hofrat Weißhaupt,* den die Kabale und der Bigottismus des bayrischen Hofes seiner Professorstelle in Ingolstadt entsetzt haben. Er scheint ein guter, gerader Mann zu sein, von vielen Kenntnissen und ohne Prätension. Hätte er sich nie in den Kopf kommen lassen, den alten Sauerteig auszufegen und das Reich der Vernunft und Gelehrsamkeit auszubreiten, so hätte er sicher und ruhig auf seinem Katheder sitzen bleiben können. Gotha gab ihm den Hofratstitel, die zugleich ihm angebotene Pension schlug er aus.

Dienstag den 29. Früh um fünf Uhr fuhren wir mit dem jungen Herrn Geymüller nach dem Lager bei Minkendorf, wo sechs Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter kampieren. Es ward in Gegenwart des Kaisers und des Erzherzogs Franz ein großes Manöver gemacht.

Das eine Korps kam von ferne her anmarschiert und trieb das andere, welches sich in mehreren kleinen Detachements an einem kleinen Flusse postiert hatte, zurück, bloß unter dem Feuer der Kanonen und dem Scharmizieren der Kavallerivorposten. Die kleinen Korps sammelten und formierten sich während des Anmarsches des Feindes und rückten ihm entgegen, mußten aber nach einem lange anhaltenden allgemeinen Feuer zurückweichen und damit marschierte man nach dem Lager zurück. Bei dem Haupttreffen figurierte die Kavallerie bloß in der zweiten Linie.

Bei Herrn v. Geymüller speisten wir zu Mittag. Abends ward im Nationaltheater „Hamlet" nach Shakespeare aufgeführt. Der Hauptakteur gab sich unendliche Mühe, so daß das Studierte zu viel durchguckte. Den Monolog deklamierte er ganz richtig. Ophelia spielte als Wahnsinnige ungemein gut.

Nachmittags fuhren wir nach Hadersdorf, zwei kleine Stunden von Wien in einer angenehmen gebirgigen Gegend.

Nahe dabei ist der Landsitz des Feldmarschalls Laudon in einem kleinen Tale zwischen Hügeln ganz artig situiert. Der dazu gehörige Garten ist mit Geschmack angelegt; in der Mitte formiert er ein Parterre mit berceaux de fleurs und Reihen von Bäumen garniert, ein vorbeifließendes Wasser macht eine kleine Insel; zu beiden Seiten sind englische Gänge und Gebüsch. Weiterhin ist ein Park für die Hirschen und ein anderer für wilde Schweine. Vormals war dieser Garten weitläufiger, vor einem Jahr aber riß das Wasser einen Teil davon so zusammen, daß er nicht mehr herzustellen ist.

* Adam Weißhaupt (1748—1830) Stifter des Illuminatenordens.

Wenn Laudon dagewesen wäre, hätten wir den Garten gar nicht sehen können, weil es dem Gärtner bei Verlust seines Dienstes verboten ist, irgend jemand, wer er sei, nicht einmal die Bedienten vom Hause, hineinzulassen. Das Haus ist ganz mit einem Wassergraben umgeben. Laudon ist itzt ein alter Mann, tief in den Siebzigern; er diente von seiner Jugend an im Militär, bis Daun und andere seine Feinde wurden und anfingen ihn zu schikanieren, dann retirierte er sich und lebte lange sehr kümmerlich. Die diesem wegen seiner Kenntnisse schon berühmten Mann angetane Ungerechtigkeit kam der Kaiserin zu Ohren, sie berief ihn wieder in den Dienst, erhob ihn in kurzem zum Feldmarschall, verbesserte seine Glücksumstände und er bewies in der Folge durch seine Taten, daß er alles dessen wohl würdig gewesen war.

Donnerstag den 31. Die Wohnungen in Wien, in den Vorstädten, sind ungemein teuer. Für 50—60 Gulden jährlich hat man ein sehr gemeines Logis. Zwei schlechte Zimmer und eine Küche bezahlen gemeiniglich 40 Gulden. Die Baumaterialien und der Arbeitslohn sind etwas teuer; selbst der bloße zum Bauen fähige Platz muß gut bezahlt werden, gewöhnlich 40 Gulden die Quadratklafter; so daß also der Platz allein zu einem geräumigen Haus oft gegen 20.000 Gulden zu stehen kommt. Dessenungeachtet kann der, welcher ein Haus baut, darauf zählen, daß ihm sein Kapital bis auf 10 Prozent reine Interessen am Hauszins trägt. Der Kaiser hat unlängst den Kapuzinergarten verkauft und nun werden fünf Häuser auf diesem Platz gebaut.

Freitag den 1. September. Morgens machten wir Abschiedsvisiten bei Haschka, Alxinger und Rosalino und nachmittags bei Birkenstok. Der berühmte Archenholz war da, er zog gegen Lavater los und zweifelt an seinem guten Herzen wegen seiner Schwärmerei. Jedoch behauptet er, daß einer, der betrügt und Schulden nicht bezahlt, dennoch ein gutes Herz haben könne, weil er vielleicht die Absicht habe, alles zurückzuzahlen, wenn er wieder in bessere Umstände komme. Doch sein Gewissen mochte vielleicht ein (wenig) pochen, denn er lenkte das Gespräch bald auf etwas anderes. Indessen ist er hier (wo nur wenige Leute seinen moralischen Charakter kennen) überall willkommen und gern gesehen. Sein Schriftstellerruhm ging ihm voraus und sein schmeichlerisches Betragen brachte er mit sich. Sein Äußerliches hat zwar nichts Einnehmendes. Er ward dem Kaiser präsentiert und speiste bei Kaunitz.

Abends ward die neue Oper „Le gare generose" aufgeführt. Einige Passagen ausgenommen, ist die Musik eben kein Meisterstück des Paesiello.

Sonnabend den 2. Die Fabrik von falschen Tressen ist sehr beträchtlich; sie beschäftigt in und außer dem Haus an 400 Menschen. Das Kupfer kommt in dünnen Kuchen hierher; dann wird es hier geschmolzen zu länglichen Brocken. Diese werden glühend unter einem großen Hammer geschmiedet, nachher durch Handarbeit mit der Feile vollends rund gemacht, so daß daraus zylindrische Stangen von etwa 2½ Fuß lang und 1½ Zoll im Durchmesser entstehen. Dann versilbert man diese in 3—4 verschiedenen Malen; jedesmal werden drei dünne Blättchen von ganz feinem Silber darüber gezogen und im Feuer darauf angeschmolzen. So zubereitet fängt man an diese Stangen kalt zu ziehen und auszudehnen, durch Löcher in eisernen Pflöcken, vermittels eines Seiles, das von

vier Männern um einen Wendebaum gebunden wird, den sie durch zwei Stangen perpendikulär herumtreiben. So fährt man fort und zieht die Stangen immer durch kleinere Löcher, bis sie zum feinsten Draht werden. Das Silber umgibt beständig das Kupfer und formiert eine dünne Kruste darum herum. Auf eben die Art wird auch der Golddraht gemacht; man belegt die Kupferstangen zuerst mit Silber und dann mit Goldblättchen. Will man den Draht glatt haben, so wird er durch zwei stählerne Walzen glatt gedrückt, die gegeneinander herumlaufen. Von diesem falschen Gold- und Silberdraht macht man dann Fliter und Gold- und Silberfäden von allen Arten, auch Tressen.

Die hiesige Porzellanfabrik ist gegenwärtig sehr viel beschäftigt. Sie geht ganz auf Rechnung des Kaisers. Viele von ihren Arbeiten werden auswärts verführt, besonders nach Italien bis Neapel hinunter, nach Rußland und der Türkei. Der Verlag ist ansehnlich; jedoch war itzt von großen Services nichts vorrätig, weil das meiste gleich abgeht und wenig Großes ohne Bestellung gemacht wird. Die Erde ist weder sehr fein noch sehr weiß. Die Formen meist gut gewählt, zum Teil in antikem Geschmack; die Malerei ist gut. Teeschalen werden auch nach der Türkei versandt.

Nachmittags sahen wir die Stahlfabrik in Hietzing. Sie ist erst im Werden, folglich kann man von ihrer Vollkommenheit noch nicht urteilen. Es werden indessen schon Uhrketten, Degen, Knöpfe, Schmuck usw. da gemacht. Das Gebäude ist nicht ganz fertig und kann daher noch nicht viele Arbeiter fassen. Dieser Tage werden einige aus Pforzheim erwartet, die hierher engagiert sind; die Wiener machen indessen schon ein Geschrei mit dieser Fabrik, als wenn dieselbe schon längst in vollem Gang wäre.

Gegenüber hat Herr Bach aus Schwäbisch-Gmünd eine Fabrik von verschiedenen Nürnbergerwaren und anderen kleinen Artikeln angelegt. Er hat mehrere Haushaltungen, die dort für ihn arbeiteten, mit sich hierher gebracht. Im ganzen beläuft sich diese kleine Kolonie auf 140 Köpfe. Es wird da Gold- und Silberarbeit gemacht, Schnallen, Ohrgehänge, Hemdenknöpfe usw. Auch von Similoz mit böhmischen Steinen, geschliffenem Glas usw. besetzt; Steinschmuck mit weißgesottenem Tombak eingefaßt; feine, in Elfenbein geschnitzte Arbeit für Medaillons auf Dosen und in Ringe zu fassen (in der Art, wie die Brüder Heß in Wien arbeiten, aber bis itzt noch bei weitem nicht so fein). Kleine Taschenspiegel, hölzerne Tabakspfeifenköpfe mit Messing beschlagen; diese werden in freier Hand mit dem Messer aus dem groben geschnitzelt, hernach gedrechselt, dann gebeizt und beschlagen. Der Herr liefert den Arbeitern Holz und Messing, für den Arbeitslohn bezahlt er das Dutzend mit 24 Kreuzern. Die sehr geschwätzige Frau des Entrepreneurs beklagte sich, daß sie vom Kaiser noch kein Prämium bekommen hätten, ungeachtet der Gewinn bisher noch sehr klein und die Auslagen groß gewesen wären, indem sie allen ihren Leuten die Reise aus Schwaben bis hierher hätten bezahlen und hier ihre Haushaltungen einrichten und mit meubles und Werkzeug versehen müssen, da die Leute vorher jeder in seinem Haus gelebt und gearbeitet hätten.

Unstreitig haben sich nach dem Verbot der Einfuhr fremder Waren die Fabriken im Österreichischen sehr vermehrt, so daß die kaiserlichen Staaten in Absicht auf Fabriksachen ganz von den Ausländern unabhängig werden können; und verschiedene fremde Fabrikanten finden ihre Rechnung dabei, sich hier niederzulassen. Ein berühmter Uhrfedermacher aus Augsburg hat sich unlängst hier angesetzt und eine große englische Knopffabrik ist ebenfalls vor kurzem angelegt worden.

Dienstag den 5. Wir sahen den mathematischen Turm und lernten den berühmten Astronomen Pater Hell kennen, der daselbst seine Wohnung hat. Er ist beinahe zu offenherzig für einen Jesuiten, denn er sagte ganz trocken heraus, daß der Kaiser in vielen Fällen zu hart und eigenmächtig verfahre, kritisierte seine Anstalten und klagte darüber, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaften so wenig von ihm geschätzt und unterstützt würden; daher er auch auf dieses Observatorium nichts verwende und von Anschaffung neuer oder verbesserter Instrumente nichts hören wolle. In England erhalten die Wissenschaften mehr Aufmunterung und daher machen sie auch dort größere Fortschritte, als sonst nirgends. Herschel verfertigt itzt Fernröhren, die 6000mal vergrößern, deren eine 100 Guineen kostet.

Die hiesige Universität hat, wie Hell sagt, ihren Fonds verloren und muß nun um die kleinsten Ausgaben beim Kaiser supplicando einkommen. Lange fehlte der Universität in Pest das medizinische Fach ganz; der Bischof von Erlau wollte daher eine vollständige, neue Universität errichten und hoffte dann zum Direktor derselben ernannt zu werden, allein sein Projekt schlug fehl, denn Theresia supplierte das noch Mangelnde an der Pester Universität und nun stehen die neu aufgeführten Gebäude des Bischofs leer da. Sehr wahrscheinlich wird die Universität doch noch einmal von Pest nach Erlau, ins Herz von Ungarn, versetzt.

Abends sah ich in dem Theater am Kärtnertor die Operette „Das Irrlicht" oder „Endlich fand er sie" aufführen. Die Musik derselben von Umlauf ist mittelmäßig. Dieses Schauspielhaus ist weit geräumiger und schöner gebaut als das Nationaltheater bei Hof, wenn es gleich im Rang unter diesem steht, weniger gute Akteure hat und selten stark besucht wird. Es ist als ein Nebentheater angesehen und darf daher nur kleine Piecen und Operetten aufführen.

Bayreuth.

Von Bruno Goetz.

Wer aufmerksam um sich blickt, wird vor dem Ausdruck der Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit erschrecken, der auf den Gesichtern der meisten Menschen, die uns umgeben, sichtbar ist. Der oder jener maskiert diesen Zustand besser als die anderen — man könnte ihn für einen wahrhaft Frohen, Hoffenden halten, dem das Leben nur Material ist, aus welchem er die wunderbarsten Dinge formt: meistens merkt man aber bald, daß das nur eine Maske war, sein Lachen klingt zu grell, um echt zu sein. Im tiefsten Grunde gehören auch die scheinbar Frohsten zu den vielen unendlich vielen Müden, geistig Schläfrigen. Und nur wenigen kann man ihr Lachen glauben.

Diese müde Hoffnungslosigkeit, die sich oft als krampfhafte Betäubungssucht äußert und dem ganzen Leben unserer Zeit das charakteristische Gepräge gibt, muß ihren Grund in der menschlichen Natur selbst haben. Es muß etwas im Menschen selbst den äußeren Lebensumständen die dominierende Machtstellung einräumen, die sie im Leben der meisten Menschen einnehmen.

Dieser Untergrund ist die dem Menschen angeborene Trägheit (nicht zu verwechseln mit moralisierenden Worten wie Faulheit oder Müßiggang), die im Bunde mit der

zunehmenden Kompliziertheit des sozialen Lebens eine täglich immer fühlbarer werdende Unfreiheit zur Folge hat. Und diese Unfreiheit des Individuums ist die unmittelbare Ursache jener müden, hoffnungslosen, rauschsüchtigen Stimmung, die unser ganzes heutiges Leben beherrscht.

Denn die Empfindung der Unfreiheit raubt dem Individuum die Freude am Tun und Handeln: sein Schaffen wird ihm wertlos, verleiht ihm nicht neue Kräfte, sondern macht ihn müde und mutlos.

Jeder macht (natürlich nur ganz im geheimen) auch seine eigene Trägheit mit verantwortlich für den immer unerträglicher werdenden Zustand unseres heutigen Lebens — obgleich die wenigsten das eingestehen werden. Darum hassen sie den, der durch sein bloßes Dasein ihnen ihre Trägheit vorwirft, die i h n e n natürlich ist und zu deren Bekämpfung sie viel zu bequem sind.

Die innerlich Freien müssen in einer Welt wie der unsrigen zu Rebellen werden. Denn eine jede freie Betätigung ihrer Persönlichkeit führt zum Kriege mit ihrer ganzen Umgebung, zu einem erbarmungslos verfolgten, gehetzten, friedlosen und ruhelosen Wanderleben. Alles, was sie tun, geschieht mit dem Bewußtsein, durch diese Tat gegen das ganze heutige soziale und geistige Leben zu protestieren. Das ist die ungeheure Tragödie der wahrhaft Freien in unserer Zeit. Ihrer ganzen Natur nach sind sie Schaffende, Baumeister, Künstler (im weitesten Sinne des Wortes). Müssen aber, um ihre Persönlichkeit behaupten zu können, Rebellen werden. Dieses Wissen um die Notwendigkeit, in all ihrem Tun Rebellen zu sein, macht ihr ganzes Leben zu einem furchtbaren grotesken Kampf, an den Kräfte verschwendet werden müssen, die ihrem Werke, ihren Taten zugute kommen könnten. Die Schwachen werden müde in diesem Kampfe und versinken im Sumpfe der Kompromisse. Die Starken siegen oder gehen zugrunde. Der Sieg ist aber teuer erkauft. Und ihrem Werke merkt man das ungeheuerliche Ringen, die blutenden Wunden an.

Nicht daß frühere Zeiten dieses Mißverhältnis zwischen der freien Persönlichkeit und der unergründlichen Trägheit des Gesellschaftslebens nicht gekannt hätten. Nur hat sich dieser Zustand in unserer Zeit bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Immer mehr Persönlichkeiten versumpfen im Kompromiß. Denn sie können sich nicht entfalten. Sie verbrauchen alle ihre Kräfte im aussichtslosen Kampfe mit der angeborenen menschlichen Gemeinheit. Immer wenigere siegen oder gehen stolz und frei zugrunde. Immer seltener werden Helden. Und folglich immer geringer die Hoffnung auf eine wahrhafte Kultur, die Nietzsche als die Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes definiert. Deshalb hängt die Liebe aller, die eine neue Kultur ersehnen, an den wenigen Helden, die in unserer Zeit gegen unsere Zeit schafften und wirkten. Mit dieser hoffenden Liebe wollen wir uns in das innerste Wesen eines sieghaften Helden vertiefen — in Richard Wagner.

Um in das Innere eines Menschen einzudringen, muß man vor allem und zuerst seine Weltanschauung zu — empfinden versuchen: denn darauf kommt's an. Es kann uns einer noch so klar seine Anschauungen darlegen — sein Ich, sein innerstes Selbst, bleibt uns fremd, solange wir nichts dabei fühlen. Denn einen Menschen, eine Persönlichkeit kann man nur intuitiv erfassen. Alles andere ist äußerliches Scheinwerk. Vielleicht ein trockenes Begriffsspiel — jedenfalls nichts Lebendiges.

Wenn wir das Innenleben eines Menschen als etwas Lebendiges empfinden, als einen Vorgang, ein Drama — erst dann leuchtet's oft blitzartig in uns auf und wir erleben das Wunder einer Persönlichkeit. Natürlich bezieht sich das nur auf die höheren Menschen. Die „meisten" Menschen haben überhaupt keine Weltanschauung, weil sie nur Individuen, keine Individualitäten sind.

Mit liebevoller Ehrfurcht wollen wir an die Erforschung des Dramas gehen, das Richard Wagner heißt. Wenn wir dieses Drama in uns erlebt haben, gelingt's uns vielleicht, die Weltanschauung, das ureigenste Selbst dieser wundertiefen Seele ahnend zu begreifen.

Bei seiner Biographie können wir uns hier nicht aufhalten. Von außen gesehen bietet sie uns nichts Neues — die gewöhnliche Tragikomödie von Künstlers Erdenwallen: ein ruheloses Suchen und Gehetztwerden von Ort zu Ort — später Berühmtheit und Ehren, dank dem allgemeinen Mißverstehen seiner Werke. Und jetzt ist er ein beliebter toter Opernkomponist, der dem Theater und seinem Publikum kassenfüllende Werke hinterlassen hat. So siehts von außen aus. Doch nicht darauf kommt es uns an. Leider hat Wagner an den Kampf mit seiner pygmäischen Umwelt eine Menge edelster Kraft verschwenden müssen. Dieser Kampf hat ihn früher als nötig aufgerieben. Er sah nur Möglichkeiten vor sich, als er starb. Nichts war gesichert. Und doch! Seine eigentliche Tragödie war eine ganz andere, eine unendlich tiefere, erschütterndere. In seinem äußeren Leben spiegelt sie sich nur verzerrt grotesk wieder. Ihren tiefsten Ausdruck fand sie in seiner Kunst.

* * *

Versenken wir uns in die Geheimnisse seiner Welt, in die Welt seiner Werke. Da ist es uns zunächst, als ob die ganze Natur in Bildern und Tönen zu uns spräche. Das wilde stürmische Meer — — und auf einem schwarzen Schiffe mit blutroten Segeln, wie eine Verkörperung des Geistes dieses Meeres ein ruhlos Irrender, ein verzweifelt Frieden und Erlösung Suchender: der Holländer. Und am Ufer ein stilles Licht aus einem Hüttenfenster, das seinen einsam leuchtenden Strahl scheu suchend und still verheißend über das nachtdunkle Meer aussendet: Senta. Oder das ruhende blaue Meer mit seiner unerträglichen lockenden Gewalt, die im Menschen die furchtbarste zerstörende und verzehrende Sehnsucht weckt: Tristan. Und die Nacht mit ihrem tiefen Schweigen und ihren weltfernen beseligenden heiligen Vergessenheitsschauern: Isolde. Da ist die bunte Sommererdenwelt voll Jugendlust und Erntereife, voll lachendem Mut und lächelnder Schwermut, mit all ihrer kraftvoll herben wehen Süßigkeit: Walter Stolzing und Hans Sachs. Und endlich der Ring, in dem alle Elemente zu Gestalten geworden sind, Luft und Wasser, Feuer und Erde: Lichtalberich, der Liebende und Schwarzalberich, der Hassende; Loge, der Flackernde und Erda, die den Tiefen entsteigende Urweltweise; ungeschlachte tölpelhafte Riesen voll felsentürmender Erdkraft und lachende fliehende Wasserkinder, die sich selig im Goldglanz des Rheingoldes baden; Erdenmenschen die von lichten Höhen kommen: die Wotanskinder; und andere Erdenmenschen, die lichtlosen Höhlen entstammen: hassende kalte finstere Nachtgesellen.

Das sind die Welten, in denen sich Wagners Dramen abspielen. Wir sind im tiefsten Innern der Natur. Der Luft, dem Feuer, dem Wasser, der Erde sind Wagners Gestalten

verwandt — und weisen doch über sie hinaus. Und da erst beginnen die eigentlichen Probleme, die eigentlichen Dramen.

* * *

Der gleichsam dem stürmischen Meere entwachsene Holländer ist der Gottverfluchte, der alles verloren hat und von den Stürmen durch alle Meere gepeitscht wird. Erlösung kann ihm nur durch den Glauben an Menschentreue werden. Der ewig Wandernde, der ziellos und zwecklos Irrende kann nur im unwandelbar Festen, im heilig Stillen, in der Treue Ruhe finden, in derselben Treue, durch die Tannhäuser erlöst wird — nur daß dort die Problemstellung eine ganz andere ist. Schönheitstrunkne Sinnenlust hält Tannhäuser gefangen. Er ist erdgebunden im Rausche sinnenheißer Taumelliebe. Und in dieses wollustzitternde, flammenglühende Sichselbstvergessen klingen erst leise, dann machtvoll anschwellend die geheimnisvoll geisternden himmelwärts schwebenden freierhabenen Klänge des Pilgerchores. Er reißt sich los in übermächtiger Sehnsucht nach Freiheit und Reinheit und findet in einem starken lieblich-stolzen Weibe alles verkörpert, was ihn über die Erde emporhebt. Doch glimmt der flackernde Brand wollüstiger Vergessenheit in ihm fort und bricht eines Tages wild lohend hervor, alles zerstörend und niederwerfend. Die Menschen wenden sich hart von ihm ab — nur die Eine, obgleich tiefinnerst zu Tode getroffen, tritt für ihn ein. Er will büßen — die Sühne wird ihm versagt. Verflucht, verdammt will er wieder in rasendem Wollustrausche Vergessenheit suchen. Doch die Eine, die stolze starke Entsagerin rettet ihn vom Verderben. Mit den reinen heilig-mächtigen Klängen des Pilgerchores entschwebt seine Seele in selige Fernen....

Aus seligen Fernen, aus weltabgeschiedenen Wunderlanden kommt Lohengrin. In seiner Seeleneinsamkeit sucht er nach einer liebevoll vertrauenden Seele, die ihn um seiner selbst willen liebt, und verbietet deshalb der Gefundenen die Frage nach Name und Art. Sie aber ist ein irdisch neugieriges Kind. Sie m u ß ihn fragen. Und zerstört mit dieser Frage das Vertrauen. Schmerzlich entsagend kehrt er zurück in die glänzenden Fernen seiner Einsamkeit.

Einsam inmitten der Menschen sind Tristan und Isolde. Ihre suchende Sehnsucht hat sie zusammengeführt. Der Tag läßt sie aber irre aneinander werden. Sie suchen den gemeinsamen Tod, damit alle Schranken zwischen ihnen niederfielen. Seine Nähe löst ihnen die Seelen. Doch ein Zufall gibt sie dem Leben zurück, in dem sie nun als Tagfremde leben, denn sie haben liebend die Nacht erschaut, in der aller täuschende Lug und Trug des Tages zu nichts zusammenschrumpft. In einer stillen Nachtstunde genießen sie seliger Schauer voll dieses vergessende Glück des Vergehens im Weltenall. Der Tag stört sie noch einmal auf. Reißt sie auseinander. Tristan liegt einsam in seiner Heimat am blauen Meer. Seine Seele wird von rasender Sehnsucht zerquält. Er flucht der Liebe und sich selber und kann nicht ankämpfen gegen das allesbezwingende tödliche Sehnen — bis der Tod ihm die Seele löst: Seine Sehnsucht hat ihn in den Tod getrieben. Isolde ist machtlos. Sie kann nichts als mit ihm sterben in sehnsüchtiger Todesverklärung.

Neben dieser grausig-erschütternden Tragödie der Sehnsucht die stille schmerzlich lächelnde heimliche Tragödie des Nürnberger Schusters, dessen Selbst sein kleines Ich besiegt, der der Jugend frohen Mutes Pfade und Wege weist — um entsagend zurückzutreten mit dem Bewußtsein des getanen Werkes.

Eine Tragödie der Entsagung ist auch die Wotanstragödie. In der Tiefe des Rheines ruhte das gleißende Gold. „Ein Tand ist's in des Wassers Tiefe, lachenden Kindern zur Lust, doch ward es zum runden Reif geschmiedet, gewönn es dem Walter die Welt" — aber „nur wer der Liebe Lust entsagt, nur wer der Liebe Macht verjagt, nur der gewinnt sich den Zauber zum Ringe zu schmieden das Gold." Ein Nachtgeborener, der Schwarzalberich hat gierig das Kleinod erspäht. „Er fluchte der Lieb' und gewann durch den Fluch des Rheines glänzendes Gold und mit ihm maßlose Macht." So wurde das Gold der Tiefe entrissen, um machtgewährend das Leben zu knechten. Wotan der Gott, der mit seinem waltenden Speer die Erde durch Verträge zu seinem Dienste gezwungen hatte, entreißt dem Schwarzalben den Ring, gibt ihn aber nicht dem Rheine zurück. Denn ihn gelüstet nach der höchsten Macht. Durch selbstgeschaffene Verträge gezwungen, muß er aber den Ring den täppischen Riesen als Ersatz für Freya, die Göttin der Jugend, ausliefern, die sie sich als Sold für den Bau der Götterburg Walhall ausbedungen hatten. Doch findet er keine Ruhe, da der Ring aus dem Besitze der Riesen, die seinen Zauber nicht zu nützen wissen, wieder in den Besitz Alberichs übergehen könnte — und dann wäre Walhall verloren und Alberich Walter der Welt. Alles, was Wotan aufgebaut und geschaffen, wäre zerstört. Er wäre seiner M a c h t verlustig gegangen. Doch diese Machtgier hat ihn unfrei gemacht. Durch „trüber Verträge trügenden Bund" hat er sich in eigener Fessel gefangen. Er ist nicht imstande, den Ring wiederzugewinnen, um ihn dem Rheine zurückzugeben und die Welt vom Fluche des Goldes zu reinigen. Nur Freie, Eigene könnten von sich aus die dem Gotte versagte Tat vollbringen. Doch er hat keine Aussicht, je diesen Freien zu finden. Den einzigen, den er gegen der Götter Recht aufstachelt und den er durch Verleihung eines Zauberschwertes vor der Götter Rache schützt, seinen eigenen starken Sohn muß er im Banne seiner schlauen Verträge fällen. Die Walküre Brünnhild, die den Todgeweihten retten wollte, küßt er in tiefen Schlaf, damit sie sich nicht wieder seiner Macht widersetzen könnte: die Stimme der Liebe darf er nicht wieder hören, um kraftvoll und mächtig zu bleiben. Da packt ihn der Ekel vor der Macht, die ihn hart und böse und unfrei gemacht hat. Er ersehnt nur noch das Ende. Er gibt sein Werk auf und „weiht in wütendem Ekel des Niblungen Neid die Welt". Und jetzt, wo er entsagt hat, erlebt er das, wonach er sich früher vergeblich gesehnt hatte. Der freie Held, der Sproß seines gefällten Sohnes, wird geboren. Liebevoll entsagend und schmerzlich hoffend verfolgt Wotan als spähender Wanderer Siegfrieds Geschicke. Er sieht ihn heranwachsen und aufblühen, frei und furchtlos dem Dunkeln und dem Bösen ins Antlitz schauen. Wotan befreit sich im Anschaun Siegfrieds vom Ekel, der ihn zu Boden gedrückt hatte. I h m weist er die Welt nun zu, die er in der furchtbarsten Verzweiflung schon des Niblungen Neid geweiht hatte. „Dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott." Liebend und hoffend sieht er Siegfried den Ring gewinnen, listige und grausame Feinde zornig lachend überwinden, Brünnhild aus dem Zauberschlafe erwecken. Doch kann er nicht dem Fluche entfliehen, der auf dem Ringe lastet. Unwissend wird er in Schuld und Untreue verstrickt. Denn er ist der Hüter des Ringes, den Alberich verfluchte, als ihn Wotan ihm entriß: „wie durch Fluch er mir gelang, verflucht sei dieser Ring: wer ihn hat, den sehre die Sorge und wer ihn nicht hat, den nage der Neid!" Und nagender Neid und finsterer Haß verfolgen Siegfried und umgarnen ihn mit listigen Netzen. Er wird gewarnt vor dem Ringe. Doch er kennt keine Furcht. Rein und groß wie die sterbende Sonne versinkt er

in die tiefe Nacht des Todes. Sein Weib Brünnhild läßt sich mit seinem Leichnam verbrennen. Ihre Asche wird vom Rheine verschlungen. Das Gold ist den Fluten zurückgegeben. Die Welt vom Fluche erlöst. Nicht Alberich ist Walter der Welt. Wotan, der herrische entsagende Gott kann ruhen. Brünnhild, sein Kind, singt's ihm im Tode:

„Verging wie Hauch der Götter Geschlecht,
Laß ohne Walter die Welt zurück —
Meines heiligsten Wissens Hort
Weis ich der Welt nun zu:
Nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte hartes Gesetz —
Selig in Leid und Lust läßt die Liebe nur sein!"

Die Liebe als Welterlöserin — wir sind in der Welt des Parsifal. Hier sind noch einmal alle früheren Probleme unendlich vertieft und geläutert zusammengefaßt. Da ist die reine Wunderwelt des Grales, die Welt der hoheitsvoll Entsagenden, der wunderwirkenden Reinen, die vom Heilandsblut zu höchsten Rettungswerken gestärkt werden. Und fern von ihnen in den Niederungen Haß und Qual und Lust und Verzweiflung: Tollhäusler, die die jagende Lebensangst vor den Untiefen der eigenen Seele mit den klingenden Schellen grausiger Lust übertönen wollen; da ist die furchtbare riesenhafte Gestalt des Weibes mit seiner leeren Seele, die über heiligstes Leiden gelacht hat und nun, von suchendem Wahnsinn gepeitscht, durch die Welt jagt, um im Manne den Erlöser zu finden und in tollem Lustrasen ihn schuldig werden läßt, um ihn dann zu verachten — denn nicht der Schuldige kann ihr Erlöser sein; da ist Klingsor, der Vernichtung suchende und Vernichtung sinnende Feige, der, vom Grauen vor seiner unersättlichen Lust gepackt, sich selbst entmannte, da er sie nicht in sich zu überwinden vermochte; da ist die gebrochene, zerfressene, zu tiefst verwundete Seele des Gralskönigs Amfortas, der durch das Weib schuldig geworden ist, da er in seinen Armen seiner Sendung vergessen hatte — mit dem heiligen Speer, der seinen lustzitternden Händen entsank, verwundete ihn Klingsor, an dem einzig Kundrys, des Weibes, Macht nichts vermag. Und fern auf heiligen Höhen die feierlichen heiligen Klänge der Gralsglocken und die einsame ihres Königs beraubte Ritterschaft und das entweihte Heiligtum des Weltheilandes — bis endlich ein reiner Tor, den das Leid der Ritter und des Königs bis ins innerste Mark getroffen, auszieht, um nach dem verlorenen Speer zu suchen. Das Weib vertritt ihm den Weg, lockend, lachend, irr und verzweifelt Erlösung suchend — in seiner Liebe. Ihr Kuß aber macht ihn „welthellsichtig". In sich spürt er die brennende Amfortaswunde. Er ist durch Mitleid wissend geworden. Dieses heilige Wissen gibt ihm die Kraft über das Weib hinwegzuschreiten, dem nicht selbstvergessene Taumelliebe Erlösung gewähren kann. Sie verflucht seine Wege — muß ihn aber doch ziehen lassen, denn er hat durch des Wissens Kraft Klingsor den heiligen Speer entwunden, mit dem er Amfortas Wunde erlösend schließt. Vor dieser Liebeskraft entsagender Heldenschaft schwindet das heiße Vergessenheitssuchen aus des Weibes müder Seele. Sie findet Frieden im Dienste des Verfluchten und sinkt erlöst beim Anblick des heiligen Grals entseelt zu seinen Füßen nieder, der nun dem Heiligtum als reiner König dient.

* * *

So sah die Welttragödie in Wagners Werken aus. Und wenn einer liebevoll aufmerksam hinschaut, sieht er bald in die geistigen Augen des Schöpfers selbst. Wer je die Gewalt dieser geistigen Augen des Meisters innerlich gespürt hat (oft geschieht das bei einigen wenigen Takten seiner Musik), wird lange darüber nachgrübeln, was an diesen Augen ihn so gefesselt, so erschüttert hat.

Überall hatte er die Erlösungsbedürftigkeit der Welt geschaut. Ihm schien alles Leben nach Erlösung zu schreien. Aus all dem Hasten und Jagen, aus all dem irrsinnigen Toben und Schreien und Weinen und Verzweifeln der Menschen hörte er ihrer Seelen Sehnsucht nach Erlösung heraus.

Die furchtbare Tatsache, daß Leben durch Tod bedingt ist, immer und überall; daß jedes Wesen seiner Natur nach zerstörend und ungerecht gegen andere Wesen sein muß; daß alles Leben nur ein irres Ringen um Glück ist und auch das Reinste und Höchste schuldig werden muß, weil es lebt und zugrunde gehen muß, weil es andere durch sein bloßes Dasein zugrunde richtet — das alles hatte ihn die große Sehnsucht der Menschen verstehen gelehrt, denn er hatte es in sich selbst durchlebt, er hatte dasselbe Leid gespürt, er war durch Mitleid wissend geworden.

Die Erlösungssehnsucht des Menschen ist von der Unmöglichkeit bedingt, im Wirrwarr des Lebens rein und frei zu bleiben, denn alles Leben strebt naturgemäß nach Macht und alle Macht trägt Schuld und Unfreiheit im Schoße. Alle Erlösungssehnsucht des Menschen ist demnach, Sehnsucht nach Befreiung von Machtgier nach Reinheit und Freiheit.

Wenn wir die ganze Reihe der Wagnerschen Dramen betrachten, so sehen wir, wie dieselbe Sehnsucht in all diesen Dramen immer wieder einen Ausgang sucht: in der Treue des Weibes, im Glauben an das selbstlose Vertrauen des Weibes, in Vergessenheitsschauern, im Vertrauen auf reine Heldenschaft. Und das Ende ist doch immer der Untergang. Denn alle diese sehnsuchtstrunknen Ringer sind nicht Wissende. Dieses Nichtwissen läßt sie schuldig werden und zugrunde gehen. Denn all ihr Sinnen geht nach Vergessenheit. In der Vergessenheit glauben sie Erlösung zu finden. In allen wühlt eine sinnlos sieche Lust nach dem Untergang oder eine siegesgewisse tolle Freude am Leben, das die Schuld und den Untergang in sich hegt.

Nur hie und da bricht ein anderes hervor: der Entsagungsgedanke: stolz und weh im Tannhäuser bei Elisabeth, dann leise und schmerzlich lächelnd in den Meistersingern bei Hans Sachs, grollend und groß in der Wotanstragödie. Doch ist hier die Entsagung nicht das Erstgewollte. Sondern die Frucht eines nutzlosen Kampfes — gewissermaßen eine Entsagung post festum, ein Schritt zu dem das Leben einen drängte: man hätte ihn lieber nicht getan. Selbst Elisabeth entsagt dem schuldigen Tannhäuser, nur um ihn zu retten. Das alles sind Entsagungen voll schmerzlicher Verzückung — keine freien Entsagungen. Erst im Parsifal wird der Entsagungsgedanke siegreich lebendig in einer freien, durch Mitleid wissend gewordenen Seele. Erlösung kann einem nur werden, wenn man sich nicht in den Schauern der Lust und der Kraft vergißt, sondern, wissend geworden über sich selbst, stolz und frei sich selbst zu reinigen versucht von der Schuld und dem Heiligen, dem Göttlichen in selbstloser Hingabe dient. Kundry sucht die Erlösung in der Vergessenheit und findet sie im Wissen. Denn Vergessenheit ist neue Schuld, weil sie nicht Überwindung, sondern ein feiges Ausdemwegegehen ist. Vergessenheit ist ein von sich selbst Hinwegfliehen und führt zum Untergang. Ja, sie ist die eigentliche Sünde, die un-

heimlichste Verführerin des Menschen. Sie lähmt sein Selbst und trübt sein Bewußtsein. Denn einzig bewußt und wissend in sich die Schuld bekämpfend, kann der Mensch als Überwinder, als Hüter des Heiligen, der Welt entsagend, sich der Welt gegenüberstellen.

Das Drama Richard Wagners ist der Kampf um diese Erkenntnis, ein Kampf mit allen Kräften und Mächten seines eigenen Ich in allen Höhen und Tiefen seines Selbst, das Ringen um Erlösung: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

In Wagners Seele lebte und nagte und pochte die Erlösungssehnsucht der ganzen Welt und suchte in ihm selbst Betäubung und Vergessenheit in tollem Rausch. In sich litt er aller Menschen Qual und Angst. Denn aller Menschen Qual und Angst lebt in seinen Werken und gibt ihnen ihre fürchterliche Wucht und unheimliche Macht. Die ganze Natur windet sich in Krämpfen des Schmerzes. Wir sehen dem großen Weltenweh bebend ins Antlitz und spüren die zuckenden Schauer seiner Nähe. Wir hören die unsichtbaren Ketten klirren, die unseren Fuß bei jedem Schritte hemmen. Wir fühlen die unheimlichen Mächte der Dunkelheit und empfinden die wahnwitzige Zerstörungswut der Verzweiflung und das heimatlose Irren auf öden Meeren und in lichtlosen Fernen. Nichts bleibt uns verhüllt. Das Tiefste, Furchtbarste, Grausigste, Böseste treibt hier sein Wesen, jagt die Frohen in Trübsal und Leid, löscht die lustigen lachenden Lichter aus, macht alles Helle und Reine und Heldenhafte untergehen in tiefer lichtloser Nebelnacht. Und aus dieser Nacht heraus tönt der ruhlose Ruf, der bange Schrei, die machtvollstolze Sehnsucht nach Erlösung von d i e s e m Leben, in dem auch das Lichteste verschlungen wird von grausiger Finsternis, weil es nicht schuldlos bleiben kann in einer schuldigen, knechtischen, unfreien Welt, in einem, seinem Wesen nach, schuldigen, knechtischen unfreien Leben.

Da wird der Entsagungsgedanke geboren und wird immer mächtiger, je größer die Verzweiflung, je lichtloser und unfreier das Leben wird. Denn in jeder Entsagung liegt eine Verheißung. Und jede Verheißung ist eine Quelle lebendiger Kraft und facht den Kampf von neuem an. Dieser aus der Erlösungssehnsucht der Welt geborene Liebeskampf des Freiheit und Reinheit verheißenden Weltentsagungsgedankens des Selbst mit der glutvollen Lustübermacht des Lebenswillens ist der Inhalt des Dramas, das sich hinter den Tönen und Bildern und Worten der Wagnerschen Dramen abspielt.

Wie erdgebunden Wagner war, beweist das Entstehen von Gestalten wie Amfortas und Kundry: Amfortas und Kundry mußte Wagner in sich überwinden, um sie erlösen zu können und als reiner Tor dem Heiligtum mitleidend wissender Liebe zu dienen.

Wie alle Erlösungssehnsucht der Welt sich in Wagner gleichsam ein eigenes Organ geschaffen hatte, so erfuhr er auch an sich selbst das Wunder der Erlösung im Dienste seiner Liebe und in selbstloser Hingabe an das Heilige. Dieses Wunder ließ seine Kunst ihn erleben. An seiner Kunst wurden ihm alle Lebensprobleme erst klar. Schaffend kämpfte er seine Kämpfe. In seiner Kunst erlöste er sich. Denn er war zuerst und vor allem Künstler. Als Künstler empfand er die Welt und ihr Weh. Als Künstler kämpfte er, als Künstler siegte er. Er ist vielleicht der großartigste Repräsentant des Künstlermenschen, den die Geschichte bis jetzt gekannt hat. Er zuerst hat es uns wieder durch seine Tat bewiesen, daß es nur e i n e große heilige Kunst gibt und daß alle Künste nur die verschiedenen Ausdrucksformen für ein und dasselbe sind. Er führt uns mit seinen Werken zum Urgrund aller Kunst. Er erlöst die Künste aus ihrer Vereinsamung zur Kunst.

Wagner ist hier nicht zu verwechseln mit anderen Künstlern, die gleichzeitig mehrere

Talente hatten: sie wandten diese Talente nicht zusammen an, um e i n Kunstwerk zu gestalten. Erst Wagner sah klar, was vor ihm hie und da dieser oder jener angedeutet hatte, daß erst eine Vereinigung aller Künste zu e i n e m Kunstwerk vollendete Kunst ist und daß alle organische natürliche Entwicklung der Künste die Tendenz zu dieser Vereinigung hat. Dieser anscheinend paradoxe Gedanke wird uns immer größer und gewaltiger erscheinen, je mehr wir uns in ihn vertiefen. Anscheinend unterbindet er zunächst jedes Kunstschaffen, das nicht zu einer Vereinigung der Künste führt: also Wortpoesie, die nur Literatur, Musik, die nur Ton, Malerei, die nur Form und Farbe ist — eigentlich den größten Teil unserer modernen Kunst. Wer näher zuschaut, kann sich bald davon überzeugen. Die Wortsprache hat sich so differenziert und verfeinert, ist so raffiniert geworden, daß sich nichts Großes und Natürliches mehr groß und natürlich in ihr ausdrücken läßt. Sie m u ß zu den raffiniertesten Mitteln greifen, um nur annähernd das ausdrücken zu können, was sie ausdrücken will.

Raffiniertheit ist selbverständlich nicht zu verwechseln mit natürlicher Kompliziertheit: man stelle nur das Raffinement Richard Straußens oder Gustav Mahlers der natürlichen großzügigen Kompliziertheit der Wagnerschen Musik entgegen — denn auch die eigenbrödlerisch-selbstherrliche Entwicklung der Musik führt naturgemäß zur Degeneration, zum sinnlos-sinnlichen Raffinement, zur künstlerischen Ohnmacht großen Linien und Flächen gegenüber. Dasselbe läßt sich auch von den bildenden Künsten sagen. Der Grund dieser raffinierten Kraftlosigkeit liegt im Wesen der vereinsamten Künste selbst. Jede will Alles ausdrücken. Jede will mit ihren Mitteln die Wirkungen der andern erreichen. Die Musik will malerisch und poetisch wirken, die Malerei poetisch und musikalisch, die Poesie musikalisch und malerisch. Das führt zunächst zu einer ungeheueren Steigerung der Ausdrucksfähigkeit der einzelnen Künste, im Laufe der Entwicklung aber zur Überspannung der Kräfte und schließlich zur Ohnmacht. Zu den furchtbarsten Leiden des Menschen gehört, daß seine Worte zu arm sind. Alle Steigerungen, alle Verfeinerungen haben ihm nichts geholfen. Der Abgrund blieb und „der kleinste Abgrund ist am schwersten zu überbrücken." Unter jedem Worte liegt ein unendlicher Abgrund. Aus diesem tönt die Musik, aus diesem erheben sich farbige Nebel, die sich zu Formen und Gestalten verdichten. Doch die Geräusche des Tages übertönen die Klänge aus der Tiefe und der Dunst des Straßenstaubes erstickt die farbigen Nebelbilder. Bleiben nur die nackten Worte. Alle Literatur ist nur eine Bekleidung dieser Worte mit neuen Worten. Sie bleiben aber starr. Wir können nur dunkel ahnen, was sie bedeuten könnten, wenn sie lebendig wären. Sie sind aber kalt. Sie frieren in ihrer Nacktheit. Und wer sie ausspricht und liest, den friert. Nur die geheime Ahnung ihres Zusammenhanges mit Farben und Tönen, der sie erst lebendig macht, läßt uns zum Genuß kommen. Es ist aber nur eine Ahnung, ein beglückendes Erschauern und ein noch tieferes Verzweifeln: der leere mit Worten unüberbrückbare Abgrund starrt uns immer wieder entgegen.

In diese ahnungsschauernde fröstelnde Morgenstimmung schallt die machtvolle Stimme der Wagnerschen Kunst, der erlösten, befreiten, einigen Kunst: „Wacht auf! — Es nahet gen den Tag!"

Wort und Klang und Bild sind vereinigt und in dieser Vereinigung erlöst und gestärkt zu neuem Leben. Alle drei — nur die gleichzeitigen Ausdrucksformen des einen großen D r a m a s.

Und hiermit kommen wir zum Kerne von Wagners Künstlertum. Denn die Erlösung der vereinsamten Künste und ihre Vereinigung zur Kunst war doch schließlich nur eine Frage der Ausdrucksform — wenn auch die allerbedeutungsvollste. Das Wichtigste ist ihre Vereinigung zum D r a m a, zur Verkörperung des tragischen Gedankens, der der Inbegriff der freiwilligen selbstlosen Hingabe des Individuums an die hohen und höchsten Augenblicke des Lebens ist. Erst durch diese untergangsfreudige opfermutige Hingabe an das Hohe und Höchste, erst durch den tragischen Gedanken, der im Drama verkörpert wird, kann die Kunst zur Erlöserin werden.

Stimmungen erzeugen nur neue Stimmungen, mögen sie auch das Reinste und Tiefste in sich fassen können. Erzählungen wieder führen uns zur furchtbaren Auflösung des Lebens in Anekdoten und Episoden. Denn es gibt nichts Furchtbareres, als auch die größten Momente des Lebens nur als Episoden zu empfinden. Und als Episoden werden sie von den heutigen Menschen empfunden. Man schaue nur um sich. Das krampfhafte Ausschlürfen der gegenwärtigen Stunde ist nicht Hingabe an das Heilige des Lebens, sondern der fürchterliche Gedanke, daß man alles dem Momente entreißen muß — bald ist er ja doch vorüber, ohne Spur .... Wilhelm Hertz hat für diese Stimmung den treffendsten Ausdruck gefunden. In einem seiner Gedichte heißt es:

„Kein Trauerzeichen trägt der Ort,
Drauf todwund du gesunken.
Nur bunter blüht die Erde fort,
Die einst dein Blut getrunken.

Wer fühlt mit uns? Stiefmutter Natur,
Zu groß für Hassen und Lieben
Hat spielend unseres Namens Spur
Ins rinnende Wasser geschrieben.

Was bleibt o Bruder noch von dir?
Nachdem verhallt die Klage,
Lebst du erbleichend nur in mir,
Ein Traumbild meiner Tage.

Und all das namenlose Leid,
Der Jammer unermessen
Ist über eine kleine Zeit
Mit dir und mir vergessen."

So sieht's von außen auch aus — so sinnlos und zwecklos. So bunt und dumm. Wer hat nicht darunter gelitten? Wen hat nicht der Schauder gepackt vor dieser dunkeln, gähnenden Leere? Diese Leere, diese Sinnlosigkeit macht alle die unerträglichen Qualen des Menschen noch unerträglicher, verwandelt jeden Genuß in Schmerz, zersetzt alles Schaffen und Handeln, macht klein und niedrig und böse, wird zur Ursache jener scheelsüchtigen trägen Unfreiheit, an der fast alle Menschen heutzutage kranken.

Stimmungskunst und Erzählungskunst können die Empfindung dieser Trostlosigkeit nur verstärken, vertiefen. Erst die tragische Kunst ermöglicht uns die tragische Wertung der höchsten Augenblicke des Lebens. Sie zeigt uns diese Augenblicke in ihrem inneren Zusammenhange. Sie deutet uns in einem großzügigen Bilde die vielgestaltige Buntheit und Zerrissenheit unseres Lebens. Sie zeigt uns uns selbst. Denn im gewöhnlichen Leben sind wir nicht wir selbst. „Unser Selbst schwebt unendlich hoch über uns." Unsere Er-

lösungssehnsucht ist in ihrem tiefsten Grunde vielleicht nur die Sehnsucht nach uns selbst. Denn wir kennen uns nicht.

So erst wird uns das Wunder der Erlösung durch die tragische Kunst verständlich, in der Stimmungskunst und Erzählungskunst unter ein Höheres, unter den tragischen Gedanken, vereinigt sind. Dieses Wunder hatte Wagner in sich erlebt. Seine Kunst hatte ihn wissend gemacht. Die Erlösung des Lebens durch die Kunst, durch das Drama, haben einige wenige noch vor Wagner ahnend ersehnt. Auch die Einheit der Kunst hat einigen wenigen als Ideal vorgeschwebt. Es fehlte aber die Persönlichkeit, die in sich die Künste zur Kunst vereinigte und erst dadurch die Möglichkeit hatte, die große befreiende Tat zu tun, das große befreiende Kunstwerk zu schaffen. Die dunkle Sehnsucht nach diesem Künstler wurde in den wenigen, die sie verstanden, immer größer und mächtiger. Doch war sie nur die Blüte einer geheimen Sehnsucht der ganzen Welt. Diese Sehnsucht ist der Mutterboden der Wagnerschen Kunst. Ein Kind dieser Sehnsucht ist auch sein größtes Werk — Bayreuth. Denn erst von hier aus erschließt sich uns die volle Bedeutung seiner Persönlichkeit. Erst durch den Gedanken von Bayreuth krönte er sein Werk. Und der hat ihn nie verstanden, der diesen Gedanken nicht erfaßt hat.

* * *

Was ist dieses Bayreuth?

Den meisten ist's der Ort, wo man relativ tadellose Aufführungen der Wagnerschen „Opern" sehen kann; andern ist's eine Mode, die man mitmachen muß; andern wieder eine Gelegenheit, Witze zu reißen — über die „Villa Größenwahnfried" und über Wagner, den Weltheiland im rosaseidenen Schlafrock . . . .

Nur wenigen, verschwindend wenigen ist Bayreuth ein stiller Ort — hundert Meilen hinter dem Leben. Und auf einem grünen Hügel bei diesem Ort — ein ernster mächtiger Bau: das Festspielhaus. Denn ein Fest soll hier gefeiert werden. Fern von der „Welt". Die ist da draußen in den dumpfigen Fernen der Städte und jagt und rast in sinnloser Hast. Hier aber ist Stille. Und die Menschen, die das Bayreuther Fest feiern wollen, fühlen sich fern von all dem irren Getriebe. Rein und still wollen sie sich selbst wiederfinden in der Kunst. Rein und still ziehen sie zum Festspielhaus. Draußen ist lachender Tag. Drinnen alles dunkel. Die Türen ins Leben sind ins Schloß gefallen. Aus geheimnisvollen Fernen ertönt Musik. Und vor uns auf der Festspielbühne beginnt die aus der Musik geborene menschlich-übermenschliche Tragödie . . . . Es ist ein stilles ernstes Fest. Die letzten dumpfen Stimmen der Welt verhallen in uns. Wir sind allein mit uns selbst. Wir erleben uns selbst. Wir schauen ohne Schwindel in die dunkelsten und tiefsten Abgründe. Denn vor uns schimmert der Berggipfel im Sonnenglanze und wir klimmen den Abgründen unserer Seele entlang dem weiten freien Ausblicke über endlose sonnige Fernen zu. Mit diesem sonnentrunkenen Blicke ziehen wir ins Leben zurück — und Sonne wird, wohin wir blicken. Durch die Kunst zu neuem Leben! Das hat nichts gemein mit der engen durch und durch unkünstlerischen Parole „l'art pour l'art"; ebensowenig aber auch mit irgendwelchen utilitaristischen Prinzipien. Die Kunst ist hier nicht Dienerin sondern Mutter des Lebens, Lebensquell. Sie steht im Leben über dem Leben — und ist zu gleicher Zeit das Leben selbst, denn sie ist der Sinn des

Lebens. Durch die Kunst wird die tragische Gesinnung in uns lebendig. Die tragische Gesinnung aber ist die Mutter der Religion und der religiöse Künstlermensch der Sinn aller Kultur.

Mit dieser Kulturhoffnung steht Wagner einsam da — auch heute noch. Denn er gehört nicht zu unserer Zeit. Die wenigsten wissen heute, wer Wagner eigentlich ist. Seine Berühmtheit ist ein possenhaftes Mißverständnis. Wagner gehört dem Volke. Seinem Volke. Wann wird dieses Volk sein, das wahrhaftige freie Volk, das durch die Kunst geworden ist? Es liegt ein ungeheures, unbebautes Arbeitsfeld ausgebreitet für die Wissenden und Wollenden. Wagner aber gehört nicht zu uns. Er ist fern von uns. Wie ein fernes glänzendes Licht leuchtet er aus der Zukunft zu uns herüber.

* * *

Dieses Licht hatte auf seinem Wege ein Suchender erblickt, Friedrich Nietzsche, der Einsiedler.

Als ich an einem Winterabend in meinem Zimmer vor dem Ofen saß und ins zuckende Feuer schaute, ging mir plötzlich ein seltsamer Einfall durch den Kopf. Ich fühlte eine fast unbezwingbare Lust, die gefangenen Flammen zu befreien. Sie schienen mir wie Gefangene, die ratlos in heißem Entsetzen an ihren verschlossenen Kerkertüren rüttelten. Ich stellte mir vor, wie die befreiten Flammen wild jagend sich ausbreiten würden, alles ergreifend und verzehrend, um frei und schön zu verlodern. Etwas Ähnliches mochte Nietzsche empfunden haben, wenn er auf seine Zeitgenossen blickte. Alles in Öfen eingefangene Flammen. Nirgends ein freies loderndes Feuer. Alles Feuer dienstbar gemacht. Da trat ihm Richard Wagner in den Weg. Nietzsche fühlte die freie Flamme. Er sah einen Menschen, der außerhalb der Zeit stand, der ganz Flamme war, die lodernd sich selbst verzehrte. Wagner war ihm ein Feuerzeichen auf dem Wege zur Zukunft. Denn von seiner Zeit erwartete Nietzsche nichts. All sein Sehnen und Hoffen ging von Anfang an auf die Zukunft, auf das „Kinderland". Von der Masse der Menschen erhoffte er nichts. Ihm war es nur um die Wenigen, die Auserwählten, die Großen zu tun. Die anderen waren ihm zu klein, zu niedrig: er hatte zu tief in ihre Seele geschaut. Er wußte, daß sie trotz all ihrer Klagen ihre selbstgeschaffenen Ketten lieben, daß ihre Seelen versumpft sind in feiger Knechtschaft. Wohin er blickte — nur Knechte.

Wagner war der einzige, der ihm in dieser fernen Kultur der Zukunft zu wurzeln schien, in der freien Kultur der Wissendgewordenen, der aus Lebensüberschuß, aus innerem Reichtum stolzen Lebensverneiner. Ihm schien damals die einzige Aufgabe der Kultur zu sein, das Leben so groß und frei und reich zu machen, daß man es als solches frei verneinen konnte und nicht aus irgendwelchem Mißvergnügen an der Armut des heutigen Lebens. Stolz und frei sollte der Edle ein stolzes freies reiches Leben verneinen, das stolzeste und reichste Leben, das man sich als möglich vorstellen kann — denn es ist zu arm für den Reichtum, zu eng für den Stolz, so gebunden für die Sehnsucht der Persönlichkeit. Solch einen Menschen glaubte er in Wagner zu sehen. Er glaubte mit ihm eins zu sein, weil sie beide gemeinsame Hoffnungen hatten und gemeinsame Schmerzen litten.

Doch war dieses Zusammengehen ein Mißverständnis, das zu einer der furchtbarsten Tragödien geführt hat. Denn Wagner war Nietzsches Schicksal.... Beide litten unter

der Kleinheit der Mitwelt. Beide litten unter dem knechtischen Geist der Gegenwart, der auch die hohen Seelen vergiftete und sie unfrei machte. Kleinheit und Unfreiheit ringsum und nur ferne vor ihnen das Wunderland ihrer Kultur.

In Wagner liebte Nietzsche das „Kinderland", das Land der Zukunft mit all der glühenden Inbrunst, deren er fähig war. Denn er war seiner Natur nach ein inbrünstig-religiöser Mensch. Wagner war seine höchste Hoffnung und sein heißestes Sehnen. Er war ihm die Erfüllung seiner Wünsche und seiner Sehnsucht. Es erschien ihm wie ein unverdientes Wunder, daß dieser Mann unter uns lebte und uns die heiligen Schauer seiner Kunst erleben ließ, uns durch seine Kunst zu uns selbst, zum Allerheiligsten, Göttlichen führte, von allem Kleinen und Niedrigen befreite. Nietzsches Verhältnis zu Wagner war wie ein langes, stummes, weltvergessenes Gebet. Das muß man im Auge behalten, um die ganze Tragödie Nietzsches zu begreifen. Man wird ihn nie verstehen, wenn man nicht seine flammende Liebe zu Wagner verstanden hat.

In den dunkelsten Tiefen seiner Seele lauerte aber ein Anderes. Ein trotzig-spöttisches kaltes Lachen, etwas dämonisch Zerstörendes, etwas sehnsüchtig Irres. Er hielt es lange gefangen. Er empfand es als das Böse in sich, er wollte es nicht wahr haben. Bis es gewaltsam hervorbrach und ihn überwältigte. Und er mußte lachen, spöttisch, hart und kalt lachen über seine Gebete und seinen „Götzen". Ihm schien sein ganzes früheres Leben wie ein grotesker wirrer Traum, dem er entronnen war. Er schwelgte in der neugewonnenen „Freiheit".

Er glaubte, daß er sich hatte unterdrücken müssen, daß er unwahr geworden war im Dienste seines Kulturideals, das sich ihm in Wagner verkörpert hatte. Er erschrak bei dem Gedanken, was er gelitten hatte, was er in sich töten mußte, was er im tiefsten Dunkel seiner Seele verschmachten ließ, was in ihm alles gebohrt und gewühlt hatte bis zur Verzweiflung. Und alles um seinem Ideal treu bleiben zu können. Denn es war seine einzige Hoffnung in all dem Wirrsal, sein Heiligstes, Höchstes. Und dieses Heiligste und Höchste hatte ihn — geknechtet?! Er fühlte es immer deutlicher. Er hatte geglaubt immer freier zu werden und war immer unfreier geworden. Die geknechteten Zweifel wurden laut: war dieses Ideal denn ein Ziel? War es des Kampfes wert? Es war ihm, als ob Schuppen von seinen Augen fielen. Er sah plötzlich in Wagner den unheimlichsten Verführer zur Müdigkeit, zur Lebensverneinung als Berauschung. Er wertete ihn nach seinem eigenen Maßstabe. Das war sein verhängnisvollster Irrtum. Denn Wagner hatte sich seine Weltanschauung schaffend und leidend am Feuer seiner Kunst geschmiedet, sie war die Frucht seines Lebens. Nietzsches Lebensverneinung aber war aus dem Ekel geboren, sie war eine rachsüchtige Flucht aus dem Leben, die sich mit Stolz und Trotz drapiert hatte. Das war ihm selbst zunächst unbewußt geblieben. Er glaubte in seiner Lebensverneinung die höchste Lebensbejahung zu erkennen. Und selbst als er sich über das Wesen dieser *seiner* Lebensverneinung klar zu werden begann, konnte er sich noch lange nicht von alldem losreißen. Denn das Leben bot ihm sonst keine Hoffnungen. Wagner war der einzige. Er mußte an ihn glauben und — glaubte an ihn. Er fühlte seiner Natur nach ebenso wie Wagner. Sein eigenstes Selbst zog ihn zu ihm hin. Deshalb suchte er die Stimmen aus der Tiefe seiner Seele zu übertönen. Er unterdrückte alles Feindliche in sich und sog die Welt Wagners in sich ein. Aber immer voll geheimer Furcht, immer gewaltsam. Bis sein ganzes Wesen von Wagner durchdrungen war. Da trat die Reaktion ein. Er sah

alles in einem neuen Lichte. Er kam sich wie ein Genesener vor, wie ein Gefangener, der seinem Kerker entsprungen war. Er lachte und höhnte — und blutete innerlich. Es war nur — allzu menschlich, daß er von sich auf Wagner schloß. Er war auf einmal überzeugt, daß auch Wagners Weltanschauung eine Flucht aus dem Leben war, ein sehnsuchtgeborenes Angstprodukt vor dem Leben und seinen Kräften. Er glaubte, daß auch für Wagner seine Kunst das war, was sie ihm selbst war — ein toller seliger Rausch, nicht eine Notwendigkeit, nicht eine Kulturtat, nicht ein Heiligtum. Er glaubte, daß Wagner sich an seiner Musik und seinen hohen Worten nur berauschte, um dem Leben zu entfliehn. Er sah in seiner Kunst den furchtbarsten Betrug, die furchtbarste Verleumdung des Lebens. Wagners Gestalt nahm in seiner Phantasie sogar etwas widerlich Komisches an. Er erschien ihm auf einmal klein. Er sah in ihm den Feigling, der nicht den Mut hatte es mit dem Leben aufzunehmen, der sich sinnlos berauschte und vor sich und vor der Welt eine heldische Maske trug, um die Menschen in seine Netze zu fangen, um das Leben aus unbewußter Rachsucht zu verleumden und zu entkräften. Endlich fühlte er sich befreit vom Alpdruck dieser Persönlichkeit und besann sich darauf, was ihn zu ihm hingezogen hatte. Nietzsche glaubte den Grund darin zu finden, daß alles Müde und Kranke, womit seine Seele „infiziert" war, geheimnisvoll von Wagner angezogen wurde. Denn all seine Bewunderung, alle Lebensverachtung und schwärmerische Hingabe an etwas außerhalb des Lebens Stehendes erschien ihm jetzt wie eine Krankheit, die ihn beinahe verdorben hatte. Die Beweise für die Krankhaftigkeit der Wagnerschen Kunst glaubte er darin zu finden, daß sie ihn unterdrückt, daß sie ihn unfrei gemacht hatte, trotz aller ihrer Freiheitsverheißungen. Denn in der Unfreiheit erkannte er die Urkrankheit, das furchtbarste Weh des höheren Menschen. Wagner hatte ihn unfrei gemacht, indem er ihn berauschte, anstatt ihn zu stärken und zu kräftigen: so empfand Nietzsche es. Und mußte ihn auch in demselben Augenblicke als Gefahr für die Freiheit des höheren Menschen empfinden. Denn Wagner wurzelte im Christentume, im Christentum verkörperte sich aber für Nietzsche alles Lebensfeindliche, Weltabgeschiedene, Unfreie. Er sah in ihm die Religion der Sklaven, die in die Sittlichkeit flüchten, weil sie keine Macht besitzen. Denn Freiheit, so wie Nietzsche sie jetzt verstand, verlangt nach Macht, weil Freiheit das treibende Element des aufstrebenden Lebens ist und Leben Macht will.

Nietzsche blickte um sich und scheint die ungeheure erschütternde Vision einer untergehenden Welt gehabt zu haben: Selbst Wagner, der Riese (denn das Spötteln und Lachen über Wagner kommt bei Nietzsche nie so recht vom Herzen), der größte Mensch, von dem Nietzsche wußte, vergiftet vom Sklavengeist, gebrochen von der knechtischen Art. Daß kleine Geister von Lebensbejahung und Überwindung Wagners schwatzten, konnte ihm nichts sagen. Denn die verstanden ihn nicht. Nietzsche hat nie etwas mit den Kleinen zu tun gehabt. Er glaubte nur das eine zu sehen: auch der Größte überwunden vom Gifte einer untergehenden Welt. Durch diese Erkenntnis war er einsam geworden. Er fühlte sich aber freier — oder glaubte wenigstens sich freier zu fühlen. All sein Sinnen und Trachten ging jetzt danach, g a n z frei zu werden, alles von sich abzuwerfen. Er wurde von diesem Gedanken förmlich hypnotisiert und ergab sich der Wollust einer Zerstörungswut, die ihm ein Neuschaffen zu sein schien. Er zerstörte alles, was ihm von früher her noch lebendig war. Denn es war noch lebendig — o wie lebendig, gehörte es doch von je zu ihm. Es war ein Stück seines Wesens. Er haßte sich: er haßte den Wagner in sich. Alle seine

Kräfte spannte er an, um von ihm loszukommen. Er machte ihn klein, lächerlich, niedrig. Und wurde doch wieder in stillen Stunden von ihm übertumpelt.

Nietzsche zersetzte all seine Gefühle und Empfindungen mit beißendem Spott, um frei zu bleiben von allen Überschwenglichkeiten, von aller Frommheit, in der er seine größte Gefahr erkannte, um lachen zu können über die kleine Welt mit ihren Freuden und Leiden. Denn nicht mehr der tragische Held war ihm der Überwinder der Welt, sondern der Tänzer, der sich lachend über die Menschen erhebt, voller Sehnsucht nach neuen Meeren und Inseln. Doch nur der Freie kann lachen. Deshalb ist er krampfhaft bemüht, „frei" zu bleiben und zu „lachen". Denn er konnte es nicht. Das fühlte er oft mit heimlicher Angst und — lachte dann seine Furcht spöttisch aus. Er dachte sie mit diesem Lachen töten zu können. Er war ganz einsam. Und in seiner flammenden inbrünstigen Seele träumte er von den freien Geistern der Zukunft und baute und schaffte für sie, räumte alten Schutt fort, sprengte den Pfad versperrende Felsen und vermeinte ihnen den Weg zu bereiten zum Lande der Wenigen, der freien einsamen Lebensbejaher, die auch aus dem Bösesten und Unheimlichsten Kraft, aus dem Furchtbarsten und Wehesten Freude zu gewinnen wissen werden. Hatte **er** doch aus den fürchterlichsten Schmerzen seines Lebens Freude gesogen zu frischem Tun, zu neuem Schaffen. Er blieb aber einsam. Es fror ihn in seiner Einsamkeit. Er verzweifelte an allem, was er gebaut und gewirkt hatte. Hie und da griffen die Menschen einzelne seiner Sätze auf. Aber — sonst nichts. Er erkannte allmählich die Aussichtslosigkeit seines Sehnens in dieser Marktwelt. Keiner will die Freiheit und die sie wollen, haben keine Macht. Sie sind machtlos in der Unmenge der Unfreien. Alle ihre Handlungen verfallen der Lächerlichkeit, denn sie führen zu nichts. Die Welt wird knechtischer mit jedem Tag und kranker und mißtrauischer und müder. In jeder freien Tat fürchtet sie einen Störenfried, denn nichts ist ihr so lieb, wie die ruhige Mittelmäßigkeit. Der Freie ist unfrei in dieser Welt, weil er seine Freiheit nicht betätigen kann, weil sie ein Gedankenspiel bleiben muß, wenn er nicht zugrunde gehen will.

In dieser furchtbaren Einsamkeit hat der Einsiedler sich einen Freund erfunden, einen furchtlos freien lachenden Tänzer, der das freie blühende Leben liebt und bejaht, trotz und trotz alledem, der stark und hart wie ein Fels ist und mit allen Fragen des Lebens spielen darf, denn das Leben selbst ist ihm tiefer und unergründlicher als alle Fragen. Diesem Freunde schenkte er all seine Liebe und häuft alle Schönheit und Pracht und Seligkeit auf sein Bild.

> „Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß,
> Das Fest der Feste:
> Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste.
> Es lacht die Welt. Der grause Vorhang riß.
> Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis."

Jetzt endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben, glaubte er sich wahrhaft frei — oder zwang sich vielmehr zu diesem Glauben, weil Wagner in ihm **lebte**: er mußte sich Tag und Nacht bewachen, mußte vor sich selbst auf der Lauer liegen, um „frei" zu bleiben. **Deshalb** zwang er sich den Glauben auf, Wagner durch Zarathustra besiegt zu haben. Nietzsche konnte es nicht aushalten in seiner Freiheit. Er verzweifelte an seiner Freiheit und an jeder Freiheit. Er suchte sich selbst zu übertönen mit den wundervollen berauschenden Zarathustrahymnen. Das ist der tragische Witz seines Lebens, daß er dem

Rausche entfliehen wollte und sich selbst berauschen mußte, sich selbst ein Surrogat schaffen mußte für die lebendige Kunst der christlichen Kultur, aus der auch er seine besten Kräfte gesogen hatte. Er wollte jede Religion vernichten. Er tötete seinen Gott. Und schuf sich — einen neuen Gott. Er träumte von Kraft und Freiheit — und war machtlos und unfrei. Ohne es zu wissen hatte er sich seinen neuen Gott erschaffen, zu dem er qualvoll-selig betete, den er liebte mit aller Inbrunst seiner heißen Seele, mit all seiner Liebe, denn er hatte keinen Menschen mehr, der ihm in seine Eisregionen gefolgt wäre — und sich haßte er. Denn das Gespenst steckte in ihm drin, lebte in ihm, das Gespenst einer „sterbenden Welt", von dem er sich nicht befreien konnte. Sein Intellekt hatte sich zwar schon lange befreit. Und war selig in seiner Freiheit, kämpfte in toller Zerstörungslust und jubelnder Schaffensseligkeit, fieberhaft, ohne Ruh und Rast. Nietzsche fühlte aber, daß sein ganzes Selbst nicht dabei war, daß sein Tiefstes in einer andern Welt verankert war, als in Zarathustras Welt. Und dennoch kämpfte er weiter. Denn er glaubte aus seinen grausigsten Qualen neue Seligkeit gewinnen zu können. War es ihm doch bis jetzt gelungen. Stolz und aufrecht kämpfte er — bis er zusammenbrach: ein trotziger Held in unserer feigen Zeit. Er wollte den Größten bekämpfen und ist zugrunde gegangen in diesem Kampf: so stark war dieser Große in ihm; denn nur so erklärt sich sein erbitterter Kampf. Er war erbarmungslos gegen Freund und Feind, wenn es sein Heiligstes galt, seine Weltanschauung. Über Freund und Feind ist er hinweggeschritten. Sich selbst hat er zerstört, als er sich selbst im Wege stand: darin liegt der gewaltige Zauber seiner Persönlichkeit

Nietzsche als Persönlichkeit gehört ebensowenig in unsre Zeit wie Wagner. Beide sind ihres Weges gegangen. Und die Mitwelt hat nichts gewußt von ihnen: sie hat sie immer mißverstanden. Beide sind zeitfremd — „unzeitgemäß". Beide haben die furchtbarsten Kämpfe gekämpft. Nietzsche ist untergegangen in diesem Kampf. Wagner hat sein Ziel erreicht, denn er war der Künstler: seine Kunst war die Kraft, die ihn über den Abgrund trug, in den Nietzsche stürzte. Denn alles Lehren und Lernen ist machtlos der Kunst gegenüber. Das hat noch jeder gefühlt, daß in jedem großen Kunstwerk alle Weisheit der Erde tausendfach überwunden ist. Das „Leben" mag die Wissenschaft brauchen. Wir haben uns eben an eine gewisse „Zivilisation" gewöhnt und benötigen die Wissenschaft fürs praktische Leben. Der Seele aber hat sie nichts zu sagen. Sie ist nur Material, wie jedes andere Material, aus dem die Kunst ihre Wunder formt.

Bayreuth ist ein lebendiges Wahrzeichen für die sieghafte Kraft lebendiger Kunst.

Auf diesem Wege liegen alle Zukunftshoffnungen: die Seelen bereit zu machen für die Kunst. Denn der Kunst entquellen Ströme lebendigen Wassers, neues Leben und neue Lust erweckend.

Der blinde Michelangelo.

Von Rudolf Hans Bartsch.

„Die Renaissance ist hin. Kein Sänger klagt
Und sehnt sich nach dem flüchtgen Fabeltraume;
Ich bin der Rest, der aus den Trümmern ragt.

Ich bin die letzte Frucht am dürren Baume,
Ich bin vergessen von des Gärtners Hand,
Ich bin der Fleck vom längst verrauchten Schaume,

Ein Ausgesetzter, fremd in fremdem Land.
Rings um mich treibt ein andres Volk sein Wesen
Und meiner Zeit Gesetze sind verkannt.

An ihnen fegt des Hochmuts neuer Besen!
Ich steh allein, mein Herz wird nimmer froh,
Es weiß in sich und um sich nicht zu lesen.

Fahr nur zur Grube, Michelagniolo!"

* * *

Kein Wesen hört den Blinden, Alterskranken. —
Steinbilder stehn im Saale still umher,
Zu Eis erstarrte, blitzende Gedanken.
Nur der sie schuf, er sieht sie nimmermehr,
Denn seine offnen Augenlider sanken
Und braune Finsternis umgibt ihn schwer;
Die Sterne seiner Kunst sind ausgelöscht versunken,
Eh noch sein durstges Herz am Licht sich sattgetrunken.

Noch stürmt dies Herz; die Hoffnung ist verflogen,
Der Neid, der Ehrgeiz, der es trieb, schlief ein,
Doch die Erinnerung ist eingezogen
Und weckt den alten Geist zu letztem Sein.
Die Schaffenssehnsucht rollt in hohen Wogen,
Die Brandung donnert laut ins Herz hinein,
Hoch schwillt es auf: „O Brust, du ew'ge Klammer,
Es ruft nach Form!" — Da springt er auf und greift zum Hammer.

* * *

„Nie hab ich mich weich in ein Lächeln gezwungen,
Ich hab mit des Herrgotts Zorn gerungen;
Den Sorgsamen, Feinen war ich ein Graus,
Ich schlug die Idee aus dem Felsen heraus!

Doch Raffael Santi, der süße Kleine,
Mit seinem Frieden im Sonnenscheine,
Mit seinem Herzen voll Lautenschall, —
Als das gebrochen, da weinten sie all;

Ja, klagt um den Mai, um die zärtliche Blüte,
O sucht nach seinem weichen Gemüte,
O schreit um der Schönheit verloschenes Licht:
Adonis! Adonis! Ihr findet ihn nicht.

Wenn ich mir ersehnte, das Licht zu trinken,
War immer die Sonne in Brand und im Sinken,
Ein Sterbegeläute verhallte weit
Und mich faßte die Angst der Einsamkeit.

So will mich Erinnerungsschwäche besiegen
Und so soll ich träumend unterliegen?
He, wuchtiger Hammer, hei, schlag an das Tor:
Gewalt und Größe heraus! Hervor!

* * *

Und um den Meißel ballt sich die Faust
Und auf den Meißel der Schlägel saust —
Wie Borken fällt es beim sprengenden Schlag
Und Schönheitsformen brechen zutag.

Ach, Schönheitsformen; — solang sich die Hand
Bedächtig geübt in Gewohnheit fand.
Bald aber, wie wachsende Wetterglut
Zuckt heißer und schneller die Schaffenswut,
Es jagt der Gedanke im Sturmesbraus
Den nachtschweren Augen weit, weit voraus!

Dann, auf den halbform entschälten Stein
Blind wettert der Schlag der Vernichtung herein;
Wie Gott ruft der Meister das Leben ans Licht,
Zerstört es wie Gott — und bemerkt es nicht.

* * *

Nun hält der Müde ein, die Arme sinken.
In seiner Seele steht das fert'ge Bild,
Er sieht es ganz in Gottesgröße blinken

Sein finstres Antlitz überrötet mild
Zum erstenmal ein selbstzufriedner Schimmer. —
O sähst du, was sich deinem Blick verhüllt!

Ein formlos armer Stumpf; ringsum die Trümmer,
In die sich deine Sehnsucht wild zerschlug!
Ruh! Ruh, betrogener Geist! So war es immer.

Was du erreichtest war dir nie genug,
Das beste Teil lag in den tausend Splittern;
Das Wort „vollendet" schien dir Selbstbetrug.

Des Meisters herbe Lippen aber zittern:
„Nun macht die blinde, letzte Stunde gut,
Was ich ersehnt in ewigem Erbittern, — —

O Gott, hab Dank! Mir ist so wohl zu Mut!"

Arîsa.

Von Mathilde Gräfin Stubenberg.

Arîsa, samtäugiges Sonnenkind
Mit goldbraun schimmernden Wangen,
Noch ist nicht der Weckruf des Lenzes an dich
In siegendem Jubel ergangen.
Wohl träumt dir im Auge des Südens Glut,
Wohl locken die Lippen und lachen,
Doch drang in die Tiefen der Seele noch nicht
Der Liebe berauschend Erwachen.
Noch hat sich dein Kelch nicht erschlossen dem Licht,
Noch dunkelt's in schlummernden Gründen;
Erweckt dich das Leben zu sonnigem Glück?
Erweckt's dich zu Elend und Sünden?

Arîsa, samtäugiges Sonnenkind,
Wer möchte dein Rätsel verstehen?
Mir ist es, als fühlt' ich schon heute den Duft
Beklemmender Glut dich umwehen — —
Knospe entgegen dem werdenden Tag,
Erblühe zu Lieben und Lachen!
Wie viele der Herzen wohl brichst du entzwei —
Dereinstens — nach deinem Erwachen?

Chronik.

Technik.

Eine lebende und lebendige Wissenschaft, wie die technische — und eine Praxis, welche mit allen Fasern in der rastlos fortschreitenden Kulturarbeit der Menschen wurzelt, wie die Technik — sie können nicht an starren Anschauungen festhalten; die Meinungen und die Urteile müssen wechseln und sich ändern, wie die Voraussetzungen andere werden, wie die Erfahrungen sich erweitern und die Erkenntnisse sich erhellen. Und so geschieht es in der Technik öfters vielleicht, als in anderen Zweigen menschlichen Wirkens, daß heute alt ist, was gestern neu war, daß heute Erfüllung ist, was gestern noch Prophezeiung war . . . .

Als ich vor mehreren Jahren in längerer Studie eine Lanze brach für den damals viel geschmähten Schlackenzement, das ist ein Zement, der aus der Schlacke der Hochöfen durch besonderen Prozeß gewonnen wird — da erfuhr ich nicht allein heftige Angriffe seitens der Erzeuger des Portlandzementes, dem ich den Schlackenzement ebenbürtig bezeichnet hatte, sondern ich begegnete auch entschiedenem Widerspruche in Theorie und Praxis und nur einige Fachleute, allen voran die Ingenieure des Wiener Stadtbauamtes verwendeten, langjährigen günstigen Erfahrungen vertrauend, Schlackenzement in größerem Umfange. Nun hat sich auch der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein mit der Zementfrage befaßt; es wurde probiert, studiert, besprochen und beraten; ein eigener Ausschuß, dem Vertreter aller „Parteien" angehörten, hat den Gegenstand mit großer Gründlichkeit behandelt und dem Vereine zwei Elaborate vorgelegt, die für die gesamte Bautechnik von weittragender und grundlegender Bedeutung sind: „Bestimmungen für die einheitliche Lieferung und Prüfung von Portlandzement" — „Bestimmungen für die einheitliche Lieferung und Prüfung von Schlackenzement."

Und nun zeigt sich, daß jetzt als unbestrittene Tatsache gilt, was vor kurzem noch vage Theorie schien: die Prüfungsbestimmungen für Portlandzement und Schlackenzement weisen gar keine halbwegs wesentliche Verschiedenheiten auf, so daß die in fast zwanzigjähriger Verwendung erwiesene Gleichwertigkeit beider Baumaterialien nunmehr durch eine Stelle festgelegt erscheint, deren Wort in der Praxis gilt, gelten darf und gelten muß. Gerade bei der Aufstellung dieser Prüfungsbestimmungen hat diese hervorragende Körperschaft wieder den Beweis erbracht, wie gut sie es versteht, die fortschreitende Entwicklung in der Fabrikation mit den Bedürfnissen der Baupraxis in Einklang zu bringen und zwecklose theoretische Betrachtungen auszuschließen. Auf dem Gebiete der hydraulischen Bindemittel stehen viele wissenschaftliche Fragen zum Studium und zur Diskussion; diese Fragen sind heute noch nicht vollständig gelöst; es wäre ein arger Fehler gewesen, sie mit den neuen Prüfungsbestimmungen zu verquicken, weil diese hierdurch nur erschwert und zum Teil auf unsichere Basis gestellt worden wären. Soll aber die so notwendige Prüfung der Zemente vor ihrer Verwendung allgemeiner werden, dann müssen die Vorschriften hierfür klar, einfach und den praktischen Bedürfnissen angemessen sein. Das sind sie nun auch in der neuen Fassung und damit erscheint wieder ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan, im Interesse der Bauindustrie und der Zementindustrie Österreichs.

Es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit mitunter Nebenprodukte großer Industrien von voller Wertlosigkeit zu hohem Werte gelangen. So ist es der Hochofenschlacke gegangen, die zurzeit — wie eben erwähnt — ein wichtiges Produkt für die Erzeugung des Schlackenzementes bildet — so ist es dem Benzin geschehen, das einst als wertloses Nebenprodukt galt und das nun binnen zwei Jahren um den dreifachen Wert gestiegen ist. Dieses Blut des Automobilkörpers wird bekanntlich aus Rohöl erzeugt; es kommt aus Amerika, Rußland, Galizien und Rumänien; Amerika gewann im Jahre 1906 rund 115 Millionen Barells Rohöl, Rußland 55, Galizien $5^3/_4$, Rumänien $4^1/_2$ Millionen. Die Benzinausfuhr Rumäniens, das überaus benzinreiche Quellen besitzt, beträgt jährlich 400.000 Barells, wovon nahezu 60% nach Frankreich gehen. Ein Kilogramm Benzin kostet in Österreich 48 bis 54 Heller, in Berlin 50 Pfennige; Italien und Frankreich stehen ziemlich auf unserer Preislage — aber man bedenke: Österreich benutzt unverzolltes Benzin, während in Deutschland, in Italien und Frankreich ein bedeutender Zoll darauf lastet. Das ist kennzeichnend für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse — kennzeichnend für die Anschauung gewisser industrieller Kreise über ihre Aufgaben in allgemeiner wirtschaftlicher Beziehung und für das Verständnis derselben bezüglich der Wechselwirkung aufblühender Industriezweige.

Und zu letzteren gehört ohne Zweifel die Automobiltechnik. Man setzt in industriellen Kreisen große Hoffnungen auf die Zukunft des Automobils in Österreich. In Böhmen allein sind kürzlich zwei Gründungen von Automobilbaugesellschaften erfolgt; eine Neugründung:

die Prager Automobilfabrik, die aus der Vereinigung zweier großer Maschinenfabriken Böhmens hervorgegangen, und eine Umgestaltung: die Laurin u. Klement Aktiengesellschaft in Jungbunzlau. Der Betrieb von Motorfiakern und Motoromnibussen und die Einführung von Verkehrslinien für diese steht auf dem Programme der letzteren. Die Verwirklichung derselben setzt natürlich große technische Vervollkommnungen der Automobile einerseits und unserer Landstraßen anderseits voraus. Die öffentlichen Automobilwagenverbindungen des bayrischen Hochlandes haben in längerem Betriebe die Schwächen des Straßenautomobils so ziemlich klargelegt. Da ist es vor allem der Gummireifen, der besonders im Gebirge raschem Verderben unterliegt; die Lebensdauer eines solchen Reifens übersteigt kaum 15.000 Kilometer — eine schwache Jahresleistung. Und nun erst der Straßenstaub; das ist der Ruin aller Einzelteile des Wagens und des Motors. Ein dauerhafter Ersatz für den Gummireifen, eine einfache Bauart der Fahrzeuge, das sind entschieden die wichtigsten Aufgaben, an deren Lösung die Automobiltechnik energisch arbeiten muß.

Dagegen hat es den Anschein, als ob die Frage des Automobils auf Schienen, des „Motorwagens" als erfolgreichen Konkurrenten der Dampflokomotive, auf gute Bahnen geleitet sei. Es ist eine österreichische Firma, Komarek in Wien, die einen bedeutsamen Sieg verzeichnen darf. Bei den Wettfahrten für Motorwagen und leichten Lokomotiven auf der Vororteline der Wiener Stadtbahn ist von vier Motorwagen, die erschienen sind, der Dampfwagen Komareks der einzige gewesen, der bis zum Schlusse der Probefahrten in ehrenvollem Kampfe mit der leichten Lokomotive der Staatsbahnen ausgeharrt hat. Diese Probefahrten haben den Beweis erbracht, daß der Motorwagen den Anforderungen eines Dauerbetriebes zu entsprechen vermag und daß bei Lokalbahnen für die Anwendung dieses wichtigen Betriebsmittels nicht mehr betriebstechnische, sondern lediglich wirtschaftliche Erwägungen im Vereine mit den besonderen Verkehrsbedingungen maßgebend sind. Wer in letzter Zeit ohne Voreingenommenheit für die Dampflokomotive die Entwicklung des Komarekwagens verfolgte, war von diesem Ergebnisse nicht überrascht. Der Komarekwagen hat sich auf den niederösterreichischen Landesbahnen und er hat sich unter schwierigen Verhältnissen auch auf böhmischen Lokalbahnen technisch und wirtschaftlich bewährt. Jetzt bleibt nur noch zu wünschen übrig, daß die Betriebsorgane die naturgemäße Konsequenz aus diesen Erfahrungen ziehen und unseren Lokalbahnen durch eine zweckmäßige und sachlich richtige Anwendung der Motorwagen neues, kraftvolles, eine gute Zukunft verheißendes Leben verleihen.

Ein Jubiläum von gewisser Bedeutung für das Verkehrsleben, die Verkehrstechnik und den Handel Österreichs hat in diesem Jahre die Kommission für die Kanalisierung des Moldau und Elbeflusses in Böhmen gefeiert; sie hat ihren zehnten Jahresbericht der Öffentlichkeit übergeben. Am 23. November 1896 fand die erste Plenarsitzung der Kommission statt, um über die Grundsätze der Durchführung der ihr übertragenen Arbeiten schlüssig zu werden. Im Jahre 1897 begann der Bau der ersten Staustufe bei Klecan; rasch folgten die bautechnisch und auch maschinentechnisch hochinteressanten Staustufen bei Troja, Libšic, Mirovic und Vraňan, der Seitenkanal von Vraňan nach Hořin und damit der Abschluß der Kanalisierung der Moldau. An der Elbe wird bei Unter-Beřkovice, bei Wegstädtl und bei Raudnitz gebaut; der Holeschowitzer Hafen bei Prag wird zu einem großen modernen Verkehrshafen umgestaltet, das überaus schwierige Projekt für die Schiffbarmachung der Moldau im Weichbilde von Prag ist verfaßt und soll in wenigen Wochen in Angriff genommen werden . . . Wahrlich ein tüchtiges Stück Arbeit, auf welches die Kommission mit Befriedigung zurückblicken darf.

Österreichs Techniker waren hier in der glücklichen Lage, manche bedeutsame Aufgabe in neuer und geistreicher Weise zu lösen; namentlich boten die Stauwehre reichlich Gelegenheit zur Betätigung konstruktiver Erfindungsgabe. Zu den jüngsten Schöpfungen solcher Art zählt das Nadelwehr bei Wegstädtl, das sich durch den großen Abstand der Wehrböcke und durch die genietete Fachwerkkonstruktion dieser Böcke von den bisherigen allgemein benutzten typischen Nadelwehren unterscheidet. In dem ganzen Wehrfelde von 54 Meter Spannweite sind bei dieser Bauweise, die nur in einem kleinen Wehr an der Adda in Italien ein sehr bescheidenes, fast schüchternes Vorbild hat, nur 17 Stück Wehrböcke vorhanden, wo nach der früheren Bauart 42 notwendig gewesen wären. Das Aufstellen und Niederlegen des Wehres geht also ungewöhnlich rasch vor sich. Dabei ist die Eisenkonstruktion leichter und billiger, als bei geschmiedeten Wehrböcken, ihre Herstellung und Montierung ist einfacher und die Schweißstellen, diese „Gefahrmomente" bei solchen geschmiedeten Böcken, sind ganz beseitigt.

Viele wichtige, wasserbautechnische Aufgaben obliegen auch den Ingenieuren der Flußregulierungskommission in Böhmen, die nach dem Landesgesetze vom 13. Februar 1903 bis zum Jahre 1912 noch ein großes Feld zu bearbeiten hat. Ihre bisherige Tätigkeit war vor allem dem umfangreichen Vorarbeiten und Ent-

würfen gewidmet; die Bautätigkeit wird sich erst in nächster Zeit im vollen Ausmaße entfalten können. An der Elbe, an der Aupa, Adler, Mlenice und Eger, an der Maltsch, Lužnitz, Nežarka, Wotawa und Sazawa, an der Beraun, Litawka und am Rakonitzerbache herrscht jetzt schon reges Bauleben — an anderen Wasserläufen, wie an der Chrudimka, am Botičbache und am Motolbache ist alles für die Bauleute vorbereitet. Große Wildbachverbauungen, umfangreiche Aufforstungen sind schon vollendet oder im Werden.

Die größten der im Rahmen der Regulierungsaktion auszuführenden Bauten befinden sich noch im ersten Stadium der Vorarbeiten; es sind die großartigen und großgedachten Talsperranlagen an der Elbe, an der Aupa und der oberen Moldau. Die ungewöhnliche Verantwortung, die hier auf Projekt- und Bauausführung lastet, sie müßte den Ingenieur erdrücken, wenn sein Schaffen nicht auf dem festen Boden reeller theoretischer und praktischer Erkenntnisse fußte. An den ähnlichen hervorragenden Werken des Auslandes werden sich Österreichs Ingenieure belehren, um wohl ausgerüstet an die Arbeit zu gehen und Werke zu schaffen, die nicht bloße Wiederholung, sondern auch tüchtigen Fortschritt bedeuten.

Alfred Birk.

*

Besprechungen.

Martić Grga, Zapamćenja (Memoiren), Agram bei Trpinac.

Bosnisch-herzegowinische Memoiren aus der Zeit von 1829—1878, also von der Zeit, wo sich infolge der in Konstantinopel angestrebten Europäisierung unter dem hohen Adel Bosniens eine bedenkliche Gärung gegen die Machthaber der Pforte bemerkbar machte, bis zur Zeit der österreichischen Okkupation! Diese Memoiren sind um so bedeutungsvoller, als ihr Verfasser, der im August 1905 verstorbene Franziskaner Martić (z. B. als langjähriger Pfarrer von Serajewo) an den Ereignissen selbst teilnahm.

Die Memoiren sind in fünf Abschnitte geteilt; im ersten wird uns der selbstbewußte Stolz bosnischer Großen geschildert, der um 1829 der Pforte viel zu schaffen gab. Da berief einmal der Sultan die Kapetans und Begs nach Konstantinopel zu einer Beratung. Bei der Konferenz legten alle anderen die Kopfbedeckung ab, nur zwei taten es nicht, darunter ein Freund des Martić, der Kapetan von Dervent; zu diesem letzteren sprach der Sultan: „Weißt du, daß ich dir den Kopf herabnehmen kann?“ jener aber drückte mit einer Hand den Turban aufs Haupt, mit der zweiten wies er auf den Hals und sprach: „Hörst du, Car, so mit dem Kopfe zusammen kannst du ihn herabnehmen, vom Kopfe aber nicht.“

Interessant ist das zweite Kapitel, wo uns Omer-Pascha als Vezir Bosniens (1850—1852) vorgeführt wird und mit ihm die kraftvolle Persönlichkeit des österreichischen Generalkonsuls Atanacković.

In der Zeit des Osman-Topal-Pascha (1860 bis 1869), der als ein tiefer politischer Geist charakterisiert wird, begannen sich schon Männer zu regen wie der „Herzog von Ivan Musić“, der dann später (1878) zur Okkupierung der Herzegowina durch Österreich Bedeutendes beitrug.

Der Aufstand in der Herzegowina, der in Nevesinje seinen Anfang nahm, ist der Gegenstand des vierten Kapitels. Während der Berliner Kongreß tagte, da langte einst nachts folgende Depesche von Andrássy an den österreichischen Generalkonsul an: „Heute morgens wurde über die Okkupation Bosniens beraten und man arbeitete von mehreren Seiten darauf hin, daß Bosnien zu Serbien, Herzegowina zu Černagora geschlagen werde, weil Serbiens Agenten und Freunde beweisen wollen, daß kein Volkselement Bosniens, weder Türken noch Serben noch Katholiken für Österreich eingenommen seien. Ich trat dagegen auf und sagte, daß dies, soweit es die Katholiken betrifft, nicht auf Wahrheit beruht und daß ich das beweisen will. Daraufhin geriet die Verhandlung bis Nachmittag ins Stocken. Darum soll sofort der dortige Vertreter der Katholiken für das katholische Volk an diesen hohen Kongreß einen Protest einbringen und gegen eine solche Prätension der Serben protestieren.“ Der Generalkonsul Dr. Svetozar Teodorović ließ noch in jener Nacht unseren Martić kommen und dieser verfaßte einen Protest, der sofort nach Berlin telegraphiert wurde; noch an jenem Vormittage teilte ihn Andrássy dem Kongresse mit, worauf die österreichische Okkupation beschlossen wurde.

Martić war später Mitglied jener bosnischen Deputation, die sich an das Hoflager begab, um dem Kaiser zu huldigen. Damit und mit der Schilderung der Persönlichkeit des berühmten Hadži Loja schließen die Memoiren.

Soweit die Ereignisse, die Martić beschrieben hat. Schade, daß er uns nichts aus der Zeit der österreichischen Verwaltung in Bosnien erzählt; es war freilich das schon eine Zeit, da er sich ins Kloster Kreševo in Bosnien zurückzog, wo ihn auch der Tod ereilte. Der „Kroatische Schriftstellerverein“ (Društvo hrvatskih književnika) hat sich um diese Memoiren ein Verdienst erworben; er hat nämlich im Jahre 1901 den inzwischen auch verstorbenen Professor des Ragusaner Gymnasiums Janko Koharić zu Martić nach Kreševo gesendet, damit

er seine „Erinnerungen" nach dessen mündlicher Erzählung nachstenographiere. So sind diese Memoiren entstanden.

Sind die Memoiren schon für den Historiker bedeutungsvoll, gewinnen sie noch an Wert, wenn wir die Gestalt ihres Verfassers als Dichter betrachten.

Martić ist einer der bedeutendsten Dichter des slawischen Südens im XIX. Jahrhundert (geboren zu Posušje in der Herzegowina 1822, gestorben zu Kreševo 1905), eine durch die Kunst geklärte und gekräftigte Verkörperung der südslawischen Volksepik, ein „kroatischer Homer", wie er oft genannt wird. Sein bedeutendstes Werk sind das Epos „Osvetnici".

Führen uns sonst Epiker am liebsten nur vergangene Jahrhunderte vor Augen, beobachten wir hier die Erscheinung, daß ein Dichter Zeitereignisse (Ereignisse seiner Zeit) zum Gegenstand seiner Dichtung wählt. Denn gerade der Aufstand der Heimat unseres Martić ist der Gegenstand des genannten Epos. In dieser Beziehung ist er ein Nachfolger des Ivan Mažuranić, des nämlichen, der später Banus von Kroatien wurde; Mažuranić hat zur Zeit des Illyrismus, in den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts das Epos „Smrt Čengić-age" (Smrt Smail-age Čengijića = Der Tod des Smail-aga Čengijić) geschrieben, ein Meisterwerk, von dem man seinesgleichen nur selten findet. Und auch der Stoff dieses Epos ist der Zeit des Verfassers entnommen: Smail-aga Čengijić war Aga in der Herzegowina, fand aber 1840 durch die Černogorci (Montenegriner) seinen Tod.

Ein Dichter, der wie Martić in der Masse der Zeitereignisse die großen Züge derselben herauszuerkennen vermag, um sie mit dem Rahmen der Poesie zu umgeben und so Wahrheit und Dichtung schadlos zur Einheit zu verbinden, verdient es, von der weiten Welt gekannt zu werden.

Die vorliegenden Memoiren von Martić bieten dem Literarhistoriker den sachlichen Hintergrund zu dessen Poesie.

Dr. Fran Ilešić.

*

Karl Landsteiner, „Walter von Habenichts". H. Kirsch, Wien.

Der Verfasser kennt die große und die kleine Welt. Die letztere liefert ihm den Stoff zu seiner jüngsten Arbeit. Der Held dieses Romanes, Walter Heilmann, ist einem bürgerlichen Hause entsprossen, das zwar durch fremde Schuld seinen Wohlstand eingebüßt hat, aber durch Arbeitsamkeit und Gottvertrauen aufrechterhalten wird. Unter kümmerlichen Verhältnissen hat der junge Walter seine Studien vollendet. Schon steht er vor den medizinischen Rigorosen, als die Begegnung mit einem schönen Mädchen ihn in heißer Liebe entflammt und völlig aus dem Geleise bringt. Obschon die vergnügungssüchtige Berta seiner Liebe wenig würdig ist, kann er von ihr doch nicht lassen, bis er erkennt, daß seine Ausgaben für die Geliebte den Ertrag der Arbeit seiner ihn zärtlich liebenden Mutter erschöpfen. Nun erst reißt er sich von der bestrickenden Sirene los und erlangt durch verdoppelten Fleiß den Doktorgrad. Aber er kann Berta doch nicht vergessen und als ihm Gelegenheit geboten ist, die Tochter eines angesehenen und reichen Hauses heimzuführen, deren Neigung er als Hauslehrer gewonnen hat, lehnt er sogar die schmeichelhafte Werbung ihres Vaters ab und will lieber fortan ein „Ritter von Habenichts" bleiben, als seine erste große Liebe verleugnen.

Es sind keine außerordentlichen, aber auch keine unglaublichen, sondern durchaus dem Leben abgeschriebene Begebenheiten, in denen der Entwicklungsgang des Helden vorgeführt wird. In der Zeichnung der edlen Mutter Walters mochte dem Verfasser wohl seine eigene Mutter vor Augen schweben: so lebenstreu ist sie in ihrem Empfinden, Reden und Tun dargestellt. Wenn sich der Verfasser dagegen verwahrt, in dieser Erzählung eine Tendenz verfolgt zu haben, so ergibt sich doch ungezwungen der Grundgedanke, daß nicht materielle Güter, sondern Gottvertrauen und Arbeit glücklich machen, ja daß das Geld sogar recht unglücklich machen kann. Letzteres wird an dem Gegenbilde der Frau Heilmann, an ihrer Schwester Adelgunde gezeigt, welche sich durch übergroße Sparsamkeit und andere nicht immer lautere Mittel ein Vermögen zusammengespart hat, dann aber durch eine späte Ehe der Ausbeutung eines Unwürdigen anheimfällt.

Die leichtfließende, lebendige Darstellung hält das Interesse des Lesers, der seinen unbefangenen Sinn noch nicht eingebüßt hat, bis zum Schlusse wach und wer in Verlegenheit ist, welche Lektüre man heranreifenden jungen Leuten in die Hand geben soll, damit sie sittlich angeregt und zugleich unterhalten werden, dem sei, wie insbesondere Verwaltern der Mittelschulbibliotheken, dieses Buch bestens empfohlen. J. K.

*

Karl Wolf, Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol. Innsbruck, Edlingers Verlag. — Otto Rudl, Lustige Geschichten vom Tiroler Hiasl. Erzählt in Meraner Mundart. Vierte, verbesserte Auflage. — Neue lustige Geschichten. Innsbruck, Wagner.

Die Vorzüge, durch welche sich die früheren „Geschichten" Wolfs auszeichnen, kommen auch in vorliegendem Buche voll zur Geltung. Es

sind zehn Erzählungen, teils derbkomischen und heiteren, teils tieftragischen Inhaltes. Der Hauptwert ruht auf den vier letzterer Gattung, welche einen scharfen Gegensatz zu den sechs teils vorangehenden, teils nachfolgenden humoristischen Erzählungen bilden. Die erste derselben, „Die Leuchter", ist in ihrer Art ein Meisterstück von Kleinmalerei und zeigt die ganze Kunst Wolfs, die gewöhnlichsten Vorkommnisse des Alltagslebens höchst wirkungsvoll zu verwerten. In noch erhöhterem Maße kommt die Gestaltungskraft Wolfs in den beiden Geschichten: „Die Allerheiligenhenne" und „Wie des Försters Lieschen eine Gottesbriefschreiberin wurde" zum Ausdruck. Die erstgenannte äußerst rührende Geschichte erzählt uns von einem protzigen und schlechten Großbauern und von seinem ihm verkuppelten edlen Weibe, das nach dem Tode ihres Mannes des Grolls vergessend die Frucht seiner früheren sündhaften Liebe als Pflegekind annimmt und diesem Haus und Hof vererbt. Ein ungemein schlichtes Thema, aber was hat Wolf daraus gemacht! Da begreift man das ehrende Urteil, das Meister Rosegger über unseren Dichter abgab. Die zweitgenannte düster gefärbte Erzählung von „Des Försters Lieschen" schildert einen bäuerlichen Don Juan und enthüllt ein düsteres aber naturwahres Bild tirolischer Cavalleria rusticana. Stofflich verwandt, aber einfacher geschürzt ist das Genrebildchen „Die Rache", in welcher Erzählung die Liebe und das unglückliche Ende eines baumstarken Holzknechtes behandelt wird. Die Geliebte heiratet dann den, wie sie glaubt, am Tode ihres Geliebten schuldigen Nebenbuhler, um durch Verbitterung seines ehelichen Lebens ihren früheren Schatz zu rächen. Die letzte der vier tragischen Erzählungen, „Die Zenoburger Hexe", führt uns ein in der Liebe getäuschtes Mädchen vor, das nach später Wiederkehr in die Heimat die Genugtuung erlebt, daß sie den einst reichen Verführer nach unglücklicher Ehe als herabgekommenen Landstreicher trifft.

Von harmonischem Aufbau und ungemein lebensvoller Behandlung sind die heiteren Dorfgeschichten „Die Goldrainer Rosel" und „Abgeblitzt". Sie bilden die wohltuende Vermittlung zwischen den humoristischen und tieftragischen Dorfgeschichten und sind am breitesten ausgeführt.

Otto Rudls „Geschichten" und „Neue Geschichten vom Tiroler Hiasl" gleichzeitig mit K. Wolf zu besprechen, lag nahe, denn Wolf schuf in seinem „Sixt und Hartl" sowie im „Stulser Jörgele" den Typus, den Rudl mit glücklicher Hand herausgriff und in seinem „Tiroler Hiasl" zu einer ihm eigenen Spezialität verarbeitete. Sein Hiasl ist gleich den Vorbildern Wolfs der Typus eines bäuerlichen Naturmenschen, der linkisch, oft auch nur sich dumm stellend mit den modernen Einrichtungen des Stadtlebens nicht vertraut ist und infolge dessen in unzählige verwickelte Situationen und Konflikte gerät, aus denen er sich indes Dank seiner Gutmütigkeit und Bauernschlauheit meist ohne großen Schaden wieder herauszuhelfen weiß. Solche hochdrollige Szenen, Vorfälle und Abenteuer, die sich aus dem Eindringen in fremde Verhältnisse naturgemäß ergeben, sind von Rudl mit köstlichem Humor dargestellt und bilden den Hauptinhalt der beiden trefflichen Bücher. Daneben erhält der Leser vorzügliche Genrebilder des bäuerlichen Lebens, so z. B. im I. Bande die urdrollige Humoreske „Wia dr Hiasl ban Nochbr gekindzt hat", im II. Bande „Dr Hiasl ist verliabb", der „Firmling" usw.

Wenn nun das Komische den Grundton der beiden Werke bildet, so bergen sie doch eine Fülle sittengeschichtlichen Materials und werden so zu verläßlichen Beiträgen zur tirolischen Volkskunde. Was außerdem diesen Publikationen einen besonderen und bleibenden Wert verleiht, ist der unverfälschte Meraner Dialekt, in dem sie geschrieben sind. Auch kurze Fußnoten erleichtern das Verständnis. Von Rudls Schriften liegt der I. Band „Frau Marie Hausotter" gewidmet bereits in 4. Auflage vor. Der II. Band „Franz v. Defregger", gewidmet und von ihm mit einem Titelbild geziert, wird einen ebensolchen Erfolg erzielen. Der geschmackvollen Ausstattung der hier besprochenen Werke darf nicht vergessen werden.

Ludwig v. Hörmann.

•

Lebenswege. Silhouetten vom Tage von Franz Wolff. Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig.

Sieben Feuilletons, die wirklich nicht mehr bieten wollen als Schattenrisse, charakteristische Profile; aber sie sind eben charakteristisch, sie sprechen gerade in der Einfachheit und Bestimmtheit, die der Kunst der Silhouette eigen ist, lebhaft und überzeugend zu uns und so rasch wir auch mit dem Büchlein fertig sind, so hat es uns doch, in der Form der angenehmsten Unterhaltung, „Lebenswege" gezeigt, deren Betrachtung von tieferem Werte ist. Es sind keine bedeutenden Menschen und keine außerordentlichen Schicksale, die uns Wolff vorführt; es sind nur Silhouetten „vom Tage". Aber wer mit so frischer Beobachtung und einem so gesunden Gefühle für das Wahre und Rechte wie Franz Wolff in den Tag blickt, der lernt auch das Leben kennen und weiß die wirren und rauhen Pfade aufzuzeigen, die den Menschen ohne Ausnahme beschieden

sind. In manchen Bildern und Gestalten des Büchleins tritt übrigens deutlich das nicht bloß Beobachtete, sondern in der eigenen Seele Erfahrene, das Selbsterlebte des Dichters hervor und die herbe Satire des Lebenskünders wird zum strafenden Zorne, von dem er sich und uns durch das Lachen echten Humors befreit. „Die letzte Freud", das beste Stück der kleinen Sammlung, ist ein schlichtes und feines Musterbeispiel für diese Art von Befreiung und löst die trüben Dissonanzen der vorhergehenden kurzen Geschichten zum Schlusse noch in einen prächtigen Akkord auf.

Max Morold.

Feuilleton.

Ein trauriger Gedanke.

Von Ferdinand Kürnberger.*

(Aus dem Nachlaß mitgeteilt von Otto Erich Deutsch.)

So muß ich denn die Stadt verlassen,
Wo ich gelebt so lange Zeit.
Ich ziehe ruhig meine Straßen,
Es gibt mir niemand das Geleit.

So wird also der schwarzgelbe Fahnenstock aus der italienischen Erde herausgerissen! Sechzig Jahre stak er in ihr und — er hat nicht Wurzel geschlagen! Er ist ein dürrer Pfahl, er ist ein totes Stück Holz geblieben. Ein großer Gedanke: sechzig Jahre verloren!

Aber sei's drum. Alle Reiche der Welt haben irgendwo ihren Fuß hingesetzt, wo sie ihn wieder zurückziehen mußten, haben in irgendein Landstück einen Abweg von ihrer Straße gemacht. Nicht das gibt uns zu denken. Wir wußten es längst, wir haben den Italienern nichts zu sagen. Wir haben in Politik, Nationalität, Literatur, Kunst dem italienischen Stamme nichts zu bringen, was er brauchen oder auch nur verstehen könnte. Schämen wir uns nicht, daß ein Metternichs-Land verloren ging, das schon einem Hohenstaufen zu spröde war.

In allen Richtungen, in welchen unser und italienischer Geist ausstrahlt, ziehen wir uns getrost zurück. „Von einer aber tut mir's weh," um mit Uhland fortzufahren. Wir waren nicht nur überflüssig in Italien, es scheint, wir waren verhaßt. Wir, die gemütlichen Österreicher, das auserwählte Volk Gottes der Gemütlichkeit, haben nicht einmal in der gemütlichen Richtung zu reüssieren vermocht. Man zischt uns aus, man wirft mit Steinen nach uns, — man weiß, in wenigen Tagen ist man uns definitiv und für immer los, und man wartet nicht einmal diese wenigen Tage ab. Man gießt, wie aus überströmenden Gefäßen, die vollen Schalen des Hasses den gemütlichen Gästen aus Österreich nach!

Das ist zu viel. Der Garten Europas hat Steine für uns, aber kein einziges Blümchen zum Andenken. Ist das gemütlich? Geht man so mit Gemütlichen um? Unser Selbstgefühl ist bis in die tiefste Wurzel erschüttert. Was sind wir denn, wenn wir nicht einmal die privilegierten Gemütlichen sein sollten? Politisch sind wir nicht, weise sind wir nicht, freisinnig sind wir nicht, sehr wohlfeil waren wir ebenfalls nicht, aber eins waren wir doch: ein guter Kerl — wenigstens in unseren eigenen Augen. Welch eine Entdeckung, daß wir's nicht auch in fremden gewesen sind!

Was für ein Teufel ist doch der Rassenhaß! Kann man so grimmig sich aufreiben, so feindselig sich abstoßen, bloß weil man Romane und Germane ist? Aber auch die Franzosen sind Romanen und auch die Elsässer sind Germanen. Und doch — es ist ein niederwerfender Gedanke, der uns da durch den Kopf fährt, aber wir müssen ihn zu Ende denken. Wenn die Franzosen heute zum Elsaß hinaus müßten und die Deutschen einrückten, würde das abziehende Fremdenvolk in Straßburg oder Colmar, in Thann oder Breisach Szenen erleben, wie auf dem Bräplatze, im Café nobili ferrari und im Café Zampi? Würde es das? Wie anders wäre es den Franzosen vergönnt, aus dem Elsaß abzuziehen, als es den Österreichern aus Italien zu scheiden vergönnt ist! Und die Franzosen sind doch nicht das Volk der Gemütlichkeit.

Das ist der traurige Gedanke, der uns aufs Herz fällt. Rassenhaß, Nationalitätsfeindschaft, natürliche Abstoßungskraft zwischen Germanen und Romanen — wie lindernd wären all diese Balsamstropfen der Schulweisheit, wenn uns nicht die mögliche Analogie mit dem Elsaß eingefallen wäre! Jetzt sind sie fort. Wir haben gar keinen Trost, gar keine schmeichelhafte Täuschung mehr. Die Italiener lieben uns nicht und fanden uns nicht liebenswürdig. Wie unser Papier im Lande der Lire nicht kursierte, so hatte unsere Gemütlichkeit, im Leopoldstädter-Theater mit Superagio bezahlt, auf den Wällen von Mantua und auf den Balkonen Venedigs keinen Kurs mehr. Der Italiener ist ein Kind des Augenblickes und er verkannte die Gemütlichkeit der langen Bank, womit durch deutsche Bureaus die menschlichen Lebensinteressen „hinauf- und herabgelangen". Der Italiener ist graziös und höflich

* Dieses wahrscheinlich im Oktober 1866 nach dem Wiener Frieden entstandene Feuilleton fand sich im Manuskripte vor. Nach den jüngsten Ereignissen in Südtirol wird man diesen alten Aufsatz mit besonderem Interesse lesen. — Vgl. dazu Kürnbergers Aufsatz „Das Deutschtum in Südtirol" in den „Siegelringen".

und unterschätzte jene süße Fiakergrobheit, womit die Nation des Thurydialektes ihre gemütlichen Orgien feiert. Der Italiener ist äußerst empfindlich für physischen Schmerz und er würdigte keinen Augenblick, was für ein herrliches Kraftgefühl vom Zauberstab des Haslingers in einem saftigen Fünfundzwanziger die — Brust des Mannes durchströmt; ja als in Brescia sogar die Frauen dieses Hochgefühles teilhaftig wurden, so machte das einen Eindruck auf den feigen Wälschen, welchen er, scheint's, in Jahren nicht verwinden konnte. Ah es ist ein rachsüchtiges Volk, die Italiener! Danken wir Gott, daß wir sie los sind!

Rundschau und kleine Mitteilungen.

23. Juli. Der Jubiläumsausschuß des Abgeordnetenhauses nimmt den Antrag des Abgeordneten Dr. Lueger auf Widmung von 100 Millionen Kronen für die zu schaffende Alters- und Invaliditätsversicherung an. — 5. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die grundbücherliche Teilung von Katastralgemeinden (10. B. d. St. Pr.) und die Evidenzhaltung des Grundsteuerkatasters (11.) wurden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 19. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Präsidium wird wiedergewählt. Die Vorlagen betreffend die Handelsbeziehungen zur Türkei (8 und 294), die Veräußerung von Staatseigentum (246) und die Ausprägung der Jubiläumsmünzen (244) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — FZM. Anton R. v. Pitreich (geb. 1838) in Klagenfurt †.

24. 6. Sitzung des Herrenhauses: Annahme des Budgetprovisoriums und der vom Abgeordnetenhaus erledigten Gesetzentwürfe. Der Präsident gibt eine Erklärung über die künftigen Arbeiten des Herrenhauses ab und der Ministerpräsident hält eine programmatische Rede. — 20. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Antrag auf Erhöhung des Meliorationsfonds (282) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen; eine Reihe von Immunitäts- und Notstandsangelegenheiten werden erledigt.

25. Konferenz der permanenten internationalen Zuckerkommission in Brüssel.

26. In Budapest findet eine Ausgleichskonferenz der beiderseitigen Regierungsvertreter statt.

27. Weihbischof Dr. Franz Krassl (geb. 1844) in Prag †. — Die Handelsvertragsverhandlungen mit Serbien werden bis Mitte September vertagt. Die Bemühungen, ein Provisorium herbeizuführen, blieben ohne Erfolg. — Schriftsteller Franz X. Kilian R. v. Gayrsperg (geb. 1854) in Wien †.

28. VII. Deutsches Sängerbundesfest in Breslau.

29. VII. internationaler Antialkoholkongreß in Stockholm. — Internationaler Anthropologenkongreß in Köln.

●

Politische Übersicht. Auf dem Gebiete der inneren Politik ist in Österreich sommerliche Ruhe eingetreten und das gleiche gilt auch von Ungarn. Nur in Kroatien gärt es fort und die Empörung über den Gewaltstreich der Magyaren nimmt immer ernstere Formen an. Die Opposition entwickelt eine rührige Tätigkeit, veranstaltet — soweit man es ihr erlaubt — Volks- und Wählerversammlungen und die Organisation des nationalen Widerstandes macht bedeutende Fortschritte. Man ist dort guten Mutes, insbesondere seitdem ein Telegramm aus Budapest zu melden wußte, Dr. Wekerle sei in Ischl mit seinen Anträgen auf schärfste Maßnahmen gegen die „renitenten Kroaten" auf den entschiedensten Widerstand der Krone gestoßen. Selbst das amtliche Blatt „Narodne Novine" konstatiert, daß es den kroatischen Parteien gelungen sei, „anscheinend die gesamte Nation in das antimagyarische Lager zu treiben". Die Bemühungen des neuen Banus, sich einen Anhang, ja selbst nur Sektionschefs zu finden, blieben bisher erfolglos. Es heißt, er bereite Neuwahlen vor. Ob dies richtig ist, wird sich zeigen. Zweifellos aber rüstet sich die Opposition bereits für diese Wahlen.

Von weittragender Bedeutung sind die Monarchenentrevuen, welche diesen Sommer stattfinden. Vor Swinemünde begegneten sich Kaiser Wilhelm und der Zar, die beide von den verantwortlichen Leitern ihrer auswärtigen Politik begleitet waren. Schon äußerlich zeugt diese Begegnung von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche und der Schluß, daß in den politischen Bestrebungen beider Staaten volle Übereinstimmung bestehe, erscheint jedenfalls gerechtfertigt. Österreich-Ungarn kann diese Entente nur auf das freudigste begrüßen, wenn sie auch noch nicht — vorläufig wenigstens — zu dem Dreikaiserbündnis führen dürfte. Je ruhiger Rußland durch die Unterstützung Deutschlands und Englands im fernen Osten der Zukunft entgegensehen kann, desto mehr wird es sich wieder der Ordnung der Balkanfragen zuwenden können, die uns so nahe liegen. Mit Rücksicht hierauf dürfte auch dem Mitte August stattfindenden Besuche des Königs von England beim Kaiser in Ischl eine besondere Bedeutung zukommen. Die Verhältnisse in Makedonien haben sich zwar etwas gebessert, doch lassen sie, wie erst jüngst wieder der englische Staatssekretär des Äußern, Sir Grey, erklärte, noch viel zu wünschen übrig.

In Serbien verschlimmert sich die Situation von Tag zu Tag. Das radikale Regime mit Herrn Pašić an der Spitze hat eine neuerliche Schlappe erlitten, da die Handelsvertragsverhandlungen mit Österreich-Ungarn wegen der Haltung der serbischen Delegierten für den Herbst vertagt werden mußten. Das Land hat in den letzten Jahren, insbesondere seit der Grenzsperre, enorme Summen verloren, die weit besser hätten angewendet werden können, als dem Starrsinn der gegenwärtigen Regierung geopfert zu werden. Nicht nur daß

große Summen Geldes nutzlos für Agitationen in Bosnien, der Herzegowina, in Montenegro, ja selbst in Kroatien und Ungarn sowie für die Auffindung neuer Wege für die serbische Viehausfuhr verschleudert worden sind, hat sich die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung Serbiens bedeutend verschlechtert. Die Viehzüchter wissen nicht, was sie mit ihren Produkten anfangen sollen, während sie und das gesamte Bürgertum durch die unglaublich hinaufgeschraubten Schutzzölle für eine nur in der Phantasie bestehende Industrie ihre notwendigsten Bedürfnisse weit überzahlen müssen. Es wird hoffentlich der Tag kommen, wo in Serbien die Einsicht wieder platzgreifen wird, daß man nur in einem ehrlich-freundschaftlichem Verhältnis zur Nachbarmonarchie die Gewähr einer blühenden Zukunft erblicken kann. Serbien steht heute ganz isoliert da, während Bulgarien, dessen Fürst demnächst auf eine zwanzigjährige Regierung zurückblickt, es verstanden hat, sich die Sympathien des Westens zu erwerben, was vor kurzem erst, gelegentlich des Besuches des Fürsten Ferdinand beim Kaiser in Ischl, zu so glänzendem Ausdrucke gelangte. Goetz.

*

Ein Franzose über Hamerling. Wer die verwandten Züge zwischen Hamerlings und Heines Lyrik herausfindet, wird auch begreifen, daß der farbenreiche Dichter des „Ahasver" in Frankreich, wo man der deutschen Literatur heutzutage das größte Interesse schenkt, ebenfalls eine nicht geringe Zahl begeisterter Verehrer gefunden hat. Dem bestgescholtenen Dichter Österreichs mag dies eine kleine Genugtuung für die Schmähungen bieten, die er zu Lebzeiten bei seinen eigenen Landsleuten erfahren hat. Bezeichnend für die Bewertung der Hamerlingschen Muse auf französischem Boden ist vor allem eine literarhistorische Würdigung, welche Herr Universitätsprofessor Besson in Grenoble, in einer schmalen, aber überaus inhaltreichen Broschüre „Robert Hamerling, poète et romancier"* dem Waldviertler Poeten zuteil werden läßt. Herrn Besson sind auch alle anderen Dichter unseres Vaterlandes nicht fremd. Er kennt die Dramatiker Grillparzer, Raimund, Halm, Bauernfeld und Anzengruber, die Lyriker Lenau, Anastasius Grün, Zedlitz, Karl Beck und Alfred Meißner, als Vertreter der Novelle oder des Romans: Rosegger, Stifter und Baronin Ebner-Eschenbach. All diesen gegenüber nimmt Hamerling, wie auch Herr Besson hervorhebt, eine ganz besondere Stellung ein, ohne daß man an dem Dichter des „Ahasver" das spezifisch Österreichische vermißte, das wir an allen Schriftstellern von Grillparzer bis Saar so deutlich beobachten können. Herr Besson leitet seine interessante Studie auch dementsprechend mit folgenden Worten ein: Cet écrivain, aux aptitudes variées, c'est Robert Hamerling, dont nous nous proposons d'étudier ici la vie et les oeuvres.

* P. Besson, Robert Hamerling, poète et romancier, Grenoble, Librairie Dauphinoise, 1900.

Damit hat auch der französische Literaturhistoriker den Rahmen seiner Arbeit umschrieben. Die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" und die „Lehrjahre der Liebe" boten ihm zunächst die Grundlage für die Charakteristik des Dichters. Daneben waren ihm kleinere Schriften wie von Böck-Gnadenau und Lemmermayer sowie die Biographie des Dichters von Rabenlechner dienlich. Wo er auf Hamerlings Stellung zur Frau zu sprechen kommt, meint er: „Son ombrageuse timidité ne le quittait même pas auprès des femmes à qui il était cependant si désireux de plaire." Hier scheint die so ziemlich allgemeine Vorstellung des Franzosen, daß der Dichter, der, ein Freund der Frauen, diesen liebevoll und mit Galanterie entgegenkomme, diesmal eine Ausnahme bilde, maßgebend für Herrn Bessons Urteil gewesen zu sein. Ein Alfred de Musset wäre allerdings mit Hamerling nicht in eine Linie zu stellen. Immerhin sagt aber der französische Professor: Il ne faudrait toutefois pas prendre Hamerling pour un vulgaire Don Juan („Man dürfte Hamerling jedoch nicht für einen gewöhnlichen Don Juan halten"). Besson berücksichtigt dabei ganz besonders das Erlebnis mit Fanny, das unwillkürlich an Jean Paul in seinen Verhältnissen zu Frauen, wie v. Kalb, v. Berlepsch, Krüdener und Sydow erinnert. Bemerkenswert muß es daher auch erscheinen, daß nach Ansicht Bessons eine Stelle in Hamerlings Prosa (Neue Folge, S. 105) ebenso trefflich Marcel Prevost in seinen „Demi-vierges" geschrieben haben könnte.

Auffallend klares Verständnis beweist Herr Besson bei der Analyse der Hamerlingschen Lyrik, indem er sie folgendermaßen charakterisiert: Bien loin d'avoir l'air d'un disciple de Goethe, Hamerling semble bien plutôt s'inspirer de Schiller, du Schiller de la seconde période, celle des poésies philosophiques. Quant au lied populaire, il n'y a rien qui y ressemble moins que les oeuvres lyriques de Hamerling. („Weit davon entfernt, als ein Epigone Goethes zu erscheinen, scheint Hamerling von Schiller, dem Schiller der zweiten Periode und der philosophischen Ideenrichtung beeinflußt zu sein. Was das Volkslied anbetrifft, so gibt es wohl nichts was ihm weniger ähnelte als die Lyrik Hamerlings.") Um dies zu beweisen, bringt er Gedichte Hamerlings und solche Schillers in Parallele, so „Lenzesgabe" und „Die Teilung der Erde", „Der Herthapriester" und „Das verschleierte Bild zu Saïs", „Alexander am Indus" und „Die Götter

Griechenlands". Für den Einfluß des Schillerschen Stils ist ihm „Venus im Exil" allein ein vollgültiger Beleg. Aber nicht nur das klassische Vorbild erkennt er in Hamerlings Muse, auch das des geistig nahe verwandten italienischen Poeten Leopardi, der auch in mancher Hinsicht das gleiche Schicksal wie Hamerling erfuhr („malade comme Leopardi, ombrageux comme lui"). Nur setzt Besson, um den Unterschied zwischen beiden auch anzudeuten, hinzu: „S'il n'a pas l'énergie farouche du poète italien, c'est affaire de tempérament." Nicht entgehen konnte einem Kenner der deutschen Literatur wie Herrn Professor Besson die Verwandtschaft mit Heine, er verweist u. a. dabei auf das Gedicht „Ich neide nicht den Mondesstrahl", dessen Thema sich bereits in Heines „Lyrischem Intermezzo" (Nr. 17), aber auch in Goethes „Liebhaber in allen Gestalten" findet. Große Ähnlichkeit in Beziehung auf die von ihm bevorzugten Vers- und Strophenformen, weniger aber hinsichtlich der Reinheit des Metrums glaubt Besson in dem österreichischen Dichter einen würdigen Nachfolger Platens zu erkennen.

Ganz besonders bezeichnend für Hamerling erscheint es Herrn Besson, daß dieser Dichter als Österreicher die Siege Deutschlands im Jahre 1871 mit lebhaftem Enthusiasmus begrüßte und dem Fürsten Bismarck zum 70. Geburtstage in der „Gartenlaube" einen Dithyrambus widmete.

Von großem Werte sind die Einzelurteile, die Professor Besson über die Werke Hamerlings abgibt. Und wohl aus einem doppelten Grunde. Einesteils sehen wir daraus, daß die Dichtungen des deutschen Poeten die volle und ihnen gebührende Würdigung gefunden haben; anderseits zeigt sich erfreulicherweise ein klares Verständnis für deutsche Poesie bei einem Volke, das sich in der Denkart von seinen germanischen Nachbarn sonst wesentlich unterscheidet.

Nur in Kürze sei auf die Charakteristiken Bessons hier verwiesen. „Venus im Exil" ist un poème mi-romantique mi-symbolique. Nicht nur Schiller (Die Götter Griechenlands", vgl. „Venus im Exil", S. 21, Strophe 4 und S. 24, Strophe 2), sondern, wie das Beispiel des doppelten Traumbildes (III., 58—60) zeigt, auch Wieland mit seinem „Oberon" hat hier Pate gestanden. Über das „Schwanenlied der Romantik" urteilt Herr Besson: „C'est une succession de tableaux ou de visions qui avec leur dessin imprécis, leurs contours mal définis, font songer à certaines vues à transformations familières aux amateurs de lanterne magique." („Es ist eine Reihenfolge von Bildern und Visionen, die mit ihrer verschwommenen Zeichnung und ihren nicht gut abgegrenzten Konturen an gewisse den Liebhabern einer Laterna magica wohlvertraute Darstellungen erinnern".)

Der Mythus von „Amor und Psyche" ist dem Franzosen auch aus seiner Literatur wohlbekannt. Es ist ein Thema, das schon wiederholt nicht ohne pikanten Reiz behandelt wurde. Man denke bloß an La Fontaines „Amours de Psyché et de Cupidon", wobei bezeichnenderweise der weibliche Name den Vortritt hat. Aber von allen ihm bekannten Bearbeitungen des apulejischen Märchens erscheint Herrn Besson die Hamerlingsche als durchaus originell. Ihr ist, bemerkt er, die religiöse Mystik Calderons, der bekanntlich Eros als Christus und Psyche als die gläubige menschliche Seele auftreten läßt, ebenso fremd, wie der Symbolismus in Laprades „Psyché". Der Stil, der in den Augen des Franzosen den Menschen charakterisiert, ist un peu précieux, aber er findet auch manchen wissenschaftlichen, doktrinären Ausdruck darin, der nach seiner Ansicht den Gesamteindruck stört z. B. . . . . sich entreißend — Nur mit Müh der wonnigen Narkose (II, 345). Die vierfüßigen Trochäen klingen un peu monotone und prosaisch. Heine in „Atta Troll" und Scheffel im „Trompeter von Säkkingen" haben gelehrt, wie man dieses Versmaß mit Anmut verwenden kann. Für Hamerlings Epos „Amor und Psyche" sei es nicht geeignet, meint Besson, der von dem irrtümlichen Grundsatze ausgeht, daß betonte und unbetonte Silben auch im deutschen Vers regelmäßig abwechseln müssen, und daher Verse wie: „Rollt erdbebenähnlich in die Tiefe" schlechtweg als falsch bezeichnet. Daß solche Verse sich vom musikalischen Standpunkte rechtfertigen lassen, erklärt Professor Saran in seiner jüngst erschienenen Verslehre („Handbuch des deutschen Unterrichtes", herausgegeben von Dr. Adolf Matthias, III., 3.).

Die zwei großen Epen „Ahasver in Rom" und „Der König von Sion", die Hamerlings Ruhm begründet und ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Weltliteratur gesichert haben, sind sans conteste le plus solide titre de la gloire de Hamerling auch vom Standpunkte des französischen Literaturhistorikers. Die Vertrautheit Bessons mit der Literatur der Ahasversage erhöht auch in unseren Augen den Wert seiner Ausführungen über das Werk des deutschen Dichters, das in Frankreich nur in Edgar Quinets epischer Bearbeitung der Legende ein würdiges Seitenstück findet. Während sich aber dieser französische Poet dabei ins Uferlose verlor, hat Hamerling dem altewigen und unendlichen Stoff endliche Grenzen gesteckt. In Hamerlings „Nero" erblickt Besson die Gestalt des Übermenschen, wie sie uns durch Nietzsche näher gebracht wurde. Nicht minder werden wir Herrn Besson für seine Betrachtungen über

den „König von Sion" Dank wissen, zumal er auch da die richtige Erkenntnis, Selbst-erlebtes und Selbsterschautes (vgl. Tagebuch) vom Dichter verwertet zu sehen, zur Grundlage wählt.

Die Tragödie „Danton und Robespierre", sollte auf französische Leser eigentlich am mächtigsten wirken. Aber daß dem nicht so ist, beweist auch Herr Besson, dem Georg Büchners Tragödie „Maximilian Dantons Tod" (1836) und Griepenkerls „Robespierre" (1851) ebensowenig wie das moderne Robespierre-Epos des Fräuleins E. M. delle Grazie fremd geblieben sind, in der nebensächlichen Bewertung jenes Werkes. Ebenso fertigt er die aristophanische Komödie „Teut" und das Lustspiel „Lord Luzifer", dieses als philosophisch, jene als politisch, beide aber als sich gegenseitig ergänzend, kurz ab. Die Würdigung der philosophischen Schriften: „Die sieben Todsünden", „Homunkulus" und „Aspasia" bilden den Schluß der geistvollen Betrachtungen Bessons, wobei er Hamerling, der gewöhnlich der Makart der Poesie genannt wird, dem französischen Maler De la Croix, ferner den Schriftstellern Chateaubriand und Bernardin de St. Pierre gegenüberstellt; der deutsche Poet ist wie diese ein Idealist κατ' ἐξοχήν, seine Sprache ist edel und blumenreich, königlich kleiden sich seine Gedanken in den Prunk einer wohlklingenden Rede.

Herr Professor Besson hat in dieser Monographie trotz seiner genauen Quellenstudien, bei denen ihm kaum eine bedeutendere Arbeit entgangen ist, in seinem Urteile doch große Selbständigkeit bewiesen und manchen Baustein zur weiteren Charakteristik unseres Dichters geliefert. Wertvoll ist auch zu sehen, wie sich das Lebenswerk eines deutschen Dichters im französischen Geiste widerspiegelt.

Zum Schlusse teilt uns Herr Besson einen bisher ungedruckten Brief Robert Hamerlings mit, dessen Veröffentlichung er dem Sekretär der Straßburger Universitätsbibliothek, Herrn Ch. Schmidt, verdankt. Das Schreiben lautet:

Hochgeehrter Herr!

Ich bezweifle, daß mein 57. Geburtstag als ein genügender Grund zur Veranstaltung einer Zeitungsfestnummer gelten kann, und es mag deshalb die Festnummer des „Treuen Eckart" in manchen Kreisen mir ernstlich geschadet haben. Wenn ich früher bedauerte, Ihnen das verlangte Gedicht für den mir damals noch unbekannten Zweck nicht liefern zu können, so muß ich mich jetzt freuen, einer großen Gefahr und Verlegenheit entronnen zu sein. Wäre in der Tat in jener Festnummer auch ein Originalgedicht von mir enthalten gewesen, so hätte alle Welt geglaubt, die ganze Huldigung sei mir mit meinem Wissen und Willen bereitet worden. Das hindert mich indessen nicht, den guten Willen der Veranstalter und Mithelfer, zu welchen ich nun wohl auch Sie zu zählen Grund habe, gebührend anzuerkennen und Ihnen herzlichen Dank zu sagen. Es freut mich, daß Sie mit dem Aufenthaltsort nicht auch die Gesinnung gewechselt haben. Auch ich meinesteils gedenke Ihrer mit aller Hochschätzung und freundlicher Ergebenheit.

Graz, 27. März 1887.

Hamerling.

Der Empfänger des Briefes ist nicht genannt, was auch gleichgültig sein mag. Wir gewinnen aber aus diesem Schreiben ein Bild der Persönlichkeit Hamerlings, dem, wie man sieht, nichts ferner lag als für sich die Reklametrommel zu rühren, ja der es sogar sehr peinlich empfand, wenn ihm Ehrungen mit seinem Wissen bereitet wurden.

W. A. Hammer.

*

Das Skizzenbuch eines österreichischen Nazareners. Im Jahre 1827 und dem folgenden Jahre kamen zwei junge Wiener Künstler, Führich und Steinle, nach Rom und traten in den Kreis der Nazarener, die, geschart um Overbeck und Cornelius, in heiligem Schauer und inbrünstiger Verehrung vor den frommen Bildern der alten toskanischen Meister knieten und in der Nachahmung dieser naiven frommen Werke das Heil der neuen deutschen Kunst und die Vernichtung des öd und geistlos gewordenen Klassizismus erblickten. Mit Recht werden Führich und Steinle die bedeutendsten unter den österreichischen Nazarenern genannt, früher aber schon als sie hatte den Weg zum Heil ein anderer gefunden, den bereits 1822 ein früher Tod abholte und der bei uns fast unbekannt geblieben ist.

Johann Evangelista Scheffer von Leonhartstoff ist nur 27 Jahre alt geworden. Geboren 1795 starb er im Jahre 1822. Das Hofmuseum besitzt seinen „Tod der heiligen Cäcilia", ein feines graziöses und voll Innigkeit gemaltes Bild. Die Anzahl der übrigen von ihm bekannten Bilder ist sehr gering. Drei Madonnen und einen heiligen Georg nebst einigen Handzeichnungen zeigte die große Wiener historische Akademieausstellung. Also herzlich wenig.* Um so mehr muß es begrüßt werden, daß im Kupferstichkabinett des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, bisher unbeachtet, ein paar Blätter eines kleinen Skizzenbuches Scheffers von seiner italienischen Reise aufbe-

* Auch die Fachliteratur schweigt fast durchgehends. Nur Hevesi hat ihm in seiner frischen, temperamentvollen „Geschichte der österreichischen Kunst im 19. Jahrhundert" einige gute und warme Worte gewidmet.

wahrt werden. Es ist ein dünnes kleines armseliges Oktavbändchen mit Bleistift- und Federzeichnungen; auch schriftliche Eintragungen enthält es, Übersetzungen italienischer Worte usw. Offenbar hatte der junge Künstler gerade erst italienisch gelernt, denn er überschreibt sein Büchlein sehr stolz „Libero de designo Giovanni de Schäffer 1811 Agusto Milano“. Im August 1811 war er auch in Padua, einmal notierte er in Venedig die „4 Löben von dem Arschnal portato da Athena a Venetzia“. Der künstlerische Inhalt des Büchleins enthält das ganze Inventar der Nazarener-Schule, alles in einfachen klaren Strichen gezeichnet. Kopien meist nach Raffael und eigene Einfälle gehen durcheinander. Ein Lucas, die Madonna malend, ist in der Art des Raffael, Greisenköpfe erinnern an Leonardo, dann kommen wieder Fußstudien „piedi di Maria Vergine de Raphaele“, Handstudien, die Madonna mit dem Kind, das Porträt eines Malers, wohl Overbecks in der raphaelischen Mütze, wie sie sie damals alle trugen und wie sich Scheffer selbst einmal gemalt hat, Kinder und Mädchenköpfe nach der Natur, so die feine Studie eines schlafenden Kindes mit geballten Händchen, letzteres nochmals allein daneben, ein gutes italienisches Mädchen mit gesenktem Kopfe, Veduten, Waffen, Musikinstrumente.

„Den 3—4 September 1811, Abend bekam ich den ersten Brief von Rom von einem Wahrheit liebenden Menschen, dessen werther Nahme Fritz Overbeck.“ Und am 11. April 1812 beglückt ihn in Rom Overbeck mit einer Zeichnung, die er in Scheffers Skizzenbuch einträgt, die Figur eines derben nackten Fechters. In Rom entstanden offenbar auch zwei Porträtzeichnungen, von denen die eine wohl einen Freund vorstellt, die andere eine römische Modellstudie zu sein scheint, ein Kopf in der Art des Wirtes vom Café greco, den Veith gezeichnet hat.

Unter den schriftlichen Aufzeichnungen finden sich auch solche über Farbenmischungen, projektierte Werke usw.

Dieser kleine Hinweis auf Scheffer sollte nichts weiter als wieder an den Frühverstorbenen und Frühvergessenen erinnern. Das große Werk über die österreichischen Nazarener, das [illegible]r Berufendste hierzu, Dr. Moritz Dreger, der [illegible]fasser des trefflichen Katalogs der modernen [illegible]rie in Wien, im Auftrage des Unterrichts[illegible]teriums vorbereitet, wird sicherlich [illegible] [illegible] Künstlers in hellem Lichte zeigen [illegible]

Wilhelm Braun (Trop[illegible]

•

[illegible]ettes letzten Tage[illegible]

sich der später als [illegible]

bekannte Wiener Schriftsteller K. E. Bauernschmid in Paris auf, wo er mit mehreren hervorragenden politischen Persönlichkeiten, unter andern auch mit Lafayette verkehrte, der damals bereits dem Tode nahe war. Über Bauernschmids Besuche bei Lafayette sind bisher noch nicht veröffentlichte Aufzeichnungen vorhanden, die nicht nur über die Krankheit des Generals, sondern auch über dessen Verhältnis zum französischen Hofe sowie über seine Stellung zur Propaganda berichten. „Ein höchst merkwürdiger Umstand“ — schreibt Bauernschmid — „welcher außer seinen Hausgenossen kaum irgend jemand in Paris bekannt sein dürfte, besteht darin, daß sich die Königin beinahe täglich durch eine vertraute Person unmittelbar bei dem General um dessen Befinden erkundigen läßt. Überhaupt scheint zwischen Lafayette und der Königin ein freundschaftliches Verhältnis zu bestehen, welches von dieser ungeachtet des offenen Bruches zwischen ihrem erlauchten Gemahl und dem General unter der Hand sorgfältig fortgesetzt wird, um in den Zeiten der Not an dem ergrauten Republikaner eine Stütze finden zu können. Lafayette hat sich gegen die jetzige Königin wie einst gegen Marie Antoinette sehr galant bewiesen. Als nach der Julirevolution durch mehrere Tage in allen Quartieren der Stadt unaufhörlich Freudenschüsse gelöst wurden und das kriegerische Getöse die zarten Nerven der im Palais Royal wohnenden Damen auf eine höchst unangenehme Weise erschütterte, entschloß sich die jetzige Königin, an Lafayette zu schreiben, der ihren Brief sehr artig beantwortete und die Ruhe augenblicklich herstellte. Seit dieser Zeit behandelte die Königin den General mit besonderem Wohlwollen, das noch jetzt, ungeachtet der widrigen Ereignisse, fortzubestehen scheint. Lafayette pflegt noch immer, wenn man ihn um Durchsetzung einer ernstlichen Maßregel gegen Louis Philipp angeht, zu sagen: „Avant tout, il faut pas alarmer les dames du chateau.“ Bauernschmid bemerkt weiter, es sei ganz falsch, wenn man glaubt, daß der General an allen seit den Julitagen in Europa vorgefallenen Revolutionsscharmützeln unmittelbaren Anteil habe. „Gewiß ist“ — bemerkt er — „seine Teilnahme an der belgischen und polnischen Revolution, welche er [illegible]ereitete und mit Rat und Tat unterstützte. [illegible]e übrigen in Deutschland ausgebrochenen in[illegible]rektionellen Bewegungen kamen ihm zu früh [illegible]d fanden gegen seinen Willen statt. Lafayette [illegible]itete zwar alle revolutionären Verbindungen zu den verschiedenen Ländern Europas, er unterstützte den Widerstand der repräsentativen Körper und organisierte das ganze Kriegsmaterial zum Umsturz der alten Ordnung — nur wollte er den Zeitpunkt des Ausbruches weiter hinaus-

geschoben wissen. Selbst der Frankfurter Aufstand vom 3. April war — meiner Meinung nach — von ihm nicht gebilligt. Lafayette ist nach allem, was ich aus dem Munde seiner Vertrauten vernommen, selbst noch nicht einig, wie er das große Ziel seines Lebens, die Begründung politischer Freiheit Europas am sichersten durchsetzen werde. Es stehen ihm hierzu zwei Wege offen: entweder in mehreren Ländern zugleich einen allgemeinen, die Kräfte der heiligen Allianz lähmenden Aufstand zu erregen und Louis Philipp zu zwingen, sich zum Champion des Volkes aufzuwerfen oder diesen zu entthronen, die Republik in Frankreich zu begründen und von Paris aus das Palladium der Freiheit nach allen Weltgegenden zu senden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich Lafayette zwar zu letzterem entschlossen, aber günstige Ereignisse erwartet, um loszuschlagen. Vor allem betreibt er die Bearbeitung der französischen Armee, die er durch zahlreiche Emissäre der Société des droits de l'homme und durch das Journal Le soldat citoyen unaufhörlich über den passiven Gehorsam usw. zu belehren sucht. Lafayette fühlt nur zu sehr, daß ihm vielleicht nur mehr wenige Tage noch übrig sind, sein kolossales Werk zu vollenden, da ihn das gefährlichste und schmerzlichste Übel für einen Staatsmann — Altersschwäche getroffen. Er wird zusehends kindischer und ist selbst gegen die Ausfälle der Presse sehr empfindlich. So kam neulich eine Karikatur heraus, worauf Mayeux, der bekannte Staberl der Pariser, abgebildet war, wie er eben einen Apfel und eine Birne in der Hand hält und ausruft: „Les f † † † fruits! — Adam nous a perdu par une pomme et Lafayette par une poire.“ Der General alterierte sich hierüber sehr und ließ dem Redakteur des Charivari sein Mißfallen zu erkennen geben. Auch über den Einfluß Lafayettes in Spanien und England vermag Bauernschmid zu berichten und auch darüber, daß ihn der General wiederholt über Ungarn ausholen ließ, wohin man zur See über Fiume aufrührerische Schriften einzuschwärzen versuchte. Die Auskünfte waren freilich nicht geeignet, Lafayette in seinen Revolutionsprojekten in bezug auf Ungarn zu ermuntern. Wenige Wochen nach Bauernschmids letztem Besuche im Hause des Generals starb dieser am 20. Mai 1834.

—o—

*

„Germanisches aus Umbrien“. Mein Aufsatz in der „Österreichischen Rundschau“ vom 1. Mai d. J. (Band XI., Heft 3) hat in einigen italienischen Zeitungen eine ebenso unerwartete wie merkwürdige Aufnahme gefunden. Veranlaßt wurde sie wohl durch eine Rundschaunotiz der „Nuova Antologia“ vom 16. Mai (Fasc. 850), die unter dem Titel „Tutti teutoni!“ über ein Buch Ludwig Woltmanns und über meinen Aufsatz (einen Vordruck aus meinem und Dr. Diezens Buche „Umbrien“) berichtet hatte. Leider nicht eben genau. Sonst hätte sie erkennen müssen, daß sich meine Angaben über die germanische Abstammung verschiedener großer Männer, insbesondere der „Renaissance“, teils auf Woltmanns Buch „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, teils aber auch auf Gregorovins und den älteren Historiker Heinrich Leo stützen, welche zwei letzten zum mindesten gewiß niemand „teutonischer“ Theorien verdächtigen wird. Die Namen dieser Gewährsmänner sind schon in meinem Aufsatz ausdrücklich genannt, wenn auch die angezogenen Schriften aus technischen Gründen nicht wie in der Buchausgabe genau angeführt werden konnten. Daß auch Italiener wie Laurenzius Valla und Passerini zu Zeugen angerufen sind, erfahren die Leser der „Nuova Antologia“ nicht. Mit einem Wort, mir widerfährt zu viel Ehre, wenn ich als Urheber der sogenannten transgermanischen Theorie angesprochen werde. Ich habe sie nur kurz dargelegt und mich übrigens begnügt, statt der Rassentheorie eine weniger „gefährliche“ vorzutragen, nämlich die der germanischen Idee. Die Germanen als starke und bis in die Gegenwart wirkende Anreger: das ist, was ich wirklich gesagt habe. Daß ich nebenbei auch an die Macht germanischen Blutes im Leben der italischen Völker glaube, ist eine Sache für sich. Die „Nuova Antologia“ begeht noch eine zweite Verwechselung: die von „Deutsch“ und „Germanisch“. Es ist niemandem und auch mir nicht beigekommen, germanische Merkmale als deutsche zu erklären. Die Deutschenfeindlichkeit gewisser „radikaler“ Blätter Italiens und des italienischen Sprachgebietes fand allerdings gerade hier eine freudig begrüßte Gelegenheit, sich auszutoben, und aus der fast liebenswürdigen Notiz der „Nuova Antologia“ wurden Kampfrufe.

Dr. Paul Stefan.

„Österreichische Rundschau“, XII., 4.
Redaktionsschluß 12. August 1907.
Ausgegeben 15. August 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Karl Junker.

Notizen.

Vor kurzem ist der **Index** zu den stenographischen Protokollen des **Herrenhauses** der XVII. Session erschienen. Er umfaßt die Jahre 1901—1907, ist **sehr sorgfältig** gearbeitet und enthält außer dem systematisch geordneten eigentlichen Index die Verzeichnisse der Plenarsitzungen, der Mitglieder des Hauses, der Kommissionen, der **Redner** und schließlich das der überreichten Petitionen.

*

Eine neue Publikation des k. k. österr. Handelsmuseums. Der wachsende Anteil der österreichischen Industrie und des Handels am Weltmarkte hat eine starke Ausbreitung des Bedürfnisses nach vertiefter Information über weltwirtschaftliche Probleme mit sich gebracht. Um nach dieser Richtung dem bestehenden Interesse entsprechen zu können, hat sich das k. k. österreichische Handelsmuseum entschlossen, seinen bisherigen Zeitschriften noch eine weitere Publikation hinzuzufügen, indem es in zwangloser Folge „**Kommerzielle Berichte**" herausgeben wird. Sie werden umfangreichere Berichte und monographische Darstellungen von kommerziellem Interesse enthalten und durch ihre Spezialisierung eine wertvolle Ergänzung der Konsulatberichte bilden. Die ersten vier Nummern der neuen Publikation liegen bereits vor. In Nr. 1 **Kanada**, Land, Leute und wirtschaftliche Verhältnisse, bespricht der Autor S. **Altman**, österreichischer Exportvertreter für Kanada und Wiener Vertreter der Canadian Pacific Ralway Co., das neuerdings wirtschaftlich so stark in den Vordergrund getretene Land vom Standpunkte des praktischen Kaufmannes. Das 2. Heft enthält eine Studie über **Anbau und Präparationsmethoden von Hanf und Flachs** nebst einem Anhange über die **Situation der Leinweberei in Frankreich** im Jahre 1906 aus der Feder des Vizepräsidenten der österreichisch-ungarischen Handelskammer in Paris **Markus Deutsch**. Der in Mexiko ansässige österreichische Kaufmann **Karl Curie** berichtet in Nr. 3 der Publikation über **Torreon**, ein mexikanisches Baumwoll- und Gummigebiet. Von politischem und wirtschaftlichem Interesse ist auch Nr. 4. **Die Amurprovinz**, eine aus dem russischen Militärarchiv von Oberstleutnant **Mußynski** v. **Arenbort** übersetzte Studie. Weitere Publikationen sind in Vorbereitung. Die Kommerziellen Berichte erscheinen im Verlage der Manzschen Hof- und Universitäts-Buchhandlung.

*

Die am 1. August erschienene Nummer des Organes des österreichischen Flottenvereines „**Die Flagge**" enthält eine Reihe sehr interessanter Artikel. Besondere Beachtung verdient der einleitende Aufsatz: „Die Neuregelung des Schiffahrtsdienstes nach Südamerika", in welchem nachgewiesen wird, von wie großer Bedeutung die endgültige Regelung unseres Schiffahrtsdienstes nach Brasilien und Argentinien wäre. Unsere Ausfuhr nach beiden Ländern ist erfreulicherweise im Steigen begriffen und für den Verkehr nach Argentinien kommt auch die Auswanderung in Betracht. Im Jahre 1906 wanderten 6130 Personen nach Argentinien aus. Bei dem volkswirtschaftlichen Aufschwung, welchen dieses Land, das unter den südamerikanischen Republiken die geordnetste Verwaltung aufzuweisen hat, nimmt, ist zu erwarten, daß die Einwanderung in der nächsten Zeit noch bedeutend wachsen wird.

Büchereinlauf.

Deutsche Volkslieder. Eine ästhetische Würdigung. Von Hermann **Graf**. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Japans Zukunftsreligion. Von Dr. Hans **Haas**. Pfarrer der Deutsch-evangelischen Gemeinden Tokio und Yokohama. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1907.

Sehnsucht. Gedichte und Lieder. Von Lorenz **Scherlag**. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. Berlin-Leipzig 1907.

J. u. E. De Goncourt, Germinie lacerteux. Julius Zeitler, Leipzig 1907.

Geschichte von Venedig. Von Heinrich **Kretschmayr**. Friedrich Andreas Perthes, Gotha 1905.

Jettchen Gebert. Roman von Georg **Hermann**. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1907

Zur Psychopathologie des Alltaglebens. Von Professor Dr. Sigm. **Freud**. Berlin 1907, Verlag von S. Karger.

Heinrich Hausjakob. Ausgew. Erzählungen IV. Band. Meine Madonna. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart 1907.

Lissa 1866. Von Friedrich **Regensberg**. Stuttgart 1907, Franck'sche Verlagshandlung.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. **Lechner** (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Sommer 1907. Sommer 1907.

Reiseverbindungen

zwischen **Wien**, den **Alpenländern**, **Italien** und **Ungarn.**

Gültig vom 1. Juni 1907.

S.	S.	S.	P.	S.	P.	P.	S.	S.	S.	P.		Stationen			P.	S.	S.	S.	P.	P.	S.	P.	S.	S.	S.
11	1/a	1	81	7	83	87	3	9	5	85					82	4	10	6	84	88	8	86	2/a	2	12
	*)			○ I.II.Kl.			□ I.II.Kl.	□	□							□ I.II.Kl.	□ ***)	□			○ I.II.Kl.		**)†)	††)	†††)
7.35	8.55	8.45	9.30	11.30	1.20	4.35	7.30	8.45	9.25	10.35	Ab	Wien Südbhf.		An	5.35	6.45	8.30	9.10	1.15	4.10	5.40	7.00	8.40	8.50	[illegible]
9.48	10.46	10.56	12.36	1.30	4.16	7.48	9.30	10.55	11.42	1.54	An	Semmering			2.44	4.30	6.10	7.07	10.17	1.06	3.44	3.57	6.33	6.50	[illegible]
10.00	11.06	11.16	1.02	1.58	4.46	8.18	9.49	11.14	12.01	2.33		Mürzzuschlag			2.05	4.13	5.44	6.38	9.42	12.30	3.18	3.25	6.00	6.22	[illegible]
10.50	—	—	2.13	—	6.14	9.38	—	—	—	3.24		Kapfenberg			12.48	—	—	—	8.36	11.00	—	1.30	—	—	[illegible]
12.35	—	—	[3.55]	—	7.57	—	—	—	—	10.23		Au-Seewiesen			[6.30]	—	—	—	5.50	—	—	11.06	—	—	[illegible]
10.57	11.46	12.08	2.30	2.33	6.26	9.25	10.29	11.55	12.44	3.32		Bruck a. d. M.			12.36	3.14	4.55	5.37	8.21	10.40	2.32	1.31	5.17	5.30	[illegible]
11.17	1.50	1.50	3.36	3.33	8.23	10.00	12.27	12.27	—	4.24		Leoben S.-B.			11.40	—	—	4.53	7.13	10.08	1.50	12.43	—	—	5.17
2.35	[4.45]	[3.45]	8.36	8.55	—	—	—	—	—	[7.45]		Eisenerz	über Leoben		—	—	—	—	—	6.35	11.00	—	—	—	[illegible]
3.52	—	—	10.38	10.38	—	5.30	7.14	7.14	—	11.18		Villach S.-B.	über Leoben		4.40	—	—	10.00	—	—	5.50	5.50	—	—	[illegible]
10.45	—	—	—	—	—	2.15	2.15	2.15	—	10.35		Venedig	über Leoben		5.05	—	—	2.10	—	—	—	—	—	—	[illegible]
1) 7.00	—	—	6.18	6.18	—	9.04	12.47	12.47	—	1) 4.42		Toblach	über Leoben		10.42	—	—	5.06	—	—	—	—	—	—	1) [illegible]
1) 9.46	—	—	10.00	10.00	—	12.02	4.03	4.03	—	1) 8.37		Bozen-Gries	über Leoben		6.25	—	—	12.53	—	—	—	—	—	—	1) [illegible]
—	—	—	—	—	—	1.29	5.20	5.20	—	1) 10.41		Trient	über Leoben		—	—	—	9.48	—	—	—	—	—	—	—
—	12.44	12.50	4.42	3.32	8.23	10.57	11.22	12.50	1.40	5.24		Graz S.-B.			10.36	2.11	3.57	4.34	7.14	9.17	1.34	11.55	4.10	4.35	—
—	1.37	2.02	6.20	—	10.23	—	—	—	—	7.01		Spielfeld			8.31	—	—	—	5.45	7.50	—	10.19	3.13	3.30	—
—	2.56	2.56	7.51	—	—	—	—	—	—	8.41		Purkla (Gleichenberg)			7.00	—	—	—	4.30	—	—	8.42	2.11	2.11	—
—	1.58	2.33	6.58	4.33	11.04	—	12.25	1.55	2.48	7.38		Marburg Hptbhf.			7.55	12.51	2.48	3.15	5.15	7.30	12.21	9.50	2.50	3.07	—
—	6.46	6.46	11.40	7.02	4.24	—	4.34	4.34	6.41	1.56		Klagenfurt Hptbhf.	über Marburg		2.25	7.55	12.09	12.00	12.00	—	10.04	6.10	10.15	10.15	—
—	8.33	8.22	1.30	7.54	5.25	—	5.25	5.26	8.07	3.32		Villach S.-B.	über Marburg		12.17	5.48	11.16	11.16	11.16	—	9.14	—	8.18	8.18	—
—	1.50	1.50	6.18	1.59	9.04	—	9.04	9.04	12.47	1) 7.08		Toblach	über Marburg		7.10	1.16	8.14	8.14	8.14	—	—	—	—	—	—
—	5.53	5.53	10.00	5.52	12.02	—	12.02	12.03	4.03	1) 9.46		Bozen-Gries	über Marburg		1.03	8.52	4.40	4.40	4.40	—	—	—	—	—	—
—	7.08	7.08	11.31	7.08	1) 1.29	—	1) 1.29	1) 1.29	5.33	—		Kaltern	über Marburg		—	7.47	3.33	3.38	3.32	—	—	—	—	—	—
—	7.18	7.18	11.40	7.18	1.19	—	1.19	1.19	5.42	1) 10.35		Meran	über Marburg		—	7.30	3.30	3.30	3.30	—	—	—	—	—	—
—	7.10	7.10	—	7.10	1.29	—	1.29	1.29	5.20	—		Trient	über Marburg		11.08	7.26	3.00	3.08	3.08	—	—	—	—	—	—
—	7.58	7.58	—	7.58	2.14	—	2.14	2.14	6.01	—		Mori	über Marburg		10.03	6.33	2.19	2.19	2.19	—	—	—	—	—	—
—	9.08	9.08	—	9.09	2.28	—	3.38	3.38	7.16	—		Arco	über Marburg		8.14	—	12.52	12.52	12.52	—	—	—	—	—	—
—	9.26	9.26	—	9.26	3.45	—	3.45	3.45	7.33	—		Riva	über Marburg		7.57	—	12.35	12.35	12.35	—	—	—	—	—	—
—	9.50	9.50	—	9.50	4.20	—	4.20	4.20	7.40	—		Verona	über Marburg		6.35	4.50	11.55	11.55	11.55	—	—	—	—	—	—
—	3.05	3.05	—	3.05	7.45	—	7.45	7.45	10.40	—		Mailand	über Marburg		10.30	11.20	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	2.26	2.46	7.49	—	12.11	—	—	—	3.17	8.44	An	Pragerhof		Ab	7.00	—	—	2.47	4.29	—	—	8.36	2.23	2.40	—
—	8.05	8.05	6.50	—	—	—	—	—	8.00	11.00	Ab	Budapest S.-B.		An	6.30	—	—	10.17	—		—	8.40	9.42	9.42	—
*) Zug 1/a verk. in der Strecke {Wien-Steinbrück v. 28. Juni b. 20. Juli u. v. 2. b. 22. Sept. {Bruck a. d. M.-Steinbrück vom 21. Juli bis 1. September.	2.45	3.18	8.35	—	1.20	—	—	Direkter Schnellzug nach Ala über Marburg.	3.42	9.18	An	Pöltschach		Ab	6.25	—	Direkter Schnellzug von Ala über Marburg.	2.25	3.53	—	—	8.06	1.57	2.18	**) Zug 2/a verk. in der Strecke {Steinbrück-Wien v. 23. Juni b. 19. Juli u. v. 1. b. 23. Sept. {Steinbrück-Bruck a. d. M. vom 20. Juli bis 31. August.
	3.06	3.36	9.11	—	1.41	—	—		—	9.50		Grobelno			5.55	—		—	3.23	—	—	7.37	1.31	1.55	
	5.18	5.18	[10.35]	—	9.08	—	—		—	—		Rohitsch-Sauerbrunn			12.30	—		—	—	—	—	5.43	—	12.30	
	3.24	3.52	9.30	—	2.04	—	1.35		4.17	10.13		Cilli			5.31	11.32		1.48	3.01	—	—	7.15	1.15	1.41	
	3.56	4.34	10.30	—	2.44	—	2.02		4.42	10.50		Steinbrück			4.54	11.03		1.17	2.19	—	—	6.41	12.40	1.00	
	7.18	7.12	—	—	7.18	—	7.18		7.18	3.40		Agram (Zágráb)			1.50	—		10.26	10.26	—	—	3.18	8.33	8.33	
	Verkehrszeit beschränkt.	5.30	12.18	—	4.30	—	3.10		5.46	12.30		Laibach S.-B.			3.06	9.53		12.10	12.22	—	—	5.09	Verkehrszeit beschränkt	11.37	
		7.30	3.27	—	7.25	—	5.00		7.48	3.22		St. Peter i. K.			12.50	8.22		10.13	9.35	—	—	2.29		10.08	
		9.38	—	—	9.31	—	—		9.31	—		Abbazia-Mattuglie			—	5.35		8.31	—	—	—	—		8.17	
		9.57	—	—	9.40	—	—		9.40	—		Fiume			—	5.05		8.00	—	—	—	—		7.51	
		8.07	4.21	—	8.41	—	5.29		8.26	3.58		Divača			1.03	7.51		10.01	8.30	—	—	1.32		9.21	
		11.15	9.45	—	1.05	—	9.45		1.05	9.10		Pola			5.15	2.40		6.50	2.40	—	—	6.50		5.15	
		8.41	5.34	—	9.44	—	6.00		6.50	4.45		Nabresina			10.56	7.07		9.07	7.30	—	—	12.21		8.28	
		—	9.46	—	—	—	● 9.46		—	—		Venedig	über Cervignano		—	● 2.15		—	2.25	—	—	—		—	
		—	3.05	—	—	—	● 3.05		—	—		Mailand	über Cervignano		—	● 7.45		—	7.45	—	—	—		—	
		—	10.40	—	—	—	● 10.40		—	—		Rom	über Cervignano		—	● 10.30		—	10.30	—	—	—		—	
—	—	9.50	7.31	—	11.13	—	7.31		10.04	6.26		Görz			9.23	5.10		6.52	5.30	—	—	—	—	7.15	
—	—	—	—	—	5.33	—	—		2.15	11.45		Venedig	über Cormons		4.45	11.40		2.10	10.40	—	—	—	—	11.15	
—	—	—	—	—	2.05	—	—		6.05	2.05		Bologna	über Cormons		2.05	4.50		10.30	4.50	—	—	—	—	6.40	
—	—	—	—	—	6.24	—	—		10.55	6.54		Florenz	über Cormons		9.15	11.05		5.50	11.05	—	—	—	—	8.00	
—	—	—	—	—	1.05	—	—		7.30	1.05		Rom	über Cormons		2.35	2.35		11.50	2.35	—	—	—	—	9.00	
—	—	—	—	—	6.30	—	—		1.26	6.30		Neapel	über Cormons		9.50	9.50		3.00	9.50	—	—	—	—	12.30	
—	—	—	—	—	10.40	—	—		7.45	6.05		Mailand	über Cormons		11.30	—		7.45	—	—	—	—	—	6.10	
—	—	—	—	—	9.24	—	—		11.52	10.20		Genua	über Cormons		7.35	—		3.00	—	—	—	—	—	11.30	
—	—	—	—	—	5.05	—	—		6.54	5.05		Nizza (Par. Zeit)	über Cormons		12.00	—		6.31	—	—	—	—	—	12.15	
—	—	9.02	6.15	—	10.25	—	6.20		5.25	5.15	An	Triest S.-B.		Ab	9.55	6.35		5.30	6.00	—	—	11.30	—	7.55	

							Stationen								
7.40	10.35	1.30	2.45	5.30	7.55	Ab	Wien Südbhf.	An	5.05	[illegible]	[illegible]	[illegible]	6.12	[illegible]	[illegible]
9.52	12.51	4.30	5.26	7.41	10.52	An	Sopron (Ödenburg)		4.33	[illegible]	7.29	12.36	3.53	6.38	[illegible]
11.24	2.25	bis 15. September	7.20	6.52	12.44		Szombathely (Steinamanger)		bis 15. September	3.57	7.20	10.54	2.48	4.42	[illegible]
2.00	5.00		—	10.52	3.42		Nagy-Kanisza			12.55	4.31	6.17	12.45	2.01	—
3.55	8.18		—	1.11	6.00		Csáktornya (Csakathurn)			10.15	—	4.48	11.12	11.12	—
8.30	9.00		—	1.43	9.55		Zágráb (M. Á. V.) (Agram)			7.43	1.59	—	7.20	7.30	—
—	—		—	10.50	9.22		Banjaluka			—	3.30	—	—	—	—
6.00	—		—	5.41	[illegible]		Uj-Dombovár			6.15	10.00	—	6.05	10.42	—
5.15	8.13		—	—	7.17		Barcs			9.50	—	—	8.40	11.06	—
7.40	—		—	—	9.33		Pécs (Fünfkirchen)			6.22	—	—	—	7.37	—
10.43	—		—	—	3.23		Eszék (Essegg)			12.52	—	—	—	4.40	—
10.00	—		—	—	1.30	An	Pakrác (Lipik)	Ab		2.50	—	—	—	6.00	—

***) Ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie. — †) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 8.51. — ††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B 9.36 — †††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 9.13 — 1) Ab 1. Juli. — ● Kürzeste Verbindung Wien—Venedig—Mailand—Rom. — ○ = Speisewagen, □ = Schlafwagen, L = Luxuszug, S = Schnellzug, P = Personenzug.

Fahrpläne sämtl. Linien in Taschenformat zu 30 h sind in den Bahnhöfen, jene für die Wiener Lokalstrecke zu 6 h auch in den Tabak-Trafiken käuflich zu haben. Fahrkartenausgabe, Auskunftserteilung erfolgt im Fahrkartenbureau der Südbahn, Wien, I., Operngasse 6, und Abbazia, Hotel Stephanie.

Die strategische Sicherung von Triest.

Von Wilhelm Du Nord.

Der Sorge für die Nordostgrenze wohl für lange Zeit ledig, sieht sich Österreich-Ungarn jetzt gezwungen, das Hauptaugenmerk seiner Kriegsvorbereitung nach der Südwestfront zu verlegen; denn, trotz aller diplomatischen Beschwichtigungsversuche ist das Gefühl einer von hier drohenden Gefahr in allen Denkern wach, die politisches und strategisches Urteil besitzen. In der Tat regt es sich an der Adria und in den Alpen, vom Isonzo bis zur Brenta wie ernste Vorbereitung zum Kampfe.

Italien ist eben nicht im geringsten bemüht, die eigentlichen Ziele der Entwicklung seines Heeres und seiner Flotte zu verschleiern. Kein ernster Politiker aber kann diese letzten Ziele dem jungen, in sichtlichem Aufschwunge befindlichen und wirtschaftlich prosperierenden Königreiche verargen; handelt es doch nur im Geiste der Staaten bildenden und Staaten vernichtenden nationalen Ideen unserer Zeit.

Österreich-Ungarn hingegen folgt nur zögernd und wie notgedrungen, mit kleinen Abwehrvorkehrungen, indes das italienische Parlament Hunderte von Millionen für Kriegszwecke der Zukunft votiert. In den Lagunen Venedigs wird eine Operationsbasis für die Flotte hergestellt, wie sie besser und sicherer für Unternehmungen in der Adria gar nicht gedacht werden könnte. Nach den, die Vorlagen des italienischen Marineministers unterstützenden Ausführungen des Senators Admiral Candiani würden die mit dem Aufwande von 30 Millionen auszubauenden drei starken Kriegshäfen von Venedig, Ancona und Brindisi drei bis fünf Panzerschlachtschiffe ersparen. Sehr treffend bemerkte jüngst ein italienisches Blatt, daß die neuen österreichisch-ungarischen Alpentruppen nur eine ungenügende Nachahmung der schon lange vorzüglich geschulten Cacciatori delle Alpi seien; daß aber der Kernpunkt etwaiger Operationen nicht im Gebirge, sondern an der Adria liegen werde. Die jüngst beschlossene, mit dem Ausbau von Venedig zusammenhängende Begründung einer Torpedostation zu Marano, kaum zehn Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt, sichere einen Vorteil, welchem der Gegner nichts entgegenzustellen haben wird.

Nun, die Zurückweisung von Angriffen auf dem Festlande dürfte Österreich ruhig seiner, gegen italienische Fahnen immer und überall siegreich gebliebenen Armee anvertrauen können; zur See aber ist die österreichisch-ungarische Kriegsmarine dem weit überlegenen italienischen Gegner nicht gewachsen; ihn in offener Seeschlacht bekämpfen zu wollen, wäre Wahnwitz. Wunder, wie dasjenige des Tages von Lissa, wiederholen sich ebensowenig, wie das Gegenüberstehen eines Tegetthoff und Persano. Übrigens stellt sich das Verhältnis des Gefechtswertes der beiderseitigen Flotten, nach dem Deplacement

berechnet, heute für Österreich-Ungarn noch ungünstiger als 1866, denn es beträgt jetzt 1 : 3, während es vor Lissa wie 3 : 4 stand. Gegen die in Italien schon beschlossenen Neubauten für die nächsten zwölf Jahre mit einem Aufwande des Marinebudgets von zusammen 1735 Millionen Lire auch im Kaiserstaate gleichen Schritt zu halten, ist wohl schwer möglich, denn dieser müßte dann sein Marinebudget um das Dreifache erhöhen.

Aus den vorangestellten Ziffern geht unzweifelhaft hervor, daß bei einem möglichen Konflikte mit Italien die österreichisch-ungarische Flagge von vornherein in das strategisch höchst ungünstige Verhältnis der Defensive gebannt wäre. Die Konfiguration der dem dalmatinischen Festlande vorgelagerten Inseln würde bei geschickter taktischer Führung des Kreuzer- und Torpedogeschwaders eine erfolgreiche Verteidigung möglich machen. Indes ist es schwer anzunehmen, daß die italienische Flotte sich abermals in dieser Region ein Operationsobjekt suchen würde, nachdem sich ihm das wichtigste, Triest, heute unbeschützt darbietet. Dieses in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Fabrikanlagen mächtig emporgewachsene, reiche Handelszentrum ist der strategisch verwundbarste Punkt des österreichischen Südens. Hierher richtete auch die Irredenta die Hauptbestrebungen ihrer Agitation. Die zweite Bahnverbindung Triests mit dem Hinterlande und mittelbar mit Deutschland, wird die merkantile und militärische Wichtigkeit Triests noch bedeutend steigern, und seine günstige Lage für den Weltverkehr wird erst jetzt zu voller Geltung kommen. Erinnern wir daran, daß die deutsche Ausfuhr nach dem näheren Orient sowie nach Indien und Ostasien auf dem Wege über Triest mindestens zwanzig Tage ersparen kann und, ihren Vorteil verstehend, der Richtung folgen wird, welche das aus China heimkehrende deutsche Bataillon v. Foerster einschlug. In diesem Sinne haben die alldeutschen Kundgebungen, welche Triest als das Hamburg am Adriatischen Meere bezeichnen, vollkommen recht.

Es springt in die Augen, daß die neue Verkehrsstraße auch den strategischen Wert Triests erhöht. Die erste Aufgabe einer übermächtigen italienischen Flotte müßte es sein, nicht nur das reiche Emporium zu brandschatzen und für längere Dauer unter der Gewalt ihrer Feuerschlünde zu halten, sondern vielmehr noch, eine Landung zu bewerkstelligen, um die ganze Gruppe der hier zusammenlaufenden Schienenwege zu unterbinden. Acht günstige Landungspunkte findet eine feindliche Flotte im Golfe von Triest; sechs nahe aneinander liegende, an dem westlichen Litorale und zwei mit den durchaus italienischen, zur Aufnahme des „Feindes" jederzeit bereiten Städten Capo d'Istria und Pirano auf der österreichischen Seite. Aber auch für das Landheer könnte ein solches, nur mit dem Aufgebote sehr bedeutender Kampfmittel abzuweisendes Unternehmen einer die nördliche Adria beherrschenden feindlichen Flotte wahrhaft verhängnisvoll werden; denn Triest mit Konkurrenz bildet den linken Flügel der südwestlichen Verteidigungsfront Österreichs, und die nachteiligen Folgen seines Eindrückens und Aufrollens wären selbst für eine bis dahin in der oberitalienischen Ebene erfolgreiche Armee unabsehbar.

Aus alledem folgt, daß die höchsten Interessen des Staates dazu drängen, Triest nach Möglichkeit zu schützen. Abgesehen davon, daß Österreich-Ungarn nach den gewaltigen Ausgaben für die galizischen Festungen nur schwer die Mittel aufbringen könnte, um Triest in einen Kriegshafen im bisherigen Sinne umzuwandeln, würde es keinem denkenden Militär einfallen, das so wichtige und in stetigem Aufschwung befindliche

Handelszentrum durch Wälle einzuengen. Gleichwohl gibt es ein Mittel, ohne Beschränkung der Handelsinteressen und mit nur geringem Geldaufwande dem ganzen Golf von Triest einen vollkommenen Schutz gegen den Angriff von der Seeseite angedeihen zu lassen. Seit wohl dreißig Jahren liegt das geniale Projekt eines Kriegsbaumeisters in den österreichischen Archiven, welches vorschlägt, an der schmalsten Stelle des Golfes, gewissermaßen an dessen Kehle, in der Linie Grado—Punta Salvore, vier Panzerforts zu errichten, welche, die See weithinaus beherrschend, den ausgedehnten Golf für jede feindliche Flotte unnahbar machen würden. Zwei dieser Forts wären auf, allerdings erst vom Seegrunde aus anzuschüttenden Inseln herzustellen. Doch dies unterliegt keiner Schwierigkeit, nachdem die Tiefe hier nur 19—21 Meter beträgt, der Grund günstig ist und die nahe istrische Küste vorzüglichen Stein in unerschöpflicher Fülle liefert. Nach der genauen Berechnung des deutschen Ingenieurs Friedrich Bömches, welcher in den siebziger Jahren die großen Triester Hafenbauten durchführte, betragen die Kosten höchstens 168 Kronen per Quadratmeter Inselfläche. Mit zwei Forts an den Küstenpunkten dieser 18 Kilometer langen Linie wäre eine Barriere erzielt, die wohl keine Flotte der Welt zu durchbrechen wagen könnte, ohne sich unverhältnismäßig großen Verlusten auszusetzen, denn selbstverständlich müßten die mit Panzertürmen ausgestatteten Forts auch zum Lancieren von Torpedos und als Zündstationen für Unterseeminen eingerichtet werden. Zu noch höherer, aber wohl überflüssiger Sicherung könnten im Kriegsfalle in den drei zwischen den Forts offen bleibenden Räumen abgetakelte alte Schiffe als Panzerbatterien verankert werden.

Weit höher noch als der unmittelbare Schutz von Triest wäre der Vorteil, welchen die österreichisch-ungarische Kriegsmarine durch die Anlage dieser Barriere gewänne. Denn wie die Verhältnisse heute liegen, müßte die Eskadre auch einer weit überlegenen, auf Triest zusteuernden Flotte entgegengeworfen werden; es wäre ja schmachvoll, diesen Platz dem Feinde kampflos auszuliefern. Erlitte aber die österreichisch-ungarische Eskadre einen Mißerfolg und zöge sich in den sogenannten Zentralkriegshafen von Pola zurück, dann könnte sie leicht in dieser Mausefalle festgebannt bleiben, wie die russische im Hafen von Port Arthur; entginge sie auch der Vernichtung durch die italienischen 110 Tonsgeschütze, die, selbst außer Schußweite, ihre gewaltigen Geschosse in den Hafen schleudern könnten, so wäre sie doch sicherlich vollkommen lahmgelegt. Nicht so in dem weiten Raume des Golfes von Triest, wo sie auch den mächtigsten Schiffsgeschützen unerreichbar bliebe und jeden, ihr durch Wind und Wetter wie sonstige günstige Verhältnisse gebotenen Augenblick nützen könnte, um von mehreren Straßen auszulaufen und konzentrisch über feindliche Schiffsgruppen herzufallen. Die Gewinnung einer unbedingt sicheren Basis für die Flotte mit reichen Ressourcen, Werften und Docks wäre also an und für sich schon ausschlaggebend zur endlichen Verwirklichung des von dem scharf in die Zukunft blickenden Geniegeneral Gustav v. Herman entworfenen Projektes. Der General ist seit vielen Jahren tot; solange er lebte, begegnete seine große Idee an maßgebenden Stellen nur kleinen, engherzigen Geistern und wohl auch mißgünstigem Neid. Seither aber wurde sie schon zweimal zur Tat, — freilich nicht bei uns, sondern im Auslande: zuerst in Frankreich und dann in England. Ein Wiener Militärblatt hatte General v. Hermans Idee 1883 besprochen. Ein französischer Admiral erkannte den Wert dieser Idee für die Vervollständigung des Kriegshafens von Cherbourg und setzte die Erbauung eines Inselforts durch,

welches, in 18 Metern Meerestiefe fundiert, eine Frontentwicklung von 95 Metern hat. Dieses stark armierte Werk dient auch als Minenzündstation, schließt Unterkunftsräume für Mannschaft, Proviant- und Munitionsmagazine ein und besitzt an der Innenseite einen Doppelhafen, genügend groß, um ein gepanzertes Küstenwachtschiff und vier bis fünf Torpedoboote aufzunehmen. Erst durch dieses, dem Hafen vorgelagerte Inselfort, dessen Erbauung kaum die Kosten eines Panzerschlachtschiffes erforderte, wurde Cherbourg auf die Höhe der modernen Technik gebracht und gegen jeden, das Arsenal und die im Hafen verankerten Schiffe bedrohenden Angriff von der Seeseite gesichert.

Die Engländer folgten diesem Beispiele zur Verstärkung der Seefestung von Portsmouth in noch größerem Maße und verengten dadurch vielleicht zu sehr ihre Ausfahrtsstraßen. Nirgends aber könnte der Nutzeffekt ein höherer sein, als bei der Verteidigungsbarriere vor dem Golf von Triest, denn nirgends liegen die topographischen Verhältnisse dem Zwecke gleich günstig.

Es ist wohl möglich, daß Italien auch im Falle der Lösung des Dreibundes vor den großen Opfern zurückschrecken würde, welche eine Ausdehnung der trotz aller Niederlagen zu Lande und zu Wasser errungenen nationalen Einheit bis zu den äußersten Sprachgrenzen unbedingt erfordern müßte. Gewiß aber ist, was ja oft genug in Presse und Parlament ausgesprochen wurde, daß das junge Königreich mit aller Macht danach streben wird, festen Fuß auf der albanesischen Küste zu fassen, wozu es sich in des Königs Schwiegervater, dem Fürsten der Schwarzen Berge, schon einen für diese Zwecke sehr wertvollen Bundesgenossen gesichert hat. Die nicht unbedeutenden Geschenke an Kanonen und Munition, welche Montenegro von Italien empfing, sind ja gewiß der von Zukunftsereignissen vorausgeworfene Schatten. — In Österreich aber herrscht politisch wie militärisch die Ansicht, daß man einer Festsetzung Italiens an der adriatischen Ostküste, selbst um den Preis eines Krieges, entgegentreten müßte.

In zweifacher Richtung zeigt sich daher die Wahrscheinlichkeit eines Konfliktes in mehr oder minder naher Zukunft, für welchen Österreich-Ungarn vorausforgen muß, und dafür gäbe es keinen Akt der Kriegsvorbereitung, welcher dringender und wichtiger wäre, als die Triester Barriere, mit der man auch gleichzeitig der dortigen Irredentaagitation einen eisernen Riegel vorschieben würde.

Ist der Irredentismus tot?

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

Er wurde offiziell totgesagt. An oder bei der Zusammenkunft in Desio soll er gestorben sein, durch die Kunst Tittonis rasch und schmerzlos in ein besseres Jenseits befördert; und gläubig wiederholte unsere Presse das erlösende Wort: der Irredentismus ist tot. Man prüfte diese Behauptung nicht erst lange auf ihre Stichhaltigkeit. Wir spielen ja so gerne Vogel Strauß und hätten unser ureigenstes Wesen verleugnen müssen, um nicht mit beiden Händen nach einem Mittel zu langen, welches für einige Zeit eine schmerzende Wunde zu anästhesieren verspricht. Drüben aber dachte man anders. Vielfältiger Widerspruch wurde laut; in zahlreichen großen und kleinen Blättern erklang's in allen Tonarten: der

Irredentismus lebt — heute nicht anders wie ehedem. Der Totgesagte aber erhob sein Haupt und gab in Südtirol recht deutliche Lebenszeichen, den deutschen Ausflüglern Denkzettel erteilend, an welche sie sich noch lange besinnen werden. Und die der Irredenta nahestehenden Organe führen nicht im entferntesten die Sprache kleinmütigen Sichbescheidens. Nur e i n e Stimme unter hunderten sei hier verzeichnet. Die in Rom erscheinende Revue „L' Italia all' Estero" veröffentlichte am 1. August d. J. über diese Frage einen Artikel, der gerade wegen seiner relativ gemäßigten, aber darum nicht weniger festen Sprache unserer Beschwichtigungsjournalistik zur Lektüre empfohlen zu werden verdient. „Mit der Konstatierung," so führt Vittorio Racca aus, „der Irredentismus sei tot, haben die österreichischen und italienischen offiziösen Zeitungen die Zusammenkunft von Desio gefeiert .... Die Tatsachen beweisen das Gegenteil. Daß der Irredentismus, auch der weitestgehende, in den zum Teil oder gänzlich von Italienern bewohnten Provinzen Österreichs weiter lebt, ist ein aller Welt bekanntes Faktum — die Wenigen natürlich ausgenommen, welche ihre Augen vor der Wirklichkeit verschließen." Und weiter: „Aber auch in Italien ist der Irredentismus keineswegs tot, im Gegenteile er ist lebenskräftiger denn je und gewinnt Tag für Tag neue Anhänger ...... Und dieses mächtige Band, welches die Besten der jüngeren Generation einigt und adelt und sie anspornt, auf alle Weise für den Triumph ihres Ideals zu handeln, ist der Irredentismus."

In der unmittelbar vorangegangenen Nummer derselben Revue spricht ein Trentiner über das gleiche Thema und fragt: „welches Resultat eine Aktion der Italiener zugunsten von Sprache und Kultur der irredenten Länder erzielen könnte, wenn ihr jede ideale (wenn auch noch weit entfernte) Absicht nach Vereinigung jener Gebiete mit dem Mutterlande fehlen würde?"

Weshalb sollte der Irredentismus in Italien auch minder stolz erhobenen Hauptes einherschreiten, warum nicht an seine Kraft und die Verwirklichungsmöglichkeit seiner Ideale glauben? Das romanische Ausland sieht Österreich in einem ganz andern Lichte als in jenem, das der Wirklichkeit entspricht; sieht es in dem Spiegel der manchmal die Grenzen des Hochverrates streifenden Artikel, welche — österreichische oder ungarische Staatsbürger in der Presse des Auslands veröffentlichen. Und es fehlt an dem entsprechenden Korrektiv: die Masse der patriotischen Österreicher schweigt und überläßt das große Wort einer verschwindend geringen Zahl pflichtvergessener Personen, welche offenbar das Erröten verlernt haben und die anscheinend gar nicht ahnen, wie geringschätzig auch das Ausland über Menschen wird denken müssen, die ihre eigene Heimat in den Augen des Fremden herabsetzen, ihr Vaterland vor den Blicken des Ausländers besudeln und verraten. Solche Stimmen aber dringen nur allzu oft über die Alpen, aus diesen Kreisen schöpft die Provinzpresse Italiens ihre Informationen über die Vorgänge in den italienischen Gebietsteilen Österreichs und über die allgemeine Lage der Monarchie. Ist es da etwa zu wundern, wenn man drüben an eine Unterdrückung der Italiener in Österreich glaubt, wenn die alberne Fabel von dem bevorstehenden Zerfalle Österreichs von vielen für bare Münze genommen wird? Gäbe es nicht österreichische Abgeordnete, welche versichern, „wenn das Friaul mit dem Königreiche vereinigt werden sollte, so wird nicht ein Jugoslawe einen Finger rühren um dies zu verhindern" (Josip Smodlaka, L' Italia all' Estero, Heft 4, 16. Februar 1907) — und gäbe es nicht österreichische Volksvertreter, welche sich in der italienischen Presse ihrer intimen Beziehungen zu Ricciotti Garibaldi rühmen,

gäbe es nicht eine Zahl geschäftiger, kleiner Skribenten, die mit ihrem irredentistischen Sinn in den reichsitalienischen Blättern zu prangen für sehr ehrenvoll halten —— dann freilich wäre der Irredentismus in Italien schon tot. So aber lebt er weiter, lebt von der leidenschaftlichen Phantasie des Italieners und dem hochverräterischem Treiben gewisser Kreise und wird auch fortleben, bis sich endlich eine starke Hand gegen jene erheben wird, die heute ungehindert so gefährliches Spiel bei uns treiben dürfen!

Und Aehrenthals Politik, welche zur Zusammenkunft in Desio führte? Sie hatte doch auch in der Frage des Irredentismus einen schönen Erfolg, den man aber nicht durch Übertreibungen verzerren darf. Es ist zweifellos schon ein großes Verdienst unseres auswärtigen Amtes, die Beziehungen zu Italien in solche Bahnen geleitet zu haben, daß die italienische Regierung nunmehr die Irredenta offiziell verleugnet und ihr nicht mehr jenen starken Halt gewährt, wie dies zuletzt unter Prinetti und Zanardelli geschehen. Für das Verhältnis zwischen Österreich und Italien ist dies von nicht geringem Werte, der aber dann erst ein bleibender sein wird, bis diese neue Richtung in Italien nicht bloß von dem guten Willen der gerade zufällig die Consulta leitenden Personen abhängig, sondern zum System geworden sein wird, zum System, das auch etwaige Ministerwechsel überdauert. Auch andere hatten schon vor Tittoni der Irredenta manchmal die offizielle Stütze versagt, sie wurden aber immer wieder von solchen abgelöst, welche die gegenteilige Politik für richtiger hielten. Nun hat, dank Aehrenthals geschickter Hand und Tittonis verständigem Entgegenkommen, die italienische Regierung wieder einmal den Irredentismus auf ein Nebengeleise geschoben. Hervorgeholt kann er von dort immer wieder werden, er bleibt stets dampfklar und man braucht bloß einen Wechsel umzustellen. Darum: keinen übertriebenen Optimismus!

„Der Irredentismus ist tot", orakelt man bei uns .... „Es lebe der Irredentismus", tönt es von der großen Masse der Unverantwortlichen jenseits der Alpen herüber. Freuen wir uns des Erfolges der Verantwortlichen, den offiziellen Irredentismus für heute beseitigt zu haben ..... und bleiben wir Gewehr bei Fuß, den Unverantwortlichen gegenüber!

Österreich-Ungarn, Rußland und die makedonischen Wirren.

Vom FML. a. D. Wilhelm Edlen v. Wannisch.

Die jetzt in rascher Folge stattgefundenen Monarchenzusammenkünfte haben ohne Zweifel vornehmlich Vereinbarungen zur Erhaltung des Friedens und zur Verhinderung möglicher Störungen desselben zum Zwecke. Darum wird auch die Balkanfrage sowohl in Swinemünde als bei dem Besuche König Eduards in Wilhelmshöhe sowie bei Kaiser Franz Josef in Ischl einen wichtigen Gegenstand der Erörterung abgegeben haben. Unter diesen Umständen dürfte auch der auszeichnenden Aufnahme, welche Fürst Ferdinand von Bulgarien am Hoflager in Ischl gefunden hat, eine besondere Bedeutung beizumessen sein. Es ist zu hoffen, daß es dem Zusammenwirken der beteiligten Mächte gelingen wird, die noch immer bedrohliche Lage in Makedonien einer friedlichen Lösung zuzuführen.

Schon geraume Zeit ist verstrichen, seit Österreich-Ungarn und Rußland die Pazifikation Makedoniens auf Grund des Mandates der europäischen Großmächte in die Hand genommen haben. Die Herstellung der Ordnung und der Schutz der Bevölkerung wird aber nach kürzeren oder längeren Stillständen immer wieder durch Raub- und Mordtaten vereitelt, und das Bandenwesen hat in letzter Zeit sogar wieder überhand genommen. Die dadurch genährte Unzufriedenheit fand erst kürzlich durch eine große Deputation englischer Notabilitäten beim englischen Staatssekretär des auswärtigen Amtes, Sir Eduard Grey, scharfen Ausdruck.

In seiner Antwort hat dieser Staatsmann die Lage in Makedonien, wenn auch einigermaßen als besser, im ganzen doch noch als unbefriedigend bezeichnet. Die türkische Verwaltung habe sich, fügte er hinzu, zwar erheblich gebessert, doch sei es nichtsdestoweniger um die Sicherheit des Lebens und Eigentums noch ebenso schlimm bestellt wie früher, und es sei sehr entmutigend, daß die rivalisierenden Völkerschaften dieser Gebiete einen förmlichen Vernichtungskampf gegeneinander führen. Sir Grey machte die Balkanregierungen, welche das Bandenwesen unterstützen, für die daraus sich etwa ergebenden größeren Unruhen verantwortlich und betonte, daß sie sich dadurch die Sympathien der Mächte verscherzen. Ganz abgesehen von dieser Enunziation eines hohen ausländischen Funktionärs ist die Lage als eine ernste zu bezeichnen und sind Komplikationen, welche zu einer gewaltsamen Lösung drängen, durchaus nicht ausgeschlossen; eine gründliche Reform in der Verwaltung der europäischen Provinzen der Türkei sowie ihrer staatsrechtlichen Stellung erscheint deshalb unabweislich. Daß hieran Österreich-Ungarn in erster Linie, und zwar in vitaler Weise interessiert ist, ergibt sich schon aus der geographischen Lage, noch weit mehr aber aus der Stammverwandtschaft seiner südslawischen Nationalitäten mit jenen der europäischen Türkei. Es handelt sich für uns daher nicht allein um Geltendmachung diplomatischen, handelspolitischen und militärischen Einflusses, sondern um die unausbleibliche Rückwirkung einer für uns günstigen oder ungünstigen Ordnung der Dinge in diesen Ländern auf unsere südslawischen Kronländer sowie auf die okkupierten Provinzen.

Es ist mit aufrichtiger Genugtuung zu begrüßen, daß sich Österreich der Aufgabe, die Regelung der Verhältnisse in den Balkangebieten anzubahnen, im Bunde mit Rußland unterziehen kann. Gerade diese Gemeinschaft bietet die meisten Garantien für eine glückliche Lösung, welche sich vielleicht längst früher und unter günstigeren Bedingungen hätte vollziehen können, wenn zwischen den beiden Mächten über ihre Ziele und die Mittel zur Erreichung derselben rechtzeitig eine Verständigung getroffen worden wäre.

Die eben erwähnten Beziehungen unserer südlichen Kronländer zu den stammverwandten Balkanländern erheischen eine solche Regelung der Dinge in den Nachbarländern, daß die christliche Bevölkerung im allgemeinen und insbesondere unsere Konnationalen in bezug auf Sicherheit der Person und ihres Besitzes sowie in der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte vor weiterer Vergewaltigung durch die türkischen Behörden, durch die mohammedanischen Bewohner oder andere Stämme nachhaltig geschützt sind. Im Interesse der Monarchie sollte zwischen katholischen und orthodoxen Balkanbewohnern kein Unterschied gemacht werden. Gerade die Rücksicht auf unsere serbische beziehungsweise griechisch nicht unierte Bevölkerung in Ungarn, Kroatien, Dalma-

tien und Bosnien, sowie auf Montenegro und das Königreich Serbien verlangt es, daß wir nicht das katholische gegenüber dem serbischen Elemente bevorzugen.

Die nicht zu verkennende und den Interessen der Monarchie in hohem Grade nachteilige Abneigung des weit überwiegenden nichtunierten Slawentums gegen Österreich ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß man lange Zeit im wesentlichen nur auf die Förderung der katholischen Interessen bedacht war. Dadurch wurde das religiöse Empfinden der griechisch-orientalischen Bevölkerung verletzt. Das ist aber bei solchen Naturvölkern, in welchen das religiöse Gefühl außerordentlich ausgeprägt ist, von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Katholizismus ist, abgesehen von Albanien, am Balkan nur wenig und zumeist nur in den ärmeren Volksschichten verbreitet; wir können daher von seinen Bekennern, selbst wenn sie uns wirklich freundlich gesinnt sind, doch nur eine schwache Hilfe erwarten. Auch wäre es im eigensten Interesse der römisch-katholischen Kirche gelegen, daß nicht durch zu weitgehende kirchliche Forderungen oder sonstige Eingriffe das ohnehin vorhandene Mißtrauen der überwiegend nichtunierten Bevölkerung noch erhöht und dadurch zugleich die Position Österreichs am Balkan erschwert würde. In dem Maße, als der Einfluß unserer Monarchie in diesen Gebieten zurückgedrängt wird, verliert auch die katholische Kirche eine wesentliche Stütze, weil dann die griechisch-orthodoxe zu einer um so unumschränkteren Herrschaft gelangt. Die beiden anderen katholischen Großmächte, Frankreich und Italien, werden kaum in der Lage sein, für die katholischen Interessen wirksam einzutreten, dagegen würde in Albanien der Einfluß Italiens zum Schaden der Monarchie um so mehr zur Geltung kommen.

Da die staatliche Selbständigkeit von Rumänien, Serbien und Montenegro bereits besteht und die staatliche Stellung Bulgariens derzeit vertragsmäßig festgestellt ist, kann sich unsere Aktion zunächst nur auf eine verhältnismäßig kleine Zone beschränken: Sandschak Novibazar und Makedonien. In Albanien, dessen innere Zustände ganz eigenartige sind, kommt vorläufig eine fremde Intervention nicht in Frage. Unser nächstes Ziel müßte sein, wenn möglich unter Aufrechthaltung der dermaligen staatsrechtlichen Verhältnisse, das heißt der bestehenden Unterordnung unter die Türkei, eine geordnete Verwaltung dieser Länder und ihrer finanziellen und volkswirtschaftlichen Interessen durchzuführen. Wäre dies infolge der bisherigen türkischen Mißwirtschaft nicht mehr erreichbar und müßte eine vollkommene Neugestaltung der staatlichen Ordnungen vorgenommen werden, so müßte Österreich-Ungarn seine ganze Kraft einsetzen, daß nur eine solche Neuordnung erfolge, welche es ausschließt, daß unser Einfluß hinter jenem einer andern Macht zurückgestellt werden kann. Wie stellen sich nun die Interessen Rußlands zu dieser Forderung? Für die Stellung Rußlands zur Lösung der Balkanfrage kommen zwei Hauptgesichtspunkte in Betracht: der national-religiöse und der politische. In politischer Hinsicht gipfelt das Interesse Rußlands in der Frage der Meerengen, beziehungsweise in seiner Herrschaft über diese oder doch wenigstens in der Sicherung der freien Durchfahrt durch die Dardanellen und den Bosporus. Für die Lösung dieser für Rußland hervorragend wichtigen Fragen sind aber gerade die national-religiösen Beziehungen von größter Wichtigkeit und diese liegen den russischen Bestrebungen sehr günstig. Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß die Balkanslawen, abgesehen von der sich zum Islam bekennenden Minorität, zu Rußland als zu ihrem Schutzgeiste aufblicken,

weil sie als Griechisch-Orthodoxe schon in der Gemeinsamkeit des Glaubensbekenntnisses und in der slawischen Stammverwandtschaft gewissermaßen ein Anrecht auf Unterstützung erblicken. Trotz dieser Stammes- und Religionsverwandtschaft sind jedoch die Interessen Rußlands durchaus nicht so sehr mit jenen der Balkanslawen identisch, daß diese Beziehungen einen überwiegenden Einfluß auf die Gestaltung der russischen Politik auszuüben vermöchten, jedenfalls nicht in dem Grade, wie es den Aspirationen der Balkanpolitiker entspricht. Die Wünsche dieser werden eben nur so weit berücksichtigt, als sie mit den spezifisch russischen Interessen vereinbarlich sind. Die westlichen Balkanslawen, Serbien und Montenegro, sind für Rußland höchst erwünschte Helfer, für den Fall daß sich z. B. unsere Monarchie der russischen Politik am Goldenen Horn entgegenstellen oder die Pforte eine feindselige Haltung annehmen würde. Im übrigen aber sind die westlichen Balkanländer von dem russischen Aktionsradius doch zu weit entfernt, als daß dieses Reich seine Machtsphäre auch dahin auszudehnen vermöchte. Dieser Teil der Balkanhalbinsel verliert in dem Maße für Rußland an Wert, als es sich mit Österreich über die Herstellung der Ordnung in der europäischen Türkei und im weiteren Verlaufe über die Regelung der Meerengenfrage einigt.

In dieser Frage muß früher oder später die Entscheidung fallen!

Darüber kann kein Zweifel herrschen, daß Rußland, dieses Ziel stets im Auge behaltend, zu gelegener Stunde eine günstige Lösung dieser Frage zu erlangen suchen wird, womöglich mit österreichischer Hilfe oder doch mit unserer Zustimmung — gegebenenfalls aber auch gegen uns, wobei dem russischen Reiche seine militärisch günstige Lage und die schon erwähnten national-religiösen Beziehungen außerordentlich zustatten kommen werden. Hat Österreich einen triftigen Grund, sich diesem natürlichen russischen Verlangen in den Weg zu stellen? Ich behaupte: nein, vorausgesetzt, daß Rußland sich verpflichtet, den status quo bezüglich der Donaumündungen, die jetzige Selbständigkeit der christlichen Balkanstaaten zu respektieren, eigenmächtige Machtverschiebungen derselben nicht zu dulden und Österreich zu gewährleisten, daß ihm der freie Weg beziehungsweise eine Bahnanlage nach Mitrowitza zum Anschlusse an die Bahn gegen Saloniki offen gehalten werde.

Österreich-Ungarn hat kein dringendes Interesse daran, Makedonien in seine direkte Machtsphäre einzubeziehen und auch der Hafen von Saloniki, so ungemein wichtig er auch jetzt ist und noch werden wird, darf keinen Zankapfel für uns abgeben. Dagegen wäre eine Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien, beziehungsweise eine Ausdehnung dieses Staates westlich des Rhodopegebirges und des Karasutales unseren Interessen entschieden höchst abträglich.

Österreich müßte weiter die Garantie erhalten, daß in diesen Gebieten zwischen Albanien und dem Rhodopegebirge sowie zwischen Montenegro und Serbien, also im sogenannten Altserbien und Makedonien, keine andere „auswärtige" Macht weitergehende Vorteile und Rechte beanspruchen dürfe als wir; dies müßte selbstverständlich auch in handelspolitischer Beziehung gelten. Unter diesen Voraussetzungen, welche die russische Interessensphäre sicher nicht tangieren, für uns aber von vitaler Wichtigkeit sind, weil sie das einzige, den Bestand der Monarchie als europäische Großmacht bedingende Aktionsfeld betreffen, werden anderseits auch österreichische Interessen in keiner Weise verletzt, wenn Rußland sich den freien Verkehr für

seine Schiffahrt durch die Dardanellen und den Bosporus sichert. Ja, es wäre recht und billig, wenn Rußland, sollte diese Frage im Konzerte der Mächte wieder zur Sprache gebracht werden, eine aufrichtige Unterstützung Österreichs fände.

Unsere Monarchie könnte auf diesem Wege ihre Position am Balkan viel besser wahren, als wenn sie durch Verhinderung oder Störung der russischen Pläne diesen mächtigen Nachbar und in dessen Gefolge alle Balkanslawen sich zu Feinden machen würde. Die Meerengenfrage ist für die Seemächte von größerer Bedeutung als für uns. Es wird sich aber leicht ein Modus finden lassen, nach welchem die Passage von Kriegsschiffen, ähnlich wie beim Suezkanal, derart geregelt werden könnte, daß eine Bedrohung Konstantinopels oder der die Ufer besitzenden Macht überhaupt ausgeschlossen erschiene.

Abgesehen von dieser weiteren Perspektive, würde die Lösung der jetzt akuten makedonischen Frage wesentlich erleichtert, wenn sie unter Aufrechthaltung des dermaligen Besitzstandes der Türkei zur Austragung kommen könnte. Darum muß man wünschen, daß die beiden Ostmächte auch ihr erweitertes Reformprogramm im Einvernehmen mit der Türkei durchführen könnten und daß diese ihren bisherigen passiven Widerstand und ihre Verschleppungspolitik aufgebe.

Weder Rußland noch Österreich können ihre Reformaktion in Makedonien preisgeben, auch selbst dann nicht, wenn neue Schwierigkeiten sich ihrem Wirken in den Weg stellen würden. Endlich muß doch in diesem Lande eine dauernde Ordnung hergestellt werden und Österreich ist daran sogar noch weit mehr interessiert, als das ferner liegende russische Reich.

Es wurde oben erwähnt, daß eine Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien dem entschiedenen Widerstand der habsburgischen Monarchie begegnen müßte. Hier war an den immerhin nicht unmöglichen Fall gedacht, daß, sei es infolge Widerstandes der Pforte oder sonstiger Komplikationen, eine aktive Intervention der Großmächte und eine Regelung der Balkanfrage gegen die Türkei zur Notwendigkeit würde. Wenn diese Aktion auch nicht gleich die Verdrängung der türkischen Herrschaft aus Europa und die Aufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Sophienmoschee zur Folge hätte, müßte sie voraussichtlich doch eine wesentliche Schwächung der türkischen Macht auf europäischem Boden zur Folge haben.

Obwohl in diesem Falle das Konzert aller europäischen Großmächte in Aktion treten müßte, so würde die Position unserer Monarchie in demselben eine viel günstigere sein, wenn schon im voraus mit Rußland bezüglich der künftigen Lösung der süd- und westbalkanischen Fragen ein festes Einvernehmen hergestellt worden ist.

Wie auch die dermaligen unsicheren Verhältnisse in unserem großen Nachbarreiche, die bestehende Gärung und das Ringen nach neuen staatlichen Formen zum Abschlusse kommen mögen, Rußlands Regierung und Volk, muß wissen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie, vorausgesetzt, daß ihre Interessen gewahrt werden, dem Zarenreiche bei Lösung der Balkanfrage ein sicherer Partner sein und bleiben wird. Dieses Einverständnis mit Rußland ist um so begründeter, da auch sonst gar keine Interessengegensätze vorhanden sind, und Österreich-Ungarn dadurch eine sehr nützliche Garantie gegen eine etwaige montenegrinische und serbische Abenteuerpolitik oder gegen italienische Anschläge auf Albanien erhalten würde. Wir wollen durchaus keine Anschuldigung

gegen die italienische Regierung erheben; aber so wie nach dem Russisch-türkischen Kriege viele Jahre hindurch eine sehr mächtige Unterströmung am Werke war, Rußland wieder in eine gewaltsame Aktion am Balkan zu verwickeln, so ist es genugsam bekannt, daß auch in Italien nicht zu unterschätzende Elemente tätig sind, Komplikationen hervorzurufen, um sie zum Schaden unserer Monarchie auszunutzen.

Dieser Wühlarbeit wird aber die Wahrscheinlichkeit des Erfolges entzogen, je nachhaltiger wir die Interessen der Bevölkerung unserer südlichen Kronländer wahren.

Die äußere Politik eines Staates muß in seiner inneren Organisation und Kraft eine feste Stütze finden, daher soll die innere und die äußere Politik stets in einem entsprechenden Einklang stehen. Ist dies nun hinsichtlich unserer inneren und der Balkanpolitik der Fall? Ist die offenkundige Unzufriedenheit der für uns so ungemein wichtigen Küstenländer, Kroatien und Dalmatien, eine ganz unbegründete? Bezüglich der Handels- und wirtschaftlichen Interessen Dalmatiens greift nun die österreichische Regierung — soweit dieselbe unabhängig von einer Vereinbarung mit Ungarn einschreiten kann — ernstlich ein; dagegen ist der Konflikt zwischen Ungarn und Kroatien in bedenklicher Weise verschärft. Eine weitere Erörterung der ungelösten dalmatinischen und kroatischen Fragen würde jedoch den Rahmen dieser vornehmlich der Balkanfrage gewidmeten Besprechung überschreiten und müßte, wie das an anderer Stelle* ausgeführt wurde, eine entsprechende Ausgestaltung der dualistischen Form der Monarchie zum Gegenstande haben.

„Es ist", wie es dort heißt, „ein durchaus ungesunder Zustand, wenn die Monarchie als prädestinierte Wächterin an der Schwelle des Balkans zum Schutze der dortigen, meist slawischen Bevölkerung einschreitet, während sie innerhalb der eigenen Grenzen bisher nicht den richtigen Weg gefunden hat, den berechtigten Forderungen ihrer zahlreichen slawischen Stämme Genüge zu leisten. Dieser Mangel, welcher unter gewissen Umständen verhängnisvoll werden könnte, scheint darauf hinzuweisen, daß bisher in unserer staatlichen Entwicklung den natürlichen Grundlagen der Monarchie nicht genügend Rechnung getragen wurde."

Man braucht weder Staatsmann noch Stratege zu sein, jeden Laien muß ein Blick auf die Landkarte überzeugen, welch hoher Wert unserer Küste und ihrem slawischen Hinterlande für die Großmachtstellung der Monarchie im allgemeinen und insbesondere in betreff ihrer Stellung am Balkan zukommt! Darum sollte die Intervention der Monarchie in Makedonien mit tunlichster Berücksichtigung der berechtigten Wünsche und volkswirtschaftlichen Interessen unserer südslawischen Kronländer sowie des Okkupationsgebietes Hand in Hand gehen. Dadurch würde auch die militärische Position Österreich-Ungarns am Balkan wesentlich gestärkt und eine weitaus größere Aktionsfreiheit bei einem etwa erforderlichen militärischen Einschreiten gewährleistet!

Aber ganz abgesehen von der Balkanfrage, würde nicht minder bei irgendwelchen anderen kriegerischen Komplikationen nicht nur die Verteidigung unserer Küste durch eine tätige Mitwirkung der Volksbewaffnung unterstützt, — wie dies in den Franzosenkriegen gegen Marschall Marmont mit sehr viel Tapferkeit und Ausdauer und unter sehr ungünstigen Verhältnissen bewiesen wurde — sondern auch im allgemeinen unsere Stellung

* „Beiträge zur Reform des Dualismus." Von einem alten Soldaten. Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung.

an der Adria gehoben, sowie eine freiere Verwendung unserer militärischen Kraft auf einem eventuell andern Kriegsschauplatze wesentlich begünstigt werden.

Der kroatisch-ungarische Konflikt tangiert daher nicht allein das Interesse dieser beiden Länder, sondern in eminenter Weise auch jenes der Gesamtmonarchie, und dessen entsprechende Lösung ist eine wesentliche Bedingung für eine dauernd erfolgreiche Intervention des Reiches in der makedonischen Frage!

Export und Exportförderung.

Von Dr. Julius Wilhelm, Sekretär des Österr.-Ungar. Exportvereines.

Wenn sich in einem Agrargebiete, welchen Umfanges immer, eine Stadt entwickelt, so beginnt der Export. Die Bauern ernähren die Stadt und die Stadt kleidet das Land, liefert ihm Werkzeuge, Kulturbehelfe und geistige Nahrung. Der Städter nährt den Landwirt, indem er ihm die Lebensmittel abkauft, der Bauer nährt den Bürger, indem er ihm durch Abkauf seiner Erzeugnisse, durch Bezahlung seiner Darbietungen zu leben gibt. Nähren ist hier absichtlich in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht, im physischen Sinne der Bedürfnisbefriedigung und im volkswirtschaftlichen der Erwerbsgelegenheit.

Die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land ist eine der wichtigsten Voraussetzungen der Kultur, sie stellt die einfachste Form des Exports dar, der immer auf der Einseitigkeit der Erzeugung, auf der Spezialisierung beruht. Der Umfang des Exports ist von der Verbrauchskraft abhängig. Produziert der Bauer viel, weil er tüchtig, der Boden ergiebig und die Ernte gut war, so kauft er viel ein; ist sein Reingewinn gering, weil er faul war oder weil ihn die Steuern erdrücken, weil er infolge seiner Armut Raubbau trieb, seine Arbeitsinstrumente elende waren oder die Dürre nichts wachsen ließ, so ist seine Kaufkraft geschwächt und der Städter fühlt im schwindenden Absatz seiner Erzeugnisse den Rückgang des ländlichen Wohlstandes.

Verhungert der Bauer, wie es im zentralen Rußland oft der Fall war, so verarmen die Kleinstädte, da der lokalen gewerblichen Produktion die Käufer fehlen.

Mit dem wachsenden Verkehr weiten sich die Zonen, weitet sich der Radius zwischen der Stadt und den noch erreichbaren Punkten des Landes. Sind die Verkehrswege elend, so ist der nächste Markt der äußerste Punkt, bis zu dem ein Transport sich lohnt, sind die Verkehrsverhältnisse hochmodern, gilt es einen Seehafen, eine Weltstadt wie London zu ernähren, so ist den Landwirten bei den Antipoden die Erreichung dieses verbrauchenden Zentrums möglich. Die Fracht für Butter oder Fleisch von Neuseeland nach London beträgt nicht viel mehr als 2 Kronen per 100 Kilogramm, also nur einen Bruchteil der Wiener Fleischsteuer, jedenfalls weit weniger als der Transport per Achse im Mittelalter kostete oder heute noch bei schlechten Kommunikationen von der Umgebung nach dem nächsten Markt kosten kann.

Kein Wunder, daß der Londoner billig lebt, kein Wunder, daß der englische Industrielle den Weltmarkt versorgt. Die Verbrauchskraft der englischen Bevölkerung schafft den Import an Lebensmitteln und den Export, sie erzwingt exportfähige Preise der Industrieprodukte. Ähnlich wie sich die Exporte zwischen Stadt und Land kompensieren,

gleichen sich die Warenmengen zwischen politisch getrennten Verkehrsgebieten annähernd aus. Der englische Mangel an Lebensmitteln und der australische Mangel an Industrieprodukten sind die Voraussetzungen beider Exporte; solange diese beiden Länder politisch getrennt sind, wird ihr Warenaustausch statistisch erfaßt.

Wenn wir von Export sprechen, meinen wir immer den Bedarf des Auslandes an den Waren des betreffenden Verkehrsgebietes während der Zeitspanne eines Jahres.

Die Aufnahmsfähigkeit des Auslandes begrenzt das Quantum von Waren, das ein Land exportieren kann; da aber exportfähige Preise nur dann bestehen können, wenn eine Verschuldung an das Ausland durch Warenbezug vorliegt, so ist die Exportfähigkeit von der eigenen Aufnahmsfähigkeit bedingt. Ein Land, das innerhalb seiner Grenzen alles erzeugte, wessen es bedarf, könnte keinen nennenswerten Export haben, es wäre am Weltmarkte konkurrenzunfähig. Ohne die Einseitigkeit der Produktion wäre der Güteraustausch schlechterdings undenkbar, erst die Abhängigkeit vom Ausland schafft seine Leistungsfähigkeit, seine Exportfähigkeit.

Fast alle Exportbilder sämtlicher Wirtschaftsgebiete lassen sich auf den Typus Stadt oder Land zurückführen. England ist für überseeische, Lebensmittel produzierende Länder wie Argentinien, Kanada, Australien die Stadt, Ungarn ist für Österreich das Land, das es ernährt und von dem es durch Abkauf von Nahrungsmitteln wirtschaftlich ernährt wird, Rußland, Deutschland und die Vereinigten Staaten zeigen uns verschiedene Stadien der Entwicklung vom reinen Agrarstaat zum Industriestaat.

Es ist nun merkwürdig zu beobachten, daß mit steigender Industrialisierung die Ernährung sich verbessert; während der Muschik darbt, nährt sich der Industriearbeiter in England und Amerika reichlich, während der Italiener bis vor kurzem hungerte, erfreute sich der Norweger eines gewissen Überflusses. Die natürlichen Reichtumsquellen stehen also oft im schreiendsten Gegensatz zur Wohlhabenheit der Bewohner eines Landes. Die lachende Sonne des Südens beschien ein oft hoffnungslos scheinendes Elend und im trüben und rauhen Norden wirtschaftete auf kargem Boden ein kerniges Volk in behaglichem Wohlstand.

Nun hat sich auch am üppigen Boden Italiens manches gebessert und die erfolgreiche Auflehnung gegen die Bedürfnislosigkeit hat auch dort die Grundlage für — die Industrie und den Export gelegt.

Ein bedürfnisloses Volk ist exportunfähig; da es vom Ausland fast nichts braucht, kann es auch wenig an dasselbe abgeben, es sei denn, daß seine Verschuldung an das Ausland zu fortgesetzter Tributzahlung an dieses in Warenform nötigt, wie dies bei Rußland der Fall ist, oder daß es die eigenen Schuldscheine zurückkauft oder fremde erwirbt.

Wenn die italienische Landarbeiterbevölkerung von Sieg zu Sieg schreitet, so kräftigen sich die verarmten Landstädte, weil sich die Landbewohner besser kleiden und am Sonntag in der Kleidung von ihren Herren schwer zu unterscheiden sind. Dies führt zum Aufblühen der beteiligten Industrien und Gewerbe, die jetzt erst die günstigen Verhältnisse ausnutzen können und auf dem Weltmarkt erfolgreich vordringen.

Der Aufschwung der englischen Industrie im vorigen Jahrhundert war begleitet und bedingt von der fortwährenden Auflehnung der Arbeiterschaft gegen niedere Löhne, und lange Arbeitszeit (Streik) und die Energie und die Organisation der Arbeiterschaft des Deutschen Reiches sind die Hauptgründe für das Wachsen des deutschen Exports.

Zeigen wir zunächst die Entwicklung des Außenhandels an einigen wenigen Beispielen. Einfuhr und Ausfuhr betrug in Millionen Kronen bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika:

	Einfuhr	Ausfuhr
1879	2225	3490
1890	3945	4285
1906	6657	9062
im Deutschen Reich:		
1880	3330	3482
1906	9421	7350
bei Japan:		
1868	26	38
1906	1045	1055

Der Gesamtaußenhandel Großbritanniens beträgt heute 25 Milliarden, der Handel des Deutschen Reiches 17, der Frankreichs 10, der Rußlands und Österreichs je 4 bis $4^1/_2$ Milliarden Kronen. Reiches England, wohlhabendes Deutschland, armes Rußland! Die 44 Millionen Engländer brauchen weit mehr als die 130 Millionen Russen, weil sie mehr brauchen wollen und die Energie haben das durchzusetzen.

Das indische Reich ist von einer widerstandsschwachen, energielosen Bevölkerung bewohnt und verkommt daher in Not und Elend. China hat fast soviel Einwohner als Europa, Einwohner, deren Fleiß und Genügsamkeit konkurrenzlos dastehen. Der chinesische Kaufmann gilt als anständig, intelligent und unternehmend. Ein vorzügliches Flußsystem und ein allerdings verfallenes Kanalsystem, die reichsten Kohlenlager der Welt prädestinieren das Land zum Exportstaat, dessen Leistungsfähigkeit Amerika nicht nachstehen sollte. Das tatsächliche Bild des Außenhandels ist in Millionen Kronen das folgende:

	Einfuhr	Ausfuhr	Bevölkerung Millionen	Taglohn Kronen
Indien	1650	2514	295	0·25—0·80
China	1514	819	330	0·25—0·50
Vereinigte Staaten.	6657	9062	84	8—10

Wenn nun auch die Angabe der Lohnhöhe in Indien und China keine exakte ist, so ist doch schon aus diesen Annäherungswerten zu ersehen, daß die Lohnhöhe die Größe des Außenhandels bestimmt. Die geistigen und materiellen Ansprüche des Durchschnittsamerikaners, der sich aus allen Völkern der Erde, sogar aus Chinesen zusammensetzt, sind so viel höher als die der asiatischen Völker, daß die Produktion fast genau im Verhältnis dieser Lebensansprüche ergiebiger werden mußte. Die Organisation der Erzeugung und Verteilung, des Transportes, der Bankorganisation, die ganze Plutokratie Amerikas sind nur Folgeerscheinungen davon, daß jeder erwachsene Amerikaner so gut lebt wie ein europäischer Bürger des Mittelstandes. Jedes andere Volk, das dieselben Lebensansprüche stellte, wäre ebenso reich; denn Reichtum und Armut sind Fragen der Energie geworden; in einer Welt des wachsenden Überflusses bedeutet Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit Wertvernichtung, schlechte Arbeitsbehelfe und nicht nur den Bankerott des gesunden Menschenverstandes, sondern den der ganzen Volkswirtschaft.

Kapital oder der sich verzinsende Reichtum ist nichts als kapitalisiertes Unrecht auf Verdienst, auf Rente und Gewinn, die aus der Konsumbefriedigung entspringen. Hat ein Volk die Energie, amerikanische Löhne durchzusetzen, so wachsen die Millionäre aus dem Boden, ein Prozeß, der unserer Generation in Amerika und teilweise in Deutschland vor Augen geführt wurde. Seitdem die Produktivkraft in den meisten Dingen eine ungemessene geworden ist, bestimmt die Konsumkraft das Maß der Reichtumsbildung und des Exports. Vorüber sind die Zeiten, wo eine Hungersnot entstehen mußte, wenn das Getreide mißriet, denn einem verbrauchskräftigen Volke steht der überquellende Reichtum der Antipoden offen, wo auf bisher wertlosem Boden mit modernen Maschinen fast beliebige Quantitäten von Brotfrüchten geerntet werden können, wo Fleisch noch wertlos ist und das Rind nur den Wert seiner Haut hat.

Der Gegenwert dieser Nahrungsmittel muß der Import von Industrialien sein. Der wohlhabende Farmer schmückt sein Haus, will Möbel und Teppiche haben, ein Klavier, eine eiserne Kasse, Waffen, Kunstgegenstände, Bücher, vielleicht elektrische Beleuchtung und Telephon zur nächsten Stadt. Eisenbahnen werden gebaut, neue Dampfschiffrouten nach Europa entstehen und die Kultur, die sich auf den Bedarf Europas stützt, hält Einzug in die Einöde, die alten Jagdgründe der Indianer durchzittert der grelle Pfiff der Lokomotive.

Das Primäre war der Wille europäischer Arbeiter besser leben zu wollen; dieser Wille schuf die hohe Lebenshaltung und die Kultur in den Pampas, in Australien, in ganz Amerika, und der Bedarf des Farmers schuf die Industrie, verzehnfachte den Handel, schuf neue Kohlengruben, Eisenwerke und prächtige Dampfer, er baute himmelhohe Warenhäuser in New York mit ihrer staunenswerten Organisation und schuf den Reichtum derjenigen, die einen erheblichen Teil der Konsumbefriedigungsmittel zu monopolisieren wußten. Trustmilliardäre konnten nur bei amerikanischen Löhnen entstehen, in Italien oder in der Türkei wird selten ein Unternehmer reich. Erst jetzt, mit der Abschüttelung der Bedürfnislosigkeit, geht Italien einer Renaissance des Kapitalismus entgegen.

Denn Italien ist fast die Wiege des modernen Kapitalismus, der modernen Handelsformen und speziell des gewinnbringenden Exports. Der Export ist der treue Begleiter der Kultur; als die Phönikier und Griechen ihre Pflanzstädte schufen, da folgte dem klugen Kaufmann, der dem unwissenden Barbaren billigen Tand im Tausche gegen wertvollere Produkte anhängte, die Kenntnis vieler Dinge und die Kunst, das Leben zu verschönern. Der Austausch der Produkte brachte beiden Teilen Gewinn.

Die italienischen Städterepubliken, wie Amalfi, Pisa, Genua und Venedig, waren trotz aller Brutalität, welche die Ausbeutung fremder Völker mit sich brachte, doch die Vermittler zwischen Orient und Okzident, die Träger der Kultur, die zweierlei Bedarf durch zweierlei Export in Zusammenhang brachten. Wie gewinnbringend für sie diese Vermittlerrolle war, zeigen uns die steinernen Zeugen jener Zeit, die die genußfrohen und schönheitstrunkenen Kaufherrengeschlechter am Meere oder, wie in Venedig, aus dem Meere erstehen ließen.

Heute exportiert Italien hauptsächlich Menschen, denn mit der entschwundenen Energie schwand die Verbrauchskraft und mit ihr sank der Reichtum ins Grab, der die Kunst bezahlen kann — bis die allerjüngste Zeit die Vernunft zum Durchbruch kommen läßt, die vom Lande der Schönheit und der Genußfreudigkeit die sinnlose Not bannen soll.

Nehmen wir an, in China entstünde eine Bewegung, die zur Folge hätte, daß der durchschnittliche Taglohn von vielleicht 25 Hellern auf 1 Krone stiege, und zwar nicht mehr für einen unbeschränkten, sondern für den achtstündigen Arbeitstag, so würden die chinesischen Unternehmer behaupten, sie seien ruiniert und eine Konkurrenz sei unter diesen Umständen mit dem Auslande, das unter günstigeren Produktionsbedingungen arbeite, nicht möglich; eine Katastrophe stünde — so würden sie prophezeien — der chinesischen Industrie bevor.

Tatsächlich würde aber dasselbe eintreten, was im vorigen Jahrhundert in England eintrat, als die Arbeiter es ablehnten, fernerhin 12 und 13 Stunden zu arbeiten, Frauen und Kinder in ungesunden Werkstätten einem frühzeitigen Tode zuführen zu lassen, und ihre Forderung endlich durchsetzten: eine ungeheure Steigerung des gesellschaftlichen Reichtums, ein ungeahnter Aufschwung des Außenhandels, die neue Zeit hielte ihren Einzug in das Reich der Mitte.

Die erwachte Energie des chinesischen Volkes führte zu einer Modernisierung des ganzen Staatswesens, zur Abschüttelung der retrograden und korrupten Beamtenherrschaft, zur Beseitigung des alles ertötenden Formalismus, des jeden Aufschwung unmöglich machenden Massenelends.

Natürlich würde die Energie des Volkes früher oder später in einem riesigen Exporte zum Ausdruck kommen, welcher der Investitionstätigkeit inländischer und ausländischer Unternehmer folgen muß, wenn die Neuanlagen sich verzinsen, die anfänglich notwendigen Importüberschüsse sich kompensieren sollen.

Die Exporte Europas und Chinas, beziehungsweise ganz Asiens würden sich nach der angenommenen großen Lohnbewegung wieder annähernd die Wage halten, allerdings unter Berücksichtigung des kapitalistischen Vorsprungs Europas, der Asien zum Schuldner und Zinsenzahler an Europa machen würde. Die Handelsbilanz Asiens wird dann für Europa passiv sein; Asien, der arme Mann, wird für Europa, den Rentner, arbeiten. Erst werden die Importe mit Schuldscheinen beglichen, dann werden die Schuldscheine durch Export von Waren verzinst.

Jetzt haben wir das Bild eines Aufschwungs durch Lohnsteigerung geschildert, zeichnen wir das Gegenteil, das Bild einer Krise durch Lohnherabsetzung. Wenn heute in Deutschland die Löhne auf die Hälfte der bisherigen sänken, wir erlebten eine Krise, gegen die das Jahr 1873 ein Kinderspiel wäre. Von der gesamten Produktion Deutschlands in der Höhe von angenommen jährlich 36 Milliarden Mark wäre fast die Hälfte unverwertbar und mit dem sinkenden Verbrauch fiele das Kapital, das sich auf den Absatz des Erzeugten stützt, in sich zusammen. Durch den verzweifelten Kampf um den Absatz auf dem Weltmarkt wäre die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen, die Deroute der Warenpreise müßte zu Fallimenten und Wertvernichtungen führen, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat. Die politischen Grenzen sind längst kein Schutzwall mehr gegen den Fluch der Bedürfnislosigkeit, der moderne Verkehr treibt Menschen und Waren von einem Punkte der Erde zum andern, gleichsam als ob der Weltmarkt und der Arbeitsmarkt ein kommunizierendes Gefäß wäre, in dem die Warenpreise, auch die der menschlichen Arbeitskraft, sich nach dem Stande der Technik und der Energie zu nivellieren trachten. Jede Not eines Nachbarvolkes fühlen wir mit, jeden Aufschwung fühlen wir in der Erleichterung des Wettbewerbes am Weltmarkt.

Siegreiche Lohnkämpfe führen zum Aufschwung, der Lohnkampf selbst aber, die Arbeitseinstellung, ist für den Volkswohlstand eine schwere Last; die sehr bedauerliche Störung des Produktionsprozesses wird aber vermieden werden, wenn die allgemeine Sympathie den Unternehmern die Aussichtslosigkeit des Widerstandes vor Augen führen wird. Die Unternehmer sind entschuldigt, wenn sie Widerstand leisten, denn das Hemd ihrer persönlichen Bereicherung muß ihnen näher liegen als der Rock des allgemeinen Wohlstandes; erst dadurch daß sich das Lohnniveau eines ganzen Landes hebt, wird aus der Belastung für die einzelnen Unternehmer eine Erleichterung aller, weil der erhöhte Verbrauch verbesserte Behelfe der Bedürfnisbefriedigung schafft, weil er die Anwendung dieser Behelfe überhaupt erst ermöglicht. Wenn also der einzelne Unternehmer mit Recht die Übergangszeit, die Zeit der Anpassung an neue Produktionsbedingungen fürchtet, so sind die öffentliche Meinung, Staat, Land und Gemeinde nicht entschuldigt, wenn sie Streikenden ihre Sympathie versagen. Denn die Steuereingänge und daher auch der Steuerfuß sind von der Lage des arbeitenden Volkes bedingt und es gibt keine andere Möglichkeit, dem riesigen, stets steigenden öffentlichen Aufwand gerecht zu werden, als die fortwährende Lohnsteigerung.

* * *

Das wichtigste Mittel zur Hebung des Exports ist eine gute Erziehung. Ein Volk, das am Weltmarkt vordringen will, muß wissen, können und wollen. Die Schule muß also starke, unbeugsame Charaktere schaffen und gesunde, lebensfrohe, genußfreudige Menschen, die, im Besitze geistigen und physischen Gleichgewichtes, dem hellenischen Ideal der Vollmenschen nahe zu kommen trachten.

Zur Zeit der Blüte Athens konnte allerdings noch nicht dem ganzen Volk der heitere Lebensgenuß und das Kunstverständnis zuteil werden; die Masse mußte sich plagen, damit eine dünne Herrenschicht ein menschenwürdiges Dasein führen konnte, ohne das die Kunst jener Zeit nichts Unsterbliches hätte schaffen können. Heute, wo in allen Kulturstaaten die mechanische Kraft die gesamte Muskelkraft des Volkes um ein Vielfaches übersteigt, brauchen wir keine Sklaven mehr. Vielmehr müssen wir, falls wir die endlich gebändigte Kraft der Elemente voll ausnutzen wollen, verbrauchende Menschen schaffen oder wir können nicht Gebrauch machen von all' den längst erprobten Arbeitsbehelfen, die dem Zusammenwirken einiger Generationen von Erfindern, Technikern, Gelehrten und Praktikern ihre Anwendungsmöglichkeit verdanken.

Es gibt kein Zurück mehr. Wir müssen wählen zwischen Barbarei, das ist Nichtanwendung der Errungenschaften der Kultur, und Hebung der Verbrauchskraft auf das der jeweiligen Höhe der Technik entsprechende Niveau.

Aber das darf kein Geschenk an das Volk sein, das muß sich das Volk selbst erkämpfen, Schritt für Schritt; nur die Waffen, Bildung und Charakterstärke, müssen wir ihm geben oder besser gesagt, das Volk muß seiner Jugend die Waffen zum erfolgreichen Kampf für ein Herrendasein in die Hand geben.

Mit der Erkämpfung der besseren Lebenshaltung steigt der Umfang des Außenhandels, der das Resultat dieses Kampfes darstellt. Erklären wir das. Das deutsche Volk importierte im verflossenen Jahre um 8 Milliarden Mark Waren; zur Bezahlung dieser gewaltigen Gütermenge dienen zunächst die Schuldzinsen, die Deutschland vom

Auslande zu fordern hat, dann der Reinertrag der deutschen Reederei. Das mögen zusammen fast $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Milliarden Mark sein. Der Rest wird durch Warenexport beglichen. Unter dem Drucke der Notwendigkeit der Bezahlung des Imports bilden sich exportfähige Warenpreise, was man auch Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt nennt. Der große Konzentrationsprozeß, die Massenproduktion, die Bildung der Banken, sie basiert auf der durch den deutschen Bedarf geschaffenen Exportnotwendigkeit.

An derselben hat jeder verbrauchende Mensch seinen Teil, jeder hilft durch die Energiemenge, die er im großen Wirtschaftskörper eines Reiches repräsentiert, als ein Baustein im Riesenbau des Welthandels. Die Frage: wie lebt der Landarbeiter, der Diurnist, der Schullehrer? ist keine Frage der Humanität oder der Sozialpolitik oder bloß ein Studienobjekt für einen Stubengelehrten, sondern sie interessiert das ganze Volk. Denn der physisch oder geistig arbeitende Proletarier ist einer von 10 oder 15 Millionen unter gleichen Verhältnissen lebenden Menschen und, wenn er im Jahre nur

5	Kilogramm	Zucker
1	„	Kaffee
10	„	Fleisch

verzehrt, ist die Zuckerindustrie, der Kaffeeimporteur, der Reeder, der Landwirt arm im Verhältnis zu seinem Kollegen in Amerika, wo der geistig oder physisch Arbeitende der gleichen Kategorie vielleicht

30	Kilogramm	Zucker
6	„	Kaffee und
60	„	Fleisch jährlich verbraucht.

Denn bei 10 Millionen Arbeitenden macht das ein Quantum von Produktions- und Transportnotwendigkeiten, von Import- und Exportbedingungen aus, die eine Generation von Unternehmern bereichern können. — Es müssen das nicht immer die Unternehmer desselben Landes sein. Vom Amerikageschäft leben europäische Zuckerproduzenten, europäische Reederfirmen, europäische Künstler aller Gattungen. Denn ebenso wie die Handarbeit wird auch die Kunst in diesem Lande glänzend gezahlt. Die Sachsengängerei der Erntearbeiter und der Künstler nimmt steigende Dimensionen an; die Ernte heimsen dennoch die Amerikaner ein, wenn sie auch den Europäern vielfach das harte Leben, das ihnen die eigene Unvernunft aufbürdet, erträglicher machen.

Die Anziehungskraft, welche die hohen Löhne auf die Arbeiterschaft der ganzen Welt ausüben, ist nur durch die oft waghalsige Unternehmerleidenschaft zu erklären, die im ganzen Volke lebt, deren Gegenstück die asiatische Trägheit ist. Wo niemand handelt, sondern jeder meditiert, wo jedermann Zeit hat, weil die Zeit wertlos ist und ein eventueller Unternehmungsgeist ja angesichts des geringfügigen Verbrauchs höchstens den Behörden ein willkommenes Steuerobjekt bieten kann, nützen die niedrigen Löhne dem Unternehmer gar nichts, die günstigen Produktionsbedingungen schaffen hier keinen Export, weil ein energieloses Volk vom Auslande nichts oder wenig braucht und daher auch keinen Grund hat, Waren an dasselbe abzugeben. Keine staatliche Unterstützung oder Stimulierung kann hier helfen, es sei denn, daß ihr Eingriff eine dauernde Hebung der Reallöhne zur Folge hat. Denn ein Volk ist umso reicher, je besser es sich nährt und kleidet, je besser es wohnt, je größer sein Bedarf an geistiger Nahrung ist und sein Wunsch sich das Leben

zu verschönern. Der Export ist das Mittel, um sich die Genüsse zu verschaffen, die das Inland nicht, nicht so gut oder nicht so billig liefern kann.

Es gibt zwei Mittel, um den Export zu heben, erstens die Beseitigung aller Schranken, die den freien Güteraustausch hindern, wie Zölle, hohe und komplizierte Tarife, langsamer Transport, und zweitens die Überwindung der physischen und geistigen Bedürfnislosigkeit, die, wie die Statistik des Handels der asiatischen Völker lehrt, jeden Export verkümmern läßt.

Der Kapitalsbildungsprozeß ist ein Bedürfnisbildungsprozeß. Jeder Bettler, der auf Staats- oder Gemeindekosten ausreichend verpflegt wird, erhöht den Volkswohlstand, schafft Verdienst, Kapital, Rente und Export. In der Volkswirtschaft gibt es keine Geschenke, alles fließt in das Reservoir des allgemeinen Reichtums zurück. Erhöhung von Beamtengehalten oder erfolgreiche Streiks bedeuten eine Subvention der Produzenten, da sie Mehrverbrauch von landwirtschaftlichen oder industriellen Produkten mit sich bringen und auf dem Absatz der Produkte beruht der individuelle und der Volkswohlstand.

Wenn man also den Export fördern will, muß man die Löhne heben und das Leben verbilligen. Ein qualitativ und quantitativ steigender, verfeinerter, veredelter Verbrauch muß das Endziel aller Exportbestrebungen unserer Zeit sein.

Ein verbrauchendes Volk ist energisch. Ein energisches Volk beseitigt die Hemmnisse der Reichtumsbildung, es formt sich seine Regierung nach seinem Willen; es erblickt in seiner Regierung nicht seinen Herrn, sondern sein Werkzeug zur Erreichung des größtmöglichsten Wohlstandes. Ein energisches Volk schafft sich ein gutes Erziehungswesen, ein rasch und gut funktionierendes Verkehrswesen und es schafft sich aus seiner Mitte die Kaufleute, Reeder, Fabrikanten, Exporteure, die dem Willen des Volkes in seinen verschiedenen Betätigungssphären als Spitze dienen.

Die physikalische Erforschung des Adriatischen Meeres.

Von Eduard Mazelle,

Direktor des k. k. maritimen Observatoriums in Triest.

Das große Interesse, welches einem eingehenden Studium der Meere allerseits entgegengebracht wird, hatte zur Folge, daß in den verschiedenen Staaten teils eigene Institute errichtet, teils eigene Expeditionen ausgerüstet wurden, um die wissenschaftliche Erforschung der Meere zu ermöglichen. Auch wissenschaftliche Vereinigungen und einzelne Personen, durch die Liebe zur Wissenschaft angespornt, wirkten hier mit bestem Erfolge mit.

Bei diesem edlen Wettstreite konnte Österreich nicht zurückbleiben. Als der hochverdiente Admiral Freiherr v. Wüllerstorf Handelsminister wurde, gab er gegen Ende 1865 die Anregung, eingehende physikalische Untersuchungen der Adria anzustellen, worauf die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien eine Kommission mit der physikalischen Erforschung der Adria betraute. Diese Tätigkeit der Akademie wurde dann in den groß angelegten ozeanographischen Forschungen im östlichen Mittelmeere und im Roten Meere fortgesetzt. Die meteorologischen Beobachtungen fanden gleichzeitig ihre Förderung

durch die k. k. Zentralanstalt für Meteorologie in Wien, durch das k. u. k. hydrographische Amt in Pola und durch das k. k. maritime Observatorium in Triest.

Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdienen aber die Leistungen einzelner Männer, die sich der physikalischen Untersuchung der Adria mit aufopferndem Eifer widmeten. In erster Linie sind hier Dr. Lorenz v. Liburnau und die Professoren Wolf und Luksch zu nennen. Namentlich der intensiven Tätigkeit der beiden letztgenannten verdanken wir den größten Teil unserer bisherigen Kenntnisse über die ozeanographischen Fragen der Adria.

Wir wollen nun versuchen in möglichst gedrängter Kürze einige der wichtigsten Ergebnisse in bezug auf die Meerestiefen, die Meerestemperatur, den Salzgehalt, die Gezeiten, die Meeresströmungen und in bezug auf Durchsichtigkeit und Farbe der Adria mitzuteilen.

Das Adriatische Meer, falls man als südliche Grenze die Linie von Kap St. Maria di Leuca zur Nordküste von Korfu annimmt, erstreckt sich in einer Länge von 460 Seemeilen von Südosten nach Nordwesten und weist einen Flächeninhalt von rund 133.000 Quadratkilometern auf. Die größte Breite von etwa 110 Seemeilen wird an drei Stellen erreicht, und zwar in den Linien Slano—Barletta, Spalato—Tremoli und Novi—Pesaro, während die kleinste Breite mit nahezu 40 Seemeilen sich zwischen Kap Linguetta und Otranto vorfindet.

Bis nach dem Jahre 1866 war unser Wissen bezüglich der Seebodengestalt der Adria ziemlich bescheiden und es wäre schwer gewesen, ein annähernd richtiges Bild mit Isobathen graphisch darzustellen. Mit Ausnahme der Tiefen in der Nähe der Küsten, deren Kenntnis für die Schiffahrt von Bedeutung ist, war unsere Vorstellung bezüglich der Meerestiefen in den verschiedenen Ozeanen eine sehr dürftige. Maury, der in den verschiedensten Zweigen der maritimen Meteorologie und Ozeanographie so hochverdiente Mann, regte zuerst die wissenschaftliche Durchführung von Tiefseelotungen an. Wie in vielen anderen Fällen zeigte sich das praktische Bedürfnis als der mächtigste Förderer der wissenschaftlichen Erforschung. Für die Legung des Telegraphenkabels zwischen Europa und Nordamerika war die Kenntnis der Tiefenverhältnisse im entsprechenden Teile der Atlantik von Wichtigkeit. Viele, häufig mißglückte Versuche mußten angestellt werden, bis man die einfachen und richtigen Hilfsmittel konstruierte, um die größten Meerestiefen ausmessen zu können. Eine große Zahl von Expeditionen durchquerten seither in den verschiedensten Richtungen die Ozeane, so daß wir heutzutage ein annähernd richtiges Bild selbst für die größten 9500 Meter und darüber überschreitenden Tiefen uns bilden können.

Unsere Kenntnisse der Adria verdanken wir hauptsächlich der staatlichen Fürsorge. Österreich-Ungarn, wie auch Italien führten Neulotungen durch, die es ermöglichten, genaue Karten herauszugeben. Die mustergültigen Arbeiten unserer Kriegsmarine in bezug auf die Küstenaufnahme, auf die Messung der Meerestiefen brauchen hier nicht besonders erwähnt zu werden; es genügt auf das „Segelhandbuch für das Adriatische Meer" und auf den „Seeatlas der Adria" hinzuweisen. Hier können wir nur die allerwichtigsten Resultate in den allgemeinsten Zügen darstellen.

Eine Bodenschwelle zwischen Brindisi und Valona mit weniger als 800 Meter Tiefe trennt das Adriatische vom Jonischen Meere. Eine zweite Erhebung von Sabioncello, Curzola in Dalmatien nach dem Vorsprung Monte Gargano in Italien reichend, trennt die

Adria in zwei ungleich große Teile, in ein südliches kleineres aber tieferes Becken und in einen nördlichen größeren aber seichteren Teil. Diese Barriere, auf welcher sich auch die Inseln Cazza, Pelagosa und als äußerste Ausläufer nach Nordwesten die Inseln St. Andrea und Pomo erheben, ist durch eine mehr als 150 Meter tiefe Rinne durchzogen, die die Verbindung zwischen dem südlichen und nördlichen Teil herstellt. Wie bemerkt, kommen die größten Tiefen in der südlichen Mulde vor, die sich als ein fast trichterförmiges Becken mit einer Maximaltiefe von 1645 Meter darstellt. Diese findet sich beinahe in der Mitte der Linie Durazzo-Bari, etwas näher an der italienischen als an der albanesischen Küste.

Im nördlichen Teile liegen die größten Tiefen mit etwa 250 Meter in einer Rinne quer zur Längenachse der Adria, in der Richtung von Sebenico nach Pescara, unweit der früher erwähnten, die Adria in zwei Teile schneidenden Bodenerhebung.

Von dieser Einsenkung steigt die Bodenfläche langsam nach Nordwesten an, bis bei Triest Tiefen von nur 20 Meter erreicht werden. Im Golf von Fiume finden sich größere Tiefen, von 60—70 Meter. Gegen die friaulisch-venezianische Lagunenküste geht der Meeresboden sanft in das Festland über. Auf den charakteristischen Gegensatz zwischen der steilen Ostküste und der flachen Westküste braucht hier nicht besonders hingewiesen zu werden. Als mittlere Tiefe kann für die Adria eine solche von 240 Meter angenommen werden.

Was die Bodenbeschaffenheit des Meeresgrundes betrifft, so ist es klar, daß in der Nähe der Küsten Ablagerungen des Festlandes vorkommen, nahe den Flußmündungen Sand, in hoher See aber Grundschlamm. Nach Mojsisovics und Marktanner ist der Grundschlamm ziemlich gleichartig und weist hauptsächlich Quarzsand und Quarzsandkonglomerate auf. Für einige Stellen, wie z. B. in der Nähe der Insel Lissa, wurden auch Magnesitkörnchen nachgewiesen. In faunistischer Beziehung wurden Globigerinen, Radiolarien nur nahe am Ausgange der Adria gefunden.

Hinsichtlich der Meerestemperatur ist nach den bisherigen Beobachtungen bekannt, daß die Temperatur von Nordwesten nach Südosten zunimmt, und zwar sowohl an der Oberfläche als auch in gleichen Tiefen. Diese Zunahme beträgt im Sommer an der Oberfläche 2—3° C und wird in den ihr nahen Schichten noch größer.

An den östlichen Küsten ist das Meer kälter als an den westlichen. Von der Oberfläche gegen die Tiefe zu nimmt die Temperatur im Sommer ab, und zwar von der Oberfläche bei Temperaturen von 23—25° bis zu 60 Meter Tiefe sehr rasch, um etwa 10°. Von hier aus wird die Temperaturerniedrigung bedeutend geringer und erreicht in den nächsten 100 Metern kaum 2°. Im Winter hingegen ist eine gleichmäßigere Temperaturverteilung zu bemerken, ja sogar eine Temperaturzunahme gegen die Tiefe hin, so z. B. wurde von Hopfgartner südwestlich von Ragusa im Winter 1878 bei 500 Meter Tiefe 11·7° beobachtet, in 1230 Meter jedoch 12·3°.

Die charakteristische, den geschlossenen Meeresbecken von einer gewissen Tiefe an zukommende konstante Temperatur findet sich in der Adria wohl nur in den größten Meerestiefen, von etwa 1000 Meter an; sie wird mit 12—13° angenommen und kommt also der Grundtemperatur des Mittelmeeres fast gleich.

An einzelnen Stellen der Adria, wie im Quarnero, in vielen Kanälen von Dalmatien, in hoher See bei der Insel Skarda und bei Sebenico finden sich niedrigere Bodentemperaturen, bei 10°, hervorgerufen durch kalte Süßwasserquellen am Meeresboden,

deren Existenz auch durch das geringe spezifische Gewicht der unteren Wasserschichten bewiesen ist.

Die von der Oberfläche bis zum Grunde im Winter vorkommende nahezu gleiche Temperatur steigt während des Sommers bis zum Herbst und erreicht erst im Oktober das Maximum. Diese bedeutende Wärmemenge, die sich bis zum Herbst ansammelt, erklärt auch die hohen Herbsttemperaturen an unseren Küsten; so finden wir für Lesina die mittlere Lufttemperatur im Herbst mit 17·7°, während im Frühling das Temperaturmittel nur 14·6°, mithin 3° weniger beträgt.

Die mittlere Temperatur der ganzen Wasserschichte zeigt eine Jahresschwankung von etwa 7—8°. Luksch und Wolf fanden für die mittleren Teile des Quarnero im Februar ein Minimum von 12° und im Oktober ein Maximum von 20·5°. An der Oberfläche fallen die Temperaturextreme auf den Februar und August; so ist z. B. auf der Reede von Fiume das Minimum mit 12·4° im Februar, das Maximum im August mit 28·6° beobachtet worden.

Wie in einem großen Teile des Mittelmeeres ist auch in der Adria während dreier Jahreszeiten (Winter, Frühling und Herbst) die Oberflächentemperatur höher als die Temperatur der Luft. So ist bei Lesina nach mehrjährigen Beobachtungen die Lufttemperatur im Winter 9·2°, die Oberflächentemperatur 13·5°, im Herbst 17·9° gegen 19·5° und erst im Sommer steigt die Temperatur der Luft über die des Wassers 24·4° gegen 22·0°.

Unser Wissen über die tägliche Temperaturschwankung der Adria ist noch sehr dürftig. Die wenigen Beobachtungen lassen z. B. bei Lesina eine Amplitude von 2° erkennen, die in einer Tiefe von 15 Meter auf 1·8° sinkt und am Grunde bei 61 Meter Tiefe immer noch 0·7° beträgt. Auch die jüngsten Messungen im Golfe von Triest lassen nach Merz ersehen, daß die tägliche Schwankung an der Oberfläche um weniges 1·5° überschreiten dürfte, mit Ausnahme der Lagunen des Isonzogebietes, wo die Schwankung größer wird. Den Einfluß der Gezeiten, der Winde, wie auch des Wechsels des Seezustandes bei Übergang von glatter See zu heftiger Wellenbewegung, näher kennen zu lernen, wäre wohl sehr angezeigt.

Ein Sinken der Temperatur in der Adria bis zur Eisbildung kommt seltener vor und kann diese Eisbildung eigentlich nur für die seichten Häfen und Lagunen, z. B. der Ufergewässer der Poebene, im dort mit Süßwasser gemengten Seewasser angenommen werden. Interessant ist, daß im Februar 1905 die Lagunen um Barbana bei Grado, bloß 1° zeigten und Eisstückchen in den Morgenstunden beobachtet wurden. Nach Merz sollen Gradenser Fischer ausgesagt haben, daß dieses Gebiet im Winter 1904/05 vollständig mit dickem Eise bedeckt war, was jedenfalls ganz besonders bemerkenswert erscheint, da der Salzgehalt dort immer noch 30—35‰ erreicht. Allerdings zeigte dieser Winter ganz abnorme Temperaturerniedrigungen; so sank zu Triest am 2. Jänner 1905 die Lufttemperatur auf — 9·9° und zu Pola auf — 8·9°. Dabei herrschte in der nördlichen Adria stürmische Bora, die in Triest ein Maximum von 121 Kilometer pro Stunde, also doppelte Eilzugsgeschwindigkeit erreichte.

Die hier dargelegten allgemeinen Resultate in bezug auf die Temperaturbeobachtungen der Adria beweisen, daß unsere Kenntnisse noch sehr mangelhaft sind. Eine systematische Erforschung würde es ermöglichen, für die verschiedenen Teile der Adria genau zu bestimmen, bis zu welcher Tiefe und in welchem Ausmaße die Kälte eindringt, wie weit und

wie stark die Wärme sich geltend macht. Erwecken doch gerade diese Vorgänge besonderes Interesse. Es braucht nur auf den komplizierten Vorgang bei der Erwärmung und der Wiedererkaltung der Wassermassen hingewiesen zu werden. Eine Abgabe der Wärme seitens der über dem Wasser lagernden Luft kann nur langsam erfolgen, da doch das Wasser eine bedeutend größere spezifische Wärme als die Luft besitzt. Ebenso kann von den erwärmten oberen Wasserschichten die Wärme durch Leitung nur langsam nach unten sich verbreiten, da das Wärmeleitungsvermögen des Wassers gering ist. Auch die Wärmestrahlung nach unten kann nur sehr gering sein, infolge der raschen Absorption der dunklen Wärmestrahlen im Wasser. Es muß daher die größte Wichtigkeit dem direkten Eindringen der Sonnenwärme zugesprochen werden und da würden nur zahlreiche, richtig verteilte Beobachtungen über die Temperaturschwankungen in verschiedenen Tiefen vom größten Nutzen sein. Anderseits bietet wieder die Messung der durch Wärmeausstrahlung stattfindenden Erkaltung der Wasseroberfläche großes Interesse. Die resultierende Wärmeverteilung hängt ferner noch von den vertikalen Konvektionsströmungen im Meere ab, da die durch Abkühlung der Oberfläche schwerer gewordenen Wasserteilchen nach abwärts sinken und dafür zur Kompensation das wärmere Wasser zur Oberfläche steigt. Es wird auch Wärme durch vertikale Strömungen nach abwärts getragen, da die von der Oberfläche mit zunehmender Temperatur und Windstärke gesteigerte Verdunstung das Meerwasser salzhaltiger und mithin schwerer macht und zum Absteigen zwingt.

Welcher bedeutende Einfluß der Meerestemperatur auch in bezug auf die Temperatur der Luft zukommt, haben wir bereits früher bei der Erwähnung der hohen Herbsttemperaturen unserer Küsten hervorgehoben. Daß die langsame Abkühlung des Meeres auch auf die Wintertemperaturen der Küstenländer einen mildernden Einfluß ausübt, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Eine Reihe genauer Temperaturbeobachtungen in größerer Entfernung von unseren Küsten würde leicht ermöglichen, den Wärmeaustausch in den Wassermassen zu berechnen und daraus die Größe der Erwärmung der Luftmassen zu bestimmen. Da wir das Gewicht und die spezifische Wärme der Luft kennen, so wissen wir, wie viel Kalorien notwendig sind (und zwar 0·307 Kilogramm) um einen Kubikmeter Luft um einen Grad zu erwärmen. So führt beispielsweise Hann in seinem Lehrbuche der Meteorologie an, daß der Genfer See vom Sommer zum Winter rund 350.000 Kilogramm Kalorien pro Quadratmeter an die Luft abgibt, welche Wärmemenge genügen würde, um 180 Tage hindurch eine 640 Meter hohe Luftsäule über dem See um 10° zu erwärmen. Wie interessant wäre es, ähnliche Berechnungen für die Adria anzustellen, sobald die Temperaturen in verschiedenen Tiefen und in den einzelnen Monaten bekannt wären.

Auch den Salzgehalt des Meeres und seine Verteilung genau zu kennen, ist nicht nur von theoretischer, sondern auch von praktischer Bedeutung. Wird doch durch den verschiedenen Salzgehalt die Bewegung des Meeres sowohl im vertikalen als auch im horizontalen Sinne beeinflußt. Von Orten mit stärkerer Salinität wird sich zu Gegenden mit geringem Salzgehalte in horizontaler Richtung ein Strömungssystem ausbilden, während die durch Verdunstung an der Oberfläche salzhaltiger und demnach schwerer gewordenen Wasserschichten nach unten sinken und dafür die unteren spezifisch leichteren Wasserteilchen an die Oberfläche steigen werden. Der Verdunstung kommt daher auch in bezug auf die Erklärung der Strömungen eine wichtige Rolle zu, weshalb schon einige

Untersuchungen über die Verdunstung des Meerwassers, namentlich zur Bestimmung des verschiedenen Verhaltens der Verdunstung des Meerwassers und der des Süßwassers angestellt wurden. So fanden wir aus Messungen, die durch ein Jahr täglich vorgenommen wurden, daß die Verdunstung des Wassers durch den Salzgehalt verzögert wird, und zwar ist die Verdunstung des Meerwassers um 10% geringer als die des Süßwassers.

Gerade in den Binnenmeeren kommt der vertikalen Zirkulation größere Bedeutung zu, da diese Bewegung bis zum Grunde gelangen kann, während im Ozean die größere Dichtigkeit der unteren kalten Schichten ein Einsinken des salzreichen Oberflächenwassers verhindert.

Wie wichtig der Salzgehalt für die im Meere vorkommenden Organismen, für ihre Entwicklung und ihre Verbreitung ist, braucht wohl nicht betont zu werden. Auch die Eigenschaft, daß das Meerwasser die kleinen schwebenden Teilchen, welche die Trübung des Wassers verursachen, in kürzester Zeit abscheidet, ist bekannt. So wurde nachgewiesen, daß das Meerwasser die ihm beigemengten Tonteilchen in 30 Minuten vollständiger abscheidet als das Süßwasser in 30 Monaten und daß diese reinigende Wirkung, welcher das Meerwasser seine größere Durchsichtigkeit verdankt, mit der Temperatur und dem Salzgehalt zunimmt.

Aus den bisher bekannten Beobachtungsergebnissen, namentlich nach den Untersuchungen von Wolf und Luksch, kann hervorgehoben werden, daß im Adriatischen Meere in den oberen Schichten im Sommer die Salinität im allgemeinen von Nordwesten nach Südosten zunimmt, doch ist das Wasser unter Italien versüßter als jenes bei der Balkanhalbinsel. Im nördlichen Teile ist im allgemeinen ein Salzgehalt von 37—38‰, im südlichen 38—39‰ zu entnehmen. Bei den flußreichen italienischen Küsten nimmt dieser ab und sinkt an der Poebene auf 33‰.

Mit der Tiefe nimmt der Salzgehalt zu, in den größten Tiefen des nördlichen Beckens steigt er über 39‰. Doch zeigt sich auch hier der Einfluß der früher bei der Temperatur erwähnten kalten Süßwasserquellen an verschiedenen Stellen des Meeresgrundes, so auf der Linie Promontore—Lissa, so daß gegen den Grund ein Rücksprung, eine Abnahme des Salzgehaltes zu bemerken ist.

Aus den wenigen für den Winter vorliegenden Beobachtungen kann gesagt werden, daß, wie bei der Temperatur, so auch beim Salzgehalte eine gleichmäßigere Anordnung im vertikalen Sinne zu bemerken ist.

Bezüglich der jährlichen Schwankung wäre zu erwähnen, daß der mittlere Salzgehalt schon im August, zur Zeit der großen Verdunstung und der geringen Zufuhr von Süßwasser durch Regen und Flüsse seinen größten Wert 38·2‰, im Mai dagegen seinen geringsten, 37·4‰, erreicht. Auch bei der täglichen Schwankung des Salzgehaltes an der Oberfläche spiegelt sich die Verdunstung wider, wie auch ausgiebige Niederschläge, die Gezeiten, der Wechsel der Strömungen und der Wind ihre Wirkung äußern. So wurde während eines ausgiebigen Niederschlages, bei Windstille und glatter See eine Versüßung um 2‰ gefunden. Doch liegen in dieser Beziehung viel zu wenig Beobachtungen vor, um einigermaßen bestimmte Resultate angeben zu können. Systematisch durchgeführte Beobachtungen, auf möglichst viele Tagesstunden verteilt, werden erst die Größe der Beeinflussung des Salzgehaltes durch diese Faktoren ermitteln lassen.

Wie wichtig es ist, mit der Auswahl der Beobachtungspunkte nicht zu sparsam umzugehen, da eine Häufung derselben an einzelnen Stellen recht interessante Resultate ergeben kann, ersehen wir beispielsweise auch aus den letzten Beobachtungsergebnissen im Golfe von Triest. So weist Merz auf eine für die Bucht von Sistiana eigentümliche Erscheinung hin. Ringsum fand sich im Sommer trübes, brackisches Wasser mit nur 16 bis 17‰ Salzgehalt, während dieser in der Bucht auf 38‰ stieg. Das in die Bucht eingedrungene klare, frische und salzreiche Tiefenwasser konnte aus dem Felsentrichter keinen Ausweg finden, mußte an die Oberfläche steigen, dortselbst den Salzgehalt auf 38‰ erhöhen und die Temperatur auf 22° erniedrigen. Nur diesem Umstande verdankt Sistiana, daß es trotz seiner Lage im Süßwassergebiete ein Seebad werden konnte.

Eine Diskussion der recht komplizierten Theorie der Ebbe- und Fluterscheinung wäre hier gewiß nicht am Platz, wir wollen uns daher nur auf einige besondere Ergebnisse beschränken. Die Gezeiten erscheinen in den Berichten der Adriakommission der Wiener Akademie namentlich von Kesler und Stahlberger für Triest, Pola, Fiume, Zara, Lesina und Korfu eingehender bearbeitet. Wenn auch nur praktische Fragen, wie die Vorherbestimmung der Ebbe und Flut in Betracht kommen, so wäre es sehr angezeigt, solche kontinuierliche Registrierungen und Bearbeitungen für mehrere ausgewählte Punkte fortzusetzen, um den periodischen Verlauf der Ebbe und Flut für die einzelnen Mond- und Sonnendeklinationen zu berechnen. Aus der Interferenz der Mond- und Sonnenflutkurven kann dann — wie es z. B. in Triest geschieht — mit Leichtigkeit der zu erwartende normale Verlauf der Fluterscheinung im vorhinein bestimmt werden.

Der allgemeine Typus der in der Adria sich abwickelnden Gezeiten besteht in einer halbtägigen Welle; es wechseln innerhalb 24 Stunden Flut und Ebbe zweimal ab. Die tägliche Ungleichheit, d. i. der Unterschied zwischen den beiden Fluten eines Tages, sowohl in bezug auf Zeit und Höhe betrachtet, zeigt selbst in der kleinen Adria verhältnismäßig starke Schwankungen. So wird sie in den Kanälen der Ostseite mitunter so stark, daß an gewissen Tagen nur ein einmaliger Wechsel von Ebbe und Flut stattfindet. Diese Erscheinung tritt z. B. in Fiume und Zara zur Zeit der Quadratur des Mondes ein. Die Bestimmung der mittleren Fluthöhe ist für mehrere Orte der Adria durchgeführt worden, doch fehlen uns genauere Daten über die Höhe bei Spring- und Nippflut; unsere Kenntnis bezüglich der größtmöglichen Niveauschwankung ist nur für einen oder den andern Küstenpunkt bekannt. Wie wichtig wäre es demnach, schon aus diesem Grunde, Mareographen an ausgewählten Punkten unserer Küste und auch fern von derselben, in möglichst offenem Meere, auf Inseln aufzustellen! Wie wichtig wäre die genaue Kenntnis des Mittelwassers für geodätische Zwecke! War doch dies der Hauptgrund, warum Sterneck in der neuesten Zeit Flutbeobachtungen zu Ragusa anstellte, die Beobachtungen von Triest und Pola mitverwendete und schließlich auch noch kontinuierliche Registrierungen der Gezeiten auf Pelagosa und S. Andrea in Angriff nahm.

Nachdem bewiesen wurde, daß kleine Binnenmeere, ja selbst Seen, wie z. B. der Michigansee in Nordamerika, ihre eigenen Fluterscheinungen haben, so kann eine eingehende Untersuchung der Gezeiten für die Adria auch vom Standpunkte der naturwissenschaftlichen Erforschung großes Interesse beanspruchen. Gehen wir von der Ansicht der Erzeugung eigener Gezeiten in einem Binnenmeere aus, so müssen wir in der Adria die Bildung der Flut im südlichen tieferen Becken suchen, mit seiner 1645 Meter tiefen

Depression. Die hier durch Mond- und Sonnenattraktion zweimal des Tages stattfindende Hebung und Senkung der Wassermassen pflanzt sich in das nördliche Becken fort und versetzt die Wassermassen in Schwingungen. Die Flutwelle, welche nach Sterneck an ihrer Erregungsstelle im tiefen südlichen Becken etwa zwei Stunden nach dem Meridiandurchgange des Mondes eintritt, benötigt zu ihrer Fortpflanzung bis zum entferntesten Punkte in nordwestlicher Richtung, z. B. Venedig, zirka acht Stunden, zeigt mithin eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit von etwa 60 Kilometer pro Stunde, also die Geschwindigkeit eines Schnellzuges. Diese Fortpflanzung ersieht man aus der wachsenden Hafenzeit, d. i. aus den Zeitdifferenzen, die zwischen der Kulmination des Mondes und des darauf folgenden höchsten Wasserstandes auftreten. So finden wir diese zu Lesina mit 4·6 Stunden, zu Sebenico mit 6·4, zu Lussinpiccolo mit 8·4 und zu Venedig mit 10·5 Stunden. Wenn demnach an der nördlichen Küste der Adria Flut eintritt, herrscht im südlichen Teile bereits Ebbe. Diese Flutwelle müssen wir uns jedoch als eine ganz bescheidene Erhebung des Wassers denken, eine Erhöhung von zirka 30 Zentimeter auf eine Länge von etwa 300 Kilometer. Die Fluthöhe nimmt jedoch von Südosten gegen Nordwesten zu, sie beträgt z. B. bei Durazzo 0·2 Meter, in Lesina schon 0·3, in Lussinpiccolo 0·4, zu Parenzo 0·6 und bei Triest gar 0·8 Meter.

Auf diese Fluthöhe wie auch auf das Mittelwasser üben meteorologische Elemente einen großen Einfluß aus. Abgesehen von den geringen Wirkungen des Regens, der Verdunstung, der Temperatur, des Salzgehaltes ist das Augenmerk besonders auf den Wind und den Luftdruck zu richten. Der Einfluß des Windes ist einleuchtend; fallende Winde (Bora) bringen eine Depression der Meeresoberfläche mit sich, während streichende Winde (wie Scirocco, Südwester), wenn sie über einen ausgedehnten Teil des Meeres wehen, eine Hebung des Niveaus verursachen müssen.

Hoher Luftdruck verursacht natürlich eine Depression des Meeresspiegels, und zwar würde, da das Quecksilber 14mal schwerer als das Wasser ist, ein Steigen des Luftdruckes um 10 Millimeter eine Depression von zirka 14 Zentimeter verursachen. Größere Wichtigkeit dürfte aber, wie Sterneck hervorgehoben hat, den Luftdruckdifferenzen, die zwischen dem Mittelmeer und der Adria vorkommen, beizumessen sein. Ist z. B. der Luftdruck über dem Mittelländischen Meere um 10 Millimeter größer als über dem Adriatischen Meere, so wird sich zur Herstellung des Gleichgewichtes nicht die ganze große Fläche des Mittelmeeres um 14 Zentimeter senken, da die einer solchen Depression entsprechende Verminderung des Wasserquantums wegen der Abgeschlossenheit des Mittelmeeres nicht eintreten könnte; es wird also das Meeresniveau in der Adria dem Flächenverhältnisse beider Meere entsprechend steigen.

Zu dem Einflusse dieser Luftdruckdifferenzen tritt noch eine Wirkung der Winde hinzu, da bei dieser Art von Luftdruckverteilung der barometrische Gradient von Süden nach Norden geht und demnach im allgemeinen südliche Winde auftreten müssen, welche ein weiteres Ansteigen des Wassers bedingen. Findet diese Luftdruckverteilung zur Zeit der Syzygien statt, wo die Fluthöhen infolge der Summation des Mond- und Sonneneinflusses schon groß sind, so kann die Flut ganz außerordentliche Höhe erreichen. In der Meteorologischen Zeitschrift haben wir einige dieser Fälle hervorgehoben, wie z. B. die Springflut vom 12. März 1895, wo zu Triest das Meer sich 32 Zentimeter über den Uferrand erhob (1·37 Meter über dem normalen Mittelwasser) und einen großen Teil

der am alten Hafen gelegenen Stadt überschwemmte. Eine starke barometrische Depression, welche in der nördlichen Adria Bora, in der südlichen Adria jedoch einen stürmischen Scirocco mit sich brachte, verursachte diese Springflut. Die Bora zeigte sich zu schwach, um den durch den stürmischen Scirocco heraufgedrängten Flutmassen entgegenzuwirken.

Eine weitere Erscheinung würde noch eine eingehende Untersuchung verdienen. Es sind dies zwar nicht Bewegungen, die mit den Gezeiten zusammenhängen, die aber bei der Beobachtung der Ebbe- und Fluterscheinungen ins Auge fallen. Wir meinen damit die „Seichen", jene stehenden Wellen, die sich in geschlossenen Meeresteilen durch Interferenz zwischen den frei fortschreitenden Wellen und den von den Ufern reflektierten Wellen bilden. Gratzl hat solche stehende Wellen auf Grund der Mareographenaufzeichnungen zu Pola und Triest in der Meteorologischen Zeitschrift besprochen und hingewiesen, daß diese Schwingungen in Verbindung mit plötzlich auftauchenden Böen stehen. Es wäre angezeigt, dieser Frage näher zu treten und die Untersuchung auch auf verschiedene Kanäle Dalmatiens auszudehnen, da damit manche der dort rasch wechselnden Störungen erklärt werden könnten, wie z. B. die den Fischern ihre Netze beschädigenden und daher so gefürchteten „Stigazzi".

Um die **Meeresströmungen** in der Adria zu ermitteln, sind direkte Messungen nur in äußerst geringem Umfange vorgenommen worden. Um hier zu einem zufriedenstellenden Resultate zu kommen, müßten viele Jahre hindurch regelmäßige Beobachtungen angestellt werden, wie Messungen mit eigens konstruierten Apparaten, systematische Bearbeitungen der aus den Schiffstagebüchern entnehmbaren Schiffsversetzungen, Versuche mit Flaschenposten. Nur lange fortgesetzte Untersuchungen würden es ermöglichen, die wechselnden Einflüsse der Gezeiten und Winde auszuscheiden. In Ermanglung dieser Beobachtungen haben Luksch und Wolf, unter Berücksichtigung ihrer Temperatur- und Salzgehaltsbestimmungen, der meteorologischen Verhältnisse, der Verteilung der Süßwasserzufuhr vom Lande her und die Konfiguration des Bodens die Hauptzüge der Meeresströmungen in der Adria in sehr lehrreicher Weise festzulegen versucht.

Im östlichen Teile, längs Albaniens, Montenegros und unserer Küsten strömt das Wasser nach Nordwesten, während es an der italienischen Küste nach Südosten setzt. Vier transversale Zweige, von Osten nach Westen laufend, stellen die Verbindung zwischen diesen Strömungen her, und zwar zieht der erste Zweig längs des unterseeischen Rückens am Ausgange der Adria, in der Straße von Otranto, der zweite in der Höhe der Inseln Meleda, Lagosta, Pelagosa zum Vorgebirge Gargano, der dritte bei Sansego und an der Südspitze von Istrien und der vierte am Nordrande des Adriatischen Meeres.

Diese normale Zirkulation wird aber durch die Gezeitenströmungen und durch die von anhaltenden Winden hervorgerufenen Triftströmungen beeinflußt.

So wird der von Süden kommende Flutstrom die nordwestliche Meeresströmung an der östlichen Küste verstärken, während der südöstliche Strom an der italienischen Küste geschwächt werden wird. Durch den nach Süden setzenden Ebbestrom kann der relativ schwächere nordwestliche Strom an der Ostküste in seiner Richtung sogar umgekehrt werden, während der südöstliche Strom an der westlichen Küste verstärkt wird.

Anhaltende steife Winde aus Südosten, in Verbindung mit dem Flutstrom können die Strömung längs unserer Küste ganz bedeutend verstärken. An der italienischen Küste

wird ein ähnlicher Fall eintreten, wenn zum Ebbestrom noch eine Triftströmung hinzukommt, die, durch starke Nordwestwinde erzeugt, nach Südosten sich bewegt.

Die planmäßige Durchführung von Detailstudien an einzelnen besonders wichtigen Küstenstellen wäre selbstverständlich von besonderer Wichtigkeit. Auch hier kommen die Windeinflüsse zur Geltung, der Wechsel von Bora und Scirocco, Ebbe und Flut, die durch heftige Regengüsse vermehrte Wasserführung der Flüsse usw. Nur eingehende meteorologische und ozeanographische Beobachtungen können die Lösung mancher wichtigen Frage ermöglichen.

Von großem Interesse ist die Durchsichtigkeit und Farbe des Meeres. Zur Bestimmung des Durchsichtigkeitsgrades werden weiße Scheiben bis zur Grenze ihrer Sichtbarkeit ins Meer hinabgelassen. Am besten scheinen sich weiße Scheiben von 30—50 Zentimeter Durchmesser zu eignen; durch kleinere würde das Bild infolge Kräuselung der Meeresoberfläche zu leicht verzehrt werden. Außerdem muß die Scheibe von der Sonne beschienen werden, der Beobachter hingegen im Schatten stehen. Selbstverständlich hat die Höhe der Sonne ihren Einfluß nicht nur wegen der Intensität der Bestrahlung, sondern auch wegen der Länge des von den Sonnenstrahlen im Wasser durchgelegten Weges. Bekannt ist, daß der Salzgehalt und die Temperatur auf die Durchsichtigkeit des Meeres einen Einfluß haben. Mit zunehmender Temperatur und Salinität wächst die Durchsichtigkeit. Die Untersuchungen von Luksch und Wolf zeigen für die Adria eine Maximalgrenze der Sichtbarkeit bis zu 41 Meter. Berücksichtigen wir die dabei beobachtete scheinbare Sonnenhöhe, so resultiert der gesamte Weg der Sonnenstrahlen im Wasser, und zwar schief zur Scheibe und von da aus vertikal zur Oberfläche mit über 120 Meter.

Mit diesen Messungen wird aber nicht bewiesen, daß an tieferen Stellen nicht auch Licht vorkommt. Versuche durch Versenkung photographischer Platten wie in anderen Meeren (so fand Luksch im östlichen Mittelmeer in 550 Meter Tiefe noch chemische Einwirkung vor) wären auch an den tiefen Stellen der Adria interessant und würden nachweisen, bis zu welcher Tiefe noch die violetten und ultravioletten Strahlen eindringen können.

Die Farbe des Adriatischen Meeres ist infolge des großen Salzgehaltes und der hohen Temperatur, welche die Trübungen des Wassers rascher zu Boden sinken machen, dunkelblau. Daß die minder brechbaren Strahlen des Sonnenspektrums, wie die roten und gelben, sehr bald vom Wasser absorbiert werden, ist bekannt. Diese sattblaue Färbung der Adria ist besonders schön an der Schattenseite des Schiffes oder von einem erhöhten Standpunkte aus zu sehen. Bei heiterem Himmel und bei einer gekräuselten See zeigt die Adria oft ein intensiveres Blau als das Firmament. Ein prachtvolles Farbenspiel, welches mit dem der Blauen Grotte auf Capri verglichen werden kann, finden wir in der leider noch zu wenig besuchten Blauen Grotte der in der Nähe von Lissa gelegenen kleinen Insel Busi. In den Vormittagsstunden, wo das Sonnenlicht unter dem richtigen Einfallswinkel in das Wasser dringt und von dem Wasser und dem Meeresboden reflektiert in das Innere der Grotte eindringt, ist die Färbung eine magisch schöne.

Aus den bisherigen Sommer- und Winterbeobachtungen wäre es jedoch ziemlich gewagt zu schließen, daß die Adria im Sommer eine größere Durchsichtigkeit und ein reineres Blau zeigt. An seichten Stellen, namentlich bei bewölktem Himmel, kommt auch häufig eine grüne Färbung vor. Bei schlammigen Untiefen, namentlich bei be-

wegter See zeigt sich eine bräunlichgelbe Färbung, die den Seeleuten die gefährlichen seichten Meeresteile leicht erkennen lassen. Auch die Flüsse bewirken auf weite Strecken hinaus eine ganz eigenartige gelbliche Färbung des Meeres. Die verschiedenen Nuancen, die Ausdehnung der verschieden gefärbten Streifen hängt mit der Wasserführung der Flüsse, demnach mit der Regenhöhe zusammen. Die Lage dieser Streifen und ihre Änderung gestatten ihrerseits wieder die Küstenströmung zu verfolgen.

Um sich ein genaueres detailliertes Bild über die wichtigsten physikalischen Vorkommnisse in der Adria verschaffen zu können, bedarf es noch sehr eingehender Studien. Es genügt hier nicht die Tätigkeit einzelner, es müssen sämtliche verfügbaren Energien vereinigt werden.

Ein prächtiges Beispiel zielbewußten Zusammenwirkens finden wir in der vor wenigen Jahren gegründeten internationalen Vereinigung zur Erforschung der nördlichen europäischen Meere. In dem im Juli 1902 zu Kopenhagen zum ersten Male tagenden Zentralausschusse waren folgende Länder vertreten: Dänemark, Deutschland, England, Finnland, die Niederlande, Norwegen, Rußland und Schweden. Daß bei einer so zahlreichen Beteiligung die Meeresforschung in der musterhaftesten Gründlichkeit erfolgen kann, ist selbstverständlich, um so mehr als für diese Arbeiten ein Betrag von etwa einer Million Kronen jährlich zur Verfügung steht. In der kurzen Zeit des Bestehens sind von dieser internationalen Vereinigung bereits vier Bände Sitzungsberichte, drei Jahrgänge Beobachtungsresultate und 32 Einzelabhandlungen veröffentlicht worden.

Wenn auch für die Adria eine ähnliche Vereinigung mit den entsprechend hohen Mitteln schwer zustande kommen wird, da doch nur Österreich-Ungarn und Italien in Berücksichtigung zu ziehen sind, so wäre es doch anderseits sehr am Platze, wenn dieses uns vom Norden gegebene Beispiel wenigstens insofern aneifern würde, die heimischen Kräfte in einem, dem gemeinsamen Ziele zustrebenden Bunde zu vereinigen. Die Kriegsmarine und die beiden diese Arbeiten fördernden Ministerien, das Handelsministerium und das Ministerium für Kultus und Unterricht, die k. k. Seebehörde, das k. k. maritime Observatorium in Triest, der Verein zur Förderung der naturwissenschaftlichen Erforschung der Adria in Wien, der österreichische Fischereiverein und der adriatisch-naturwissenschaftliche Verein in Triest könnten zusammenwirkend Großes leisten. Die Unterstützung unseres, in wissenschaftlicher Beziehung maßgebenden Forums, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, würde dabei gewiß nicht fehlen. Berücksichtigt man, daß die Forschungsarbeiten nicht bloß für die Wissenschaft Interesse haben, sondern auch eminent wirtschaftlichen Zwecken dienen, so läßt sich wohl erwarten, daß hierfür die entsprechenden finanziellen Mittel geboten werden.

Möge die Konferenz, die über Veranlassung des Präsidenten der k. k. Seebehörde im Juni 1905 in Triest tagte und an welcher die Vertreter der k. k. Seebehörde, der Direktor des k. k. maritimen Observatoriums, die Repräsentanten des österreichischen Fischereivereines in Triest und des Vereines zur Förderung der naturwissenschaftlichen Erforschung der Adria in Wien teilnahmen, den Anfang eines ersprießlichen Zusammenwirkens bedeuten.

Das Aderlaßmännchen.

Von Karl Hans Strobl.

Die Glasscherben, mit denen die Vorsicht des Totengräbers die Kirchhofmauer gespickt hatte, knirschten unter genagelten Schuhsohlen. Drei Kerle stiegen auf Leitersprossen aus dem Schatten und tanzten im Mondschein, der in die Flaschenscherben grüne Funken warf. Dann langte der eine nach rückwärts und half einer gepuderten Perücke über den Mauerrand. Unter der Perücke schnaufte der hochgelahrte und ehrbare Doktor Eusebius Hofmayer auf die knirschenden Mauerzinnen. Er hatte über Kniehosen und Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe weitläufige Reiterstiefel gezogen, in deren Röhren dünne Schenkel verzweifelten. Nun schwankte er in den Armen eines schwarzen Kerls, dessen Tritt hier oben so sicher war, wie auf Landstraßen und dessen Blut nichts vom Schwindel kannte.

Die beiden anderen sprangen vom Mauerrand ins Brombeergebüsch, daß die Ranken um sich schlugen und mit hundert Häkchen nach den Hosen der Feinde griffen. Der dritte kam langsam, unter des Doktors Verzagtheit seufzend, mit ihm den sicheren Weg der Leiter herab, der nun hier in das Hügelland des Todes führte. Aus dem niedrigen Gehölz der Kreuze kroch das schwarze Dach des Totengräberhäuschens in die beredsame Nacht und der Turm der kleinen Kirche spitzte sich gerade auf eine silberne Wolke zu, als ob er sie aufspießen wollte. Vor der Türe des Totengräbers sann ein rotes Flämmchen über dem kleinen Weihbrunnkessel aus Zinn, ein doppelter Schutz vor Geistern und Gespenstern, und das ewige Licht warf die Schatten der Männer auf Grabhügel, wo sie vom Gestrüpp zerzaust wurden. Eusebius Hofmayer stolperte inmitten seiner Begleiter, die nun wieder die Finsternis mit den sicheren Tritten der Raubtiere überwanden. Aus den Reihen uralter Grabsteine kamen sie in jüngere Länder des Todes und endlich suchten sie zwischen den Hügeln der letzten Tage, deren Weichheit die Schmerzen von gestern verriet.

„Hier muß es sein", sagte der Doktor und schlenkerte seinen Reiterstiefel gegen ein Hindernis. Die drei anderen aber hielten bessere Richtung und zogen ihn noch ein Stück weiter in die Finsternis unter den schweren Ästen der alten Lebensbäume. Aus Stahl und Stein sprang ein Funken und wuchs zum Schein einer kleinen Laterne. Der Doktor verwünschte das grelle Geklirr der Spaten und Schaufeln, die sich wie in Angst vor der Nacht und ihrem Handwerk zusammendrängten. Nun keuchte die Arbeit der drei Kerle und warf den Hügel auseinander.

„War ein braves Mädel, die Veronika Huber", brummte der eine und trat den Spaten kräftig in den weichen Boden.

„Eine ehrsame und saubere Jungfer."

„Der Bräutigam will in den Krieg ziehen. Seine Mutter weint, aber er ist des Schmerzes so voll, daß er vom Leben genug hat."

Die silberne Schnupftabakdose des Doktors klapperte laut, als ob mit dem Deckel die Reden der Burschen niedergeschlagen werden sollten. Eusebius Hofmayer war ungeduldig, denn die Arbeit stieg ihm zu langsam zum Grunde des Grabes. Unwillig murrten die Bäume ringsum und von ihren Gipfeln flatterten Schatten, wie schwarze Vögel, deren Flügel das Licht verlöschen wollen. Irgendwo war ein verlorener Mondschein, ein verwegener Schimmer durch zähe Wolkenbänke hindurch, gerade stark genug, um die

Finsternis mit Ahnungen zu erfüllen, die wie Masken starrten. Mitten in dem leeren Himmel stand über der Kirchturmspitze eine zierliche Arche, die ihr Silber von dem im Westen versteckten Mond empfing. Der Doktor kam auf kurzen Wegen von dieser Wolke auf die spanischen Galeeren, die mit ungeheueren Frachten Silber irgendwo auf der See untergegangen waren. Dann sank er wieder zu dem Geschäft dieser Nacht herab. Die Kerle unterhielten sich und kamen nicht vom Fleck.

„Aber, meine Lieben, welche Verzögerung! Welche Vergeudung kostbarer Minuten! Mon dieu, er will wohl, daß wir alle zusammen abgefaßt werden, Michel! Steh er doch nicht und spuck er nicht so oft in die Hände. Wenn ich drei Maulwürfe zu dieser Affäre engagiert hätte, so wäre ich ohne Zweifel weiter als mit eurer Langsamkeit. Das ist ja schon wirklich etwas . . . . ."

„Ennuyant!", sagte einer, der neben Eusebius Hofmayer stand und so aussah, wie ein Herr im Schlafrock. Eine kalte Schlange kroch über den Rücken des Doktors und legte ihre Ringel um seinen Hals, während die Schäfte seiner Reiterstiefel gegen die dünnen Schenkel klappten. Den drei Kerlen fielen die Werkzeuge aus den schmutzigen Händen. Der fremde Herr aber lächelte freundlich, daß zwei Reihen von spitzigen Zähnen wie Sägen zwischen die verzogenen Lippen kamen.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, mon cher. Ich freue mich, zu sehen, daß auch sie sich für frische Gräber interessieren, und bin, wie soll ich sagen, selbstlos genug, Ihnen besten Erfolg zu wünschen."

„Sie sind sehr liebenswürdig", sagte der Doktor und konnte seine Blicke nicht vom Rücken des fremden Herrn losmachen, von dem zwei spitze, zackige Schatten niederfielen, als ob ihm dort Flügel an den Schultern säßen.

„Die verewigte Jungfer Veronika Huber hat sicher ihre ganz besonderen Qualitäten. Aber ich gönne sie Ihnen, wahrhaftig, ich gönne sie Ihnen. Die Wissenschaft, mein Herr, die Wissenschaft! Sie verdient alle Unterstützung. Und die Kurzsichtigkeit der Behörden ist das größte Hindernis einer ernsthaft betriebenen Anatomie."

„Sie sind zu gütig. Also auch vom Fach?"

„Gewissermaßen... gewissermaßen! Nicht ganz, aber doch so gewissermaßen." Unter dem Schlafrock schnurrte ein Uhrwerk und der Herr zeigte seine beiden blanken Sägen. Und über das sonderbare Lachen stolperten seine Worte weiter: „Gewissermaßen . . . gewissermaßen. Aber die Behörden schützen die Verwesung, mein Herr. Sie lassen die Leichen einscharren und verbieten der Wissenschaft, sie zu belästigen. Die Verwesung, jawohl, die Verwesung ist behördlich geschützt. Aber ich will Ihnen, mein Herr, keine Konkurrenz machen. Sie sollen die verewigte Jungfer Veronika Huber haben."

„Sehr freundlich, sehr freundlich. Ich danke Ihnen. Aber darf ich fragen, was..." Eine Hand hob sich gegen den Doktor. Fünf schwarze Klauen krümmten sich gegen den verwegenen Mund. „Nein, mein Bester, Sie dürfen nicht fragen. Oder Sie sollen nicht fragen. Ich weiß, es ist die Gepflogenheit ernsthafter Wissenschaft, überall zu fragen. Aber diese Gepflogenheit muß auf Kirchhöfen schweigen. Sie sehen, ich frage nicht."

Der Mond hatte die Wolkenbänke überwunden, indem er sie nahe am Horizont durchbrach. Die Nacht wurde blässer und die Silbergaleere über dem Kirchturm schwamm in einem furchtbar leeren, grünen Himmel, als ob sie, über Richtung und Ziel verzweifelnd, still stände. Zwischen den Lebensbäumen glomm der kahle Schädel des fremden Herrn,

auf dem zackige Nähte die Grenzlinien der Knochen zeichneten; ein Kranz von vergilbten Haaren saß wie eine Krause zwischen Genick und Schlafrockkragen. Die beiden Herren sahen sich an. Dem Doktor Eusebius Hofmayer wackelten die Zähne im Munde, wenn er die Sägen des andern glitzern sah, und er stellte mit Verwunderung fest, daß zwischen diesen Sägen und den beiden Augenlöchern, in denen kein Blick zu sein schien, die aufgestülpte Nase einer Fledermaus saß.

Eine Bewegung des fremden Herrn schien zur Fortsetzung der Arbeit aufzufordern. Die drei Kerle griffen zu den Spaten, aber unter dem Schlafrock schnarrte ein rostiges Uhrwerk. „Nein, mein Bester, Ihre Methode ist wirklich ennuyant. Das wäre etwas langwierig. Ich will Ihnen zeigen, wie ich derlei zu behandeln pflege. Aber Sie müssen mir vorher versprechen, mir eine Entschädigung für meine Mühe nicht vorzuenthalten."

Der Doktor nahm mit Vergnügen wahr, daß die Besinnung aus Fernen zurückkehrte und daß sein Atem wieder keuchend durch leere Kanäle fegte. Es löste sich alles im Begreiflichen auf: ein armseliger Betrüger, der sein Stillschweigen bezahlt wünschte, ein Mann, der einen Zufall zu Geld zu machen verstand. Seiner Frage, die nach festen Bestimmungen angeln wollte, kam der Herr im Schlafrock zuvor. „Nein, nein. Im heiligen römischen Reiche gilt das römische Recht. Ich vertraue, daß ihre Rechtlichkeit meiner Leistung die Gegenleistung nicht versagen wird. Wir schließen einen Innominatkontrakt und Sie sollen sehen, daß der Vorteil bei Ihnen ist. Nun also die Leistung."

Aus dem Schlafrock kamen zwei Hände und zehn schwarze Klauen streckten sich gegen das Grab, wie Magneteisenstäbe gegen tote Massen, denen sie Leben geben wollen, und es schien, als ob die Erde unter den Wundern einer sonderbaren Anziehung sich bewegte. Die Schollen folgten und hoben sich in ihrem Schacht, die Erde kroch an den Rändern mit dem Brodeln einer kochenden Flüssigkeit empor und warf Blasen auf, die sich ausdehnten, anschwollen, über die Grenzen drängten. Die ganze Masse begann zu leben, warf die drei Kerle aus dem Loch, bäumte sich auf, quoll wie unter dem Druck von Gasen aus ihrem Behältnis, wölbte sich zu einem Hügel und zerbarst mit dem Knall einer Explosion. Das Grab war frei und auf seinem Grunde lag unter einem Knäuel von zerdrückten Kränzen und Blumen der Sarg der verewigten Jungfer Veronika Huber.

Da warfen die drei Kerle ihre Werkzeuge hin, liefen schreiend in die Büsche und ließen ihren Verdienst im Rachen des Grauens. Der Doktor schickte ihrer Flucht seine Besinnung nach. Seine Zunge war plötzlich klebrig und schwer und konnte die Worte nicht bewegen. Er quälte sich mit einer Frage: „Und die Gegenleistung ..."

„Sie sollen nicht fragen, mon cher. Darüber sprechen wir in Ihrem Studio. Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause. Sie werden mich und die verewigte Jungfer Huberin dort finden. Gehen Sie!"

Eine höfliche Verbeugung und die Geste einer Hand zwang den Doktor unter den Lebensbäumen hervor. Der fremde Herr im Schlafrock ging zwischen Gräbern neben ihm. Zackige Schatten klappten in seinem Rücken und auf den nun erhellten Wegen schleiften die Quasten des Schlafrockes nach wie Blutspuren. Ein plötzliches Alleinsein zerriß des Doktors Entsetzen mit einem noch furchtbareren Grausen. Der Herr im Schlafrock war fort. Und zur Seite stand ein alter Grabstein im Mondlichte, hoch und schmal und nachdrücklich wie ein Wort des Schreckens und in der grausamen Helle rief er den Namen eines längst Verstorbenen aus, des Chevaliers de Saint Simon ...

Der Doktor begann in seinen schweren Reiterstiefeln zu laufen, ließ sich von Zweigen peitschen, von Glasscherben zerreißen und überwand Hindernisse wie in schweren Träumen.

Vor seinem Hause besann er sich. Die lange, schmale Gasse mit den hohen Giebeln verschwieg in ihrem faltigen Dunkel eine Drohung. Zwischen den Giebelschatten fraß sich das Licht des sinkenden Mondes tief in verschlafene Häusergesichter. Auf einem Gesims flatterte eine Schar von steinernen Vögeln zwischen den verwirrten Ranken eines in Stein gemeißelten Abenteuers und daneben stand die Butterhanne über dem Studierzimmerfenster und trieb den Stößel kräftig in den Zuber. Die Gelehrsamkeit, die dieses Haus durch eine Reihe von Besitzern bis auf den Doktor Eusebius Hofmayer hinab erfüllt hatte, maskierte sich gegen die Straße noch immer durch den ein wenig fratzenhaften und allem Seltsamen geneigten Humor des Erbauers. Der Doktor hob den Kopf nach Vogelart schief zu den Fenstern. Unter der Butterhanne war's still und der Mondschein sickerte über leblose Butzenscheiben. Nun zögerte der Schlüssel in die mit einer Eberjagd beschlagene Haustüre und fand ein wohlversperrtes Schloß. Zuversichtlicher und von böser Furcht sich lösend stieg der Doktor zu seinem Studierzimmer und als er es betrat, sah er auf dem Seziertisch den nackten Leichnam der verewigten Jungfer Veronika Huber und in seinem Sorgenstuhl, die harten, schwarzen Klauen über die Armlehnen gelegt, den kahlen, von Knochennähten gezeichneten Schädel zurückgebeugt, den Herrn im Schlafrock. In einer Ecke verkrochen sich schwarze Bretter. Der Mond schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Willkommen zu Hause", sagte der Herr im Schlafrock von seinem Armstuhl aus, als ob er der Hausherr wäre, und der Doktor konnte nicht anders, als stammeln „Willkommen!"

„So, mein lieber Freund, Sie dürfen nun fragen, was beliebt."

„So frage ich, wie Sie hier hereingekommen sind?"

„Ich kenne dieses Haus besser als Sie, denn ich kenne es etwas länger und darum weiß ich Wege, die Ihnen nicht bekannt sind. Ich erwarte eine andere Frage."

Der Mond schlich am oberen Rande des Fensters aus dem Zimmer, aber die Stube blieb in einem fahlen Licht, das von der Jungfer Huberin auf dem Seziertisch auszustrahlen schien, eine Art von Phosphoreszenz, in der die bunten Blumen des türkischen Schlafrockes farbig zu blühen begannen. Der fremde Herr nahm eine von ihnen aus dem Stoff, roch daran und steckte sie wieder an ihren Platz. Er wartete auf eine Frage, die sich nicht hervorwagte. Es war so still, daß man hörte, wie die Butterhanne draußen den Stößel in den Zuber stieß und wie die steinernen Vögel nebenan zwitscherten. In der dunkeln Ecke krachten feuchte Bretter.

Die Frage duckte sich unter einem Berg von Angst, bis sich der fremde Herr erhob und mit seinem buntblühenden Schlafrock, dessen Quasten auf dem Fußboden Blutspuren nachzogen, zur Jungfer Huberin trat. Er griff ihr ins Fleisch und spannte die Haut an: „Sehen Sie, Herr Kollege, sie ist gut und brauchbar zu experimentis, demonstrationibus und studiis. Ihre Spezialia in der Wissenschaft von Niere und Galle werden erhebliche Fortschritte machen. Meine Leistung ist nicht zu tadeln, sauber und prompt ausgeführt.."

„Und meine Gegenleistung?.."

Der Herr im Schlafrocke stürzte seine Antwort über den Nachhall der Frage: „Ist einfach und leicht, fast lächerlich im Vergleiche zu meiner Arbeit. Will ich doch nichts

weiter, als daß der Herr Kollege sich morgen nicht ins Stift hinüber bemüht und es mir überläßt, den Schwestern zur Ader zu lassen."

„Wie kann das sein? Ist der Herr ein Doktor? Und versteht er denn mit der Lanzette umzugehen, so daß gerade so viel Blut abgezogen wird, als zur Erhaltung des Wohlbefindens und der Frömmigkeit der Schwestern dienlich ist.

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihrer Gelehrsamkeit keine Schande machen und mich wie ein Mann der Wissenschaft und nicht wie ein Kurpfuscher aufführen werde."

„Ist der Herr ein Doktor?"

„Zum mindesten etwas Ähnliches. Und was das Aderlassen und Blutabzapfen betrifft, so hab' in diesen heikeln Fächern Übung wie einer."

Die Überlegung des Doktors taumelte zwischen zwei Entschlüssen. Der nackte Leichnam der verewigten Huberin zeigte im eigenen Lichte alle Eigenschaften, die am Seziertische schätzbar sind, und der Doktor zuckte nach dem Instrumentenkasten, um die Antworten auf jene brennenden Fragen weiter zu umwerben, die seine letzten Jahre durchaus erfüllt hatten.

„Aber — aber. Die Unmöglichkeit, Herr .. Herr .. ist zu offenbar. Wenn ich Ihnen alles Vertrauen schenke, wenn ich Ihre Kenntnisse für fest fundiert genug halte, wenn ich glaube, daß der Herr Kollege diese kleinen, die Gesundheit fördernden Operationen glatt und anstandslos vollziehen werde, so zweifle ich doch anderseits auch nicht daran, daß die Damen des Stiftes den Unbekannten mit Protest zurückweisen werden. Ich bin der erwählte und durch die Obrigkeit bestätigte Arzt, dem der monatliche Aderlaß übertragen und dem von allen männlichen Individuis einzig der Eintritt in das Stift verstattet ist. Ich sehe nicht, wie der Herr Kollege in die Pforten dieser jungfräulichen Burg eindringen und, wenn schon eingedrungen, wie er seine Absicht durchsetzen könnten."

„Die Schwierigkeiten, mon cher, sind ganz und einzig nur bei Ihnen und der Schwerfälligkeit im Ablaufe unserer Vorstellungen."

Eine schwarze Klaue erhob sich mit dozierendem Finger zu einer seltsamen Geste der Belehrung, hier an einem Seziertisch, auf dem der nackte Leichnam der Jungfer Veronika phosphoreszierte. Der Doktor hielt sich an diese Gebärde der Disputationen und wollte mit einer Replik antworten, die sich für die tadellose Gesetzmäßigkeit menschlicher Vorstellungen erwärmen sollte, als der fremde Herr alle keimenden Einwände abschnitt.

„Sie können sich das nicht ‚vorstellen', nicht wahr, mein Bester. Sie halten es für unmöglich und das will sagen: Sie haben dies eben noch nicht gesehen. Darum will ich es Ihnen nun zeigen. Ich bitte Sie, mich gefälligst etwas genauer zu besehen."

Gefälligkeiten erweisen sich schwer, wenn die Blicke sich vor irgendeiner monströsen Absurdität fürchten, dachte der Doktor, indem er sich zwang, zu folgen. Er war allein in seinem Studio, in einer furchtbaren Einsamkeit, die um so furchtbarer war, weil er sie mit einem zweiten Ich teilen mußte. Doktor Eusebius Hofmayer stand sich selbst gegenüber, von einer plötzlichen phantastischen Eingebung einer schöpferischen Macht verdoppelt und unterschied sich von dem andern Doktor Eusebius Hofmayer nur dadurch, daß er zitterte, während jener lächelte, daß er zwei schlaffe Reiterstiefel unter den Armen trug, während jener den silbernen Knopf eines Stockes an das Kinn hielt.

„Ich glaube," sagte Eusebius Hofmayer der Zweite, „daß die Schwestern mir in diesem Aufzuge den Eintritt nicht verwehren werden, sie müßten sich denn entschlossen haben, den erwählten und durch die Obrigkeit bestätigten Arzt überhaupt nicht mehr ins Stift einzulassen, was wohl aller Gepflogenheit und auch ihren eigenen Bedürfnissen widersprechen dürfte."

Die vollständige Ratlosigkeit Hofmayers des Ersten versteckte sich schlecht hinter einem flauen Gemurmel. Bis auf die behaglichen Bräuche seiner Perioden und die etwas von Schnupftabak befleckten Spitzen des Vorhemdes, bis auf die Kniehosen, Schnallenschuhe und die Fleischlosigkeit der Waden, bis auf die Warze über der linken Braue und den Leberfleck auf der Wange darunter ging diese verruchte Doppelgängerei, die den wohlverankerten Verstand des Doktors bedrohte. Das Vergnügen, sich in dialektischer Ausbeutung der Situation über sie zu erheben, wurde von diesem grausam ähnlichen Spiegelbild abgeschnitten, als wüßte es, wann der Doktor sich so weit gesammelt hatte, um sich wieder zu seinem Vorrat von Worten zu finden.

„Sie halten mich nun wohl ähnlich genug, um mit Ihrer gütigen Erlaubnis morgen Ihre Stelle im Stift zu versehen — wohl zu versehen, wage ich in aller Bescheidenheit hinzuzufügen — und geben mir plenam potestatem, Vollmacht, um Ihres Amtes bei den Schwestern zu walten. Sollten Sie zögern, so wollen Sie nur in Ihr Gedächtnis zurückrufen, daß Sie zugleich mit der Annahme der Leistung nach geltendem Rechte die Verpflichtung zur Gegenleistung übernommen haben und dieser Anerkennung kaum werden ausweichen können."

Doktor Eusebius Hofmayer der Erste war zu stumpf, um nach Auswegen zu suchen, und gab Doktor Eusebius Hofmayer dem Zweiten alle Vollmachten, die er wünschen konnte.

„Ihren Handschlag, Herr Kollega," forderte der Zweite.

Der Erste schob eine zitternde Hand hin, aber bevor er einschlagen konnte, geschah etwas höchst Unerwartetes. Die verewigte Jungfer Huberin setzte sich auf dem Seziertisch auf, ließ die Beine vom Rande gleiten und, während sie mit der einen Hand die Gebärde der Schamhaftigkeit machte, hob sie den andern steifen Arm zu einer Warnung. Die lautlosen Bewegungen lösten einen Sprühregen geifernden Zornes bei Hofmayer dem Zweiten: „Leg' Sie sich, Jungfer Naseweis, und meng' Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts angehen. Ich verbitte mir solche Unverschämtheiten, Sie wird schon auch noch dran kommen." Der Ausbruch schleifte ein Grollen nach: „Gesindel! Und da verlangt das Zeug noch: de mortuis nil nisi bene. — Leg' dich!" schrie er noch einmal und stieß den Leichnam mit dem Knopf seines Stockes zwischen die Brüste, daß er hinfiel und seine Starrheit annahm. Doktor Hofmayer der Erste schlug in die hingehaltene Hand des Zweiten; er hätte die Hand jetzt in glühendes Eisen gehalten, ohne sich zu besinnen.

Ein Lachen zerbarst im Zimmer, wie ein Meteor in schlimmen Finsternissen und ein Schweigen folgte, in dem man das Rumoren der Butterhanne hören konnte: Eusebius Hofmayer der Zweite war verschwunden, als ob ihn das Lachen in Stäubchen zerrissen und das Schweigen in seine dunkeln Trichter verschlungen hätte.

* * *

Zwischen Adam und Eva am Tore des Stiftes öffnete sich an diesem Morgen das Gucloch der Pförtnerin schon zum dritten Male. Im runden Ausschnitte saß der krumme Schuster und zeigte der Gasse seinen Fleiß, der Bäcker genoß die Pause zwischen Früh- und Nachmittagsgebäck, indem er von den Stufen seiner Haustüre über das Pflaster erhoben, — tiefsinnig mit Daumen und Zeigefinger seine Nase bearbeitete, der Fleischerhund lag mit weggestreckten Pfoten mitten im Wege und regte sich nicht, wenn der Verkehr dieser stillen Gasse über ihn wegging. Zwischen Adam und Eva, den von einer gläubigen Einfalt und einem kindlichen Willen an die beiden Seiten des Stiftstores gestellten Stammeltern, ging der Weg in das Heim der Stiftsdamen. Adam und Eva standen gerade aufgerichtet, in ihren Leibern, die augenfälligsten Merkmale ausgenommen, nicht unterschieden, unter den Bäumen eines versteinerten Paradieses, deren Laub sich über dem Tore vereinigte und verschlang, bis Blätter, Früchte und die Tiere dieser Wirrnis wie Hieroglyphen, Buchstaben eines einfachen und unbefangenen Textes erschienen. Hier war die Unschuld des Genusses zu lesen, das Vertrauen der Gottgefälligkeit des Behagens, das dem Bauherrn, dem Baumeister und dem Bildhauer dieses alten Patrizierhauses gemeinsam gewesen war.

Schwester Ursula sagte zur Schwester Barbara, die den Gang hinter ihr erfüllte: „Er kommt noch immer nicht. Wenn man einmal an Pünktlichkeit gewöhnt ist, so wird diese unverzeihliche Nachlässigkeit . . .“

„Jawohl, jawohl“, keuchte Schwester Barbara und versuchte sich in dem engen Flur umzudrehen, blieb aber nach einer kurzen Wendung hilflos stecken. Ihre geruhige Seele hatte mit der Zeit den Tempel des Leibes auf den dreifachen Umfang des Normalen erweitert und fand sich keuchend mit den kleinen Unbequemlichkeiten des Ungeheuerlichen ab. Sie hatte es vorgezogen, sich mit dicken Wänden gegen die unbehaglich bewegliche Welt abzuschließen und lag zwischen monströsen Polstern wie ein asthmatischer Schoßhund. Die Schwester Ursula entsann sich ihrer Pflicht, stemmte sich kräftig gegen die Rückwand und schob Barbara den Gang entlang in den kleinen Garten hinaus. Zwischen den etwas kümmerlichen Gebüschen, die aussahen, als ob sie sich in diesen Mauern schämten, Samen zu tragen und die Befruchtung zu vollziehen, lebten sich die Schwestern aus. Der phantastischen Dorothea wurden diese Johannisbeersträucher zu den Gärten der Armida und der sparsame Schatten einiger krüppelhafter Birnbäume zu dem Dunkel der Urwälder auf Ceylon. Der boshaften Agathe gaben alle Ereignisse dieses kleinen Fleckchens, die armseligen Zufälligkeiten, die sich aus der Welt hierher verirrten, Lust zu nadelspitzen Bemerkungen, denen sich die ergebene Anastasia aus irgendeinem Bedürfnis nach Demütigung unaufhörlich mit Absicht aussetzte. Zwischen ihnen vermittelte die geschäftige Thekla, die den Wunsch nach Betätigung wie einen glühenden Stein in sich fühlte. Die melancholische Angela wandelte mit geschwollenen Tränendrüsen zwischen den Schwestern, wie der Gedanke an ein unabwendbares Unglück und liebte es, in einem Gelüst von Bußfertigkeit mit nackten Füßen den scharfen Kies der Wege zu treten. Der Geist der vollständigen Zwecklosigkeit erfüllte alle Zimmer und den Garten des ehemaligen Patrizierhauses und kochte das Blut dieser Frauen, bis es nach der Lanzette des Arztes schrie. Noch immer, noch immer war da irgendwo in versteckten Winkeln des Hauses, in den geheimen Abteilungen dieser Seelen ein blasses, abgekehrtes Gespenst, das man fast nicht Hoffnung zu nennen wagen konnte, die Hoffnung auf irgend etwas jenseits

der Mauern, von oben herab aus den gleißenden Wolken des Sommers oder von unten aus der murmelnden Erde, eine ganz verschüchterte Erwartung, die sich vergeblich auf ihren Namen besann. In der Vorsteherin Basilia schien der Geist der Zwecklosigkeit seine ganze Kraft vereinigt zu haben und seine nüchterne Gleichgültigkeit hielt den Schild vor sie, als ihre Erwiderung die Aufregung der Schwester Ursula mit einer ihrer sonderbaren Redensarten dämpfte: „Du legst diese Dinge auf eine allzu hastige Wage, mein Kind; er wird kommen, denn es ist seine Pflicht und in der Erfüllung seiner Pflichten ward er nie ohne Grund lässig befunden."

Die geschäftige Schwester Thekla brach zwischen zwei Johannisbeersträuchern hervor und ermahnte, ihm vielleicht dennoch eine Botschaft zu senden, und die melancholische Angela gab einen Orakelspruch von sich, der auf den Tod des Doktors Eusebius Hofmayer gedeutet werden konnte. Eine nur wenig verhüllte Erregung führte alle Schwestern um die Vorsteherin zu einer Beratung zusammen und brachte selbst Dorothea aus den dunkeln Urwäldern Ceylons herbei. Alle zitterten um dies kleine Ereignis, in dem das Leben eines ganzen Monats seinen Höhepunkt erreichte und fühlten sich durch denselben Wunsch zu seltener Einmütigkeit geführt. Die Seufzer der ergebenen Anastasia und das Keuchen der phlegmatischen Barbara sagten dasselbe wie das Verstummen der boshaften Agathe.

Das Gebell der Glocke, deren Klingel von der steinernen Hand Adams getragen wurde, kündigte eine Veränderung der Szene an und bereitete den Auftritt des Doktors Eusebius Hofmayer für die Heuchelei der Gleichgültigkeit vor.

„Gott sei Dank", flüsterte Ursula der Thekla zu und nahm ihre Ergänzung: „Unser Aderlaßmännchen kommt doch" mit zufriedenem Kopfnicken an; dann empfing die Ruhe der Wunschlosigkeit den Erwarteten.

Der Doktor schritt lächelnd auf die Vorsteherin zu und verneigte sich vor ihr, indem er sie um Verzeihung für seine Verspätung bat: „Ich wurde von dringenden Geschäften" — „Geschäften!" seufzte Thekla in ihren Tiefen— „abgehalten und brauche meiner ehrwürdigen Gönnerin und dero hochwürdigen Schwestern wohl nicht besonders und ausdrücklich zu versichern, daß wirklich nur schwierige und unaufschiebbare negotia mich daran verhinderten, eine Pflicht zu erfüllen, die mir in meinem recht unangenehmen Geschäfte als die wahre Oase in der Wüste erscheint."

„Oh — wir haben Geduld und können warten, es drängt nicht", sagte die Vorsteherin und griff mit spitzen Fingern nach dem Rosenkranz an ihrem Gürtel.

„Im übrigen halte ich es — in aller Bescheidenheit sei mir das zu sagen vergönnt, auf Grund meiner exakten Forschungen sogar für durchaus zweckmäßig und förderlich, das Blut durch ein wenig Verzögerung erst — wie soll ich sagen — noch ein wenig mehr zu erhitzen, quasi — mit Verlaub — zu kochen, damit sich aller Schaum an der Oberfläche absondere und alle Unreinlichkeit mit einmal abfließe."

Das war einleuchtend für die Schwestern, von denen alle Wochen eine andere den Dienst in der Küche versah.

Doktor Eusebius Hofmayer nahm die Tabaksdose hervor und indem er die Anerkennung seiner profunden Weisheit ringsum aus den Blicken einsog, genoß er umständlich eine Prise.

„Wenns gefällig ist, Herr Doktor," sagte die Vorsteherin und ging voran, von dem Doktor wie immer in einem halben Schritt Entfernung gefolgt. Die Schwestern schlossen

sich an und zwischen den Büschen des Gartens rauschten die schwarzen, häßlichen Kleider wie ein Gemurmel der Ungeduld. Am Eingang zum Refektorium ließ der Doktor mit tiefer Verbeugung den Zug an sich vorüber. Dann trat er als Letzter ein und verschloß die Türe, indem er lächelnd zählte, ob alle versammelt seien.

In dem kahlen, nüchternen, von weißgetünchten Wänden hart umschlossenen Speisesaal machten sich die Vorbereitungen zum Aderlaß breit. Der weichgepolsterte Operationsstuhl streckte seine Arme aus, Becken rundeten sich zum Empfang von Blut und blasse Tücher sehnten sich nach dem Leben der roten Farbe. Das Wasser in den großen Zubern zitterte an der Oberfläche in Ringeln der Erwartung und im Kreise dieser Dinge und der Schwestern legte Eusebius Hofmayer seine blanken Instrumente auf den kleinen Tisch.

„Wie sonderbar er mit den Messern klirrt," wagte die phantastische Dorothea zu flüstern und die boshafte Agathe erwiderte: „Die Musik der Ärzte."

Eusebius Hofmayer nickte ihr so heftig zu, daß ihre Bosheit gefror und wiederholte: „Die Musik der Ärzte, hochwürdige Schwestern! Warum sollen die Ärzte keine Musik machen. Meine Forschungen sind tiefer gedrungen, als die meiner Kollegen und haben den Zusammenhang der Musik mit der Medizin erkannt; die Musik ist Bewegung und der Prozeß des Lebens ist Bewegung und Verwandtes wirkt auf das Verwandte."

Den Schwestern gefiel es, daß seine Worte wie ein seltsamer Gesang in die Ecken des Saales zu dringen schienen und von dort schwebend als Töne wiederkehrten. Über diesen Harmonien flackerte spitz das aufreizende Geklirr der Messer, bis ein Schrei der Vorsteherin in die Versunkenheit der Schwestern brach. „Das Bild . . . wer hat das Bild gegen die Wand gekehrt?"

Das Porträt Hans Fastenreuthers, des Stifters dieses Zufluchtsortes vor dem Lärm der Welt, das, von Meister Burgkmaiers kunstreicher Hand gemalt, hier im Refektorium über die Mahlzeiten der Frauen wachte, hing mit abgewendetem Antlitz an der Wand. Eusebius Hofmayer stand mit einem stählernen Lächeln unter den erschrockenen Schwestern, während die Vorsteherin auf das Bild schritt und Fastenreuther dem Saale zukehrte. Dann ging sie, wie von einer schweren Anstregung erschöpft, zu ihrem Platz zurück und wankte unter der Last eines Entsetzens, indem sich ihr das Gesicht des Arztes seltsam verändert zeigte. Seine Kinnladen schoben sich vor und knirschend entblößten sich zwei Reihen von spitzen Zähnen wie Sägen zwischen den schmalen, verzogenen Lippen. Die Hand mit der Prise stand vor einer Nase still, die der einer Fledermaus glich. Und in den Höhlen über den knochigen Backen suchte die Vorsteherin umsonst nach dem Leben eines Blickes. Sie sah wie in unheimlichen langen Nächten voll wimmernder Stimmen in die Augen der Finsternis.

Die Schwestern waren gewohnt der Vorsteherin zu folgen und leicht vorgeneigt, erstarrten sie, da sie Basilia erstarren sahen. Plötzlich saßen ihnen die schleimigen Kröten der Furcht im Hals und quollen an, daß der Atem sich rasselnd vorbeiquälte. Und alle Gespenster ihrer begehrlichen Wünsche standen hinter ihnen, zupften sie an den Kleidern und Schleiern und peitschten ihre Seelen mit den Geißeln der Sünde.

Eusebius Hofmayer entfernte sich immer mehr von den gewohnten Merkmalen seines zimpferlichen Gelehrtentums, wuchs wie ein Schatten unter ihnen und schien alles Licht aus diesem hohen Raume zu verdrängen. Die hellen Zeichnungen der Sonne auf Fußboden und Wänden verließen die kunstvolle Gesetzmäßigkeit ihrer Linien, bewegten

sich wie in Qual und zogen sich verzerrt und unruhig ineinander zurück, krochen wie gepeinigte Mißgestalten über die roten und weißen Platten des Fußbodens und flohen endlich durch die Fenster ins Freie, wo sie von einer Gallerte eingesogen wurden. Die Luft des Gartens vor den Fenstern schien getrübt und rann dickflüssig um Bäume und Sträucher, daß diese wie in einer zähen Masse eingeschlossen schienen, jeder Ast und jedes Blatt von einer erstarrten, gleichsam unwahrscheinlichen Natürlichkeit.

„Blut gibt Macht über Blut," sagte Hofmayer, faßte die Schwester Thekla beim Halse und stieß seine eisernen Klauen spielend mit kurzem Druck in ihre Haut, daß kleine dünne Strahlen von Blut aus den Löchern spritzten.

Es schrie. Laut und grell und verzweifelt.

„Das Bild . . . das Bild!"

Der Hans Fastenreuther hing wieder mit abgewendetem Antlitz an der Wand. Da fühlten die Schwestern, daß sie verlassen und einem andern, grausamen Herrn preisgegeben waren. Basilia und einige andere rannten zur Türe, aber die Türklinke bäumte sich der Vorsteherin entgegen und biß sie mit Natterzähnen in den Arm. Alle Schnörkel und Zieraten sträubten Schlangenbuckel, erhoben kleine, rauchende Mäuler und zischten. Die Schwestern, die zu den Fenstern flohen und den Garten erreichen wollten, wurden von der geronnenen, klebrigen Luft wie Fliegen festgehalten.

Der Saal war ein Gefängnis, in dem ein verruchter Wille das Leben vernichtete. Der furchtbar veränderte Eusebius Hofmayer folgte den Wirkungen seines Schattens mit schmalen, über knirschenden Sägen hochgezogenen Lippen. Unter seinen spielenden Klauen verlängerte sich der Hals der geschäftigen Thekla. Bei einer boshaft kichernden Musik ordneten sich die Messer und Lanzetten auf dem Instrumententisch zu Paaren und schritten ein zierlich klirrendes Menuett nach bester Ordnung.

„Meine Damen, ich bitte Sie um ein wenig Gehör. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist ganz kurz und wird uns von dem eigentlichen Zweck meines Besuches nicht allzulange abhalten."

Die Schwestern kehrten unter dem Zwange des Arztes zu dem Kreis von Stühlen zurück und schlangen ein Kreuz von halb Gestorbenen um ihn. Aber noch ein anderer Schein von Bewegung folgte seinen einladenden Gebärden. Die getünchten Wände und die Decke des Gemaches wurden dunkel und zitterten wie von begrabenen und nun zu Leben erwachenden Farben. Formen regten sich unter der gleichmäßigen Fessel einer nüchternen Tünche. Das Weiß zerbarst und zwischen seinen verschwindenden Fetzen stieg die lebendige Malerei des Grundes hervor, die Bilder der Heiterkeit und des Genusses, mit denen eine vergessene Zeit diesen Saal geschmückt hatte. Alle fröhlichen Nacktheiten, alle übermütigen Scherze, die aus den Gruppen an den Wänden klangen, strahlten auf den Kreis der halbtoten Frauen. Die auf Wolken hingestreckten Weiber hoben lachend und neugierig den Kopf, schadenfrohe Putten zeigten mit Fingern auf die Verurteilten und trunkene Jünglinge ließen die Hüften der Bacchantinnen, um ihre goldenen Becher höhnisch gegen die Schwestern zu schwingen. Das Lachen dieser Fröhlichen klingelte zwischen die Musik der Instrumente. Und wie ein Regen von Duft und Licht erneuerte sich die lange, unter die weißen Decken gebannte Welt in einem Ausbruch von Kraft und Lärm.

„Wir grüßen dich, Saint-Simon," schrien die Wände und die Decke.

„Ich lade euch ein, herabzusteigen."

„Wir kommen, wir kommen.“ Die harmlose Lust der Sinne, die sich am Tore dieses seltsamen Hauses in Adam und Eva bedeutsam ausgedrückt hatte, war hier zur Üppigkeit ausgegoren, vielfältig und reizvoll wie die Sünde und widerrief die Heuchelei paradiesischer Einfalt am Eingange. Die Lust der Sinne stieg hier in hundert Gestalten herab und stellte sich zu einem Kreis wilder Zuschauer um die verurteilten Schwestern. Gruppen verschlangen sich zu den Stellungen des Theaters und schienen auf geheime Stichworte zu warten, um sich in neue Verschlingungen hinüberzuschwingen, während die losgewundenen Blumenketten, die aufgedrehten Rankenornamente lose von der Decke zwischen dem blühenden Fleisch herabbaumelten.

Von diesem Reigen der lebensfrohen Tollheit umschlossen, saßen die Schwestern ein Kreis von Leichen, deren Augen noch den Glanz der Furcht hatten. In ihrer Mitte stand der falsche Eusebius Hofmayer, stäubte ein Schnupftabakskorn vom Vorhemd und begann, indem er die bekannten Bewegungen des Arztes mit affenartigen Griffen an dem verlängerten Hals der Schwester Thekla, mit einem überraschenden Gefuchtel eiserner Klauen, mit einem trockenen Knirschen der sägeförmigen Kinnladen furchtbar unterbrach, wie ein Anwalt, der eine Klage führt: „Meine Damen, hochverehrte Schwester Basilia und ihr anderen hochverehrten Schwestern! Der Mühe, mich Ihnen vorzustellen, haben mich diese liebenswürdigen Herrschaften enthoben, indem sie mich gleich bei der Begrüßung mit Namen nannten. Sie werden sich, wenn Sie sich des Grabsteines, der meinen Namen trägt, entsinnen, ein wenig wundern, mich noch immer bei so guter Laune und verhältnismäßigem Wohlbefinden anzutreffen. Ich bin wirklich bei bester Gesundheit und habe mich mit dem, was meine Freunde, die Ärzte, den Tod nennen, recht gut abgefunden. Gegen kleine Gefälligkeiten meinerseits liefert er mir von seiner Tafel die besten Gerichte und hat mir sogar gewisse Hoheitsrechte auf die Grenzgebiete diesseits der Verwesung eingeräumt. Sie fragen sich, meine hochehrwürdigen Schwestern, mit welchem Rechte ich diese Hoheiten über Sie ausdehne. Bei der Kraft meiner Kinnladen! mit dem Rechte, das mir über alle Leichen diesseits der Verwesung eingeräumt wurde.“

„Evoë, Evoë,“ kreischten die Weiber in dem umfassenden Gürtel und die Schwestern sanken noch tiefer in ihre Sessel, als ob der Halt der Hoffnung aus ihren Körpern entflohen wäre. „Saint-Simon! Saint-Simon!“ Der Haß jauchzte und warf Worte der Wut wie flackernde Peitschenriemen über die Leiber der Verurteilten. Die Scheußlichkeit einer Orgie der Grausamkeit bewaffnete die gemalten Leben und trieb sie gegen die lebendigen Toten. Die Nacktheit und die lüsterne, triefende Gier rückte in Schlachtreihen vor. Aber ein Wink des Herrschers scheuchte sie zurück: „Das Fest ist mein. Und wer mehr will, als im Zuschauen sich zu erwärmen, muß an die Wand zurück.“ Dann verneigte er sich in dem Kreise der Todesangst, die ihm Heiterkeit und Behagen zu geben schien, und sagte im Stil des Eusebius Hofmayer: „Den hochehrwürdigen Schwestern zur Kenntnis, daß ich mit Vergunst der ganz hochgnädigen Schwester Basilia nun zu dem gewünschten, diesmal recht gründlichen Aderlaß zu schreiten, mir in aller Bescheidenheit gestatten werde.“

Er ließ die geschäftige Thekla los, deren Kopf mit geschlossenen Augen von einem ungemein verlängerten und wie eine Flöte durchlöcherten Hals baumelte und trat über ihren zusammenklappenden Körper auf die Vorsteherin zu. Drei zierliche Menuettschrittchen vorwärts, einen zurück, dann wieder vorwärts, bis er mit einer höflichen Verbeugung

die eisernen Klauen in ihre Schultern grub und mit den Sägen seines klaffenden Maules ihren Hals faßte, während die tobenden Zuschauer mit Tamburinen und Becken rasselten, heulten, brünstigen Leibes übereinander herfielen und das Blut, nach dem sie lechzten, vergebens aus den Wunden ihrer eigenen gemalten Körper zu locken suchten ...

* * *

Das schmale Gäßchen vor den Figuren Adams und Evas belebte sich von der Unruhe ungewohnter Geräusche. Aus dem Stift kam ein Lärm, ein wüstes Geschrei und — ganz deutlich — das Gellen von hart angeschlagenen Becken. Der Schuster und der Hund hoben die Köpfe, sahen sich an und versuchten, ihren Gleichmut wiederzugewinnen. Aber es war etwas so Drohendes und Beunruhigendes in diesem Lärm, daß sich der Hund mit eingeklemmtem Schwanz davonschlich und der Schuster mit dem Bäcker zum Kernpunkt einer kleinen Ansammlung wurde. Mit breitem Flügel flog die Botschaft durch die Stadt, weckte Lachen und Angst, Neugier und Besorgnis und fegte einen Aufruhr vor das Tor, dessen Seiten von Adam und Eva bewacht waren.

„Deinen Schwestern ist wohl der Teufel eingefahren," sagte ein Spötter. „Aber, daß sie sich tapfer wehren, ist deutlich wahrzunehmen," erwiderte ein Frommer.

Die Masse geriet ins Brodeln und schien kochend an den Häusern aufquellen zu wollen, sie drängte auf einen Mann zu, der mitten unter den Leuten mit den Händen fuchtelte und schrie. Dem Schuster war es unbegreiflich, wie der Doktor Eusebius Hofmayer, den er aus dem Stift noch nicht zurückkehren gesehen, nun mit verschobener Perücke und geschwungenem Stocke hier auftauchen konnte. Seine Hände flogen gegen das Tor. Aber niemand verstand ihn. Unter den steinernen Bäumen des Paradieses lächelten Adam und Eva, ein erstarrendes Lächeln, das so furchtbar wissend und grausam schien. Das Lächeln von Adepten eines Mysteriums, in dem Leben und Tod nur die Personen eines Maskenspieles sind. Die Erregung schlug schäumend gegen das Tor, aber das Wagnis eines Sturmes war fern und unbegreiflich und als sich die Türflügel breit aufmachten, schlug sich eine Gasse in die Menge. Das Gebäude öffnete den Mund, um sein Geheimnis zu verraten, der Herr im Schlafrocke kam hervor und ging langsam davon, indem er dem Volke zunickte. Auf dem kahlen Schädel zickzackten die Zeichnungen der Knochennähte, lederne Lefzen zogen sich von blanken Sägen zurück und aus den Mundwinkeln rieselten zwei dünne, hellrote Blutstrahlen. Im Staube schleiften die Quasten des geblumten Schlafrockes nach und ließen rote, feuchte Furchen auf dem buckligen Pflaster der Straße.

Dazu schien die Mittagssonne. Kein Mensch wagte einen Laut; nur ein Uhrwerk unter dem Schlafrocke des fremden Herrn schnorrte laut und kräftig, ein Spott auf diese Stille und die entfliehende Zeit.

Dem Verschwundenen schwang sich ein Geschrei nach und die Masse erhitzte sich zu neuem Mut, der sie in den langen Gang warf, nach allen Seiten auseinanderpreßte und einen Haufen mit Eusebius Hofmayer in den Speisesaal riß.

Da saßen die Schwestern im Kreise, noch immer von einem unsichtbaren Mittelpunkt festgehalten, in ihren Sesseln zusammengeschrumpft, als Hüllen ihrer einstigen Leiblichkeit, Bündel von Häuten und Kleidern. Aus ihren Körpern war der Inhalt ausgesogen und ohne eine Spur von vergossenem Blut war an ihnen ein furchtbarer Aderlaß vollzogen.

Nüchterne, kahle, weiße Wände schlossen sich wie ein unerbittliches Gesetz um diese trockenen Reste. Das Porträt des Stifters, der nach einem tollen Leben seine Sünden ebenso wie die üppigen Gemälde dieses Saales mit einem nüchternen Anstrich überdeckt hatte, sah mit dunkeln Höhlen, aus denen die Augen ausgeschnitten waren, auf den Kreis der toten Schwestern. In sein Gesicht, seinen Hals, seine Brust waren eine Unzahl von kleinen Messerchen, Lanzetten und Nadeln eingedrungen, als ob man den abtrünnigen Hans Fastenreuther als Scheibe benutzt hätte. Und Eusebius Hofmayer, der das Bild genau kannte, bemerkte die furchtbare Veränderung der Züge, die Verzerrung des zerschnittenen Gesichtes und sah, daß der früher fest geschlossene Mund wie zu einem Schrei des Entsetzens weit offen stand.

Die Denkwürdigkeiten Chlodwigs v. Hohenlohe.

Ein Nachwort.*

Von Dr. Heinrich Kretschmayr.

Erwarte sich niemand ein neues Spektakel! Wir wissen alle: dieses Buch wäre mit einem früheren Zeitpunkte zu beschließen und nicht bis hinein in die Jetztzeit zu erstrecken gewesen, deren Ereignisse noch politisch und nicht historisch zu nehmen sind. Mit Recht ist gegen die literarische Preisgebung solcher jüngster Geschehnisse Protest erhoben worden; sie kann zur Ursache ernster politischer Störungen werden. Es ist auch kein wissenschaftliches Interesse, das daran haftet, sondern nur das Haschen und Schnappen nach Sensation, doppelt widerwärtig, wenn es sich mit dem Mantel solchen Interesses behängt. Was es wieder einmal mit Bismarck geben werde, war die große Frage; ein ansehnliches Kontingent der Herren vom Tage, die den anderen Sterblichen die allgemeine Meinung servieren, vergnügte sich gerne damit, Steine nach dem nationalen Götzenbild zu werfen; aber die Steine, die das Bild schlugen, wurden nicht zum Berge, der die Welt erfüllte. Größer nur noch und stattlicher ragt der Große auf. Der Schreiber der Denkwürdigkeiten aber mußte den verschuldeten Lärm grimmig entgelten: der feingebildete Mann mit dem durch alle feudale Standesbefangenheit hindurch frisch schlagenden Herzen wurde ohne Erbarmen unter die jämmerlichen Schleicher und boshaften Gnomen geworfen, weil er in großen Momenten nicht groß gewesen und unter der Bürde des Amtes, das vor ihm der Genius des Zeitalters getragen, erlag. Darüber ist genug geredet und geschrieben worden. Natürlich kam dabei die gelassene Würdigung zu kurz. Diese soll hier versucht werden. Sind diese Denkwürdigkeiten, wie die einen sagen, eine Geschichtsquelle, des Namens würdig, oder sind sie, wie die anderen meinen, nur eitler Klatsch?

Gewiß noch eher jenes als dieses, obgleich es an Klatsch darin nicht fehlt; je näher der Gegenwart zu, um so mehr: loquacitas senectutis. Man merkt, wo Chlodwig v. Hohenlohe sich vor allem wohlbefand; auf dem Parkett, wo andere nicht zu gehen und

* Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig v. Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. 2 Bände zu VIII und 440 und 566 Seiten mit 5 Bildern und einem Faksimile. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, 1907.

stehen verstanden. Wie gerne und gut schreibt er von Feierlichkeit und Feststaffage, von Audienzen und Hofkabalen, von Plausch und persönlichem Kleinkram; so aber tun schier alle, die Memoiren schreiben und fabeln noch eins dazu. Man hat darum die Memoirenliteratur überhaupt aus der Reihe der Geschichtsquellen ausscheiden wollen. Gottlob ist niemand verpflichtet, solche Übertriebenheiten zu einem Glaubensartikel zu machen. Das napoleonische Wort, daß zehn Leute, die reden, mehr bedeuten als tausend, die schweigen, hat auch hier seinen guten Sinn. Freilich nicht jeder, der Großes erlebt oder daran mitgeschaffen hat, kann es noch obendrein schön erzählen. Schon gar, wenn es dem Schreiber nicht vergönnt war, seine Aufzeichnungen zu ordnen, zu ergänzen und wirksam nach Gruppen zusammenzuschließen. Dies aber war hier der Fall. Eben darum die Ungleichartigkeit in der Anlage; man ist überrascht, über diese und jene Dinge wenig oder nichts gesagt zu finden, Großes und Kleines bunt durcheinander gemischt zu sehen. Aber schließlich: der Fürst schrieb vor allem ein Tagebuch; warum also soll er von seinen persönlichen Freuden und Schmerzen nicht reden dürfen, und wär's auch im Monat von Wörth und Mars-la-Tour? Warum nicht hervorheben dürfen, daß auch er ein Helfer beim Baue deutscher Einheit war?

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst wurde am 31. März 1819 zu Rotenburg an der Fulda geboren; Sohn eines katholischen Vaters und einer protestantischen Mutter; den Eltern folgend die Söhne katholisch, die Töchter protestantisch; ohne religiöse Duldung war ein solches Haus nicht zu denken; und Verfechter religiöser Duldung ist der künftige Botschafter, Statthalter, Reichskanzler stets gewesen. Von seinen Jugendjahren hören wir nur einige Worte; ein Anekdötchen von dem Knaben, ein paar Notizen vom Studenten, ein echt feudales Verdikt des Jünglings über die „dumme Schwätzeranstalt" des badischen Landtags. Er versichert ingrimmig: „Wenn ich künftig irgendeinmal kann, so soll mein Ärger sich noch an dergleichen Instituten Luft machen." Es ist anders gekommen. Am 14. Jänner 1841 verlor der Zweiundzwanzigjährige seinen Vater und bemühte sich dann einige Jahre (1842—1846) im preußischen Staatsdienst zu Koblenz, hatte den Rhein lieb und mochte den „Wirtshauston und das hausbackene Wesen der Koblenzer Hautevolee" nicht leiden. Fleißiger Arbeiter jetzt und sein Leben lang; keiner der hohen Herren, denen die Regierungsgeschäfte standesgemäße Abwechslung bieten sollen. Mit lebhaften literarischen Interessen; wir lesen einige Gedichte (1846), aus denen der Einfluß Heinrich Heines spricht. In ihnen erklingt — zum erstenmal — das Ideal auch seines Lebens:

„Mit dem Schwert, dem freiheitstarken,
Möcht' ich in die Feinde hauen
Und die siegende Einheit Deutschlands
Noch mit brechendem Auge schauen."

Noch der alternde Mann hat beim Tode der geliebten Tochter Stephanie (16. März 1882) zur gebundenen Rede greifen müssen, um seinen Schmerz zu sagen. Schade, daß er sich über sein Verhältnis zu Richard Wagner nicht näher ausspricht. Auf die Muse Gerhard Hauptmanns fällt kein Strahl seiner Fürstengunst. Man wünschte um seinetwillen, er hätte sich über „Hannele" anders oder gar nicht geäußert.* Im Juni 1846

* 2, 507.

schied er aus dem Dienste. Ein Jahr später entrann er der niemals angenehm empfundenen „Freiheit" des Junggesellenlebens durch seine Ehe mit der Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein (16. Februar 1847).

Nun beginnt die deutschnationale Note immer stärker zu schwingen. „„Die Nullität Deutschlands gegenüber den anderen Staaten" ist der Schmerz jedes denkenden deutschen Mannes. Es gibt philosophische Sozialpolitiker, die uns das Wort entgegenhalten werden: Die Deutschen sind ein Kulturvolk, weniger berufen zum Eingreifen in die äußeren Geschicke der Welt, als zur Pflege der geistigen Entwicklung und zur Lösung der großen Fragen der Menschheit. Wer sich damit tröstet, dem wünschen wir die Resignation der Juden. Denn auch die Juden waren ein Kulturvolk. Zu dieser Resignation haben wir es noch nicht gebracht. Wir glauben, daß das deutsche Volk noch nicht so tief gesunken ist, um sich mit dem Bewußtsein, ein Kulturvolk zu heißen, über seine politische Machtlosigkeit zu trösten." Aber er hat auch seine Zweifel. „Christentum und Zivilisation", schreibt er unter dem Eindrucke der Ermordung Auerswalds und Lichnowskys, „werden sich ein anderes gesunderes Volk aussuchen als das europäische. Es ist, als wollte Gott die Zivilisation nie bis zu ihrem Kulminationspunkt kommen lassen, damit der arme Erdenwurm nicht gar zu übermütig werde." Das Reichsministerium des Revolutionsjahres erwählte ihn, um den Amtsantritt des Reichsverwesers Erzherzog Johann in Athen, Rom und Florenz mitzuteilen. Auf der bis nach dem Orient ausgedehnten Reise drängte sich ihm der Gedanke der Erwerbung einer mittelländischen Insel, am besten Cyperns, für Deutschland auf. Er sah dann den Krach der Nationalversammlung und den Schiffbruch der Reichsidee und zog sich als Beobachter auf seine bayrischen Güter zurück.

Der deutsche Dualismus, den Pius IX. den „nodo gordiano che vuol esser sciolto" nannte, erschien ihm ganz richtig als ein unübersteigliches Hindernis der deutschen Einheit. „Das Wort ‚großdeutsch'", führt er am 9. März 1862 aus, „hat zwei Bedeutungen. Entweder heißt es „eine große deutsche Republik", in welche auch die deutschösterreichischen Länder mitaufgenommen werden sollten, oder es ist nichts als eine Phrase, mit der Preußen entgegengearbeitet und der gutmütige Spießbürger in Schlaf gehalten wird. Der großdeutsche Föderativstaat kann in der Theorie richtig sein, er ist aber unpraktisch und unmöglich. Er setzt das Aufgeben gewisser Hoheitsrechte von seiten der Souveräne voraus, wozu sich diese nur dann verstehen werden, wenn sie von der Revolution gedrängt sind; käme es aber soweit, wäre die Revolution eine Macht geworden, die die Fürsten zu irgend etwas drängen könnte, so würde sie sich nicht mit dem Föderativstaat begnügen. Ein praktisches großdeutsches Programm hat nie existiert und wird nie existieren. Der Antagonismus zwischen Österreich und Preußen kann beklagt, aber nicht wegdemonstriert werden. Es ist ebenso unmöglich, daß Österreich unter Preußen, wie daß Preußen unter Österreich stehe. Die Monarchen und die Diplomaten können da nichts zu- und nichts abtun. Die Völker wollen es nicht. Alles, was man von der Wiederherstellung eines deutschen Reiches unter dem Hause Habsburg redet, ist eitel Träumerei." Da er sich nun ebensowenig für eine gewaltsame Lösung entscheiden als der kleindeutschen Idee des Ausschlusses Österreichs und der Vorherrschaft Preußens ergeben wollte, schien ihm das Rätsel des deutschen Sphinx noch am besten durch die „Trias" lösbar, eine strengere Zusammenfassung des „dritten Deutschland" mit bayrischer Spitze neben Preußen und Österreich. Dort im „dritten", im südwestlichen Deutschland sei die Einheitsidee lebendiger

als irgendwo. Dies beruhe auf der Überzeugung, daß ein großer Teil der deutschen Nation von der Bestimmung der Geschicke Deutschlands ausgeschlossen" sei, „weil diese Geschicke in ihren Beziehungen zu den übrigen Nationen durch Preußen und Österreich allein bestimmt und geleitet werden." Dort sei die Wiege der größten deutschen Fürstengeschlechter, von dorther haben bis auf die neueste Zeit Österreich und Preußen ihre hervorragendsten Staatsmänner bezogen. „Die Bevölkerung der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands sieht sich in dem Zustand großjährig gewordener Männer, denen die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten vorenthalten wird. Ein solcher Zustand wird auf die Dauer unerträglich. Immerhin gibt sich der Betrachter keiner Täuschung darüber hin, daß die Durchführung des Triasgedankens ihre gründlichen Schwierigkeiten habe. Mit gutem Blicke erkennt er in der Frage von Schleswig-Holstein „eine Rechtsfrage für das Volk, eine Machtfrage für die Regierungen und eine Existenzfrage für den Bund"; sie ist die deutsche Frage selbst. Nur selten — wie denn die Aufzeichnungen besonders über die fünfziger Jahre lückenhaft sind — ist vorerst von Bismarck die Rede. Hohenlohe verzeichnet die Ansicht der süddeutschen Demokraten, daß dessen Regierung ein vorübergehendes Übel sei; nach seiner Entfernung würde die Organisation des deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung gelingen; er äußert sich wohlweislich nicht dazu. Über die Wirkungen des Krieges von 1866 hat er zunächst eigenartige Vorstellungen; er fürchtete v o r Königgrätz, Süddeutschland werde gemeinsam von Frankreich und Preußen oder von Frankreich und Österreich besetzt, beherrscht, geteilt werden, er erwartete n a ch Königgrätz, obwohl er das französische Volk sonst für „zu groß gesinnt, selbstbewußt und edel" hielt, die Konstituierung Deutschlands zu fürchten, doch ein Eingreifen Napoleons und einen europäischen Krieg. Napoleon werde die Rheinprovinz besetzen. In diesem Falle würde es möglich sein, daß Deuschland sich gegen Frankreich wendete. Nicht übel geraten; wir wissen ja, wie Bismarck den Gebietswerbungen Frankreichs damals mit Verweis auf einen gemeinsamen Feldzug Österreichs und Preußens begegnete. Ruhiger urteilt er einige Tage später (13. Juli 1866): Die Katastrophe war unvermeidlich und besser jetzt als zehn Jahre später. Sie ist heilsam, weil sie „namentlich den Mittel- und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit recht klar ad hominem demonstriert. Daß dies für die Dynastien ein Unglück ist, gebe ich zu, für die Völker ist es ein Glück," Süddeutschland und voran Bayern können nunmehr nur eine Politik befolgen: eine Politik der „Erhaltung Deutschlands durch ein Verfassungsbündnis der Südstaaten mit dem Norden"; kein süddeutscher Bund „mit, das heißt unter" Österreich, noch weniger der „von der Geschichte gebrandmarkte" Rheinbund mit Frankreich. Unter solchen Bedingungen übernahm der Fürst — nicht zuletzt auf „Empfehlung" Richard Wagners — am Sylvestertage 1866 das b a y r i s ch e M i n i s t e r p r ä s i d i u m.

Das bayrische Königtum hätte keine bessere Wahl treffen können. Niemand verstand zwischen den sonderstaatlichen Tendenzen des Königshauses und den Einheitsbestrebungen des Nordens besser zu vermitteln als Chlodwig v. Hohenlohe. Frankreich mußte sich bald klar werden, daß es in einem Kriege mit Preußen Bayern an dessen Seite sehen würde. Man sagte sich in Paris, daß die neue Richtung Hohenlohes Werk sei; man müsse ihn aus dem Ministerium zu drängen trachten. „Jedenfalls das ehrenvollste Zeugnis meiner politischen Laufbahn", bemerkt mit Recht der Fürst. Darum drohte auch der französische Gesandte in Stuttgart: „Bayern wird, wenn es zum Kriege kommt und

Frankreich siegreich ist, teuer, sehr teuer für diesen Schritt büßen müssen." An der Idee der „Trias" hielt Hohenlohe gleichwohl fest. Vom November 1867 liegt ein sorglich ausgearbeiteter Verfassungsentwurf für die „vereinigten süddeutschen Staaten" von seiner Hand vor. Im August 1867 hatte der Fürst eine Unterredung mit Napoleon III. auf dem Münchener Bahnhofe; er verwies auf den Segen eines französisch-gesamtdeutschen Bündnisses; der Kaiser konnte daraufhin seine Rheinbundträume kaum mehr an den Mann bringen. Im Juni und Oktober 1867 kam das Zoll- und Wehrbündnis Süddeutschlands mit dem Norden zustande. Als erste gesamtdeutsche Tagung trat im Frühjahre 1868 und wieder 1870 das deutsche Zollparlament zusammen. Hier eröffneten sich engere persönliche Beziehungen zwischen Bismarck und Hohenlohe. Der Kanzler war „immer entgegenkommend und liebenswürdig". An den Krieg mit Frankreich glaubte er so wenig wie Moltke; Frankreich würde ihn nicht wagen. Würde, äußerte Moltke, Krieg mit Frankreich und Österreich ausbrechen, so werde Preußen doch alle Streitkräfte auf Frankreich werfen und die Österreicher tun lassen, was sie wollten, und wenn sie bis nach Berlin kämen. Bismarck aber ließ Bayern und seinen König nicht im unklaren, daß er sie zu vernichten suchen werde, wenn sie die Allianz nicht hielten. Denn König Ludwig nahm an der neuen Entwicklung doch nur halben Herzens Anteil; im November 1867 schrieb er an seinen Minister, er sei „wegen der Unabhängigkeit seiner Krone und wegen der Selbständigkeit seiner Länder sehr besorgt."

Natürlich ist bei diesen Erörterungen vielfach von Österreich die Rede. Nicht gerade allzu freundlich; gerne erzählt Hohenlohe eine der von Bismarck mitgeteilten Beeinflussungspraktiken Österreichs in der schönen Bundestagszeit nach. Am Frankfurter Tage (1863) sei es nur eine „Bundesreformschlinge" gewesen, die Österreich den Souveränen über den Kopf habe werfen wollen. Er glaubt schon im Jänner 1867 zu erkennen, daß man das deutsche Element in Österreich in den Hintergrund drängen wolle. Aber für die „historisch-politischen Individualitäten" hat er kein Verständnis; mit dieser Art, einen Staat zu bilden, werde die Monarchie zerfallen; das demokratische Element müsse die Reichseinheit erhalten und würde auch mit den Nationalitäten fertig werden. Rezepte des Jahres 1861, wohlangebracht und auch nicht unangewandt, wie die neueste Wendung unserer parlamentarischen Geschichte lehrt. Die hier übermittelte Erzählung Bismarcks, daß auf den Nikolsburger Verhandlungen über eine Abtretung von Österreichisch-Schlesien gegen Kompensation durch die vollständige Inngrenze oder gar das altösterreichische Württemberg verhandelt worden sei, ist, wenn nicht überhaupt neu, doch kaum bekannt. Gegen eine österreichische Führerstellung in Süddeutschland spricht sich Hohenlohe wiederholt und nicht ohne Schärfe aus. Die Korruption der österreichischen Presse verurteilt er im Herbste 1871 mit den härtesten Worten.

Apostel nationaler Einheit war Chlodwig v. Hohenlohe auch sein Leben hindurch Streiter für religiöse Duldung und Freiheit von konfessionellem Zwange. Es sind seine beiden schönsten Ehrentitel. Viele seiner Briefe zeugen für die Wärme seines religiösen Empfindens; er ringt darin mit der Erfassung des Gottesbegriffes; ob mit Tiefe und Sinn, mögen die Religionsphilosophen entscheiden. Aber den Tendenzen des jesuitischen Katholizismus fühlt er sich grundsätzlich feind; nicht anders übrigens sein Bruder, der Kardinal in Rom. Er legt sich im Jahre 1856 den Unterschied zwischen jesuitischer und nichtjesuitischer kirchlicher Auffassung dahin zurecht, daß jene die Kirche

als Eigenkörper vollends von der bürgerlichen Gesellschaft getrennt wissen will, um deren Grundlagen um so sicherer angreifen und zerstören zu können, diese aber mit der Welt ihr Auskommen finden und die Erhaltung der bestehenden Ordnungen verbürgt wissen will. In der Kirchenpolitik, die zu Syllabus, Vaticanum und Unfehlbarkeit führt, sieht er die jesuitische Richtung siegreich vordringen und war im Einvernehmen und mit Unterstützung Döllingers bemüht, eine ablehnende Stellung der Mächte gegenüber dem Vaticanum zu erwirken. Daß er hierfür bei Beust und Österreich kein Entgegenkommen fand, tadelt er scharf. Was ihm der Kardinal aus Rom schrieb, war nur geeignet, ihn bei seiner Meinung festzuhalten. Deutlicher und schärfer ist kaum je ein Kirchenfürst gegen den Jesuitismus ins Zeug gegangen. Chlodwig hat sich später im Kulturkampfe mit vollster Entschiedenheit auf die Seite Bismarcks gestellt und mit aufrichtiger Hingabe am deutschen Jesuitengesetze gearbeitet. Die Jesuiten seien überall in den Reihen der Feinde Deutschlands; unter anderem in Posen. Der Jesuitenorden könne gar nicht anders als ein Reich bekämpfen, dessen Grundlage die Parität der Bekenntnisse ist; wie können wir Bestrebungen dulden, „denen wir den Dreißigjährigen Krieg verdanken und die zu nichts anderem führen als zur Erneuerung der Religionskriege"? Die Vertreibung der Jesuiten sei ein Akt der Notwehr des deutschen Volkes. Wenn es etwas gäbe, schreibt er im Sommer 1872 seinem Schwager Fürsten Friedrich Karl v. Hohenlohe-Langenburg, das ihn veranlassen könnte, Bismarcks Nachfolger werden zu wollen, so wäre es die Freude, den von ihm begonnenen Kampf zu Ende führen zu können. Er spricht hier die schönen Worte — wie viele deutsche Fürsten haben so gesprochen? — er „stehe auf der Seite der Waiblingen und wolle da stehen bis zu seinem Ende. Wenn du mir vorwirfst, daß ich als katholischer Fürst unrecht habe, an solcher Gesetzgebung mich zu beteiligen, so sage ich dir, daß ich vor allem deutscher Fürst bin und als solcher meine Pflicht tun muß." Wie verständlich also, daß seine Ministertage gezählt waren, als 1870 die „ultramontan-patriotische" Partei die Majorität im Landtage gewann. Ultramontan ist, definiert er später, wer seine Meinung und Handlungen durch die Instruktionen des Jesuitenordens bestimmen läßt. Er sagte diesen seinen Feinden, deren Sprecher seine deutschnationale Haltung in den Verhandlungen des Zollparlamentes rügte, noch ins Gesicht: „In ihrem Sinne hätte ich (in der Regierungserklärung) sprechen oder wenigstens denken müssen: Dank meinen Bemühungen, dank den Bemühungen der Presse meiner Partei ist es nicht möglich, von Versöhnung, Verständigung und Eintracht der deutschen Stämme in diesem Saale zu reden. Daß ich so nicht sprechen konnte und so nicht gesprochen habe, darauf bin ich stolz." Dann ging er. Bismarck freilich war damit nicht einverstanden. Er war in Bayern wie in Preußen für ein Konfliktsministerium, riet zunächst zu Auflösung und Pairsschub. Aber Chlodwig v. Hohenlohe war nicht aus Bismarckholz geschnitzt. Am 14. Februar 1870 erbat, am 7. März erhielt er seine Entlassung.

So war er nun wieder Beobachter. Er verzeichnet — im Frühjahre 1870 — die sich immer wiederholenden Gerüchte, daß Bismarck die Absicht habe, seinen König zur Annahme des deutschen Kaisertitels zu bewegen; man legte dem Kanzler die Äußerung in den Mund, er mache sich nicht auf einen, sondern auf vier Kriege gefaßt. Dann kam der große Krieg. Pathetische Reden darüber wird man nicht finden, aber die nationale deutsche Gesinnung des Schreibers spricht aus jeder Zeile. Eine hohe Meinung von der heimischen (bayrischen) Politik hat er mit Fug und Recht nicht. Er bezweifelt, ob man

hier sich zum Anschlusse ans Reich unter Hingabe eines Teiles der Selbständigkeit werde entschließen können. Er sagte am 29. August 1870: „Der König ist noch nicht reif zu deutschen Entschlüssen. Mancherlei bereitet sich aber vor.“ Sechs Wochen später: „Eine politische Überzeugung und klare Pläne finde ich nirgends. Man wird die Dynastie im Stiche lassen von seiten der Bureaukratie, um sich mit Preußen gut zu stellen, von seiten der Armee, um eine gute Stellung zu den norddeutschen Kameraden zu haben, und von seiten des Volkes, das den König wegen seiner Untätigkeit nicht achtet. So wird Bayern ganz leise in das künftige deutsche Reich eingefügt, was unter den obwaltenden Umständen nicht zu beklagen ist. Allerdings ist nichts anderes zu machen. Aber man konnte es mit etwas mehr Würde tun.“ (Oktober 1870.) Am 30. Dezember trat er in großer Rede für die Annahme der deutschen Reichsverfassungsverträge in der bayrischen Kammer des Reichsrates ein. „Diese Verträge“ rief er, „sind nicht das Resultat norddeutscher Überlistung oder süddeutscher Schwäche, sie sind das naturnotwendige Ergebnis einer historischen Entwicklung, in welche einzugreifen nicht dem einzelnen Individuum und nicht Staaten von der Größe Bayerns gegönnt ist.“ Eine Ausdehnung der Reichsverfassung auf ein staatsrechtliches Bündnis zwischen Österreich und Deutschland entsprach wie Bismarcks auch Hohenlohes Ideen; er fand — nicht hierin, aber doch in der Bündnisfrage überhaupt — besonders bei dem Minister von Bruck Entgegenkommen und Verständnis. Der Glanz des Einzugs in Berlin blendet auch ihn. Er wurde erster Vizepräsident des ersten Reichstages und kam in immer engere Beziehung zu Bismarck; er stand zu ihm gegen die Generalität; die allerlei sich kreuzenden Einflüsse in Berlin sind meist sine ira verzeichnet. Wenn einer etwas abbekommt, ist es nur selten Bismarck. Nicht ohne Behagen wird sein rauher Ausspruch mitgeteilt: „Er wolle (April 1873) den Kaiser nach Petersburg begleiten, um die Einflüsterungen aller alten Weiber von Europa, die auf den Kaiser losgelassen würden und in Petersburg auf ihn warteten, zu paralisieren.“ Aber man gewinnt doch deutlich den Eindruck, daß ihm der Riese immer ein fremdartiges Wesen geblieben sei. Und dazu mochte dem Reichsfürsten aus altem Geschlechte, das schon in Hohenstaufenzeit zu den freien Herren sich gezählt, die neue Durchlaucht immer wie ein Parvenu erscheinen. Bismarck aber schätzte und nutzte den klugen Helfer. Im Jahre 1876 versicherte einmal seine Tochter, Hohenlohe sei der einzige Mann, auf den ihr Vater sich verlassen könne; er habe schon öfter an ihn als Nachfolger gedacht. Zunächst wurde er auf einen der höchsten Posten der deutschen Diplomatie gestellt. Am 1. März 1874 veröffentlichte der Reichsanzeiger seine Ernennung zum Nachfolger des vielbekannten Grafen Arnim als Botschafter in Paris.

Chlodwig v. Hohenlohe hat sich die elf Botschafterjahre in Paris sehr wohl gefühlt. Zuerst freilich hatte er das Schmerzensjahr 1875 zu überstehen, da alles voll Kriegswolken hing und die Wahrscheinlichkeit eines deutsch-französischen oder gar eines europäischen Krieges nicht bloß von inferioren Kannegießern erörtert wurde. Herr v. Blowitz, der berühmte „Times“-Korrespondent, weissagte Österreich den Untergang; die slawischen Länder würden an Rußland, die deutschen an Deutschland fallen. Doch würden es die Lebenden nicht mehr mitmachen. Es war also nicht so gefährlich. Thiers empfahl bei der unabweisbaren Teilung der Türkei den Papst nach Konstantinopel zu senden. Il ne serait pas à plaindre. Renan, der Philosoph, wollte an keine Dauer des Papsttums glauben; nach Pius' IX. Tode würde ein Gegenpapst kommen und dann das

Papsttum zugrunde gehen. Und der verlorenen Prophetenworte mehr! In der frostigen Haltung gegenüber England steht Hohenlohe ganz auf der Seite des Kanzlers, wie er denn auch ehrlich bemüht ist, die Schwierigkeiten zwischen dem Kaiser und Bismarck zu beheben. Die englischen Ansprüche auf dem Berliner Kongresse, die Person Beaconsfields sind ihnen beiden gleich widerwärtig. Ebenso ist das Bismarcksche „Laissez faire" in der orientalischen Frage auch Hohenlohes Grundsatz. Er bezeugt wiederholt, daß es Bismarcks unveränderliches Bestreben war, einen Konflikt Österreichs und Rußlands um dieser Dinge willen zu vermeiden. Man dürfe Österreich nicht zugrunde gehen lassen. Im Oktober 1866 schlug Bismarck eine Verständigung beider Mächte durch theoretische Feststellung einer „Demarkationslinie" vor, „so daß der westliche Teil der Balkanhalbinsel dem österreichischen, der östliche dem russischen Einfluß vorbehalten bleibe. Österreich sei aber der Ungarn wegen nicht auf diesen Gedanken eingegangen." Wir wissen, daß 1897 dann etwas ähnliches zustande gebracht worden ist. Konstantinopel, sagte Bismarck, sollte Rußland nur an sich nehmen; dann sei es schwach. Für das deutsch-österreichische Bündnis wollte sich Hohenlohe vorerst nicht erwärmen, ließ sich aber von Bismarck überzeugen und war dann auf dessen Wunsch — er vermerkt es nicht ohne Selbstgefälligkeit — bemüht, den Kaiser von seinem Widerstande abzubringen; es kam ihm dabei zustatten, daß die Kaiserin dieses Mal mit dem „großen Mann im Gebirge" übereinstimmte. Von April bis Oktober 1880 vertrat er als Vorstand des auswärtigen Amtes den leidenden Reichskanzler und war dabei redlich am Werk, den Riß zwischen Bismarck und den Nationalliberalen zu verkleben. Er berichtet über manches anregende Gespräch mit Thiers, zumal über die Pariser Ereignisse in den Folgetagen nach dem Unglück von Sedan und mit Turgenjew über die russischen Zustände. Er meint: „Wenn ich der Kaiser Alexander wäre, so würde ich Turgenjew beauftragen, ein Ministerium zu bilden." Die scharfe Beurteilung Beusts, der nach seinem Sturze Hohenlohe im Mai 1882 in Paris besuchte und „von sich selbst wie von einem dritten, außer ihm stehenden schlechten Kerl sprach", wird in Österreich nicht ohne Interesse vernommen werden. Ungern schied er aus Paris, nahm nicht ohne Wehmut Abschied von dem Präsidentenehepaar Grévy; am 11. Oktober 1885 verließ er die Stadt, um einige Wochen später — 5. November — die Geschäfte eines Statthalters von Elsaß-Lothringen zu übernehmen.

Nun wird allmählich das Verhältnis zu Bismarck schwieriger. Namentlich wegen des Paßzwanges für französische Reisende wollten sich beide Männer nicht verstehen. Noch tritt vor den Ereignissen des Frühjahres 1888 alles übrige zurück; doch vernimmt man jetzt nicht allzuviel über den Ausgang der beiden ersten deutschen Kaiser. Dann mehren sich die Meinungsverschiedenheiten. Doch ist es immer noch weniger der Kanzler als sein „Herr Sohn", gegen den sich die wachsende Mißstimmung richtet. Aber Hohenlohe spürt Gewitterluft. Man darf ihn nicht einen Verräter schelten. Er war einer von den Menschen, die, wie Leopold v. Ranke sich ausdrückt, eine unwiderstehliche Neigung haben, sich der jeweils herrschenden Partei anzuschließen. So gerät er augenscheinlich in die Reihen der Bismarckfeinde und riskiert es, im Februar 1889 zu sagen, daß ihm der Kanzler „geistig nicht ganz gesund" scheine. Aber er schreibt doch zu Sommersonnenwende dieses Jahres: „Es ist möglich, daß es demnächst zu einem Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler kommt. Das wäre schlimm trotz alledem." Und endlich der Bruch und all die treulich verzeichneten Stimmen darüber, über welche der Worte genug gewechselt worden

sind. Nur eines scheint für den Österreicher nochmals der Stellungnahme wert: der unverdrossen nachgeleierte Vorwurf, Bismarck habe Österreich gegen Rußland „im Stiche lassen“ wollen. Das Wort scheint wiederholt gefallen zu sein, aber eine halbwegs aufmerksame Prüfung dieser Memoiren selbst ergibt, daß Bismarck nichts wollte als die traditionelle deutsche Orientpolitik fortsetzen, deren Richtlinien er selbst vorgezeichnet und immer eingehalten hatte. Wenn Rußland Bulgarien besetzen will, wird Deutschland nicht kämpfen; wenn Österreich an seinen Grenzen bedroht werden wird, wird Rußland beide mitteleuropäischen Kaisermächte gegen sich haben. Der deutsche Neutralitätsvertrag mit Rußland war, wie richtig hervorgehoben worden ist, ein kunstvoller Ausbau des Systems der drei Kaisermächte: jede sollte vor einer Verbindung der beiden anderen gesichert sein. Im übrigen ist der Eindruck des nachbismarckischen Berlins im Juni 1890 nicht übel festgehalten: „Zwei Dinge sind mir in den drei Tagen, die ich jetzt hier zugebracht habe, aufgefallen: erstens, daß niemand Zeit hat und alle in größerer Hetze sind als früher, zweitens, daß die Individuen geschwollen sind. Jeder einzelne fühlt sich. Während früher unter dem vorwiegenden Einflusse des Fürsten Bismarck die Individuen eingeschrumpft und gedrückt waren, sind sie jetzt alle aufgegangen wie Schwämme, die man ins Wasser gelegt hat. Das hat seine Vorzüge, aber auch seine Gefahren. Der einheitliche Wille fehlt.“

Und nun so weiter; Bismarck und wieder Bismarck; aber kein Wort über seinen Tod! Gleich anderen war auch das Individuum Hohenlohe „aufgegangen“. Doch der Fürst war alt geworden; kleinlich und selbstgefälliger als früher; in höchsten Jahren, müde und verbraucht, übernahm er am 28. Oktober 1894 das verantwortungsschwere Amt, das Bismarck auf seinen gewaltigen Schultern nicht leicht getragen, und waltete mit Mühen und ohne Glanz als Reichskanzler. Nun drängt es ihn auch nach langer Pause seinem großen Vorgänger wieder persönlich nahezutreten; im Jänner 1895 besuchte er Bismarck in Friedrichsruhe. Von hier an werden die Aufzeichnungen aus „unabweisbaren Rücksichten“ auf Auszüge beschränkt. Hätten sich diese Rücksichten auch schon für die Spätzeit der Statthalterschaft eingestellt, dann wäre uns und dem Toten der häßliche Lärm erspart geblieben. Wie sehr wünschte man, ihr geistvoller Schreiber hätte für seinen Lebensabend das Spiel der Diplomaten, dessen Fäden seinen zitternden Händen entglitten, mit der beschaulichen Tätigkeit des wissenden Beobachters vertauscht und die ungegliederte Notizenmenge dieser Denkwürdigkeiten zu kunstvoll geordneter Darstellung erhoben! Am 21. Dezember 1897 verlor der Greis die vielgeliebte Gemahlin. Ein Jahr später klagt er: „Ich finde, daß die traurige Stimmung zunimmt. Je weiter die Zeit fortschreitet, um so klarer sieht man, daß es zu Ende geht, daß man alle Erinnerungen an die fünfzig Jahre Ehe begraben hat nnd daß nichts wiederkommt. Ich finde eigentlich, daß es dafür keinen anderen Trost gibt als den Tod.“ Noch einmal ein heftiges Wort über die norddeutschen Junker: „Alle diese Herren pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben.“ Denn an seinen deutschnationalen Idealen hält er mit Wärme fest. Trotz allem, was geschehen, sprach er doch aus vollem Herzen die begeisterten Worte, die am 21. März 1896, dem Vierteljahrhundertfeste des Bundesrates, Bismarck galten. Und er fühlt noch kein Ruhebedürfnis. Aber im August 1899 eine neue Klage: „Es ist eine merkwürdige Sache um das menschliche Leben. Man lebt einundfünfzig Jahre glücklich und zufrieden und dann kommt der Riß, der alles zerstört. Und dazu ist der Mensch geschaffen. Da wäre es doch besser, man wäre nie geboren. Das hat schon Sophokles

gesagt, und es sind Jahrhunderte vergangen, und jeder weiß es und jeder vergißt es jeden Tag und dämmert dahin, erhält Ehrenstellen und Orden und geht dann ab und wird vergessen." Am 17. Oktober 1900 schied er aus dem Amte. In schlichten und in ihrer Wehmut ergreifenden Worten gedenkt seiner letzten Lebensmonate noch seine Schwester, Prinzessin von Salm-Horstmar. Am 6. Juli 1901 starb der Fürst nach kurzer Krankheit zu Ragaz.

Quer durch die Pala.

Von Alice Schalek.

Den abenteuerlichen, kühnen Formen der Dolomiten, dieser an eigenartigsten Einzelbildern so überreichen steinernen Welt voll höchster landschaftlicher Schönheit, die noch viel zu wenig bekannt, aber eines Weltrufes würdig ist, gilt heute mein Lied. Werben möchte ich für sie, ihr noch neue Freunde und Bewunderer zuführen, wenngleich die große Bergsteigersekte, Deutsch-österreichischer Alpenverein genannt, ohnedies schon siebzigtausend Gläubige zählt, von denen jeder einzelne zum Apostel seines Glaubens geworden ist.

In zwei Untergruppen teilt sich die andächtige Schar. In die Gletscherfreunde und in die Dolomitenkletterer. Zu jenen gehört man am Beginn der touristischen Laufbahn, weil die Eisberge im allgemeinen leichter zu ersteigen sind und weil ihren blinkenden Reiz auch der Oberflächlichste rasch zu erfassen vermag. Zur Dolomitenkletterei gehört aber größere Übung, da das Auge an Abgründe und Kamine gewöhnt sein muß, und vor allem eine tiefe, große, leidenschaftliche Bergliebe, die allerdings fast jeden überkommt, der auch nur ein einziges Mal die schroffen Wände der stolzen Felsburgen erklommen hat.

In ihrem Mittelpunkte, von allen Seiten frei aufstrebend, steht ein riesiges Korallenriff, die Pala, der mächtigste, reichstgegliederte Dolomitenstock. Ihre phantastisch gebildeten Gipfel, eine prachtvolle Zackenreihe von gewaltigen, massiven Kuppen, schlanken Türmen und Felsnadeln, Hörnern, Pyramiden und Klippen, entragen dem merkwürdigsten Hochplateau, einer kahlen, rotbraunen Steinwüste, in der kein Grashalm gedeiht.

Von Norden her, durch's Comelletal, einem ungeheuren Einriß in das Palamassiv, steigen wir aus italienischem Gebiet dreizehnhundert Meter hoch empor bis zur Rosettahütte.

Hoch über dem wälschen Dorf Garès, wo gerade, wie in fast allen österreichischen und italienischen Südalpentälern, Gebirgsmanöver ist und wo man uns, wenngleich gegen uns hier Krieg geprobt wird, freundlich frisches Bier vom Faß kredenzt, ist der Einstieg in die Comelleschlucht. Sie ist eigentlich nichts als ein bei nassem Wetter ungangbarer Wasserlauf. Der sechs Kilometer lange, ganz schmale, unwirtliche Felsenkanal steigt terrassenförmig an, so daß man stellenweise fast eben dahinschlendert, zwischen den wie Kulissen dicht beisammenstehenden, himmelhohen Wänden, die bizarre Felsklötze und majestätische Riesenblöcke krönen. Durch den Einschnitt im Norden lugt die Civetta in den trümmererfüllten, wildzerklüfteten Kerker und wenn der Steig mit dem Tal sich dreht, wechselt draußen die steinerne Wache.

Gelbrote, verwitterte Wände muß man erklettern, um wieder in eine neue, gleich ergreifend kahle und großartig wilde Talstufe zu gelangen. Überraschende Blicke, stets wechselnde Felsszenerien, herrliche, tiefe, unendliche Einsamkeit.

Unsere Wanderung durchs Comelletal, das zu dem Schönsten gehört, was ein Bergsteiger sehen kann, wird plötzlich, gegen drei Uhr, durch ein Hochwetter unterbrochen. Haselnußgroße Schloßen umzischen uns, die wir unter einer vorgeneigten Klippe Schutz gesucht, rotgoldene, zackige Blitze schlagen dicht neben uns ein und der Donner durchdröhnt die Wände, gleich Kanonenschüssen in einer Schlacht. Mit einem Male, wie in Versailles, wo am ersten Sonntag jeden Monats die Wasserkünste springen, stürzen von all den jähen Felshängen, die hier eine etwas breitere Talsohle beckenartig überhöhen, ein Dutzend Wasserfälle herab. Weit im Bogen, rauschend und schäumend, wie von Geisterhand hervorgezaubert. Und die Sonne, die sich rasch wieder durch die schwarzen Wetter durchgezwungen, spiegelt sich grell in den gleißenden Strömen.

Ebenso plötzlich, wie sie entstanden, versiegen bald darauf die märchenhaften Brunnen. Und wir gelangen bei strahlendem Abendhimmel über die Grenze, auf das Palaplateau, ins Österreichische zurück. Oben steht, mit freiem Ausblick über die ganze Felskette, in großartigster Lage die Rosettahütte.

Aber trotzdem herrscht hier bitterste Armseligkeit, wie überall in Südtirol, wo weder der Alpenverein eingegriffen, der goldenen Segen in das hungernde Land gebracht, noch Doktor Christomanos, der allen Schwierigkeiten trotzbietend einen Teil des schweizerischen Fremdenstroms in österreichische Täler abzuleiten verstand, die Hand im Spiele hat.

Die Rosettahütte, im Mittelpunkt des Verkehres gelegen, enthält keine Zimmer, keine Betten, nur zwei Schlafräume fragwürdigster Art. Der wundervolle Vollmondabend hat zahlreiche Bergsteiger aufwärts gelockt und wir finden bereits sämtliche Pritschen belegt. Immer noch kommen neue Gäste, bis es gerade doppelt so viele als Matratzen sind.

Wir lohnen den italienischen Schmied und den Schustergesellen ab, die uns als Träger gedient und die nun die helle Nacht zum Rückweg durch die Comelleschlucht nützen, und senden den Hüttenwart nach San Martino di Castrozza hinab um vier Führer, womöglich die zwei berühmtesten, Bettega und Zagonel.

Der alte Dolomitenfeldherr ist auf Wochen hinaus vergriffen, indessen hat Zagonel, der mit einem andern Herrn auf die Rosetta, den leichtesten Palagipfel gehen sollte, diesen geschickt auf den übernächsten Tag vertröstet und kommt mit drei Genossen noch vor Mitternacht herauf.

Frühmorgens um vier, nach einer vielfach gestörten Nacht, wird zum Aufbruch geblasen. Meine drei Gefährten wollen den König der Pala, den Cimone, besteigen. Ich soll auf die Vezzana. Daß sie die höchste Palaspitze ist, fünf Meter höher als der stolze Zinken Cimone, ist mein einziger Trost darüber, daß Baedeker sie „nicht sehr" und Purtscheller, die Hochtouristenbibel, sogar „gar nicht" schwierig nennt.

Aus der Führerschar soll ich einen für mich wählen. Aber da tritt rasch und energisch Zagonel an meine Seite.

„Ich gehe mit der Signorina."

Ich lehne das Opfer natürlich ab. Meine Achtung steigt vor diesem breitschultrigen,

stämmigen Mann mit dem offenen, treuherzigen Blick, der, ein Fürst unter den Seinen, so selbstlos auf die interessante, weit einträglichere Besteigung verzichtet.

Aber Zagonel, mit einer jeden Widerspruch ausschließenden Handbewegung, nimmt meinen Mantel, meinen Proviant, meinen Rucksack und geht voran. Bei flutendem Mondlicht verlassen wir die Hütte. Gerade über dem schneeig leuchtenden Fradustagletscher steht die überirdische Laterne, in brennendem Ocker glänzen die malerischen Schrofen und die grotesken Klippen, deren manche ein flimmerndes Eisdiadem schmückt.

Wir folgen schweigend, hingerissen von dem Zauber dieser marmornen Erhabenheit, dem Felssteig am Rande des Plateaus, der einen steten Tiefblick auf das weich im Talkessel eingebettete San Martino bietet. Hinter uns marschieren die vier Führer, ununterbrochen miteinander flüsternd, leise kichernd, bis plötzlich Zagonel in helles Gelächter ausbricht.

Ich bleibe stehen, wende erstaunt den Kopf. Mit ein paar katzenartigen Sprüngen ist er an meiner Seite, übertrieben atemlos beteuernd, daß er den raschen Schritt der Signorina nicht einhalten könne. Jedes Fältchen seines sonnverbrannten verschmitzten Gesichts lacht mich an:

Chi va piano
va sano,
Chi va forte
va alla morte!

deklamiert er pathetisch.

Für einen italienischen Bergführer ist jeder Tourist der beste, flinkste, geschickteste und ausdauerndste. Auch Zagonel fließen die weichen, klingenden Schmeichelworte leicht von den Lippen. Und plötzlich wendet er sich geschmeidig an meine Gefährten:

„Wollen wir die tapfere Signorina mitnehmen?“ Zutraulich zwinkert er mir zu. „Cimone — Omnibusverkehr!“ schließt er grinsend in deutscher Sprache.

Stärkster Protest. „Sehr schwierig“ steht im Purtscheller und das ist nichts für Dolomitenneulinge.

Ich sage kein Wort. Ich möchte wohl mit, allein ich kann den Gefährten die Bürde der Verantwortung nicht so grausam erschweren.

Bis zum Travignolosattel, einer Scharte zwischen Cimone und Vezzana, sollen wir alle zusammenbleiben. Auf dem Bettegapaß, wo der Cimoneweg von San Martino heraufkommt, lassen wir bis zum Abstieg unbesorgt unsere Rucksäcke auf einer Felsplatte liegen. Dann geht's über einen stark geneigten Gletscher empor bis dicht unter eine scharfe Einsattlung zwischen zwei senkrechten, rotbraunen Türmen. Hier schwenken die Führer links ab und steigen in die Felsen ein.

„Ist das nicht der Travignolopaß, bei dem unsere Wege sich trennen?“

„Oh nein! Der liegt viel weiter oben.“

„Wo ist die Vezzana? Liegt die nicht rechts?“

„Nein, links.“

Ich frage nicht weiter. Zagonel kennt den Weg! Aber es wundert mich doch, daß er hier zu den übrigen Mänteln den meinen legt. Denn auf der Vezzanaspitze, die tief im Schnee steckt, soll's bitter kalt sein.

Um den kühnen Felsturm immer links herum, über ein paar leichtere Kletterstellen, führt ein Steig, der endlich unter einer schrägen Felswand endet.

„Eispickel hier lassen."

„Auch das meine?"

„Ja."

„Und der Dezzanagletscher?"

Zagonel zuckt verächtlich die Achseln.

„Kuhweg," sagt er lakonisch.

„Wo zweigen wir ab?"

„Hinter dem gemeinsamen Frühstücksplatz."

Mir ist's, als hätte ich in der Hütte gehört, jeder Gipfel habe seinen eigenen Frühstücksplatz. Die Wirtin packte drum meinen Proviant in ein besonderes Tuch. Aber wenn ich mich geirrt, desto besser. Insbesondere da die Heiterkeit der Stimmung nichts zu wünschen übrig läßt. Doch da die Trennung bevorsteht, werde ich hier mitten auf der Wand in möglichst gruseliger Stellung photographiert.

Auf dem, durch Dutzende leere Flaschen gekennzeichneten Frühstücksfelsvorsprung sitzen bereits zwei Herren mit zwei Führern, darunter der berühmte Saverio Zorzi, der einst bei stockfinsterer Nacht einen steifgefrorenen Führerlosen vom Cimone geholt und über die Ostwand heruntergeseilt hat, was diesem entschieden mehr gekostet hat, als wenn er ihn gleich zum Aufstieg mitgenommen hätte.

Die vier fremden Männer begrüßen mich lachend mit erhobenem Becher. Auch unsere Führer trinken alle auf mein Wohl und das Kichern und Jauchzen und Scherzen nimmt kein Ende. Die blaue Schönheit dieses, von einer Sonnenwoge durchzitterten Morgens ist freilich berauschend. Aber es wundert mich doch, daß dies auch wetterharte, notwendig längst abgestumpfte Männer aus dem Volke fühlen.

Wir wollen nun Abschied nehmen, aber Zagonel läßt die anderen nicht schon hier vorangehen. Ich soll vorläufig die Tete noch behalten. Es könnten Steine fallen .....

Steine? Auf dem Dezzanasteig?

Zagonel und ich traversieren also als erste Partie, gleich über dem Frühstücksplatz, wo wir alles bis auf ein Fläschchen Tee gelassen und uns aneinandergeseilt haben, ein schmales, ganz ausgesetztes Band, das nur einige, noch dazu abschüssige Tritte bietet. Senkrecht ragt rechts die Wand empor, senkrecht stürzt sie zur Linken ab.

Seltsam, dies nennt der sanfte Baedeker „nicht sehr schwierig"? Und fast mit Beschämung suche ich's vor mir selbst zu leugnen, daß ich es anders empfinde.

Lachend tauschen die Führer unverständliche Dialektworte, bis plötzlich eine gelbrote, vorgeneigte Wand das Weiterklimmen hemmt.

Zagonel winkt mir zu folgen, dann legt er sich flach auf den Leib und verschwindet kriechend in einem finstern, eisverkleideten, fußhohen Loch, einem natürlichen, winzigen Felstunnel.

Hinter mir fliegt ein dreistimmiger Schrei der Entrüstung auf, voll Überraschung und Schrecken, voll Lachen und Zorn bleiben meine Gefährten stehen.

„Das Cimone-Loch! Diese Bande!"

Zagonel kriecht blitzschnell zurück und schaut wie ein Zirkusclown, halb listig, halb unschuldig, von unten schief zu den empörten drei Herren hinüber.

Dann brechen sie alle los, schütteln sich vor Lachen über den bereits ganz unten abgekarteten, so glänzend gelungenen Spaß. Seit zwei Stunden, prustet Zagonel heraus, warten sie auf das Platzen der Bombe. Selbst die fremde Partie sei mit im Bunde gewesen.

Zagonel macht sein harmlosestes Gesicht. Kann er dafür, daß er den Weg auf die Vezzana nicht mehr weiß? Seit sieben Jahren hat sicherlich keiner der berühmten Führer da hinaufgefunden. Er hat die beste Absicht gehabt, bei der Madonna! Aber Zagonels Beine geraten leider von selbst immer wieder auf den Cimone! Wir hätten eben nur drei von diesen unvergleichlichen Führern holen lassen sollen „— — ed un portatore per la Vezzana! Ma una guida — e precisamente Zagonel! — — — Dio mio!"

Daß „una guida — Zagonel!" auch herzensgern, wenn keine bessere Tour zu haben ist, auf die Rosetta geht, geschweige auf die Vezzana, weiß ich genau. Aber er lacht alle Vorwürfe nieder und ist so strahlend vergnügt über den gelungenen Gaunerstreich, daß niemand vom Zurückgehen zu sprechen wagt. Und Zagonel vergißt auch nicht, mich an der Ehre zu fassen:

„Die Vezzana! So eine Schande! Läßt sich die allervortrefflichste, allerkühnste aller Signorinas das gefallen?" Dann plötzlich ganz theatralisch, im Herrscherton: „Ich übernehme die Verantwortung! Ich allein, ich, der Zagonel!"

Ehe ich recht ja oder nein gesagt, stehe ich schon mitten auf der berüchtigten Ostwand. Mit unzureichenden Handschuhen, ohne Kletterschuhe, ohne Gamaschen. Die Wand ist senkrecht, achtzig Meter hoch und ganz exponiert, wie der technische Ausdruck lautet. Mir ist's wie im Traum. Ist das nicht eine Versündigung an der Pflicht gegen sich selbst?

„Ein Spazier für die Mama!" jauchzt es zu mir herab. Zagonel, sicher wie ein Baum, sitzt hoch über mir, mitten in der Wand verankert und hält das vierzig Meter lange, an mir befestigte Seil.

Der „Spazier für die Mama" hat doch stark an meinen Nerven gezerrt. Hier, beim Heraustreten auf das offene Felsgesimse, fast frei schwebend über dem Bodenlosen, schließe ich noch erschrocken die Augen. Im nächsten Moment aber, auf der schmalen Felsrippe, kann ich schon seelenruhig rechts und links tausend Meter hinunterschauen. Von Minute zu Minute gewinne ich an Sicherheit und an Kraft. Und je gewandter und ruhiger ich klettere, desto strahlender wird es in mir. Ein wonniges Über-sich-selbst-hinaus-wachsen überkommt mich, wie bei einem Opiumrausch, eine jubelnde „Verkauft's mein G'wand"-Stimmung und die beseligende Überzeugung, daß es keine Hindernisse auf Gottes weiter Erde geben kann, die ein kühner Bergsteiger nicht jauchzend über den Haufen rennt. All das Schwermütige, Verzagte, das die erschlaffende Stadt in einem Menschenherzen großgezogen, wird von der Gipfelsonne verscheucht, unter der Sinn und Wille erstarken. Wer immer hier oben steht in köstlicher Bergluft, auf schwindligem Grat, unerschrocken und kühn: nie wieder vergißt er den unaussprechlichen Reiz dieser Sekunde! Unrettbar dem Dolomitenzauber verfallen, ist er, eben noch Jünger, zum frohen Apostel geworden.

Die Aussicht vom Cimone zu betrachten, ist mir völlig unmöglich. Der Bernina, die Königsspitze und die ganze Alpenkette bis zum Großvenediger umschimmern mich. Aber ich blicke kaum hin. Zum erstenmal begreife ich's selbst, daß die strahlendste Fernsicht dem Kletterer gleichgültig wird. Daß er die eigene Schwäche besiegt hat, das allein gibt dem Aufstieg die Weihe.

„Ist das Fräulein zufrieden?"

Mit lachendem Auge fragt mich's Zagonel. Und ich, die ich weiß, daß ihn hauptsächlich der höhere Führerlohn zu dem Streich gereizt, daß er ein „Gehauter" ist, ein Komödiant — ich liebe ihn in diesem Augenblick. Wer je einem dieser liebenswürdigen italienischen Spitzbuben gram sein konnte — der werfe den ersten Stein.

Ob er denn oft solche Dinge wage, fragen wir ihn. Wie, wenn einem nun doch der Mut auf der Ostwand verginge?

Zagonel blinzelt schlau. Das sähe er gleich beim ersten Schritt über das Band. Und außerdem gäb's noch ein sicheres Zeichen. Einen, der noch die Lederhülse fein säuberlich auf das Eispickel steckt — hätte er nimmermehr auf den Cimone mitgenommen! Aber die flinke Gemse, die beste aller Steigerinnen könne — — — —

Wie ist die italienische Sprache doch schön, auch wenn sie zum Lügen mißbraucht wird. Zagonel, mit sanften Schmeichelworten, drängt immer stärker zum schleunigen Abstieg. Steine könnten fallen, gefährliche Steine — — — —

„Und eine neue Partie wartet unten," wende ich seelenruhig ein. Da lacht er und nickt. „Oh, die Signorina ist klug!" Und denkt gar nicht ans Leugnen.

Von dem angeborenen Takt dieser Bergsöhne könnte manch einer lernen. So brüderlich man ihnen begegnet, vertraulich werden sie nie. Aber auch niemals devot.

Was man vom Oberkellner im Dolomitenhotel San Martino nicht behaupten kann. Sehr von oben herab empfängt er die bestaubten, abgerissenen Gäste.

„Hier im Hotel werden die Herrschaften speisen?" Er wundert sich unverschämt deutlich. „An der Table d'hôte ist leider kein Platz."

Allerdings, meine sämtlichen Fingerspitzen gucken aus den Handschuhen hervor. Auch tut ein Bad ungemein not. Und da ich froh bin, daß aus Gnad' und Barmherzigkeit für die todmüden Wanderer ein Unterschlupf im Hotel ausfindig gemacht wird — das „wie" begehre niemand zu wissen — so beschwichtige ich die empörten Gefährten.

Und siehe, als wir gesäubert und in Gesellschaftskleidung wieder erscheinen, ist der aufgeblasene Herr sofort ganz Bedientenseele. Und auch an der Table d'hôte findet sich nun reichlich Platz.

Ein gottgesegneter Punkt, dies waldumschlossene San Martino! Hier umfaßt ein einziger Blick die ganze, herrliche Pala, die abends in purpurnen Tinten erglüht. Vom gigantischen Eckpfeiler Cimone, den wir eben bezwungen, über die zierliche Rosetta und den spitzen Campanile bis zur zweizinkigen Gabel, die die andere Seite flankiert, dem glatten Sass Maor und der nadelscharfen Punta della Madonna, über die ganze Wildheit dieses grandiosen Aufbaues schweift das trunkene Auge unbehindert dahin.

Warum baut man hier nicht Paläste für die Reichen, die zu tausenden herbeigeeilt kämen? Warum nicht fliegende Baracken für die Touristen, die doch nicht alle auf der Wiese nächtigen können, wie zwei lustige Brüder, von denen man uns erzählt? Warum schöpft keiner das Gold, das in dieser Erde liegt?

In den Dolomiten schläft Dornröschen noch. Wann kommst du, weckender Prinz?

Ein Pole über die Grundprobleme Rußlands.

Von Professor Dr. M. Murko.

Unter den Grundproblemen Rußlands, über die jüngst Professor Zdziechowski ein Buch* veröffentlichte, sind die geistigen Strömungen in diesem Lande seit Katharina zu verstehen, namentlich die philosophischen Ideen, die in der russischen Literatur und Gesellschaft seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts maßgebend waren und sind. Im Zusammenhang damit werden auch die wichtigsten politischen und sozialen Fragen behandelt, aber nicht systematisch, sondern in sehr lehrreichen Skizzen, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre polnisch erschienen sind. Ihre charakteristische Bedeutung beruht, wie das Vorwort des Übersetzers richtig betont, darauf, „daß sie nicht nur durchgedacht, sondern auch durchgelebt sind". Zum bessern Verständnis derselben ist daher auch eine Aufklärung über die Persönlichkeit des Verfassers am Platze. Der als Literarhistoriker namentlich durch ein großes Werk über Byron und seine Zeit bekannte Krakauer Professor M. Zdziechowski ist ein russischer Pole, ein Zögling russischer Schulen, persönlich bekannt mit den bedeutendsten geistigen Führern der oppositionellen Strömungen in der russischen Literatur und Gesellschaft, und seit seiner Studienzeit trotz aller Ungunst der Verhältnisse ein überzeugungsvoller Apostel einer Annäherung zwischen Russen und Polen „auf dem Boden der gemeinschaftlichen religiösen und sittlichen Ideale, die in den herrlichsten poetischen und philosophischen Schöpfungen beider Nationen ausgesprochen sind". Des Verfassers Ideal sind die christlich-romantischen polnischen Dichter, namentlich Krasińskis Irydion sollte für jeden Polen der höchste Ausdruck des Nationalgeistes sein; daher wird es begreiflich, daß er mit besonderen Sympathien auf seiten jener russischen Schriftsteller und Philosophen steht, die das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen suchen, und seine Blicke auch auf jene Männer im katholischen und protestantischen Westeuropa richtet, welche eine „Verinnerlichung der Religion und Verchristlichung der Kultur durch die verinnerlichste Religion" anstreben, wie Kardinal Newman, sein Fortsetzer in England P. Georg Tyrell, der Erzbischof Mignot, M. Blondel und „der edle und tiefe Vertreter des religiösen Gedankens in der deutschen Philosophie", Rudolf Eucken.

Zdziechowski steht also auf einer höheren Warte, muß aber gerade deshalb öfters subjektiv und einseitig werden. Trotzdem wird jedermann, der sich für das geistige und öffentliche Leben Rußlands interessiert, dieses Buch mit dem größten Nutzen lesen, denn der Verfasser kennt genau seine schöne und geisteswissenschaftliche Literatur, urteilt nicht ohne tiefere Gründe und versteht es, die ihn interessierenden Probleme herauszugreifen und geschickt darzustellen; seine Religiosität und die Vorliebe für den slawischen Mystizismus werden sogar zu einem Vorzug: sie befähigen ihn, uns die originellsten Vertreter der russischen Literatur näherzubringen und verständlicher zu machen, denn im russischen Volke ist der Glaube noch lebendig wie sonst nirgends in Europa.

Zur Charakteristik des Werkes sei aus der Einleitung Zdziechowskis eine Parallele zwischen Rußland und Japan hervorgehoben: dieses imponiert ihm wegen der Art seiner

* Professor Dr. Marian Zdziechowski. Die Grundprobleme Rußlands. Literarisch-politische Skizzen. Aus dem Polnischen übersetzt von Adolf Stylo, Gymnasialprofessor in Krakau. Akademischer Verlag, Wien, Leipzig 1907. 8°, 431 S.

Europäisierung und wegen seiner sittlichen Höhe, während jenes deshalb besiegt werden mußte, weil es nicht ein wahrer Vertreter der christlichen Kultur war, als deren Vorkämpfer es sich hinstellte. Besser als diese mystische Erklärung ist ein Vergleich zwischen dem Zaren und Mikado, der etwas überraschend ausfällt. Der Mikado ist nur der Statthalter einer Gottheit, der Zar aber etwas ungleich Höheres, die Verkörperung des urewigen, unabänderlichen Willens Gottes; alle Einschränkungen dieses Willens sind ein Attentat auf Gott. Der Mikado konnte daher seine Macht mit den Untertanen teilen, der Zar aber nicht, ohne Gott zu verleugnen. Auf diese Weise erklärten die Verteidiger des Autokratismus das Wesen desselben bis in die letzten Zeiten und ihre Lehre spielt noch in den gegenwärtigen Kämpfen eine wichtige Rolle.

Diese byzantinisch-religiöse Vergötterung des Monarchen wurde seit Peter dem Großen mit deutscher Organisation verbunden, wodurch Rußland den Eindruck eines mächtigen einheitlichen Ganzen machte. Dieser byzantinisch-germanische Geist stand aber nach Zdziechowski mit den ethnischen Elementen des russischen Volkes im Widerspruch, denn Rußland bildet nicht nur äußerlich sondern auch innerlich einen Übergang von Europa nach Asien. Der offene, liberale, freiheitsliebende und nur mit Widerwillen in die Bahnen des Staatswesens sich einzwängende slawische Demokratismus verquickt sich dort mit asiatischer Kontemplation. So ist die Geschichte der Geistesentwicklung Rußlands voll fortwährender Kämpfe und mißlungener Opfer der Versöhnung und Synthese fremder byzantinisch-germanischer Elemente mit slawisch-asiatischer Tiefe. Zdziechowski kommt nun zum Schluß: „Das slawisch-asiatische Rußland oder besser jenes, in welchem das slawisch-asiatische Element überwiegt, oder das Rußland, das der Freiheit zustrebt und sich nach absoluter Wahrheit sehnt, deren Abglanz die Ordnung auf Erden wäre — dieses Rußland erhebt im Namen Christi Protest gegen den Antichristianismus des offiziellen Rußlands und hat nur zwei Wege vor sich: Umgestaltung auf allen Gebieten oder gänzliche Vernichtung."

Man kann sich schon daraus eine Vorstellung machen, welche Richtungen in der Europäisierung Rußlands der Verfasser bevorzugt. In den Kapiteln „Zur Geschichte und Kritik des Slawophilismus"* vermag er allerdings seine Liebe für jene Männer, die den reaktionären Patriotismus der nachnapoleonischen Restaurationspolitik durch philosophische Vertiefung im Sinne des deutschen Idealismus zu heben suchten, nicht stark zum Ausdruck zu bringen, denn ihre Lehren, die auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens in Dostojewskij den größten und eifrigsten Apostel fanden (vgl. namentlich das Kapitel „der Großinquisitor" in den Brüdern Karamasow), wurden allmählich zu einem Katechismus klerikal-polizeilicher Sentenzen und die „Slawophilen" entpuppten sich geradezu als Slawophagen in bezug auf die katholischen Slawen, namentlich seit dem polnischen Aufstand von 1863, der in der Geschichte Rußlands eine ungeheuere und tragische Bedeutung hat. Der letzte hervorragende Vertreter des Slawophilismus, Iwan Aksakow, ein echt russischer Typus des Widerspruches, verband sich mit dem Erzreaktionär Katkow, der sich seine Inspirationen noch spät aus Josef de Maistre holte. Auf den Ideen dieser beiden Männer fußte die Politik Alexander III. Unter ihm

* Der Name bezog sich ursprünglich auf die Hervorhebung der slawischen Elemente im russischen Volkstum; das Interesse für die übrigen Slawen, namentlich die orthodoxen, war eine Folgeerscheinung.

wurde ein bei seinem Erscheinen (1870) unbeachtetes Werk „Rußland und Europa" des Naturforschers Nikolaus Danilewskij ausgegraben und erlangte die größte Bedeutung. Von der Theorie der „kulturhistorischen Typen" ausgehend, predigte Danilewskij den nacktesten nationalen Egoismus, der das nächste Ziel in der Annexion Konstantinopels mit dem ganzen Osten sah, und das endgültige Aufgeben „jeder Solidarität mit den europäischen Interessen" forderte.

Gegen diesen zersetzten Slawophilismus trat der Philosoph Wladimir Solowiew in die Schranken, ein Mystiker und Asket, der schon in seinem Aussehen etwas Metaphysisches hatte. Als treuer Sohn der orthodoxen Kirche gelangte er durch seine Forschungen über den Katholizismus zur Forderung einer Vereinigung beider Kirchen, die ihm gar nicht schwierig erschien, da ein tiefer dogmatischer Gegensatz zwischen der Orthodoxie und dem Katholizismus in der Tat nicht vorhanden ist. Auf dem Gebiete der Politik erklärte er sich gegen die Herrschaft des „Interesses": „wenn es im Widerspruch steht mit dem christlichen Gesetz, so ist es besser dem Patriotismus als dem Gewissen zu entsagen"; seine Ansicht aber ist, daß der wahre Patriotismus mit dem Gewissen übereinstimmt. In diesem Sinne wünschte er auch eine Lösung dreier Fragen, welche die Geschichte Rußland aufgebürdet hat, der polnischen, orientalischen und jüdischen.

Unterdessen wurde der Panasiatismus zu einer neuen Phase des mystischen Patriotismus in Rußland. Seinen theoretischen Vertreter fand er im Fürsten Esper Uchtomskij, dem Begleiter des Kaisers Nikolaus auf dessen Orientreise. Dieser edelgesinnte, religiös gestimmte Mann fühlte sich zu dem mystischen Asien hingezogen und stellte Rußlands physische und geistige Einheit mit Asien als These auf. Die Vereinigung der nördlichen Provinzen Chinas mit Rußland war für ihn nur eine Frage der Zeit. Dostojewskijs Allmenschtum der Russen hatte Uchtomskij im Sinn, als er verkündete, daß das Geheimnis des beispiellosen Glückes, mit dem Rußland einen Staat nach dem andern eroberte, nicht nur in der kriegerischen Tapferkeit, „sondern in der geheimen Kraft sympathischer Gefühle, in dem aus der russischen Seele unausrottbaren Bedürfnis bestehe, in jedem vernünftigen Wesen, ohne Ansehen des Glaubens und der Abstammung, einen vor Gott und dem Zaren gleichberechtigten jüngeren Gefährten und Bruder zu erblicken".

Diese schönen Worte entsprachen jedoch ebensowenig der Wirklichkeit wie die slawophile Idealisierung Rußlands im Vergleich mit dem „faulen Westen", denn russische Orientalisten und Geographen bringen schwere Klagen gegen die sibirische Bureaukratie und Kirche vor. Die hochfliegenden Schwärmereien Uchtomskijs verwandelten sich in der Hand seiner entarteten Nachfolger in Haß gegen das „gesunkene" Asien. Das Ende des ganzen panasiatischen Traumes ist bekannt.

In den Kapiteln „Zur Geschichte und Kritik des russischen Europäismus" vermissen wir eine Schilderung der bedeutendsten Rivalen der Moskauer Slawophilen in den vierziger Jahren, der hervorragendsten Vertreter und Schöpfer des russischen Europäismus, denn diese „Westmänner" (in der Literatur war bisher der Ausdruck „Westler" üblich), die in gleicher Weise von Hegel ausgingen, traten mit keiner originellen Doktrin hervor, die dem Slawophilismus hätte gegenübergestellt werden können. Es verknüpfte sie die gemeinschaftliche Verehrung für die Errungenschaften des menschlichen Geistes, deren Frucht die westeuropäische Kultur war, und die gemeinschaftliche Überzeugung, daß

die unerläßliche Bedingung des Fortschrittes Rußlands, seines moralischen und materiellen Wohlstandes in der innigsten Verquickung mit dieser Kultur lag. Selbst die hervorragendsten Männer, Bielinskij, den größten literarischen Kritiker Rußlands, und den von der Jugend vergötterten Geschichtsprofessor Granowskij übergeht Zdziechowski, denn „beider Bedeutung in der Geschichte der geistigen Entwicklung Rußlands ist ungeheuer groß, in Europa jedoch könne sie kein besonderes Interesse erwecken."

Erst später entstand auf dem Boden des russischen Europäismus unter dem Einfluß des Slawophilismus eine Doktrin mit den Merkmalen einer nationalrussischen Weltanschauung, deren Lehren nicht nur Rußland, sondern auch Europa beeinflußten. Der Schöpfer dieser Doktrin war der Vater der russischen Revolution, der romantische Anarchist Herzen, der die Verhältnisse Europas „vom andern Ufer", d. h. vom russischen Gesichtspunkte aus betrachtete und in der Konkurrenz mit dem Slawophilismus einen Messianismus schuf, der dahin ging, daß die russische Revolution mitsamt dem Bauern, der ihr Held sein würde, der Menschheit ein neues Losungswort bringen werde. Herzen fand einen Fortsetzer in dem Vertreter des „kämpfenden Anarchismus" Michael Bakunin, der die typische Inkarnation der russischen zügellosen Natur repräsentiert; von ihm ging der Ruf aus, daß die Intelligenz „unter das Volk" gehen müsse.

Auf besonders Interesse kann die von Zdziechowski geführte Parallele zwischen Heine und dem sittlich höher stehenden Herzen, zwischen Judentum und Russentum, rechnen; sie gipfelt in dem Schluß, daß dem Anarchismus die Russen den Stempel ihres Geistes aufdrückten, im Sozialismus aber die Juden die hervorragendste Stellung behaupteten.

Im vollsten Widerspruch zu Herzen und Bakunin stand die revolutionäre Wirksamkeit des Grafen Leo Tolstoj, der eine Synthese des Anarchismus mit dem Evangelium vorstellt. Er übernahm das Werk Herzens „und wandte, von der Erfahrung der Epoche bereichert, den russischen Gedanken von dem Zweifel und der Zerstörung ab und Gott zu. Darin besteht das unsterbliche Verdienst Tolstojs, darauf beruht seine ungeheure Bedeutung." Wie der Sinn für das Schöne Herzen von der Einseitigkeit und Wildheit der revolutionären Doktrin zurückhielt, so war Tolstojs Lenker der Sinn für die Sittlichkeit. Nachdem Zdziechowski Tolstoj als einen Moralisten, mit dem sich niemand messen könne, hingestellt hatte, macht er auf eine logische Inkonsequenz in seiner ganzen Lehre aufmerksam. „Es hat bisher außer Dostojewskij in der Weltliteratur keinen gleich tiefen Kenner der Menschenseele gegeben, niemanden, der die ganze verzweiflungsvolle Mannigfaltigkeit des Ekelhaften, dessen der Mensch fähig ist, und alle Nuancen der Sünde so genau erforscht und so erschütternd dargestellt hätte — aber auch keinen Optimisten, der Tolstoj gleichkäme." Weil seine Lehre auf die Macht des Bösen in der menschlichen Natur keine Rücksicht nimmt, besitzt sie keine schöpferische Kraft, ihre Bedeutung ist nur negativ. Aber in diesem Bereich vollführte sie ein großes Werk, denn sie war wirksamer als alle revolutionäre Propaganda. Der christliche Anarchismus Tolstojs erwies sich stärker, denn der materialistische Anarchismns Herzens und Bakunins.

Auf den idealen Höhen des Europäismus steht Boris Tschitscherin, der die der Revolution entgegengesetzte Idee der evolutionären, organischen Umgestaltung Rußlands im Geiste der Ideale der westeuropäischen Kultur vertritt. Dieser langjährige Professor des Staatsrechtes an der Moskauer Universität war Bürgermeister von Moskau zur Zeit der Krönungsfeierlichkeiten Alexanders III. Bei dieser Gelegenheit hielt er auf dem Bankett

aller russischen Bürgermeister die Empfangsrede, in der er auf „die Einheit aller, dem Wohl des Vaterlandes zugekehrten Kräfte der Selbstverwaltungen des Reiches" einen Toast ausbringend, die Hoffnung aussprach, der Staat werde diese Kräfte zur Mitarbeit heranziehen, da „ohne die Beteiligung der Gesellschaft alle Reformen der vorhergehenden Regierungen sinnlos seien". Der kühne Redner fiel in Ungnade und mußte vom Schauplatz der Politik verschwinden, schuf aber dann in ländlicher Zurückgezogenheit ein abgerundetes System christlicher Politik. Die tiefe Bedeutung seiner Philosophie beruht in der Harmonie des rationalistischen Prinzips mit dem moralischen; angesichts der auf dem Gebiete des religiös-philosophischen Gedankens gegenwärtig wogenden Kämpfe liefere sie den Beweis, daß eine Annäherung zwischen dem Rationalismus und Moralismus möglich sei.

In Tschitscherin und Solowiew erblickt Zdziechowski die Schutzgenien Rußlands, gesteht aber selbst, daß die Worte des ersten ungehört verhallten, während der zweite nur wenig Anhänger fand. Solowiew wurde deshalb Pessimist. Weil Rußland seine christliche Pflicht nicht erfüllte, prophezeite er ihm 1894 unter dem Eindruck des Chinesisch-japanischen Krieges in einem visionären Gedicht, daß Japan zum ausübenden Werkzeug der über Rußland verhängten Strafe Gottes ausersehen sei. Außer der Staatspolitik und der russischen Gesellschaft bereitete ihm den größten Schmerz Graf Tolstoj als erbitterter Gegner der Kirche. In der Macht seines Genies erblickte Solowiew eine größere Gefahr für die Sache der allgemeinen Kirche in Rußland, als in der offiziellen, erstarrten Orthodoxie, der Konfessionslosigkeit der gebildeten Klassen und den unter dem Volke sich verbreitenden Sekten. Und so richtete Solowiew in seiner letzten Arbeit „Drei Gespräche" die Hauptangriffe gegen Tolstoj und namentlich gegen sein grundlegendes Dogma, man dürfe dem Bösen nicht auf dem Wege der Gewalt gegenübertreten. In seiner pessimistischen Lebensauffassung stand er „auf gleicher Stufe mit Leopardi und Schopenhauer, doch unterschied er sich prinzipiell von ihnen durch seine Begierde nach Leben, Taten, Mühen, Kämpfen im Namen jener idealen Ordnung, die wir das Reich Gottes nennen". Nicht das Leiden, von dem der mitleidige Tod ein Erlöser sei, sondern das Faktum des Todes machte ihn zum Pessimisten. Deswegen klammerte er sich in seinem Glauben an Gott an die Auferstehung Christi als ein Dokument der Göttlichkeit. Und da liegt es nahe, daß er seine leidenschaftlichen Angriffe gegen den unchristlichen Zeitgeist und gegen Tolstoj zuletzt in einer kurzen Erzählung vom „Antichrist" niederlegte. Nach einer mongolischen Hegemonie unter Führung Japans werden die Europäer dieses Joch abschütteln und die Vereinigten Staaten Europas bilden. Zu Anfang des XXI. Jahrhunderts wird dann der Antichrist auftreten, das größte Genie der Menschheit, der von Nietzsche erträumte Übermensch in seiner besten Bedeutung (von Beruf Artillerist, eine boshafte Allusion auf Tolstoj), der nur einen Fehler hat: er liebt vor allen Dingen sich selbst und nicht Gott.

Ich übergehe die weiteren apokalyptischen Details, wie die Versöhnung der Katholiken, Orthodoxen und Protestanten zum Sturze des Antichrists oder die Vereinfachung des nach Petersburg verbannten Papsttums. Der Auferstehungsglaube Solowiews und seiner Nachfolger ist nach Zdziechowski deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil er „die Grundlage des ganzen religiösen Aufschwunges in Rußland bildet, der heutzutage mit immer größerer Stärke hervortritt; in diesem Aufschwung ruht der gesunde Kern der gegen-

wärtigen revolutionären Gährung, und das allein kann uns hoffen lassen, daß Rußland der sozialen und politischen Anarchie Herr werden kann."

Die Resultate dieses Kampfes lassen sich bisher allerdings nur auf den Höhen des geistigen Lebens Rußlands bemerken. Auf diesen führt uns der Verfasser im letzten Kapitel „Christus ist auferstanden" besonders den Professor Sergius Bulgakow vor, der seine geistige Evolution von sozialistischer Schwärmerei zum Christentum in einer der denkwürdigsten Schriften unserer Epoche: „Vom Marxismus zum Idealismus", dargelegt hat, dann den Dichter und Philosophen Mereschkowskij, den tiefsinnigen Schöpfer der Trilogie „Christus und der Antichrist", der den Positivismus der russischen Intelligenz speziell durch eine Analyse der Werke Gorkijs bekämpfte, und den in Moskau Rechtsphilosophie lehrenden Eugen Trubetzkoi, einen geistigen Erben Solowiews und Tschitscherins, der den weitreichenden Schwärmereien über eine notwendige Reform der Kirche eine realere Gestalt zu geben sucht und in der Politik (er ist Mitglied des Staatsrates) der Partei „der friedlichen Erneuerung" angehört.

Eine interessante Erscheinung in den auf eine Wiedergeburt der Kirche gerichteten Bestrebungen ist der Umstand, daß an dem geplanten Konzil nicht bloß die Bischöfe, sondern nach der Überzeugung aller, die Geistlichkeit mit inbegriffen, in Übereinstimmung mit Tertullian (repraesentatio totius nominis Christiani) auch Vertreter des niederen Klerus und der Laien teilnehmen sollten. Und dazu macht Zdziechowski folgende, bei einem polnischen Katholiken etwas überraschende, aber für ihn charakteristische Bemerkung: „In dieser weitgehenden Auffassung der Idee der Kirche und der Kirchenversammlung, in diesem Aufruf an alle gläubigen Söhne der Kirche, zu helfen und zu raten, steht jenes belebende Element des Ostens, das im Fall einer Vereinbarung der Kirchen zur Weckung des kirchlichen Lebens im Westen beitragen könnte."

Zwischen den beiden visionär betitelten Kapiteln des Schlußteiles des Werkes Zdziechowskis finden wir eine ganz politische Skizze „Gegenwart und Zukunft", von der man bedauern muß, daß sie nicht ausführlicher ausgefallen ist, da der Verfasser auch Tagesfragen in seiner Art recht gut zu behandeln versteht. So hebt er ganz richtig hervor, daß Rußland in den letzten Jahrzehnten zu den Zeiten Nikolaus I. zurückkehrte, nur mit dem großen Unterschiede, daß Nikolaus I. selbst regierte, insofern die Führung des Steuers des größten Reiches der Welt in der Macht eines Menschen liegt, während seine Nachahmer, Alexander III. und Nikolaus II., nur willige Werkzeuge der Bureaukratie waren und von ihr, um den Ausdruck Tschitscherins zu gebrauchen, mit einem Trugbilde, das die Wirklichkeit verhüllte, umgeben wurden. Gegenüber den Faseleien von der politischen Eigenart Rußlands greift er glücklich die Definition des großen Kenners des Zarenreiches Anatole Leroi-Beaulieu heraus, daß Rußland die in der heutigen zivilisierten Welt einzig dastehende Verkörperung eines Staates vom ancien régime vorstellt. In den Urteilen über den Rechtsbruch gegenüber Finnland, über die Schwierigkeit der Lage der Kadetten und Oktobristen, über den Nihilismus der Regierungskreise in der traditionellen inneren Politik läßt Zdziechowski meist die Russen selbst sprechen. Die Rolle der Deutschen, Juden und Polen schildert er offen vom Standpunkte eines sich nach politischer Freiheit sehnenden konservativen Polen.

Am meisten Interesse beansprucht natürlich die Erklärung der Haltung der Polen. Für ein unterjochtes Volk, dem die Kraft fehlt, eine selbständige Existenz zu erobern,

das aber die Anhänglichkeit an die Tradition der geschichtlichen Vergangenheit unzertrennlich mit der Liebe zum Heimatland und zur Muttersprache verbindet, sind nicht die weitgehenden sozialen Reformen, welche die Einbildungskraft der Russen entflammt haben, die Hauptsache, sondern die Möglichkeit freier Entwicklung der nationalen Kultur. Dazu führt aber Evolution, nicht Revolution. „Deswegen bilden die Polen in der großen freiheitlichen Bewegung das konservative und versöhnende Element, sie sind für den Erfolg der großen Sache ein unentbehrlicher Faktor des Gleichgewichtes; sowie die Juden der äußersten Linken beigetreten sind, so schlossen sie sich dem rechten Flügel an." Die damit scheinbar im Widerspruch stehende revolutionäre Bewegung in Polen nannte Sienkiewicz „die unbehilfliche Tochter der unbehilflichen russischen Revolution", Zdziechowski möchte sie aber genauer als „ekelhafte Parodie" derselben bezeichnen. Die mit dem Jüdischen Bund zusammengehenden Sozialdemokraten handeln noch konsequent, sinnlos und ein besonderes Unglück ist aber „die sogenannte polnische sozialistische Partei", die es mit ihrem Treiben dahin gebracht hat, daß es sehr schwer wird, zwischen dem Sozialismus und dem sozialistischen Banditismus bestimmte Grenzlinien zu ziehen. Und das alles geschah und geschieht im Namen einer Idee, die nur in den Köpfen von Wahnsinnigen entspringen konnte, daß aus dem Chaos, dem Trümmer- und Aschenhaufen des heutigen Polens, irgendeine Republik unter der Diktatur des Proletariats entstehen und daß das Proletariat irgendein neues Polen erschaffen werde. Der gesunde polnische Organismus wird auch diese Krankheit überwinden und in Rußland das Prinzip der Mäßigung vertreten, mag auch der jüdische Radikalismus die Polen in der russischen und europäischen Presse als Beschützer der Reaktion und als Antisemiten hinstellen, obgleich es in Polen keinen Antisemitismus gibt und auch nicht geben kann und obgleich auch die konservativen Parteien die Gleichberechtigung der Juden in ihr Programm aufgenommen hatten.

Die russische Opposition begrüßte in der Tat die Polen von vorhinein als erwünschte Bundesgenossen und versprach, das an ihnen verübte Unrecht gutzumachen, doch in der ersten Duma zogen die Kadetten ihr Versprechen zwar nicht zurück, verschoben aber die Erfüllung desselben auf eine unbestimmte Zukunft, da sie unter dem Einflusse der äußersten Gruppen ihre Hauptaufmerksamkeit der Agrarfrage zuwendeten, die sie mit der öffentlichen Meinung in Polen entzweite.

Die Wichtigkeit der Polenfrage begriffen auch die Regierungskreise und Männer, wie der Fürst Swiatopolk Mirskij, der nach der Ermordung Plehwes Rußland pazifizieren sollte, erblickten in den Polen „ein gesundes, sympathisches und dabei konservatives Element", das zu einer staatserhaltenden Kraft werden könnte. Für das Scheitern dieser Richtung machen Zdziechowski und die Polen überhaupt die preußische beziehungsweise deutsche Politik verantwortlich. Der Verfasser kann sich zum Beweis dessen auf keinen Geringeren als Witte berufen, der sich als Ministerpräsident in einer Unterredung mit ihm dagegen verwahrte, daß er persönliche Vorurteile gegen die Polen hege, aber hinzufügte, daß „bei uns" (d. h. im Ministerkomitee und in den leitenden Kreisen überhaupt) „ein wichtiges Argument gegen alle Zugeständnisse zugunsten der Polen dieses sei, daß die deutsche Regierung die Einschränkung der Rechte der polnischen Bevölkerung für eine unumgängliche Sache halte". Trotz aller Enttäuschungen auch in der jüngsten Zeit „wissen die Polen, daß heute in dem schrecklichen Kriege, den ihnen das Deutschtum

erklärt hat, ihr einziger Bundesgenosse nur Rußland, aber das nach den Prinzipien der Freiheit wiedergeborene Rußland sein kann."

Zdziechowskis Skizzen über die Grundprobleme Rußlands können daher auf Beachtung rechnen, denn es gibt kein Werk, das über die religiösen und philosophischen Fragen, welche die russische Gesellschaft bewegen, so kurz und gründlich unterrichten würde. Einen besonderen Wert verleihen ihm auch die langjährigen persönlichen Eindrücke; ihre Richtigkeit kann ich z. B. auf Grund der Charakteristik der sympathischen Persönlichkeit des Petersburger Professors der russischen Literaturgeschichte Orest Miller (S. 119—123), den ich gerade vor seiner Absetzung* (1887) zu hören und kennen zu lernen Gelegenheit hatte, vollkommen bestätigen. Alle Kenner der russischen Literatur und Beobachter der gegenwärtigen Entwicklung Rußlands werden neben Tolstoj gewiß auch so eigenartige Denker wie Wladimir Solowiew und Mereschkowskij und Politiker wie Tschitscherin und der Fürst Eugen Trubetzkoi in hohem Grade interessieren.

Ich ließ den Verfasser möglichst viel mit seinen eigenen Worten sprechen, da es sonst schwer fiele, ihm gerecht zu werden. Eine Kritik seiner Anschauungen und des von ihm gebotenen Materials würde zu weit führen. Man kann ja mit ihm schon darüber rechten, ob in der Tat vom slawisch-asiatischen Element oder wenigstens von seinem Überwiegen die Gesundung Rußlands zu erwarten sei. Einem Polen, dessen Volk sonst auf seine Zugehörigkeit zur abendländischen Kultur so stolz ist, macht diese Unbefangenheit oder geradezu Vorliebe für Asien alle Ehre, aber er gerät mit sich selbst in Widerspruch, wenn er z. B. Tschitscherin als Höhepunkt des Europäismus mit Begeisterung schildert, und stimmt gewiß auch dem schönen Bilde des Kadettenführers Roditschew von jenem zukünftigen erlösten Rußland zu, „das nicht nach der Mongolei, zu den vereisten Sümpfen des Despotismus umkehren, sondern sich den Idealen des Westens zuwenden wird". Asiatisch ist nun einmal der Despotismus und alles, was er im Gefolge hat. Die Moskauer Großfürsten und Zaren holten sich ihre Herrscherideale nicht bloß aus Byzanz, sondern auch aus der Goldenen Horde und auf dieses Gemisch wurde von Peter dem Großen und seinen Nachfolgern das Wesen des deutschen Polizeistaates und der protestantischen Landeskirche gepfropft. Eine prinzipielle Einwendung muß ich auch gegen die zu geringe Berücksichtigung und Unterschätzung der sozialen und wirtschaftlichen Fragen machen, obgleich gerade das Verhältnis zwischen Polen und Russen darüber nachzudenken

* Ich kann es nicht unterlassen einige sich daran knüpfende Erinnerungen hierher zu setzen. O. Miller machte sich durch Angriffe auf Katkow, das Idol der Autokraten, mißliebig. Als seine Absetzung erwogen wurde, kam eines Tages zur Vorlesung auch der Kurator des Petersburger Lehrbezirkes, Generalleutnant Nowikow, über dessen Urteilsfähigkeit in wissenschaftlichen Fragen verschiedene Anekdoten im Umlauf waren. Miller geriet nicht in Angst und strich erst recht die hohen moralischen Eigenschaften des altrussischen Fürsten Wladimir Monomach, den er besprach, heraus, was ihm der Kurator dann auch zum Vorwurf machte. Die Absetzung war bei den damaligen Verhältnissen noch begreiflich, aber verblüffend wirkte auf mich die Tatsache, daß man sie vor der Öffentlichkeit geheim hielt. Anstatt des Professors erschienen im Hörsale Inspektoren, die das Wohlverhalten der Studentenschaft zu überwachen hatten und in den Zwischenstunden unter ihr auf den Korridoren promenierten, und meldeten, daß die Vorlesungen des Professors Miller nicht mehr stattfinden werden; sie wurden jedoch in dem täglich ausgewechselten Stundenplan weitergeführt und erst nach einiger Zeit meldeten die Petersburger Blätter, Prof. Miller habe „die Universität verlassen".

genug Anlaß gibt. Die Lage der Polen ist geradezu tragisch: die Regierungs- und nationalistischen Kreise stehen ihnen trotz aller Loyalität konsequent feindselig gegenüber, von den fortschrittlichen trennt sie aber naturgemäß in erster Linie die Agrarfrage, welches Hindernis die schönsten theoretischen Grundsätze christlicher Politik nicht beseitigen können. Diese Fragen gehören allerdings nicht zum Studien- und Wirkungskreis des Verfassers, der auf seinem Gebiete das denkbar Beste geleistet hat.

Bergeinsamkeit.

Von Gisela Freiin v. Berger.

Stummragend Felsgestein voll Sonnenflirren,
Im Zauber reinen Friedens tief versunken.
Kein Wesen rings; die eignen Blicke irren
Nur weit in Einsamkeiten, höhetrunken.

Die Welt liegt, einem blassen Traum vergleichbar,
Dort drunten fern, wo Gründe fahl sich mischen;
Dem Ohr entführend, was dem Aug' erreichbar,
Zieht tiefes Schweigen seinen Kreis dazwischen.

Am Abhang ringt der wilde Wind, umschlungen
Von Strauch und Ranken, die in Lichtglut dorren,
Bis lautlos er der Fesseln Haft entsprungen
Und stumm hinabläuft zwischen Kieferknorren.

Der hohe Schrei selbst, den der Geier eben
Hinausstieß gell im Jubel seines Steigens,
Scheint fremd und abgetrennt von allem Leben,
Ein tongewordner Hauch des großen Schweigens.

Chronik.

Das Konzertjahr 1906—1907.

Rasch heißt's die kurze Zeit benutzen, in welcher der Musikstrom der Großstadt ein wenig versandet. Was ist aus der monatewährenden Hochflut der abgelaufenen Saison übriggeblieben? Nicht allzu viel, was der Sammlung lohnte. Es kommen viele, viel zu viele nach Wien. Sie haben Grund sich zu beklagen, daß man sie nicht nach Gebühr schätze, aber gerade die Massenhaftigkeit des Dargebotenen macht den Hörer bei der Auslese um so anspruchsvoller. Das trifft nun freilich für jede Großstadt zu, aber nach Wien, der berühmten alten Musikstätte, kommen die Künstler, in Wahrheit zu gestehen, besonders ungern. Denn es ist so ziemlich überall in der Welt leichter, viel Geld und ein bißchen Ruhm einzuheimsen als in Wien. Nicht nur, weil in Wien mit einem Konzert nicht viel zu verdienen ist, sondern auch aus einem viel erfreulicheren Grunde. In Amerika ist es nicht nur leichter für einen Künstler, viel Geld zu machen, weil die Dollarkönige viel mehr Geld ausgeben können, sondern in Amerika muß ein Künstler auch viel höher geschätzt werden. Nur Künstlereitelkeit kann behaupten, daß diese höhere Schätzung aus einem höheren künstlerischen Verständnisse fließe. Die Wahrheit ist einfach die, daß wir Wiener eben selber so viel Musik im Leibe haben, daß wir selber so gut musikalische Dilettanten sind, um nicht jeden besseren Klavierspieler als etwas ganz Besonderes anzustaunen. Anderseits wird man von dem Chronisten nicht verlangen, daß er aufzähle, wer es trotzdem in Wien versucht hat. Die Provinz mag sich kränken, wenn ihr dieser oder jener Künstler einmal ausbleibt. Nach Wien kommt er sicher, ob ungern oder gern, aber er kommt schließlich doch. Einer ist dieses Jahr zum letzten Male gekommen, Josef Joachim. Wer den greisen Künstler an der Spitze seines Quartetts im März hörte, brachte das Gefühl nicht los, Joachim spiele schon längst im Himmel; so erdenentrückt, jenseits alles Lebendigen klang das Spiel. Nun hat ihm der Tod die Geige aus der Hand genommen, die Verbindung zu den seligen Geistern klassischer deutscher Musik für uns unterbrochen. Freilich, ein Erbteil hinterläßt uns Joachim, die bewußte Pflege Brahmscher Musik. Dank ihm hat die Übung dieser Musik so feste Wurzeln geschlagen, daß sie nicht mehr in Vergessenheit geraten kann. Wohl aber könnte sie unterbrochen werden, weil die Tradition fehlen wird. In ein paar Jahren wird man abermals nicht mehr wissen, wie man Brahms spielen muß, genau so, wie es nicht vor Joachim für manchen Beethoven, für manchen Haydn der Fall war. Joachim stand in der Blütezeit klassischer deutscher Kammermusik mitten drin. Jetzt aber suchen die Komponisten selber einen neuen Kammermusikstil, ohne noch über die Versuche allzuweit hinausgekommen zu sein. Wie erst die nachschaffenden Künstler, deren Art naturgemäß nach den Werken, die sie spielen, sich modeln muß! Vielleicht ersteht in Jahren ein neuer Joachim — doch nicht früher, als neue große Komponisten den Faden, der sie mit der Vergangenheit verknüpft, weiterzuspinnen verstehen. Ein Wunderkind, ein klavierspielendes, ist dieses Jahr dagewesen und muß ausdrücklich genannt werden, Ernst Lengyel. Der wird auch als Erwachsener ein Wunder sein.

Die Ausbeute an kompositorischen Gaben war nicht sehr beträchtlich, eine Mahler-Symphonie, über die abermals zu sprechen ich mir wohl ersparen kann, und ein Streichquartett und eine Kammersymphonie von Arnold Schönberg, die der Komponist, eine der stärksten Hoffnungen des musikalischen Deutschlands, ebenso, wenn auch im anderen Sinne überwinden muß, wie das Publikum darüber hinweg kommen sollte. Dann noch der eine oder der andere interessante Versuch, namentlich im Tonkünstlerverein, und wir wären zu Ende. Der Seltenheit wegen sei noch eines weiblichen Komponisten gedacht, Miss Marguerite Melville. Gewiß ein Talent für sich. Was man ihr wünschen möchte, wäre eine Entwicklung, die ihren übrigens Jahre zurückliegenden künstlerischen Anfängen entspräche.

Gleichwohl ist auch dieses Konzertjahr nicht ohne Ergebnisse, wenn man aus seinen Ereignissen, ob nun erfreulich oder betrüblich, ob nun armselig oder reich, Lehren für die nächste Zukunft ziehen mag.

Die größten Gaben der Konzertsaison waren in den Veranstaltungen der Gesellschaft der Musikfreunde zu finden. Nicht auf das einzelne Konzert kommt es an, so schön und genußreich es mitunter auch war, sondern auf das gesamte künstlerische Ergebnis, das einem ernsten und redlichen Wollen zu danken ist. Durch die Gesellschaftskonzerte ist jetzt endlich der Beweis erbracht, daß auch in Wien ein Boden für Bachsche Kunst ist und daß man ernstlich daran geht, diesen Boden zu bearbeiten. Die Aufführung der Matthäuspassion war nicht nur lobenswert an sich oder auch mit Vergleich zu früheren Aufführungen, sondern sie war freudespendend vor allem als verheißungsvolles Zeichen für eine nahe Zukunft,

in der man Oratorienmusik überhaupt nachhaltig zu pflegen imstande sein wird. Der Aufführung war in einem früheren Konzerte eine der „Missa solemnis" vorangegangen, auch diese trotz der im einzelnen nicht durchaus gelungenen Wiedergabe alles Lobes wert. Entscheidend bleibt, daß mit solchen Aufführungen vielleicht wieder ein Ausgangspunkt zu Pflege des Oratoriendienstes gegeben ist. Und vielleicht bringen wir es noch dahin, daß wir im wesentlichen mit heimischen Kräften das Auslangen finden werden. Oratoriensänger sind im allgemeinen keine zu häufige Sache. Wer wirklich viel Stimme besitzt, läuft zur Bühne, wo er nicht so lange auf Ruhm und Geld warten muß, bis er den Kunstgesang beherrscht, wer aber wirklich zu singen versteht und sich dem Oratoriengesange zuwendet, besitzt gewöhnlich ein Minimum an Stimme. Beethoven und Bach aber fordern Sänger, die sowohl Stimme als auch gesangliches und musikalisches Können vereinen. Will man solche Künstler finden, so muß man auch für entsprechende Zahlung sorgen. Eine Partie aus einem Bachschen Oratorium zu studieren, erfordert nicht weniger Zeit und Mühe als irgendeine Rolle aus einer landläufigen Repertoiroper. Hat ein Künstler Aussicht, zur Mitwirkung an mehreren Musikstätten, wo das Oratorium noch gepflegt wird, herangezogen zu werden, so entschließt er sich leichter dazu, sich in die Kosten und Mühen solch eines Studiums zu stürzen. Wird Wien wieder ein Boden für große Oratoriummusik, die in ihrer weltlichen Art auch heute blüht, obwohl man in Wien gerade davon nicht allzuviel weiß, so wird Wien auch die dazu erforderlichen Künstler aufbringen. In dieser Richtung scheint auch die Entwicklungsmöglichkeit unseres Singvereines zu liegen. An dem tüchtigen Dirigenten und künstlerischen Leiter fehlt es ihm nicht. Man tut Herrn S c h a l k wohl kein Unrecht, wenn man meint, seine verdienstliche Kraft würde nutzbringender wirken, wenn sie sich auf das von ihm mit so viel Erfolg energisch in Arbeit genommene Gebiet beschränkte, statt zwischen Oper und Gesellschaftskonzert hin und her zu pendeln und eigentlich an keinem Orte die volle Ruhe zur Ausreifung der trefflichen künstlerischen Absichten zu finden.

Dies ist nun, in dürren Worten gesagt, im wesentlichen nichts anderes als eine Geldfrage. Aber die Gesellschaft der Musikfreunde wird sich überhaupt entschließen müssen, ob sie mit großen Mitteln Großes oder mit kleinen Mitteln Unzulängliches leisten will. Ich meine auch, daß sowohl die Unterrichtsverwaltung als oberste Kunstbehörde und die Stadt Wien selber ein dringendes Interesse daran hätten, den musikalischen Ruf Wiens aufrechtzuerhalten und die Sorge hierfür nicht zum größten Teil einer Privatgesellschaft zu überlassen. Indes, man kann nicht warten, bis die recht verwickelten Verhältnisse zwischen der Gesellschaft und dem Staate vollkommen geklärt sind. Inzwischen hat die Gesellschaft die Verpflichtung, mit allen Mitteln an der Besserung der bei ihr in manchen Punkten unleidlich gewordenen Verhältnisse zu arbeiten. Die wichtigste Arbeit wird sich auf das K o n s e r v a t o r i u m beziehen müssen. Ein neuer Direktor ist engagiert, ein neuer Lehrer der Meisterschule für Klavier gewonnen. Ein neuer Direktor war notwendig. Denn ein so feiner Musiker Herr v. P e r g e r auch ist und so voll der besten Absichten er auch war, es fehlte ihm alle Kraft der Persönlichkeit, die allein imstande ist, ein Institut zu regieren, an dem reife Künstler wirken und werdende herangebildet werden. Nirgends hat sich die selbst bei aller nachsichtigen Beurteilung des jugendlichen Größenwahns, dem werdende Musiker mit einer gewissen Selbstverständlichkeit verfallen, erstaunliche Zuchtlosigkeit der Zöglinge des Konservatoriums so sehr gezeigt als in dem Schülerorchester. In diesem Jahre leitete es Herr v. P e r g e r nicht mehr, aber unter der Nachfolge am Dirigentenpult ist es nicht besser geworden. Auch jetzt, wo ein neuer Direktor kommt, von dem man nichts als den Namen weiß, werden sich die Verhältnisse in diesem Punkte kaum bessern, denn der Direktor soll sich, wie es scheint, ausschließlich den rein direktorialen Agenden widmen. Die Meisterschule für Klavier übernimmt an S a u e r s Stelle F e r r u c i o B u s o n i. Die Wahl ist durchaus zu billigen, selbst wenn es dem neuen Meister gleichfalls versagt bliebe, das Wesentliche seiner Kunst auf die Schüler zu übertragen. Darauf kommt es auch gar nicht zu sehr an. Die Hauptsache ist, daß ein Künstler von der Bedeutung Busonis Talente an sich zieht, die hoffen dürfen, bei einem großen Künstler verständnisvolle Leitung zur Entwicklung ihrer eigenen Persönlichkeit zu finden. Unverständlich aber bleibt, daß man an Busoni nicht mehr zu gewinnen wußte als einen Klaviermeister. Busoni ist ein vorzüglicher Dirigent — warum nicht auch ihm die Leitung des Zöglingsorchesters übergeben? An das Dirigentenpult gehört vor jungen Leuten erst recht ein Mann, dessen künstlerischem Ruhm und dessen Autorität sie sich beugen, nicht ein langweiliger hausbackener Theaterkapellmeister. Busoni auch zur Leitung des Orchesters zu gewinnen, hätte gewiß größere finanzielle Opfer erfordert. Aber wäre es nicht klüger, in eine kräftige Hand zwei solche Aufgaben zu legen, anstatt die Stellen zu teilen und nicht für alle den erforderlichen Mann finden zu können, weil man nicht für jede eine erste Kraft bezahlen

kann? So schmeckt die Berufung Busonis ein wenig nach jener dilettantischen, auf den Bluff ausgehenden Großmannsucht, die man auch aus anderen Berufungen, namentlich von Künstlern, die in den Gesellschaftskonzerten mitwirken, zu spüren meinte.

Ein anderer praktischer Ausweg würde sich vielleicht eröffnen, wenn man in irgendeiner Form die Leitung der Orchesterklasse dem Leiter des Konzertvereines überließe. Das Konservatorium würde in Herrn Löwe einen Dirigenten von Ansehen an sich fesseln, dem Konzertvereine aber böte sich auf diesem Wege eine natürliche Ergänzung seines Orchesterpersonales, die sonst durch ihre Schwierigkeit nachgerade eine ernste Sorge zu werden beginnt. Der Konzertverein hat so wichtiges für das Musikleben Wiens geleistet, ja es zum Teil vor der Versumpfung bewahrt, daß an seinem Schicksale nicht bloß seine Mitglieder oder das Orchester, sondern alle Musikfreunde interessiert sind. Die Konzerte des Konzertvereines haben im abgelaufenen Jahre wieder durchaus Anerkennenswertes und Schönes gebracht. Doch es hieße sich selbst täuschen, wollte man sich verhehlen, daß es so nicht mehr auf lange Zeit weiter gehen kann. Deutlich macht sich eine gewisse Ermüdung geltend, die für ein Konzertunternehmen schwere Gefahr bedeutet. Das Programm symphonischer Konzerte hat einen gerade nicht unermeßlichen Umfang und in sechs Jahren kommt man leicht um das ganze herum. Was an Novitäten zur Verfügung steht, ist nicht übermäßig groß und nicht immer verwendbar. Denn so sehr der Konzertverein auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, neue und unbekannte Musik in Wien eingeführt und durchgesetzt zu haben, so sehr muß er ja auch jenen Punkt seines Gründungsprogrammes berücksichtigen, der gute klassische Musik zu erschwinglichen Preisen versprach. Der Konzertverein ist so wie jedes andere Unternehmen ähnlicher Art im wesentlichen auf sein Abonnementpublikum angewiesen. Dieses Publikum aber verschärft die Schwierigkeiten der Aufgabe, indem es den doppelten Zweck des Konzertvereines zwar merkt, aber ihn nur in der Theorie begreift. Die Wiederholung einzelner Werke, so nützlich und notwendig sie auch sein mögen, irritiert den Durchschnittsabonnenten. Dazu kommt, daß der Musikbetrieb als solcher immer teurer wird. Der Konzertverein hat sich dadurch einmal genötigt gesehen, seine Eintrittspreise zu erhöhen, und jetzt wieder werden Stimmen laut, die nur durch eine abermalige Erhöhung der Preise das Gleichgewicht in der Bilanz für halbwegs herstellbar halten. Doch auf diese Weise würde bald genug die Grenze nach oben erreicht sein. Die schmale Schicht, aus der sich das Publikum des Konzertvereines rekrutiert, würde es am Ende doch überdrüssig werden, die Schwierigkeiten der Aufgabe immer aus eigener Kraft lösen zu müssen. Dem Konzertvereine bleiben doch noch Möglichkeiten. Die erste und wichtigste ist, rein kaufmännisch gesprochen, die Vergrößerung des Betriebes nach Umfang und nach Art. Die Programme des Konzertvereines haben sich schon bisher durch erfreulichen und abwechslungsreichen Geschmack ausgezeichnet; um so leichter sollte der Schritt zur Ausdehnung des Programmes getan werden können. Müssen denn alle Veranstaltungen sich durchaus im geschlossenen Konzertsaale abspielen? Gerade die außerordentlichen Konzerte, das Pensionsfondskonzert, die statutarischen Mitgliederkonzerte böten den Anlaß zu einer erfolgreichen und schönen Neuerung. Es wäre so leicht, in mancher Veranstaltung auch die anderen künstlerischen Elemente einfließen zu lassen, die eben zu Wiens Charakter gehören. Man könnte beispielsweise einmal die „Festwiese" zur Darstellung bringen, ganz in dem Sinne, wie es sich Richard Wagner gedacht hat. Es wäre nicht sehr ruhmvoll für den Konzertverein, wenn er ein anderes Unternehmen mit dieser Aufführung sich zuvorkommen ließe. Das Bachfest in Eisenach hat gelehrt, wie viele Dinge noch der Aufführung harren, die zu ihrer Wiedergabe noch etwas mehr als das Spiel eines Orchesters benötigen. Und wo in der Welt wären musikalische Spiele im Freien so leicht möglich, wie in Wien mit seiner wundervollen musikdurchtränkten Umgebung? Hätte der Konzertverein zweitens größere Mittel zur Verfügung, so brauchte er niemanden und nichts zu fürchten. Für die ungeheure Anzahl Solistenkonzerte reicht das Konzertvereinsorchester eigentlich gar nicht aus, so sehr auch die Musiker angestrengt werden. Zum dritten aber müßte der Konzertverein die Schicht seines Publikums auszudehnen verstehen. Ein schwacher Ansatz hierzu ist ja bereits in den populären Sonntagsnachmittagskonzerten und in den großen Arbeitersymphoniekonzerten gegeben. Nicht mechanisch ist die Erweiterung des Publikums gedacht. Ob der Konzertverein drei Arbeitersymphoniekonzerte veranstaltet, wie bisher, oder fünf, macht im Wesen nichts aus. Wenn aber der Konzertverein durch große Mittel in die Lage versetzt wird, dem ungeheuren Musikbedürfnisse der Wiener Bevölkerung auch nur annähernd zu genügen, dann wird sich das Unternehmen in jedem Betracht lohnen. Dann wird es nicht notwendig sein die Preise zu erhöhen. Die Heranziehung neuerer Schichten aber braucht der Konzertverein nicht bloß aus materiellen Gründen, sondern auch aus künstlerischen. Trotz

aller Vorzüge eines Stammpublikums bleibt die Verjüngung der Hörerschaft ebenso eine künstlerische Notwendigkeit, wie die Verjüngung eines jeden großen Orchesters, das ja auch seinen Stock alter Musiker hat, um den sich die neuen erst gruppieren.

Für sich allein dürfte der Konzertverein freilich diesen großen Aufgaben nicht ganz gewachsen sein. Auch hier liegt die Möglichkeit zum Fortschritte nur in der Zusammenfassung, nicht in der Zersplitterung aller Kräfte. Ob der Konzertverein einmal ganz in die Gesellschaft der Musikfreunde aufgehen soll oder nicht, kann erst eine Frage späterer Jahre bilden. Doch schon jetzt sind beide Vereinigungen, und andere dazu, an Aufgaben interessiert, die sie nur gemeinschaftlich lösen können. Längst hat sich das natürliche Verhältnis herausgebildet, daß die Gesellschaft der Musikfreunde das Orchester des Konzertvereines, dieser hingegen den Singverein zu manchen seiner Aufführungen benutzt. Zu beiden steht auch der Wiener Männergesangverein in solchem wechselseitigen Verhältnisse. Je mehr nun alle diese künstlerischen Vereine an der Entwicklung ihres Programmes arbeiten, desto mehr sind sie aufeinander angewiesen. Aber auch die Lösung einer rein praktischen materiellen Frage liegt ihnen gleichermaßen ob. Es ist eine wahre Schande für Wien, daß es kein ausreichendes Musikgebäude besitzt. Das Musikvereinsgebäude ist längst zu klein geworden und so haben wir den beschämenden Zustand, daß in Wien kein Konzertsaal mehr denn achtzehnhundert Personen faßt, und von solchen Sälen besitzen wir auch nur ein einziges Exemplar, eben den großen Musikvereinssaal. Dies macht jede größere musikalische Veranstaltung von vornherein passiv und man kommt weder künstlerisch noch materiell auf die Kosten. Das wichtigste wäre also die Erbauung eines neuen, großen, allen Bedürfnissen genügenden Musikgebäudes auf gemeinschaftliche Kosten, zu denen Staat und Stadt einen Zuschuß zu leisten hätten. Im Musikvereinsgebäude können jetzt höchstens zwei Konzerte oder Veranstaltungen gleichzeitig stattfinden, auch diese nur mit Nachsicht aller Bequemlichkeit, wie jedermann weiß, der jemals einen Garderobensturm bei solchen Gelegenheiten mitgemacht hat. Das ist praktisch höchst unklug und darum muß es sobald als möglich geändert werden. Das Musikvereinsgebäude genügt auch sonst seinen Zwecken nicht mehr. Kaum ist während der Saison ein Saal zu den Proben verfügbar, und dergleichen Übelstände mehr, ja selbst die eigenen Schulräume des Konservatoriums genügen durchaus nicht. Man weiß, daß unsere Wiener Sänger sich längst ein Sängerhaus wünschen! Wäre es nicht nützlicher und klüger, alle verfügbare Energie und alles verfügbare Kapital auf einen großen Endzweck zu konzentrieren, der alle Sonderwünsche schon in sich enthält, statt in der Befriedigung eines aus dem ganzen Komplex herausgelösten Einzelwunsches die Kraft zu vergeuden? Der Wiener Männergesangverein beispielsweise, eine Vereinigung, wie sie der Männergesang wohl sonst nirgends kennt, spielt jetzt in unserem Musikleben lange nicht die Rolle, auf die er Anspruch erheben könnte, wenn er wirklich wollte. Gewiß, er singt vorzüglich und an Beliebtheit kann sich weniges in Wien mit ihm messen. Wie steht es aber um den künstlerischen Einfluß, der von ihm ausgeht? So bitter schmerzlich es auch manchen klingen mag, die Zeit des großen Männerchorgesanges ist eigentlich vorüber. So steht dieser ausgezeichnete Verein trotz aller Bemühungen seiner beiden Dirigenten immer vor der Gefahr, in eine jetzt schon antiquierte Liedertafelei zurückzufallen. Nicht von der Vereinigung mit anderen Männergesangvereinen, so lobenswert natürlich auch diese sein kann, wird sein Heil kommen, sondern von der Vereinigung mit jenen Instituten, die das Musikleben in Wien bilden und beeinflussen: das ist der Konzertverein und die Gesellschaft der Musikfreunde.

Etwas abseits steht unser philharmonisches Orchester. Seine Stellung ist aus seinem doppelten Charakter als Theaterorchester und Konzertorchester zu erklären. Aber auch dieses Orchester, unser bestes und meist berühmtes, hätte allen Grund aus den Lehren des abgelaufenen Jahres die Folgerungen zu ziehen. Die Lehren sind deutlich genug. Die philharmonischen Konzerte erfreuen sich lange nicht mehr des gleichen Ansehens und der gleichen Beliebtheit wie vor Jahren. Dies hat seinen Grund vor allem im Programm. Die führende Stellung im Musikleben kann man eben nur behaupten, wenn man sie mit jedem Konzert neu erobert. Dazu gehört erstens ein mustergültiges Programm und zweitens eine mustergültige Wiedergabe. Um das Programm war es in diesem Jahre trotz einiger Novitäten recht übel bestellt. Es fehlte ihm der deutlich ausgesprochene Wille, mit der musikalischen Entwicklung stets in Fühlung zu bleiben. Aber auch die Ausführung des Programmes war nicht immer eine mustergültige. Ein Orchester, welches das Höchste leisten kann und oft genug geleistet hat, soll nicht empfindlich oder gekränkt sein, wenn man von ihm immer das Höchste fordert. Oder wollen sich die Philharmoniker freiwillig des Ruhmes begeben, diejenigen zu sein, die man mit dem strengsten Maße mißt? Der gerügte Übelstand des Programmes hängt zum großen Teile mit der Dirigentenfrage zusammen. Es muß gelingen, wieder einen zu finden, der nicht bloß den be-

rühmten Namen, sondern auch sein ganzes Interesse und seine ganze Kraft mitbringt. Ihn zu finden, ist freilich nicht leicht und jetzt überdies noch durch die Direktionskrise in der Hofoper schwieriger geworden. Ist diese durch die Berufung Weingartners gelöst, so eröffnet sich eine freundliche Aussicht für unsere Philharmoniker, wieder einen Dirigenten ersten Ranges für ihre Konzerte zu gewinnen.

Dr. D. J. Bach.

*

Besprechungen.

Elemente einer allgemeinen Arbeitstheorie. Beiträge zur Grundlegung einer neuen Wirtschafts- und Rechtsphilosophie. Von Dr. Johann Žmavc. Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. 58. Band.

Die Unhaltbarkeit unserer überlieferten Rechtsbegriffe macht sich mitunter schon in ergötzlicher Weise — z. B. bei der Frage des Diebstahls elektrischer Energie — geltend. Neue Grundlagen sind nötig, und solche herbeizuschaffen, ist der Zweck des vorliegenden Büchleins. Es schließt sich eng an die energetische Weltanschauung Ostwalds an und sucht dieselbe weiter auszubauen durch Übertragung auf ein bisher von ihr noch wenig bebautes Land. Die Schrift zerfällt in drei Teile: 1. Leitsätze zu einer Philosophie der menschlichen Arbeit, 2. Gütererzeugung, 3. Güterverteilung. Der erste grundlegende Abschnitt enthält eine Erörterung des Begriffes der Arbeit im physikalischen wie nationalökonomischen Sinne und will gleichsam an Stelle der Dingbegriffe den der Arbeit als des eigentlichen Gutes in die Nationalökonomie einführen. Damit entfällt z. B. der Unterschied zwischen den bisher sogenannten produktiven und anderen Tätigkeiten. Insbesondere wird dem Handel dieselbe Bedeutung zuteil wie der Gütererzeugung. Ohne Zweifel haben wir es hier mit den Anfängen einer Rechts- und Wirtschaftsphilosophie der Zukunft zu tun; nur scheint es mir insofern fraglich, ob sich der alte Begriff des Gutes ganz verdrängen läßt, als die aufgewandte Arbeit nicht immer proportional dem Gebrauchswerte ihres Erzeugnisses ist. Der Konsument fragt aber nicht nach der verbrauchten Arbeitsgröße, sondern nach dem Grade der Verwendbarkeit des Endproduktes.

Dr. Hans Kleinpeter.

*

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann Kienzl. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Dieses Buch ist ein Menschenleben, ist ein Menschenglück. Was da zu uns spricht mit der ungekünstelten, lieblichen Schlichtheit der Volksweise, mit den bestrickend süßen Tönen des Liedes, mit den schweren Flügelschlägen prachtvoll gefügter Strophen, in harmonischen Rhythmen und frei dahinfließenden Versen — das ist das Tiefinnerste einer starken, gereiften, ehrlichen Männerseele, die zum erstenmal von einer elementaren, himmelstürmenden Leidenschaft überrascht und von ihr unterjocht wird.

Rautendeleins Sänger brach alle Brücken hinter sich ab und brachte ein Blutopfer am Altare seiner Liebe. Wie reich, wie groß dieses Opfer war, davon zeugen die Gedichte „Meine Kinder", „Kirchhof ohne Mauer", "Das Steuer brach" und andere.

Wir tun uns soviel auf die Aufgeklärtheit der Zeit zugute, in der wir leben — ich finde, daß wir doch noch tief im Althergebrachten stecken. Wenn ich lese, was berufene und geschätzte Federn über Kienzls Buch geschrieben haben — es hat überall offene Herzen gefunden — so fällt mir auf, daß fast alle nach Kompromissen suchen, das Buch als eine Beichte, ein Pater peccavi, eine Art Selbstverteidigung hinstellen und ängstlich bemüht sind, darin das Liedchen von der Reue zu entdecken. Wozu? Reue ist nur ein Beweis von Schwäche; der Starke bereut nicht, denn er tut nur, was er vor dem Forum einer höheren Moral, als die übliche äußerliche, von der Gesellschaft anerkannte ist, rechtfertigen kann.

Der Dichter des Rautendelein hatte den Mut der Tat, den Mut zum Glück; mit fester Hand würde er es gezimmert haben, wenn es nicht an der verräterischen Treulosigkeit des Weibes zersplittert wäre. — Nicht Reue kann ich nennen, was aus dem letzten Teile des Buches spricht, nicht einmal Verbitterung, ein so ungeheures Opfer an ein Trugbild verschwendet zu haben, sondern einzig trostlose Erkenntnis der Einsamkeit, zuckenden Schmerz um das unwiderbringlich Verlorene. Eine so schwindelnde Höhe der Leidenschaft erklimmen, den Becher des Glücks so bis zur Neige leeren, wie in „Rautendelein", heißt seine Seele mit nie zu erschöpfenden Reichtümern füllen — Reue empfinden hieße ihre schönsten Kleinodien unter die banale Menge streuen. Und wer möchte das?

Jenny v. Reuß-Hoernes.

Feuilleton.

„Das Fest der Treue."

Von seinem Verfasser Gustav Eugen Diehl.

Der Nibelungendenkmal- und Volksschauspielverein „Bechelaren" in Wien hat sich hohe Ziele gesteckt. Ein Rüdegerdenkmal will er in Pöchlarn errichten und Volksschauspiele in Szene gehen lassen, deren Stoff dem Nibelungenliede entnommen ist.

Der freundliche Leser wird wissen, daß zu diesem letzteren Zwecke ein Preisausschreiben erlassen wurde, dessen Jury der Hauptsache nach aus sehr bekannten und hochangesehenen Schriftstellern bestand. Der Preis wurde meiner Arbeit zuerkannt, die den Titel trug: Das Fest der Treue.

Der Titel will andeuten, daß es sich dabei weder um ein Theaterstück handelt, noch um ein Volksschauspiel im geläufigen Sinne. Es ist ein Versuch, das auf der Bühne sich Abspielende dem Herzen des Zuschauers näherzubringen, als das in den heute üblichen Theatervorstellungen aller Art möglich ist. Das Spiel auf der dekorierten Bühne und das Spiel in der freien Natur, beide Arten haben schwere Mängel, die die Intensität der Wirkung abschwächen.

Die Hauptfehler des Theaters auf dekorierter Bühne sind: einmal die zum größten Teil unplastische Dekoration, die noch störender wirkt, wenn außer ihr auch noch plastische Dekoration angebracht wird. Dann gibt es Bäume mit plastischem Stamm und mit einer Krone, die platt auf Gaze geklebt ist. Zweitens stört der ewige Kontrast zwischen Bühne und Zuschauerraum.

Im Durchschnittstheater und besonders in den bereits bestehenden Theatergebäuden lassen sich diese Unvollkommenheiten nicht mehr beseitigen. Unausrottbar sind sie darum gewiß nicht. In dem vorliegenden Falle, im Pöchlarner Festspielgebäude, sind die erwähnten Mängel überwunden. Es gibt da keine unplastische Dekoration, und es gibt keinen störenden Kontrast, es gibt sogar keinen Unterschied mehr zwischen Bühne und Zuschauerraum.

Vermieden sind auch die Fehler des Theaters in der freien Natur. Man denke an das Harzer Bergtheater oder an jenen Versuch, für den vor Jahren auf dem Kahlenberge eine Naturbühne errichtet wurde. Überall, wo der große Pan uneingeschränkt mitwirken darf, erdrückt sein Spiel die Leistungen aller Kollegen. Die blauenden Berge am Horizont, der breite Strom mit seinem leisen Plaudern, das alte Weidengebüsch am andern Ufer und die Steinwände drüben, ein in die Luft schnellender Fisch, ein paar lustige Schwalben, eine einzige Lerche, die jubelnd am blauen Himmel hängt, jede einzelne dieser Erscheinungen überstrahlt den schwachen Zauber unserer künstlichen Kunst. Der Mord selbst, der wirkliche, muß in einem prangenden Alpentale an Gräßlichkeit verlieren. Man stelle sich zum Beispiel einen Kampf auf Leben und Tod einmal vor in einem Zimmer oder im Morgengrauen auf der Straße und denke sich dann dieselbe Szene in das Toben eines Juligewitters verlegt, wo die hohen, edeln Tannen splittern und stürzen und der Waldbach die Ufer mitreißt, dann wird man finden, daß das Interesse sich fast ausschließlich den Vorgängen in der Natur zuwenden wird. Dasselbe gilt auch für das Theater im Freien. Es wird zwar bei sanfterer Witterung gespielt, aber die Darstellung wirkt auch nicht so heftig als wirklicher Mord und ernster Kampf.

Soll Pan mitspielen dürfen, so muß er sich die Hände binden lassen. Die Griechen und Römer wußten das ganz genau. Sie ließen ihn nicht unbeschränkt wirken, trotzdem sie ihn vielleicht mehr liebten, als er heute geliebt wird. Sie opferten ihm als einem Gotte, während er heute nur zu oft selbst geopfert wird, sei es irgendwelcher Zweckmäßigkeit, sei es der Schönheitssehnsucht eines Verschönerungsvereines.

In Pöchlarn darf Pan etwa so mitspielen, wie er es im Theater des klassischen Altertums durfte. Er hat den Himmel darzustellen und die lachende Mittagswärme und die Abenddämmerung an Etzels Hochzeitstag und die dunkle Nacht des Unterganges im letzten Teil. Er liefert auch die Bäume des Burggärtleins auf Bechelaren und die liebliche Aussicht auf Strom und Berg hinter dem Gärtlein. Und nur in einem Falle wird ihm der größte Teil des Ausstattungswesens anvertraut, in der Szene, die vor der Burg spielt, wenn die Burgunden in langem Zuge stromabwärts reitend in Bechelaren eintreffen, wo dann ein heiteres Mahl Spieler und Publikum vereint. Aber bei diesen Vorgängen sichert die Massenwirkung der anziehenden Nibelungen das Interesse des Publikums. Die breite Burg hindert den Blick am Herumschweifen in der Ferne, und die Freude an altdeutschem Mahle läßt Pan weniger zu Wort kommen.

Neben Pan und unserer Kunst spielt noch jemand mit. Das sind die Zuschauer. Das Publikum ist kostümiert. Es fühlt sich Hochzeitsgast bei Etzel; es ist willkommener Freund und Gast auf Bechelaren; es ist das entsetzte Heunenvolk, das erschüttert die grausigen Vorgänge des letzten Teiles miterlebt. Die einzige Forderung, die dabei an das Publikum gestellt wird, ist sein

Erscheinen im Kostüm. Die Mitwirkung beim Spiel ist rein passiver Natur. Die Kostüme werden in Pöchlarn zu Kauf und Miete vorrätig gehalten.

Man wird mir einwerfen, daß die Mehrzahl der Gäste in die Kostümierung nicht einwilligen wird. Ich glaube das nicht. Es gibt so manches Sommerfest, zu dem Hunderte Gäste im Kostüm erscheinen. Gelegentlich eines Festspieles in Solothurn im Jahre 1899 war es sogar ausdrücklich verboten, während einiger Stunden des Tages die für das Fest in Betracht kommenden Straßen in gewöhnlicher Kleidung zu betreten. Die Kostümierung eines so zahlreichen Publikums freilich, wie wir es für Pöchlarn erwarten, ist einzig dastehend. Aber gerade das, ich meine, gerade der Reiz des Neuen, Originellen, wird die Durchführung erleichtern. Leichter wird die Durchführung auch, wenn dem Festspiel der Charakter einer einfachen Theatervorstellung genommen wird, wenn die beiden Spieltage zu einem großen, altertümlichen Fest zusammenwachsen, zu dem Fest der Treue.

Aufgeführt werden die Spiele im Hof eines massiven Steinbaues, der Festspielburg. Diese Burg ist konstruiert einerseits nach den Grundsätzen, nach denen ein Ritter des 17. Jahrhunderts in Pöchlarns unmittelbarer Nähe eine Burg gebaut haben würde. Anderseits genügt der Bau allen Anforderungen, die selbst ein verwöhntes Publikum an ein Theatergebäude stellen kann. Schließlich sind alle gesetzlichen Vorschriften für Theaterbauten berücksichtigt, soweit sie für diesen Fall in Betracht kommen.

Der ganze Bau ist etwa 70 Meter lang und 80 Meter breit und liegt unmittelbar an der Donau. Die Rückseite grenzt an einen fast ausgetrockneten Arm des Stromes, hinter dem die üppige Wildnis der Donauauen beginnt. Vor der dritten und vierten Seite läuft ein Graben, der jedoch kein Wasser enthält, da die Notausgänge auf ihn münden. Die Burg besteht der Hauptsache nach aus drei Gebäuden, drei Türmen und zwei Wehrgängen. Die dem Publikum zugänglichen Gebäude sind der Torbau und der Palas. Der Torbau enthält die Eingangshalle, zwei Logenreihen, ein großes Foyer und zwei Galerien, zu denen ebenfalls ein Foyer gehört, ferner die Hofloge mit ihren Nebenräumen. Der Palas liegt an der Donauseite und enthält außer Restaurationssälen nur die Räume für die Direktion und die Verwaltung. Aus diesen Räumen führt eine dem Publikum nicht zugängliche Treppe auf den Spielplatz. Unter den Wehrgängen befinden sich ebenfalls große, gewölbte Säle, die zum Teil unter das im Hof befindliche Amphitheater reichen. Auf der Stromseite liegen vor dem Palas zwei Terrassen, auf der Pöchlarner Seite ein Burggarten für die Gäste. Die drei Türme enthalten Treppen, zwei von ihnen auch noch Aussichtszimmer. Der Hauptturm, der Berchfrit, ist 50 Meter hoch. In ihm ist auch das große Reservoir für Donauwasser untergebracht, das zur Speisung der Feuerwehrleitung dient. Das dritte Gebäude, das Spieler- und Requisitenhaus, ist den Zuschauern nicht zugänglich und von den anderen Bauten durch eine Brandmauer geschieden. Die Wehrgänge sind zu Logenreihen ausgebaut.

Die Gebäude umgeben einen Hof, der etwa zu drei Vierteilen von den amphitheatralisch angeordneten Zuschauerplätzen eingenommen wird. Hinter dem Amphitheater befinden sich die schon erwähnten Logen in den Wehrgängen und im Torbau. Die Wände zu beiden Seiten des Amphitheaters bilden die feste Fortsetzung der praktikabeln Spielplatzdekoration. Sie haben keine Logen und sind in Dimensionen und Richtung so angelegt, daß sie den vom Spielplatz kommenden Schall der Rede in den Hof zurückwerfen, ohne ein störendes Echo hervorzurufen.

Der Spielplatz ist 28 Meter breit, bis zu einer Tiefe von 38 Metern von allen Plätzen aus sichtbar und senkt sich gegen das Donauufer. Logen, Galerien und Amphitheater bieten zusammen 3706 Zuschauerplätze, die Hofloge nicht inbegriffen.

Alle Räume, einschließlich der Restauration, sind im Stile des XII. Jahrhunderts gehalten, unter besonderer Berücksichtigung der künstlerischen Wirkung.

Das Festspiel selbst zerfällt in drei Teile. Der erste schildert Kriemhilds Hochzeit mit Etzel, der zweite den Aufenthalt der Nibelungen in der Burg Rüdegers, der letzte ihren Untergang in der Etzelburg. Es sind also nur die Teile des Liedes dramatisiert worden, die auf österreichischem Boden spielen.

Die Aufführung dauert zwei Tage. Gegen Abend des ersten beginnt das Spiel. Schauplatz der Handlung ist Etzels Hofburg. Hinter dem Spielplatz sieht man den Palas mit großen Lauben, denselben Bau, in den die Nibelungen ihr Ende finden sollen. Rechts und links ragen Kemenaten in die Szene, die für die festen Gebäude zu beiden Seiten des Amphitheaters den Abschluß bilden. Da genügend Zeit zur Aufstellung vorhanden ist und ein Szenenwechsel nicht stattfindet, brauchen wir uns bei der Herstellung dieser praktikabeln Gebäude nicht auf die Verwendung von Leinwand und Pappe zu beschränken, Das ist sehr wertvoll, denn Pan und Pappe vertragen sich schlecht.

Zu Beginn des ersten Teiles sehen wir die Ankunft Kriemhilds bei Etzel, die Huldigung der Fürsten und das altertümliche Festtreiben der Hochzeit. Dann entfernen sich die Gäste, und im Dunkel der Nacht erleben wir jene Szene,

die im Nibelungenliede zwar nicht erwähnt ist, die jedoch die Ereignisse des dritten Tages eigentlich erst verständlich werden läßt. Wir erkennen nämlich, daß Kriemhild ihren ersten Mann nur scheinbar vergißt und Etzeln nur heiratet, um so die Mittel zur Rache an Siegfrieds Mördern zu erlangen.

Um Mittag des nächsten Tages spielt der zweite Teil, und zwar, wie ich schon erwähnt habe, vor der Burg auf einer Wiese. Die Zuschauer sitzen rings an langen Tischen, die auf etwas erhöhtem Boden stehen, so daß jeder Gast alle Vorgänge gut beobachten kann. Eckewart meldet der Nibelungen Ankunft. Von Pöchlarn her naht der lange Zug der Reisemüden, die von Rüdeger herzlich bewillkommt werden. Der Troß schlägt vor der Burg sein Lager auf, und flinke Diener schleppen Tische und Bänke für die Ritter her und stellen sie unmittelbar bei den Zuschauerplätzen auf. Nachdem die Ritter in der Burg Wehr und Waffen abgelegt haben, vereinen sich Spieler und Zuschauer zu einem fröhlichen Mahle, das sich in Sitten, Speise und Trank streng nach ritterlichem Brauche richtet. Darauf tritt eine kleine Pause ein, die zweckmäßig durch Waffenspiele der Mannen und Knechte ausgefüllt wird. Die Fortsetzung des zweiten Teiles findet wieder in der Burg statt. Jetzt befinden wir uns auf Bechelaren. Der praktikable Einbau hinter der Bühne erscheint primitiver, weniger prunkvoll als bei der Etzelburg. Wir sehen auf der linken Szenenhälfte das Burggärtlein, das sich gegen das Donauufer senkt, dahinter blitzt der Strom auf, und die Höhen des andern Ufers bilden den Abschluß. Im Garten finden wir die junge Dietlinde, und Gieselher steht im Hof und wagt seinen schüchternen Anknüpfungsversuch. Dann folgt die Handlung genau dem Inhalt des Liedes, bis zum Aufbruch der Nibelungen; womit der zweite Teil schließt. Als Volkers Abschiedsang ist ein Lied Walters von der Vogelweide gewählt, jenes, das beginnt: Von der Elbe unz an den Rin.

Am Abend desselben Tages, kurz vor Eintritt der Dämmerung, beginnt der letzte Teil. Schauplatz ist wie im ersten Teil die Etzelburg. Der Gang der Handlung ist auch hier im großen und ganzen unverändert dem Liede entnommen. Nur unbedeutende Kürzungen, Ergänzungen und Änderungen waren erforderlich, um die dramatische Wirkung zu verstärken. Das Spiel schließt mit dem Abgang Etzels und Ditrichs. Hildebrand stirbt an der Wunde, die Hagen ihm schlug. Das ist notwendig, denn es sieht auf der Bühne sehr unwahrscheinlich aus, wenn Etzel mit dem Manne friedlich abgeht, der ihm das Weib ermordet hat.

Das ist der Inhalt des Festspieles. Der Text schließt sich, soweit das möglich ist, fast wörtlich dem Nibelungenliede an. Die Nibelungenstrophe ist geschaffen worden, um in einer kurzen, in jedem Vers wiederkehrenden Melodie gesungen zu werden. Darum eignet sie sich nicht für den gesprochenen Vortrag, und gar auf der Bühne würde sie uns bald ermüden.

Andere altdeutsche, mehr oder weniger kunstreiche Strophen in Anwendung zu bringen, erschien unpassend, denn es handelt sich ja um ein Volksschauspiel. Um ein Theater, in dem das Volk sowohl schauen soll, als spielen. In einem solchen Fall soll man nur eine Kunst bieten, die von dem Volke auch wirklich verstanden und genossen werden kann. Darum ist das Festspiel im Knittelvers ausgeführt, mit möglichst ungekünstelt klingenden Reimen und in volkstümlicher Sprache.

Eine große Schwierigkeit ist zu überwinden, wenn Pan uns seine Protektion entzieht, wenn er es einige Wochen regnen läßt. Gegen einen plötzlichen Regenschauer reicht ja das starke Sonnensegel aus, das binnen zwei Minuten über Amphitheater und Bühne gespannt werden kann. Wie aber, wenn eine längere Regenperiode eintritt?

Bautechnisch ist die Frage leicht gelöst. In diesem Fall erhalten Hof und Spielplatz ein praktikables Dach, das rings auf den Gebäuden aufliegt, nur die beiden Galerien im Torgebäude vom Zuschauerraum trennt und über dem Amphitheater von einer leichten Holz- oder Eisenkonstruktion getragen wird.

Sobald jedoch Bühne und Zuschauerraum gedeckt sind, müssen wir auch die Rückseite der Bühne verschließen, weil sonst das Licht vom Hintergrunde aus einfallen würde und die Spieler sich nur als Silhouetten vom taghellen Hintergrund abheben könnten. Damit ist Pan von der Beteiligung ausgeschlossen, und wir sind allen Nachteilen des Theaters im geschlossenen Raume ausgesetzt. Überdies hätte ein geschlossenes Theater in der Art unserer städtischen Bühnen in Pöchlarn wenig Sinn. Es müßte diesen unter allen Umständen nachstehen, weil ja der ganze technische Apparat nicht vorhanden wäre.

Da erscheint wohl der Vorschlag des Herrn Hofrates Dr. Burckhard als der beste Ausweg. Herr Hofrat Dr. Burckhard ist von dem Wert des Unternehmens überzeugt und steht uns ratend und helfend zur Seite. Sein Vorschlag ist: Bei andauerndem Regen verzichten wir auf die Aufführung des Festes der Treue, errichten im Bühnenraum eine mittelalterische Bühne und spielen die Dramen des Mittelalters. An das XII. Jahrhundert allein, dürfen wir freilich dabei nicht denken, denn von dem weltlichen Theater jener Zeit ist uns kaum mehr bekannt,

als die dagegen gerichteten Eiferungen der damals so asketischen Kirche.

In Betracht kommen die Dramen des X. bis XVI. Jahrhunderts. Hans Sachs wird unser Autor, und von ihm zurück so mancher andere bis vielleicht hinauf zu dem heiteren Nönnlein Roswitha von Gandersheim. Wir spielen das große Neidhartsspiel und den Tanawäschel, wir spielen die alten Fastnachtsspiele und die Stücke des Sterzinger Theaters. Es gilt hier einen Brunnen zu bohren, aus dem die vergessenen Schätze mittelalterlicher dramatischer Poesie neu und lebendig uns heraufsprudeln werden. Die Ausführung dieser Idee halte ich für eine kulturhistorisch sehr wertvolle Tat.

Es ist klar, daß besonders für das Fest der Treue in der Darstellung ein den neuen Verhältnissen entsprechender ganz neuer Stil gefunden werden muß. Die Rede muß groß und feierlich erscheinen wie die Gebärde, und doch darf das Volkstümliche, Einfache nicht verloren gehen.

Für die sehr schwierigen Hauptrollen müssen die ersten Kräfte unserer großen Bühnen interessiert werden. Die Darstellung der Nebenrollen soll den Einwohnern Pöchlarns überlassen bleiben. Vielleicht wirkt auch die Wiener Studentenschaft mit, die sich besonders eignen dürfte, die außerordentlichen Schwierigkeiten der zahlreichen Kampfszenen zu bewältigen.

Das ist das Fest der Treue. Es braucht wohl nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß die Durchführung dieses Programmes gewaltige Anstrengungen und Mühen kosten wird. Ist aber einmal das Werk vollendet, dann darf Pöchlarn sich getrost neben Bayreuth stellen, dann wird Pöchlarn alle anderen Festspiele und Volksschauspiele, Oberammergau inbegriffen, an künstlerischem Wert, an kulturgeschichtlicher Bedeutung weit übertragen.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

30. Juli. Patriarch Georg Brankovicz (geb. 1830) in Karlowitz †. — Ignaz R. v. Ruber wird zum ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofes ernannt. — Zithervirtuos Karl Franz Enslein (geb. 1849) in Wien †.

31. Die Amtsblätter publizieren das kaiserliche Handschreiben, mit welchem die Quote bis 31. Dezember 1907 mit $33^{8}/_{49} : 66^{41}/_{49}$ festgesetzt wird. — Konferenz der Rektoren der deutschsprachlichen Universitäten in Marburg an der Lahn.

1. August. Internationaler Kongreß der Zahnärzte in Paris.

3. Deutscher Turnerkongreß in Frankfurt a. M. — Kroatisch-slowenischer katholischer Studentenkongreß in Agram. — Eröffnung der Dampferlinie Triest-New Orleans.

4. Der Kaiser empfängt in Ischl den Fürsten Ferdinand von Bulgarien und ernennt ihn zum Oberstinhaber des 11. Husarenregimentes. — Metropolit Nicola Mandić (geb. 1840) in Abbazia †.

5. II. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in London. — VIII. internationaler Kongreß für Wohnungswesen in London.

6. Eröffnung der ersten staatlichen Automobillinie Neumarkt—Predazzo. — XVII. internationaler eucharistischer Kongreß in Metz.

11. Parteitag der tschechischen Sozialdemokratie in Pilsen.

13. Internationaler Physiologenkongreß in Heidelberg.

14. Wanderversammlung des internationalen Verbandes für Mittelstandsfragen in Innsbruck. — VIII. zionistischer Kongreß im Haag.

15. König Eduard VII. trifft zum Besuche des Kaisers in Ischl ein. — Ein Kongreß der tschechischen Studenten in Pisek verlangt die Errichtung einer tschechischen Universität in Brünn. — 750jähriges Jubiläum von Mariazell.

16. Regierungsrat Direktor Richard Trampler (geb. 1845) in Eferding (Oberösterreich) †.

17. Erzherzog Karl Franz Josef wird großjährig erklärt. — In Agram finden Demonstrationen gegen den Banus statt. — Die serbisch-radikale Partei erklärt ihren Austritt aus der kroatischen Koalition. — Interparlamentarische sozialistische Konferenz in Stuttgart. — Internationale sozialistische Frauenkonferenz in Stuttgart.

*

Ein Kongreß der Notare. Am 7. September 1907 wird in Wien ein Kongreß der Notare Deutschlands und Österreichs tagen, an welchem auch eine Abordnung der niederländischen Notare teilnehmen wird. Es ist dies die erste derartige Versammlung und ihr steht eine wichtige Aufgabe bevor.

Seit dem Bestande des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, welches für das politisch geeinte Deutsche Reich ein einheitliches bürgerliches Recht schaffen, dabei aber bestrebt sein wollte, die Rechtseigentümlichkeiten der Länder möglichst zu schonen, macht sich dort die große Mannigfaltigkeit der Landesurkundformen sowie die Vielgestaltigkeit der Beurkundungsorgane, also insbesondere des Notariates peinlich fühlbar. Man findet in dem Sammelwerke des Justizrates Weißler über das deutsche Urkundenwesen eine wahre Musterkarte aller möglichen Aufstellungen, welche in Form von Gesetzen und Verordnungen Rechtsgültigkeit erlangt haben. Diese Formfragen sind aber keineswegs von untergeordneter Bedeutung, denn sie rühren an die Gültigkeit des konkreten Rechtes.

In Österreich liegen die Dinge wohl besser. Hier gilt für das ganze Reich mit wenigen Ausnahmen das gleiche materielle und formelle Recht; wir haben ein einheitliches Beurkundungswesen, als dessen Träger beruflich das Notariat erscheint. Seine Organisation, welche auf dem Gesetze vom 25. Juli 1871 beruht, ist dem französischen Rechte nachgebildet und enthält gegenüber diesem insbesondere, was die juristische Ausbildung des Notars anbelangt, wesentliche Ver-

besserungen. Das Gesetz hat sich aber hinsichtlich der Kompetenz und in gewissen formellen Vorschriften der Urkundperson, dem Notar gegenüber allzu ängstlich, ja fast mißtrauisch verhalten. Man glaubte durch eine ganze Reihe überflüssiger, rein formalistischer, die notarielle Amtsführung schwer behindernder Vorschriften Schutzmaßregeln gegen Mißbräuche schaffen zu müssen. Es ist hier nicht der Raum, diese angeblichen Schutzmaßregeln in ihrer völligen Kleinlichkeit, Verfehltheit und Nichtigkeit kritisch zu besprechen. Aber auch der Wirkungskreis des Notariates ist zu enge gefaßt, ein Umstand, der die Notare, um dem Verkehrsbedürfnisse zu entsprechen, häufig zwingt, dem formellen Gesetze einen gewissen Zwang anzutun oder die Beurkundung a limine abzuweisen, obgleich sie augenscheinlich im wichtigsten Interesse einer glatten Rechtsdurchsetzung läge. So entspräche es unter anderem auch der in anderen Kulturstaaten vorhandenen Rechtsauffassung, wenn die Partei auch bei uns den Notar zur Beschaffung gewisser Beweismittel bei Prozessen heranziehen könnte, welche auf dem bureaukratischen Wege gerichtlicher Requisition nicht billiger und verläßlicher, sondern viel schwieriger zu erhalten sind. Schon diese Umstände beweisen, daß eine Reform unseres im großen ganzen guten Notariatsgesetzes mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des eigenen Staates am Platze wäre.

Auch die internationale Funktion des Notariates muß in Betracht gezogen werden. Bei den engen wirtschaftlichen und rechtlichen Wechselbeziehungen und der Gleichartigkeit der Rechtsauffassung zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich spielt insbesondere in diesen zwei Staaten die Frage nach der Gleichförmigkeit des Urkundwesens und die Gleichwertigkeit der Beurkunder eine überaus wichtige Rolle. Bei dem stets steigenden Verkehre ist es aber ein Erfordernis der Rechtssicherheit, daß Rechtsgeschäfte internationaler Natur überall in vollkommen verläßlicher Weise und ohne besondere Umstände abgeschlossen werden können. Die rechtliche Funktion der Privaturkunde, welche weder über die Identität der vertragsschließenden Personen noch über ihre Rechte und Handlungsfähigkeit, ihre bewußte Willensäußerung und ihre handschriftliche Fertigung unzweifelhafte Kunde gibt, ist für die internationale Rechtsicherheit ungenügend, für diese bedarf es eben der öffentlichen, der authentischen Urkunde. Die Voraussetzungen für die Zuerkennung der öffentlichen Glaubwürdigkeit — der publica fides — an eine Urkunde liegen nun einerseits in den juristischen, moralischen und formellen Eigenschaften des Beurkundungsorganes, des Notars, anderseits in gewissen Kennzeichen für die verläßliche Willensäußerung der die Urkunde ausstellenden Partei. In beiden Richtungen lassen sich aber bestimmte allgemeine Bedingungen aufstellen, bei deren gleichmäßiger Erfüllung kein Grund vorliegt, einer öffentlichen Urkunde des einen Staates die rechtsförmliche Vollstreckung im andern Staatsgebiete zu versagen.

Der Kongreß wird daher in erster Linie die Frage zu beantworten haben, welche Anforderungen an die juristischen Eigenschaften, an die theoretische und praktische Vorbildung der öffentlichen Urkundsperson, des Notars, gestellt werden müssen, um diesen zu seinen Aufgaben zu befähigen und den von ihm ausgestellten Urkunden das internationale Ansehen und damit die Möglichkeit der Sanktion auch im fremden Staate zu sichern. Diese Frage, welche aus der Idee der Notwendigkeit nach Vereinheitlichung der Urkundsperson entspringt, wird dem Kongresse in folgender Formulierung vorgelegt: „Empfiehlt es sich, das Notariat grundsätzlich einheitlich zu regeln, wenn ja, nach welchen Grundsätzen?" Als Berichterstatter über diese Frage fungieren Justizrat Weißler in Halle, welcher sich durch einen Kommentar zum neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuche und zahlreiche fachwissenschaftliche Schriften einen sehr bekannten und geachteten Namen in der deutschen Rechtsliteratur gemacht hat, und der Präsident des österreichischen Notarenvereines und der Wiener Notariatskammer Dr. Fr. Mayrhofer.

An diese Frage knüpft sich aber sofort die weitere: welche Neugestaltung der notariellen Urkundformen und der Kompetenzen der moderne zwischenstaatliche Verkehr zur Beförderung gegenseitiger Rechtshilfe erfordere. Als Berichterstatter hierfür wurden Notar Dr. Denner in Lauf bei Nürnberg, der Verfasser des Kommentars der bayerischen Notariatsordnung, und der Präsident der Prager Notariatskammer Dr. Batek bestellt. Die Neugestaltung der notariellen Urkundformen hat vor allem die Schaffung neuer, einfacher und daher billiger Notariatsaktsformen (Breveakte usw.) zum Zwecke um der öffentlichen Urkunde allmählich den ihr gebührenden Raum zu schaffen, ihre spezifischen Eigenschaften für den notariellen Verkehr auszunutzen und die vielfach mißbräuchlich angewandte und in ihrem Wesen und ihrer rechtlichen Bedeutung überschätzte Legalisierung (reine Beglaubigung der Echtheit der Unterschrift) in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen. Die Neugestaltung der Kompetenzen betrifft hauptsächlich, wie schon angedeutet, das prozessuale Gebiet.

Soll aber die internationale Rechtshilfe von den öffentlichen Urkunden vollen Nutzen ziehen, so muß das öffentlich beurkundete Rechtsgeschäft auch im Auslande ohne weiteres durchsetzbar sein. Diese Durchsetzbarkeit beruht auf der Beweiskraft der Urkunde und diese stützt sich wieder auf

die öffentliche Glaubwürdigkeit des Beurkunders, des Notars also. Die Frage der **sofortigen Vollstreckbarkeit**, welche dem authentischen Akte den Wert eines in letzter Instanz erflossenen gerichtlichen Urteiles gibt, ist, unter diesen Voraussetzungen auch international, eine rein formalistische, da fast jeder Staat für seine eigenen Akte die sofortige Vollstreckbarkeit grundsätzlich anerkennt. Welche außerordentliche Festigung die internationale Rechtshilfe bei sofortiger Vollstreckbarkeit öffentlicher Urkunden des Auslandes erführe, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Sie wäre von einer außerordentlichen Bedeutung für alle wirtschaftlichen und kommerziellen Verhältnisse. Eine solche vollkommene Rechtshilfe würde es erst ermöglichen, daß das arbeitende Kapital leicht von Staat zu Staat fließe, wie es dem heutigen Wirtschaftsbedürfnisse entspricht. Sie würde bewirken, daß so manche Rückschläge und Stauungen des Kapitals im eigenen Lande, welche zu wirtschaftlichen Kalamitäten und Katastrophen führen, vermieden und die wirtschaftliche Kraft des Volkes im weitesten Maße ausgenutzt werden könnte. Dem Kongresse liegt daher die Frage vor: „Empfiehlt es sich, der Notariatsurkunde im zwischenstaatlichen Verkehre gegenseitig die gleiche Beweiskraft und Vollstreckbarkeit zu sichern und unter welchen Voraussetzungen?" Berichterstatter hierüber sind Justizrat **Oberneck** aus Berlin, der ausgezeichnete Verfasser des umfassendsten Werkes über Grundbuchsrecht, und Dr. Max **Reich**, der ehemalige Präsident der Notariatskammer in Leoben.

Die letzte These endlich ist bloß organisatorischer, also interner Natur. Sie lautet: „Antrag auf Gründung eines ständigen Ausschusses der notariellen Vereinigungen." (Berichterstatter Notar Dr. Karl **Wagner** in Wien.) Der Antrag bezweckt die Aufrechterhaltung der bestehenden und die Ausdehnung der internationalen Verbindung der Notare zum Zwecke der Ausgestaltung des internationalen Beurkundungswesens und der damit verbundenen gegenseitigen Rechtshilfe.

Es ist unmöglich, die volle Tragweite der Kongreßbeschlüsse schon heute zu ermessen. Die Absicht der Veranstalter des Kongresses, des deutschen Notarvereines und des österreichischen Notarenvereines, geht dahin, das gesamte Beurkundungswesen auf eine neue, zeitgemäße Grundlage zu stellen, es den Bedürfnissen des hochgespannten modernen Verkehres anzupassen und dem internationalen Privatrechte, soweit es nicht familien- oder eherechtlicher Natur ist, neue mächtige Impulse zu geben, wenn auch vorläufig nur auf formellrechtlichem Gebiete.

Wenn der Kongreß kein anderes als dieses letzte Ziel erreicht, darf man ihn als eine Tat begrüßen. Denn auf keinem Gebiete finden sich bisher die praktischen Juristen so spärlich ein, wie auf dem des internationalen Privatrechtes: dem materiellen und formellen. Auf keinem Gebiete ist die Rückständigkeit der Gesetzgebungen so groß wie auf diesem, und nirgends tut deshalb eine Reform so not wie gerade hier. Es ist hoch an der Zeit, daß dieser wichtige Interessenkomplex dem Bereiche theoretischer Spekulation entrissen und auf realen Boden gestellt werde. Die Handelskreise haben das mangelhafte, längst veraltete und verknöcherte Rechtsdurchsetzungsverfahren bei Ansprüchen gegen Ausländer in zahllosen Fällen so peinlich fühlbar kennen gelernt, daß viele Kaufleute sich lieber entschließen, ihre Beziehungen zu opfern, als sich diesem problematischen, umständlichen und kostspieligen Verfahren preiszugeben. Sie stehen dieser Rechtserschwerung, die manchmal tatsächlich zur Rechtlosigkeit wird, ratlos gegenüber. Die Handelswelt wird daher vor allem aus dem Kongresse Vorteil ziehen, wenn seine Beschlüsse die Beachtung der Regierungen gefunden haben werden. Ist dies geschehen, so steht nichts im Wege, das Werk des Kongresses auszubauen, sowohl den Kreis der Staaten als auch jenen der internationalen Rechtsmaterien zu vergrößern.

Wahrt der Kongreß vor allem das praktische Bedürfnis und hütet er sich vor jeder Verirrung in eine doktrinäre Diskussion über unfruchtbare Probleme, so kann er schon beim ersten Schritte bedeutende Erfolge erzielen und sich die Sympathien aller arbeitenden, wirtschaftlichen Faktoren gewinnen.

Die Arbeit braucht ein immer weiteres Absatzgebiet. Die Mittel zu finden, ihren Ertrag rechtlich zu sichern, wo immer es sei, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Kongresses. Er verdient daher das allgemeine Interesse und volle Beachtung und Würdigung seitens der Regierungen, vorerst jener der beiden darin vertretenen Staaten, des Deutschen Reiches und Österreichs. Dr. E.

*

Vom goldenen Vlies. Am 10. Januar 1429. In der Domkirche zu Brügge ist eine seltsame Feier. Vor den eichengeschnitzten Chorstühlen stehen wie purpurne Statuen fünfundzwanzig Ritter in goldgestickten Gewanden, die ernsten Häupter umrahmt von der Kappe des roten Burgunderhutes. Über den bunten Wappentafeln an der Wand, über dem Chore, über den Rittern und den ihre Banner tragenden Knappen schwebt farbiger Glanz, der durch die gläsernen aus Licht gewebten Teppiche der hohen gotischen Fenster gleitet. Vor dem Hochaltare steht, ebenfalls im Purpurkleide, um den Hals

eine reiche Goldkette, an der ein diamantverziertes Schäflein hängt, Herzog Philipp von Burgund. Die dunklen Augen sind aus dem blassen, scharfgeschnittenen Antlitze auf das Evangelienbuch gerichtet, das dem Herzoge Bischof Philaster entgegenhält. Die Rechte hat Philipp der Gute auf das heilige, miniaturengeschmückte Buch gelegt. Er schwört als Großmeister, Stifter und als erster Ritter den Eid der Herren des Ordens vom Goldenen Vlies.

Noch heute besteht, nach fast fünfhundert Jahren, der hohe Orden, der vornehmste aller und seine erlauchten Protektoren und Großmeister sind der Kaiser von Österreich und der König von Spanien. Mit der Verheiratung Maximilian I. mit Maria von Burgund, der Erbin des Reiches, kam auch die Großmeisterwürde an das Erzhaus Habsburg und als die Bourbon-Orléans in Spanien zur Regierung kamen, nahmen sie für sich ebenfalls die Würde in Anspruch, was Habsburg nach langen Verhandlungen zugab. Der Stifter des Ordens, Philipp der Gute, starb 1467. Bald nach seinem Tode begann durch die Versandung des Hafens von Brügge der Niedergang der damals größten und reichsten Handelsstadt Westeuropas, das man stolz „das Venedig des Nordens“ nannte. In diesen Tagen nun hat Brügge — Bruges la morte „die Tote“ nannte es Georges Rodenbach — einen neuen Seehafen erhalten, draußen am offenen Meere und damit ward der Beginn zu neuer Wohlfahrt gelegt. Die Eröffnung von Seebrügge hat die Stadt durch glänzende Feste feiern wollen, Feste, die an den Glanz und die Pracht der alten Zeit erinnern sollten und auch erinnert haben, denn in dem Festspiele, einem Turnier auf dem Großen Markte mit dem herrlichen Florentiner Belfriedturme, wirkten Herren und Frauen mit, Nachkommen manch eines der ersten Ritter vom Goldenen Vlies, deren Wappentafeln noch über den Chorstühlen der Brügger Kirchen sind. Es war daher ein trefflicher Gedanke, aus Anlaß dieser großen Brügger Feste auch eine Ausstellung vom Goldenen Vlies zu veranstalten. Sie geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Brügger Geschichtschreibers Baron Kervyn de Lettenhove und des Brügger Bürgermeisters Graf Visart de Bocarmé. Aus aller Herren Länder sind hier Gegenstände versammelt, die mit dem Orden in Beziehung stehen — Waffen, Ordensketten, Gemälde — die Bildnisse fast aller Ordensmeister, Kanzler, Sekretäre des Ordens— Inkunabeln, Miniaturen, eine vollständige Bibliographie. Größtes Entgegenkommen zeigten vor allem die Großordensmeister, Kaiser Franz Josef I. und König Alfons XIII. Aus dem Wiener Kronschatze und den Museen sind im Brügger Gouverneurspalast, wo die Ausstellung in drei Stockwerken zu sehen ist, Kunstwerke seltenster Art zu sehen, die Wien bisher noch niemals verlassen hatten. Sie sind hier unter Obhut des kaiserlichen Museumsdirektors Dr. Liszt. Die Madrider Schatzkammer hat ebenfalls das Schönste und Merkwürdigste gesandt — ihre Kostbarkeiten, versichert mit 16 Millionen Franks, hat der Direktor der Armeria real, Florit unter Bedeckung von zwölf Hellebardieren der Madrider Leibwache hierher gebracht. Andere Kunstschätze, Waffen, Schriftwerke sandten der Zar, Kaiser Wilhelm, der Papst, die Kardinäle von Toledo und Burgos, König Eduard, Königin Wilhelmine, der König von Württemberg, König Leopold, der Herzog von Anhalt, der Fürst von Salm, der Herzog von Alba und andere Granden von Spanien, die Bischöfe Belgiens und viele Grafen und Herren der einstigen Lande von Burgondien, Städte und Klöster Belgiens. So ist durch die vielen Kunstwerke aller Art, die zahlreichen Bildnisse, die entsprechend dem hohen Range der Dargestellten von den ersten Meistern der Zeit gemalt wurden, die Ausstellung vom Goldenen Vlies zugleich eine sehr schöne Ausstellung altniederländischer, burgundischer, flandrischer Kunst geworden, umfassend die Zeit von 1429 bis zum Tode Philipp II.

Im unteren Saale des Palastes ist eine Nachbildung eines Kapitels des Ordens versucht — an der Wand steht ein Altar, zu Seiten geschnitzte Chorstühle, darüber die Wappen der Fürsten und Herren, auf den Altar schreitet ein Ritter im Ordenskleide zu. Hier sieht man ein einzig schönes Triptychon des „Meisters von Flémalle“ im Besitze des Grafen von Merode und eine zwei Meter hohe Photographie aus der Domkirche von Burgos, die die Chorstühle und die Wappen der Ordensritter zeigt. Das erste Stockwerk zieht zumeist die Frauen an — hier nämlich sind die Schmucksachen ausgestellt. In einem Glasschranke sieht man die Galakette Alfons XIII. mit breiten Goldringen, die ein B (Burgund) formen und mit schwarzweißen Gispsteinen besetzt sind. Das Vlies, das Schäflein aus Gold, ist mit Hunderten von Diamanten und Rubinen geschmückt. Das Ordenszeichen Karl II., des letzten Habsburgers in Spanien, trug dieser an einfachem Seidenbande. Einfach ist auch die Kette Leopold II. Bei diesen Kostbarkeiten wacht stets ein spanischer Hellebardier. Hier sieht man auch ein sehr feines Bildnis Philipp II. im Besitze des Sir G. Moore. Der soviel verleumdete König trägt schwarze Samttracht mit Zobelpelz besetzt. Das Antlitz, von lichtbraunem Barte umrahmt, zeigt stille, vornehme, weiche Züge. Nichts von dem finsteren Fanatiker, als den viele — norddeutsche, lutherische — Geschicht-

schreiber ihn darstellen, das Bildnis dieses Mannes hier ist das eines sinnenden Gelehrten, den man sich kaum in der goldinkrustierten, an römische Vorbilder gemahnenden schweren Rüstung denken kann, die im Nebensaale ausgestellt ist. Der Schmucksaal enthält noch viele schöne oder merkwürdige Porträts. Besonders fallen auf die Philipp des Guten, Isabellas von Burgund, Philipps des Schönen, Karls V., Kaisers Maximilian. Es ist da interessant zu verfolgen, wie verschieden die einzelnen Meister die Persönlichkeit dargestellt haben. Sehr gut ist eine Bronzebüste Philipp des Guten aus dem Museum in Stuttgart. Der Nebensaal enthält in Glasschreinen eine Fülle von Urkunden, Schriften, prachtvolle Miniaturen, Ordensurkunden, das goldene Siegel Karls des Kühnen, das auf der Walstatt von Granson und Murten gefunden wurde. Die Wände schmücken vier riesige Gobelins. Sie stellen dar die Belagerung und Erstürmung von Tunis durch Kaiser Karl V. und sind ein Werk des Brügger Meisters Vermeyre und der Brüsseler Weberei Pannemaeker. Diese bunten Wandtepiche, Eigentum des Madrider Kronschatzes und mehrere Millionen wert, sind in den Farben so frisch, als wäre die Seide, die Goldfäden erst gestern gestickt worden. In diesem Saale sieht man in einem Glasschreine eine vergoldete Rüstung Karl V. (Wien), Armschienen (London), reich mit gold eingelegte Rüstungen von Philipp I., Karl V., Philipp II. Das Wiener Museum hat auch eine Drehbank gesandt, an der Kaiser Maximilian zu arbeiten liebte. Besondere Erwähnung verdient noch die Sendung der Stadt Paris; es sind vierzig Miniaturen des Brügger Malers Josef van Driesten, bestimmt für die „Geschichte des Ordens vom Goldenen Vlies“ vom Pariser Historiker Hippolyte Verly. Diese zierlichen Gemälde sind von einer Frische, von einem Glanze der Farbe, daß sie sich mit den besten Miniaturen des Mittelalters messen können. Sie zeigen u. a. die Feste bei der Stiftung des Ordens 1429, den „frohen Einzug“ des Herzogspaares Philipp und Isabella, das erste Kapitel des Vliesordens, das Turnier auf dem Großen Platze, das Fasanenbankett am selben Abende — ein Buchschmuck schönster und seltenster Art.

So ist diese Brügger Ausstellung vom Goldenen Vlies eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, sie bietet eine so großartige Fülle von Erinnerungen an burgundische und österreichische Geschichte, daß, wollte man alles im einzelnen berichten, man nicht aufhören könnte, zu erzählen. Dr. R. A. Körnig.

*

Wiener Theater. Früh nehmen die Wiener Bühnen ihre Tätigkeit wieder auf. Sonst war es in den letzten Jahren immer nur das Raimundtheater, das neben den Sommerbühnen den August über spielte, und ihm gesellte sich dann zum Geburtstag des Kaisers die Hofoper zu. Die übrigen Bühnen aber warteten zumeist den Eintritt des Altweibersommers ab, bevor sie ihre Pforten wieder auftaten. Anders heuer. Das Deutsche Volkstheater eröffnete schon am 10. und das Theater in der Josefstadt gar noch um einen Abend früher. Und beide Bühnen setzten gleich mit Erstaufführungen ein, um ihnen allwöchentlich neue folgen zu lassen. Ein Tor, der von Augustnovitäten Großes erwartet, und nichts begreiflicher, als daß die Bühnenleiter ihre Treffer noch vorsichtig im Schubkasten liegen lassen, bis die Sommerfrischen sich wieder entleert haben. Die ersten zwei Premieren des Deutschen Volkstheaters aber wären besser ganz unterblieben. Mit Stücken von solch kindsköpfiger Naivität, wie das Lustspiel „Das Lied vom braven Mann“ von Jon Lehmann, oder von solch technischer Hilflosigkeit und geistiger Armut, wie das Studentenschauspiel „Alma mater“ von Viktor Stephany, sollte eine Bühne vom Range des Deutschen Volkstheaters auch nicht zur Sommerszeit Publikum und Darsteller belästigen, und man müßte geradezu verzweifeln, wollte man von dem unerquicklichen Beginn Schlüsse auf die bevorstehenden Saisongenüsse ziehen. Glücklicher war der Anfang im Josefstädter Theater. Um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß der Kurs auch im neuen Spieljahr der alte bleibe, eröffnete es mit einem überpfefferten Pariser Verwechslungsschwank „Lustige Ehemänner“, zu dessen Kennzeichnung die kommentarlose Mitteilung genügt, daß er von den Verfassern der „Einquartierung“ herrührt. Nach dem Muster von Feydeau werden Türen und Ehegatten verwechselt und der Hauptwitz besteht in der Verdoppelung des „Francillon“-Motives: „Wie du mir, so ich dir!“ Wo die Zote versagt, greifen Zirkusspässe ein, um den tollen Wirbel zum guten Ausgang zu peitschen, der den Zuschauer mit dem Trost entläßt: ärger kann es nicht mehr kommen.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau“, XII., 5.
Redaktionsschluß 30. August 1907.
Ausgegeben 1. September 1907.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy.
Redakteure: Dr. Karl Glossy, Karl Junker.

Notizen.

Die Salzburger Hochschulferialkurse finden in der Zeit vom 1.—15. September statt. Das ausführliche Vorlesungs- und Exkursionsprogramm ist vor kurzem erschienen. Die Drucklegung des Programms fand heuer zum erstenmal statt und bildet eine wichtige Ausgestaltung der Kurse. Es ist äußerst übersichtlich zusammengestellt und enthält in gedrängter Kürze die Inhaltsangabe der einzelnen Vorlesungen. Das Programm ist durch den Buchhandel zum Preise von 30 Hellern zu beziehen.

*

„Österreichs Illustrierte Zeitung“ hat anläßlich des Geburtstages des Kaisers eine besonders schön ausgestattete Kaisernummer veranstaltet, welche unter anderem die interessantesten Objekte der Fideikommiß-Bibliothek in Wort und Bild schildert.

*

Eine Krim-Reise der „Thalia“. Der Österreichische Lloyd eröffnet die Serie seiner mit dem bewährten und hocheleganten Salondampfer „Thalia“ zu unternehmenden Herbstreisen nach dem Süden mit einer interessanten Fahrt in die von Touristen noch wenig berührte Krim. Die Abfahrt der „Thalia“ erfolgt am 11. September früh, die Rückkehr am 8. Oktober. Die Reise geht über Venedig, Korfu, Smyrna (für Ephesus), Dikili (für Pergamon), Konstantinopel, sodann Odessa, Sebastopol und Yalta, für welche vier Tage vorgesehen sind. Auf der Rückfahrt werden Konstanza, neuerdings Konstantinopel, sodann Pyräus (Athen), Patras und Gravosa berührt. Die Landtouren werden von der Firma Thos. Cook & Son, Wien, veranstaltet. Der Preis für die Seefahrt, einschließlich Verpflegung, beträgt von 700 K aufwärts. Auskünfte, Prospekte und Anmeldungen bei der Generalagentur des Österreichischen Lloyd (Passagierbureau), Wien, I., Kärntnerring 6, und in allen Reisebureaus.

Büchereinlauf.

Ott, Alois und Werelsche. Roman von Albert Steffen. S. Fischer, Berlin.

Liebe, die enden konnte. Roman von Emmy v. Egidy. Verlag S. Fischer Berlin.

Heinrich Mann. „Zwischen den Rassen“ Roman. Verlag von Albert Langen, München.

Ein vergessener, schlesischer Dichter. Dr. Balthasar Ludwig Tralles aus Breslau 1708—1797. Von Dr. Raimund Müller. Separatabdruck aus der Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Verlag : ud. M. Rohrer, Brünn.

Wie kann die Rentabilität der österreichischen Staatsbahnen erhöht werden? Von Gustav Herlt. Aus dem „Finanzarchiv“ Herausgegeben von G. Schanz. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart.

Le Compromis de 1868 entre la Hongrie et la Croatie et celui de 1867 entre l'Autriche et la Hongrie. Von G. Horn. Paris, Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence.

Wie der Wald still ward. Von Lisa Wenger. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld 1907.

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Von Bernhard Duhr S. J. I. Band, Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1907.

Experimente. Vier Geschichten von Max Brod. Verlag Axel Juncker, Stuttgart 1907.

Sancta Justitia. Eine Komödie der Ehrlosen in 4 Akten von Curt Müller. Verlag Jm. Tr. Wöller, Leipzig 1907.

Zwei Märchendramen. Von Curt Müller. Verlag von Jm. Tr. Möller, Leipzig 1907.

Dispositionen der Aristoteles-Theorie des Dramas und Erklärung einiger Hauptpunkte derselben. Von Stephan Haupt. Selbstverlag Znaim 1907.

Johannes Trojan. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Erich Kloß. Bücher der Weisheit und Schönheit. Verlag Greiner & Pfeifer in Stuttgart.

Siegerin Zeit. Roman. Von Mite Kremnitz. Berlin, S. Schottländers, Schlesische Verlagsanstalt.

The Future of Austria-Hungary. By Scotus Viator. London 1907, Archibald Constable & Co. Ltd.

Der einzelne und die Gesellschaft. Von Dr. Bertold Thorsch. Neue teilweise umgearbeitete Auflage. Dresden 1907, Verlag von Carl Reisner.

Über Pfarrer Kutters: „Christentum und Sozialismus.“ Von Ad. Teutenberg. Laiengedanken eines Apostaten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Theodor Storm, Sein Leben und seine Dichtung. Von Dr. Paul Schütze. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Verlag von Gebr. Paetel, Berlin.

Eingesendet.

Redaktion: Wien, I., Bräunerstraße 4/6.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Friedr. Irrgang, Brünn, Wien, Leipzig.
Druck von Friedr. Irrgang in Brünn. □ Papier: Schlöglmühl.
Für die Redaktion verantwortlich in Brünn: Bruno Heym.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Sommer 1907. **Sommer 1907.**

Reiseverbindungen

zwischen **Wien**, den **Alpenländern**, **Italien** und **Ungarn.**

Gültig vom 1. Juni 1907.

				○			□	□	□		Stationen		□	□	□			○				
S.	S.	S.	P.	S.	P.	P.	S.	S.	S.	P.		P.	S.	S.	S.	P.	P.	S.	P.	S.	S.	S.
11	1/a	1	81	7	83	87	3	9	5	85		22	4	10	6	84	88	8	86	2/a	2	12
	*)			I.II.Kl.			I.II.Kl.						I.II.Kl.	***)				I.II.Kl.		**)†)	††)	†††)
7.25	8.25	8.45	9.20	11.30	1.30	4.25	7.20	8.45	9.25	10.25	Ab **Wien Südbhf.** An	5.35	6.45	8.30	9.10	1.15	4.10	5.40	7.00	8.40	8.50	9.10
9.48	10.46	10.56	12.36	1.30	4.16	7.48	9.30	10.55	11.42	1.54	An **Semmering**	2.44	4.39	6.10	7.07	10.17	1.06	3.44	8.57	6.38	6.50	7.06
10.00	11.06	11.16	1.02	1.53	4.45	8.18	9.48	11.14	12.01	2.23	**Mürzzuschlag**	2.05	4.13	5.44	6.38	9.42	12.30	3.13	8.25	6.08	6.22	6.37
10.50	—	—	2.13	—	6.14	9.28	—	—	—	3.24	**Kapfenberg**	12.48	—	—	—	8.28	11.00	—	1.30	—	—	5.40
12.35	—	—	3.35	—	7.57	—	—	—	—	10.23	Au-Seewiesen	6.26	—	—	—	5.50	—	—	11.05	—	—	4.10
10.57	11.46	12.06	2.35	2.06	6.26	9.35	10.29	11.55	12.44	3.32	**Bruck a. d. M.**	12.38	3.14	4.55	5.27	8.21	10.40	2.03	1.21	5.17	5.20	5.42
11.17	1.50	1.50	3.28	3.30	8.23	10.00	12.27	12.27	—	4.24	Leoben S.-B.	11.40	—	—	4.52	7.13	10.08	1.30	12.43	—	—	5.17
2.35	4.45	4.45	8.35	8.35	—	—	—	—	—	7.45	Eisenerz (über Leoben)	—	—	—	—	—	6.25	11.00	—	—	—	2.3[illegible]
3.53	—	—	10.30	10.30	—	5.30	7.14	7.14	—	11.12	Villach S.-B. (über Leoben)	4.40	—	—	10.00	—	—	5.30	5.50	—	—	12.11
10.45	—	—	—	—	—	2.15	2.15	2.15	—	10.25	Venedig (über Leoben)	5.05	—	—	2.10	—	—	—	—	—	—	4.45
1) 7.00	—	—	6.18	6.18	—	9.04	12.47	12.47	—	1) 4.42	Toblach (über Leoben)	10.42	—	—	5.06	—	—	—	—	—	—	1) 9.06
1) 9.40	—	—	10.00	10.00	—	12.02	4.08	4.08	—	1) 8.37	Bozen-Gries (über Leoben)	6.35	—	—	12.52	—	—	—	—	—	—	1) 6.15
—	—	—	—	—	—	1.29	5.30	5.30	—	1) 10.41	Trient (über Leoben)	—	—	—	9.48	—	—	—	—	—	—	—
—	12.44	12.59	4.42	3.28	8.23	10.57	11.23	12.50	1.40	5.34	**Graz S.-B.**	10.36	2.14	3.57	4.34	7.14	9.17	1.36	11.55	4.10	4.25	—
—	1.37	2.02	6.29	—	10.22	—	—	—	—	7.01	**Spielfeld**	8.31	—	—	—	5.45	7.50	—	10.19	3.13	3.30	—
—	2.56	2.56	7.51	—	—	—	—	—	—	8.41	Purkla (Gleichenberg)	7.00	—	—	—	4.30	—	—	8.43	2.11	2.11	—
—	1.58	2.23	6.58	4.33	11.04	—	12.35	1.55	2.46	7.36	**Marburg Hptbhf.**	7.55	12.51	2.43	3.15	5.15	7.30	12.21	9.50	2.50	3.07	—
—	6.46	6.46	11.40	7.02	4.34	—	4.34	4.34	6.41	1.56	Klagenfurt Hptbhf. (über Marburg)	2.25	7.55	12.00	12.00	12.00	—	10.04	6.10	10.15	10.15	—
—	8.33	8.33	1.30	7.54	5.35	—	5.35	5.35	8.07	3.32	Villach S.-B. (über Marburg)	12.17	5.48	11.16	11.16	11.16	—	9.14	—	8.18	8.18	—
—	1.50	1.59	6.18	1.50	9.04	—	9.04	9.04	12.47	1) 7.06	Toblach (über Marburg)	7.10	1.16	8.14	8.14	8.14	—	—	—	—	—	—
—	5.53	5.53	10.00	5.53	12.02	—	12.02	12.02	4.09	1) 9.40	Bozen-Gries (über Marburg)	1.03	8.53	4.40	4.40	4.40	—	—	—	—	—	—
—	7.03	7.06	11.51	7.06	1) 1.29	—	1) 1.29	1) 1.29	5.33	—	Kaltern (über Marburg)	—	7.47	3.33	3.33	3.53	—	—	—	—	—	—
—	7.18	7.18	11.40	7.18	1.19	—	1.19	1.19	5.42	1) 10.55	Meran (über Marburg)	—	7.30	3.30	3.30	3.30	—	—	—	—	—	—
—	7.10	7.10	—	7.10	1.29	—	1.29	1.29	5.30	—	Trient (über Marburg)	11.08	7.26	3.06	3.06	3.06	—	—	—	—	—	—
—	7.53	7.58	—	7.58	2.14	—	2.14	2.14	6.01	—	Mori (über Marburg)	10.03	6.33	2.10	2.10	2.10	—	—	—	—	—	—
—	9.06	9.00	—	9.00	2.28	—	3.26	3.28	7.16	—	Arco (über Marburg)	8.16	—	12.53	12.52	12.53	—	—	—	—	—	—
—	9.26	9.26	—	9.26	3.45	—	3.45	3.45	7.33	—	Riva (über Marburg)	7.57	—	12.35	12.35	12.35	—	—	—	—	—	—
—	9.50	9.50	—	9.50	4.30	—	4.30	4.20	7.40	—	Verona (über Marburg)	6.35	4.58	11.55	11.55	11.55	—	—	—	—	—	—
—	3.05	3.05	—	3.05	7.45	—	7.45	7.45	10.40	—	Mailand (über Marburg)	10.20	11.30	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	2.26	2.40	7.40	—	12.11	—	—	—	3.17	8.44	An **Pragerhof** Ab	7.00	—	—	2.47	4.29	—	—	8.58	2.23	2.40	—
—	8.05	8.05	6.50	—	—	—	—	—	5.00	10.00	Ab **Budapest S.-B.** An	6.30	—	—	10.1[illegible]	—	—	—	8.40	9.42	9.42	—
*) Zug 1/a verk. in der Strecke Wien-Steinbrück v. 23. Juni b. 20 Juli u. v. 2. b. 22. Sept., Bruck a. d. M.-Steinbrück vom 21. Juli bis 1. September.	2.45	3.13	8.35	—	1.10	—	—	Direkter Schnellzug nach Ala über Marburg.	3.42	9.18	An **Pöltschach** Ab	6.25	—	Direkter Schnellzug von Ala über Marburg.	2.25	3.53	...	—	8.05	1.57	2.16	**) Zug 2/a verk. in der Strecke Steinbrück-Wien v. 23. Juni b. 19. Juli u. v. 1. b. 22. Sept., Steinbrück-Bruck a. d. M. vom 20. Juli bis 31. August.
	3.00	3.26	9.11	—	1.41	—	—		—	9.50	**Grobelno**	5.55	—		—	3.23	—	—	7.37	1.31	1.55	
	5.13	5.13	10.35	—	9.08	—	—		—	—	Rohitsch-Sauerbrunn	12.29	—		—	—	—	—	5.43	—	12.29	
	3.24	3.52	9.56	—	2.04	—	1.35		4.17	10.18	**Cilli**	5.31	11.32		1.40	3.01	—	—	7.15	1.15	1.41	
	3.56	4.24	10.30	—	2.44	—	2.02		4.40	10.54	**Steinbrück**	4.54	11.03		1.17	2.10	—	—	6.41	12.40	1.00	
	7.13	7.13	—	—	7.18	—	7.18		7.18	3.40	Agram (Zágráb)	1.50	—		10.26	10.26	—	—	8.13	8.58	8.23	
	Verkehrszeit beschränkt.	5.30	12.18	—	4.30	—	3.10		5.59	12.28	**Laibach S.-B.**	3.06	9.59		12.10	12.30	—	—	5.09	Verkehrszeit beschränkt.	11.37	
		7.29	3.37	—	7.28	—	5.00		7.48	3.22	**St. Peter i. K.**	12.50	8.22		10.18	9.35	—	—	2.29		10.08	
		9.08	—	—	9.31	—	—		9.21	—	Abbazia-Mattuglie	—	5.55		8.31	—	—	—	—		8.17	
		9.57	—	—	9.46	—	—		9.46	—	Fiume	—	5.05		8.00	—	—	—	—		7.51	
		9.27	4.21	—	8.41	—	5.39		8.26	8.58	**Divača**	12.06	7.51		10.01	8.30	—	—	1.33		9.31	
		11.15	9.45	—	1.05	—	9.45		1.05	9.19	Pola	5.15	2.40		6.50	2.40	—	—	6.50		5.15	
		8.41	5.34	—	9.44	—	6.00		8.50	4.45	**Nabresina**	10.56	7.07		9.07	7.30	—	—	12.21		8.28	
		—	9.46	—	—	—	● 9.40		—	—	Venedig (über Cervignano)	—	● 2.25		—	2.25	—	—	—		—	
		—	3.05	—	—	—	● 3.05		—	—	Mailand (über Cervignano)	—	● 7.45		—	7.45	—	—	—		—	
		—	10.40	—	—	—	● 10.40		—	—	Rom (über Cervignano)	—	● 10.50		—	10.50	—	—	—		—	
—	—	9.50	7.31	—	11.18	—	7.31		10.04	6.26	Görz	9.28	5.20		6.52	5.20	—	—	—	—	7.15	
—	—	—	—	—	5.33	—	—		2.15	11.45	Venedig (über Cormons)	4.48	10.40		2.10	10.40	—	—	—	—	11.10	
—	—	—	—	—	2.05	—	—		6.05	2.05	Bologna (über Cormons)	2.05	4.30		10.30	4.30	—	—	—	—	6.00	
—	—	—	—	—	6.34	—	—		10.55	6.34	Florenz (über Cormons)	9.15	11.06		5.30	11.06	—	—	—	—	8.00	
—	—	—	—	—	1.05	—	—		7.30	1.05	Rom (über Cormons)	2.35	2.35		10.50	2.35	—	—	—	—	9.00	
—	—	—	—	—	6.30	—	—		1.35	6.50	Neapel (über Cormons)	9.30	9.50		3.00	9.50	—	—	—	—	12.30	
—	—	—	—	—	10.40	—	—		7.45	6.05	Mailand (über Cormons)	11.20	—		7.45	—	—	—	—	—	6.10	
—	—	—	—	—	9.24	—	—		11.52	10.[illegible]0	Genua (über Cormons)	7.28	—		3.00	—	—	—	—	—	11.30	
—	—	—	—	—	5.05	—	—		6.54	5.05	Nizza (Par. Zeit) (über Cormons)	12.00	—		6.21	—	—	—	—	—	12.18	
—	—	9.02	6.15	—	10.25	—	6.30		5.35	5.15	An **Triest S.-B.** Ab	9.55	6.35		8.00	6.00	—	—	11.30	—	7.55	

7.40	10.25	1.20	2.45	5.30	7.55	Ab Wien Südbhf. An	8.05	7.55	9.48	3.50	6.12	9.55	11.4[illegible]
9.58	12.51	4.20	5.36	7.41	10.52	An Sopron (Ödenburg)	4.23	1.52	7.20	12.36	3.58	6.38	8.[illegible]
11.24	2.25	bis 15. September	7.20	8.52	12.44	Szombathely (Steinamanger)	bis 15. September	3.57	7.30	10.54	2.42	4.42	6.[illegible]
2.00	5.00		—	10.53	3.42	Nagy-Kanisza		12.55	4.21	6.17	12.45	2.01	—
3.55	8.12		—	1.11	6.00	Csáktornya (Csakathurn)		10.15	—	4.40	11.12	11.12	—
8.20	9.00		—	1.42	9.55	Zágráb (M. Á. V.) (Agram)		7.43	1.50	—	7.20	7.30	—
—	—		—	10.58	9.32	Banjaluka		—	8.30	—	—	—	—
6.00	—		—	5.41	9.57	Uj-Dombovár		6.16	10.00	—	6.05	10.42	—
5.18	8.12		—	—	7.17	Barcs		9.50	—	—	8.40	11.06	—
7.40	—		—	—	9.22	Pécs (Fünfkirchen)		6.32	—	—	—	7.37	—
10.42	—		—	—	8.33	Eszék (Essegg)		12.52	—	—	—	4.40	—
10.00	—		—	—	1.20	An Pakrácz (Lipik) Ab		2.50	—	—	—	6.00	—

***) Ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie. — †) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 8.51. — ††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 9.15 — †††) An Sonn- und Feiertagen ab Wiener-Neustadt über die Pottendorfer Linie: an Wien S.-B. 9.28 — 1) Ab 1. Juli. — ● Kürzeste Verbindung Wien—Venedig—Mailand—Rom. — ○ = Speisewagen, □ = Schlafwagen, L = Luxuszug, S = Schnellzug, P = Personenzug.

Fahrpläne sämtl. Linien in Taschenformat zu 30 h sind in den Bahnhöfen, jene für die Wiener Lokalstrecke zu 6 h auch in den Tabak-Trafiken käuflich

Fehler und Schwächen der auswärtigen Politik Deutschlands.

Von * * *

Jede auffallende Veränderung eines Zustandes ruft die Frage nach ihren Ursachen hervor, und es ist selbstverständlich, daß die Beengung der Bewegungsfreiheit des Deutschen Reiches, die einer Zeit seiner anerkannten Hegemonie auf dem europäischen Festlande folgte, Anlaß zu Betrachtungen und Erörterungen bietet. Auch jetzt noch, nachdem die Spannung, die im Frühjahre herrschte, aufgehoben ist, sind die Grundlinien der Situation nicht wesentlich verändert. Man weiß zwar, daß England den Frieden will, daß die Kraft Deutschlands, dessen nationale Geschlossenheit der Ausfall der Reichstagswahlen bestätigt hat, jede tiefer eingreifende Störung fernhalten kann und daß der Versuch, die Verbündeten von ihm abwendig zu machen, erfolglos wäre; aber so sehr sich die Verhältnisse gebessert haben, so ist doch der deutsche Einfluß noch immer geringer als er vor einer Reihe von Jahren gewesen ist. Forscht man den Gründen nach, so findet man, daß sie zum Teil von allem Tun und Lassen der deutschen Diplomatie unabhängig sind und sich aus der Wandlung der allgemeinen Weltlage ergeben. Zum Teil aber tragen die Schuld allerdings bestimmte Mängel oder Sünden, die entweder tief im Charakter Deutschlands selbst liegen oder auf einzelne leitende Personen zurückzuführen sind. Diese verschiedenen Wurzeln der heute vom deutschen Volke empfundenen Mißstände verflechten sich ineinander allerdings oft so, daß sie schwer zu entwirren sind, und insbesondere muß in Betracht gezogen werden, daß es in der Politik wie im praktischen Leben überhaupt Fehler gibt, die bewußt begangen werden und die nicht zu vermeiden sind, wenn man nicht in noch schlimmere verfallen will. Ebenso ist in Betracht zu ziehen, daß nicht jeder Mißgriff gerade in der Ära zu suchen ist, mit der die Vorstellung von Mißerfolgen verbunden ist. Auch die größten Staatsmänner haben Fehler auf ihrem Konto, Fehler, die ihrer Natur oder auch nur der Lage, in die sie sich versetzt sahen, entsprechen, die aber, solange sie noch selbst an der Regierung sind, weniger zur Geltung kommen als unter ihren Nachfolgern, sei es auch nur, weil den Nachfolgern das überragende Ansehen fehlt, das oft allein schon hinreicht, Schäden vorübergehend gut zu machen. Vom Fürsten Bismarck war man immer einer solchen Fülle überraschender Schachzüge gewärtig, daß schon dies allein die Gegner oft hinderte, von den Waffen, die sie besaßen, vollen Gebrauch zu machen. Gewisse Schachzüge konnte sich nur Bismarck erlauben: so konnte nur er den an sich für Österreich unschädlichen Rückversicherungsvertrag mit Rußland schließen, der eine Bürgschaft bot, die nur dem mißtrauischen Alexander III. nötig erschien, der aber, wenn er unter Caprivi oder Hohenlohe oder Bülow fortgedauert hätte und etwa unter Nikolaus II. enthüllt worden wäre, einen

gefährlichen Ansturm der Feinde Deutschlands gegen das Bündnis hervorgerufen hätte. Gewisse andere Dinge hätte auch Bismarck besser unterlassen: so die bekannten „kalten Wasserstrahlen" die von Zeit zu Zeit drohend nach Paris ergingen und die Franzosen in dem, für die russische Diplomatie sehr willkommenen und von ihr auch gründlich ausgenutzten Glauben bestärkten, daß Deutschland einen Überfall auf Frankreich beabsichtige. Es war dem Fürsten Bismarck darum zu tun, den westlichen Nachbar von Angriffen abzuhalten, die er immer für möglich hielt, die aber, wie die Erfahrung auch unter ungünstigeren Verhältnissen lehrte, ohnedies nicht erfolgte wären. Auch der geniale Intellekt ist nicht unfehlbar, denn auch er ist an den Charakter gebunden, der ihn beeinflußt.

Daß die allgemeine Weltlage sich zum Nachteile Deutschlands verschoben hat, daß vor allem Deutschland selbst durch seine maritime und industrielle Entwicklung und durch die natürliche Ausbreitung seiner Interessen, die sich aus ihr ergab, verwundbarer geworden ist, bedarf kaum eines Nachweises. Das nachbismarcksche Deutschland hat eine weitaus längere und schwächere Linie politisch zu verteidigen als das bismarcksche. Es hat sie aber auch gegen mehr Rivalen zu verteidigen. Japan ist in den Kreis der Konkurrenten eingetreten und ist sehr geschickt von England an die Leine genommen worden, das tatsächlich, dank seiner überlegenen Gewalt zur See, die einzige Macht ist, von welcher dieses Inselreich bis zu einem gewissen Grade abhängt. Die Vereinigten Staaten sind zwar Deutschland nicht feindlich gesinnt, aber sie betrachten es doch als den am leichtesten zu bekämpfenden Mitbewerber auf dem ostasiatischen Markte. Dazu kommt, daß sich die Gegnerschaft zwischen England und Frankreich ganz natürlich gemildert hat, da schließlich die Franzosen es doch eher verschmerzten, daß sie aus Ägypten hinausmanövriert wurden als daß ihnen Elsaß-Lothringen abgenommen worden ist, um so mehr, als England, nachdem es ihnen bei Faschoda die Unmöglichkeit bewiesen hatte, das Geschehene rückgängig zu machen, so klug war, ihnen als Entschädigung eine Anweisung auf Marokko zu geben — das ihm nicht gehörte. Und auch die Versöhnung Italiens mit Frankreich war nicht länger aufzuhalten, denn auch hier erkannte der verlusttragende Teil, daß der Verlust, nämlich der Übergang Tunesiens an Frankreich, unwiderruflich war, da Deutschland sich gar nicht bereit zeigte, zu dessen Wiedereroberung und eventuell noch zu weiteren Eroberungen an seiner Seite in den Krieg zu ziehen. Dafür hat sich aber freilich auch etwas ereignet, was Deutschlands Situation verbessert hat. Dem Nachteil, den Japan ihm auf einem entfernteren Schauplatz bereiten kann oder bereitet, steht ein Vorteil gegenüber, den es ihm auf näherem durch die Besiegung Rußlands gebracht hat. Die Niederlage Rußlands befreit Deutschland, da die Befürchtung, daß die inneren russischen Krisen einen panslawistischen Ausbruch herbeiführen könnten, sich nicht bestätigt hat, von der Sorge, im Osten und damit auch vom Bundesgenossen im Westen angegriffen zu werden. Das Bündnis mit England kann den Chauvinismus in Frankreich unmöglich so begünstigen wie das Bündnis mit Rußland; nicht nur, weil gerade die Freunde der russischen Autokratie den Kern der französischen Chauvinistenpartei bildeten, während die Anglophilen zum größten Teile friedliebend sind, sondern auch aus dem einfachen Grunde, daß die Hilfe eines russischen Heeres einen viel größeren Teil der deutschen Wehrmacht nach dem Osten ablenken würde als die Hilfe einer englischen Flotte. Die allgemeine Entwicklung hat also Deutschland neben weltpolitischen Erschwerungen eine kontinental-politische Erleichterung gebracht.

Einen Augenblick lang glaubte die deutsche Diplomatie die kontinental-politische Erleichterung auch weltpolitisch verwerten zu können. Aber die Art, in der dies geschehen ist, läßt sich nicht loben. Es war verfehlt, mit dem an sich sehr berechtigten, aber überlauten Protest gegen die geflissentliche Rücksichtslosigkeit des französischen Ministers des Äußern erst ein Jahr, nachdem sie begangen war, zu erscheinen, erst in dem Augenblick, in dem die Seeschlacht von Tschuschima jeden Zweifel an der zeitweiligen Lahmlegung Rußlands durch den ostasiatischen Krieg beseitigte. Das Auftreten Deutschlands gewann dadurch den Anschein einer wohlberechneten Demütigung Frankreichs, dessen Wehrlosigkeit vorausgesetzt wurde, während es sich doch darum handeln mußte, der französischen Nation durch einen, unter dem unmittelbaren Eindruck jener Rücksichtslosigkeit erhobenen öffentlichen Widerspruch zum Bewußtsein zu bringen, was ihr Minister angerichtet hatte, als er über die Rechte aller anderen Staaten, mit besonderer, deutlicher Spitze gegen Deutschland, ohne weiteres hinwegging. Den richtigen Weg aber ist Deutschland gewandelt, als es verlangte, daß die Marokkofrage durch ihre Unterbreitung an eine Konferenz wieder zu einer internationalen gemacht und daß dem Sultanat seine Unabhängigkeit gewahrt werde. Dieser Standpunkt muß ja auch sonst jeder Macht willkommen sein, die an dem englisch-französisch-spanischen Geschäft nicht beteiligt war, nicht nur weil durch das Festhalten an ihm die Gleichberechtigung der wirtschaftlichen Interessen gewahrt wird, sondern auch aus politischen Gründen, denn das Recht des Mitredens in der einen Angelegenheit kann unter Umständen als Kompensationsobjekt dienen, durch dessen Aufgeben man sich ein Vorrecht in irgendeiner andern Angelegenheit erkauft, und dies gilt für Österreich-Ungarn eben so wie für Deutschland.

Die Verspätung der Gegenaktion in der marokkanischen Sache mag darauf zurückzuführen sein, daß in Berlin verschiedene Einflüsse einander kreuzten. Überhaupt ist eine innere Einheitlichkeit der Linie der deutschen auswärtigen Politik seit Bismarcks Rücktritt nicht zu erkennen. Dem kranken Kaiser Friedrich war Engländerei vorgeworfen worden. Aber kaum war Bismarck abgetreten, so sah man die deutsche Auslandpolitik von dem verspäteten Gedanken beherrscht, daß sie sich in Verteidigungsposition gegen Rußland setzen müsse. Daß dabei das Verhältnis zu England intimer wurde, war natürlich sehr gut und daß auf die Erwerbung von Helgoland Gewicht gelegt wurde, ist durch die seitherigen Ereignisse ausreichend gerechtfertigt. Für Deutschland wäre es höchst unangenehm, auch nach der Wendung Englands zur Gegnerschaft, zeitweise sogar ausgesprochenen Feindseligkeit, diesen, vor der Elbemündung aufgepflanzten Posten in englischen Händen zu wissen. Aber der Verzicht auf die Aussichten in Zanzibar ist nicht nur durch den Hinweis auf die Wichtigkeit Helgolands begründet worden, sondern der, im übrigen höchst verdienstvolle Caprivi hat ausdrücklich erklärt: je weniger Afrika, desto besser. Die deutsche Staatsleitung hat also damals den Wert der Kolonialpolitik für Deutschland nicht nur nicht überschätzt, sondern sehr unterschätzt; trotzdem hat sie später alle Kunst aufgewendet, um sich das entlegene und daher im Fall eines Konfliktes viel schwerer als irgendein afrikanischer Besitz zu verteidigende Samoa zu sichern, hat auch von Spanien die Karolinen erworben, ist also im Verlauf weniger Jahre zur Schätzung der Kolonialpolitik zurückgekehrt. Und schon vorher zeigte sie auch, wie hoch sie wieder Afrika bewertete: Kaiser Wilhelm sendete die berühmt gewordene Depesche an Krüger, deren Zweck nur sein konnte, die Selbständigkeit der südafrikanischen Republiken erhalten

zu helfen, selbst auf die Gefahr hin, die damals schon bestehende Verstimmung mit England zu vertiefen. Als sich dann zeigte, daß die Republiken endgültig verloren waren, trat die kurzdauernde Versöhnung ein, während welcher eben der Vertrag über die Samoa-Inseln geschlossen werden konnte.

Die Verstimmung war hauptsächlich verursacht durch die ostasiatische Politik Deutschlands, die den Mißmut des immer eifersüchtigen Englands erregte. Diese Politik war offenbar aus der Anschauung entstanden, welche in der bekannten Zeichnung: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter" ausgesprochen ist. Es ist die Anschauung, daß eine Einigung der christlichen Nationen gegen die erwachenden Millionen des Mongolentums nötig sei, das mit seiner Barbarei, in deren Dienste sowohl kriegerische wie wirtschaftliche Kräfte stehen, Europa bedrohe. Ein romantischer Ursprung einer politischen Aktion, die zunächst dazu benutzt werden sollte, eine Wiederannäherung an Rußland zu erzielen, indem Deutschland mit ihm zusammenging, um die japanischen Erfolge im chinesischen Kriege zu hemmen. Aber Rußlands Dankbarkeitsgefühl schwand bei der Besetzung von Kiaotschou, die auch in England übel aufgenommen wurde und die natürlich nicht nur China, sondern auch das aus Port Arthur verdrängte Japan bitter empfand. Deutschland gehört zu den Ländern, die von den Gefahren des Mongolismus am wenigsten bedroht sind; Russen, Franzosen, Angloaustralier, Amerikaner sind es viel mehr. Trotzdem stellte es sich an die Spitze einer antimongolischen Demonstration, verscherzte jedoch zwei Jahre später das Vertrauen der europäischen Weltmächte durch seine Sonderaktion. Diese Aktion war an sich nicht unbegründet. Der Besitz von Kiaotschou kann sich als wirtschaftlich sehr vorteilhaft erweisen, und zur Zeit, als der Pachtvertrag abgeschlossen wurde, konnte man, auch ohne sich dem phantastischen Gedanken einer Teilung Chinas hinzugeben, doch ein Abreißen einzelner Stücke für möglich halten, wobei es für Deutschland wichtig gewesen wäre, über eine Küstenstation zu verfügen. Nur war der Besitz von vornherein sehr überflüssigerweise mit der Hypothek des Antichinesentums und Antijapanentums belastet und in der Folge wurde die Belastung immer schwerer. Zwar gab Deutschland in richtiger Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und Bedürfnisse die Anregung zu dem Vertrage über die Erhaltung der Integrität des chinesischen Reiches. Aber die Feindseligkeit gegen die gelbe Rasse, die in jener kaiserlichen Zeichnung proklamiert war, kam wieder scharf in der Rede an den Prinzen Heinrich zum Ausdruck, der auszog, um die Pachtung von Kiaotschou zu erwirken, machte sich in der Ansprache an die Soldaten Luft, die zur Bekämpfung des Boxeraufstandes abgingen, und zeigte sich in dem Verlangen an den chinesischen „Sühne-Prinzen", den Kotau im deutschen Kaiserschloß zu machen. Gewiß erforderte die Ermordung des Gesandten Ketteler schwere Strafe, aber im Ausmaß hat man sich vergriffen; ein Zug der Zornmütigkeit ging durch die ostasiatische Politik Deutschlands und verdarb, was an ihr gut war. Nur langsam werden sich die Spuren der schweren Fehler, die begangen wurden, auslöschen lassen.

Viel besser als in Ostasien hat Deutschland den Ton im näheren Orient getroffen. Während Rußland, England und Frankreich den Sultan terrorisierten, hat Deutschland ihm Freundschaft und Unterstützung gewährt und sich dadurch Vertrauen und — Bestellungen und Konzessionen verschafft. Freilich scheint die Ära der Isolierung den Respekt des Sultans für die große Militärmacht im Zentrum Europas ein wenig vermindert zu haben. Doch dies ist die Folge der sonstigen Unfälle oder Mißgriffe der deutschen Diplomatie.

Alles in allem haben die Leiter der deutschen Auslandpolitik ihre Kraft überschätzt und, was vielleicht noch bedenklicher war, ihr Kraftgefühl zu auffallend hervorgekehrt. Manche Probe dieses starken Selbstgefühls, das man als Gegengewicht gegen die philisterhafte Kleinmütigkeit der Bourgeoisie und gegen die Verbissenheit der Sozialdemokratie begreifen und zum Teil sogar als wertvoll einschätzen mag, ist in die Öffentlichkeit gelangt, und die Eindrücke, die sie zurückgelassen haben, sind von den deutschfeindlichen Mächten geschickt benutzt worden. Es gibt oder gab an Königshöfen deutsche Diplomaten, die durch ihr Auftreten verletzt oder Mißtrauen erweckt haben oder die auf der Jagd nach einem kleinen wirtschaftlichen Vorteil für das Reich oder einem persönlichen Erfolge wertvolle Beziehungen aufs Spiel setzten. Selbst die Geduld guter Freunde ist zuweilen auf die Probe gestellt worden, um so mehr die Geduld von zweifelhaften Freunden oder von Rivalen. Und wenn einiger Neid gegen Deutschland berechtigt war, so war es überflüssig, den Neid, diesen Schatten des Glücks, noch zu vermehren, indem man sich so vors Licht stellte, daß der Schatten möglichst breit und groß wurde. Deutschland hatte ja schon ohnedies mit Animositäten genug zu kämpfen.

Deutschland hat das Schicksal gehabt, unmittelbar nach seiner Einigung, die seine aufgespeicherten Volkskräfte zur Entfaltung brachte, in eine Ära des allgemeinen Wetteifers zu geraten, der jede Nation zu gesteigerter Tätigkeit aufforderte. So ist es einst auch Spanien und Großbritannien beschieden gewesen. Aber Deutschland fand schon einen geschlossenen Kreis von Kolonialmächten vor, und seine geographische Lage ist überseeischer Erweiterung ungünstig. Es leidet an dem Widerspruch zwischen seinem Unternehmungsgeist und dem Gefühl seiner kriegerischen Stärke einerseits und den Verhältnissen anderseits. Dabei hat es Gegnerschaften aus der Zeit seines Aufstieges zur Größe ererbt: die Antipathie des größten Teiles des französischen Volkes, die zwischen Kälte und Revanchelust schwankt, den Neid Rußlands und gewisse Abneigungen, die mit Deutschlands Staatsleben und seiner Volksart zusammenhängen. Im neuen Deutschland dominiert Preußen, dessen politisches Gepräge noch immer die Spuren Friedrich Wilhelms I., des soldatischen Absolutisten, trägt. Wie die Deutschen überhaupt das Volk der Ordnung sind, so ist namentlich der Norden Deutschlands das Land der hierarchischen Ordnung, durchzogen vom Geiste der Strenge und durchaus undemokratisch, trotz der starken sozialdemokratischen Opposition, die sich in ihm entwickelt hat. Neben den autoritären Gewalten besteht als zweite Macht seit lange die Wissenschaft, als dritte, seit neuester Zeit, die wirtschaftliche Tatkraft. Deutschland ist das Land, in dem die Wissenschaft das größte Ansehen genießt und in dem sie mehr als anderwärts auf philosophischer Schulung beruht und mehr als anderwärts die Industrie und das Leben beeinflußt. Es ist das Land, in dem die alte, volkstümliche Kultur (seit dem Dreißigjährigen Krieg) am meisten ihre Wirksamkeit verloren oder sich (im herrschenden Nordosten) am wenigsten ausgebreitet hat, so daß seine Lebensformen oft stillos oder schwerfällig, ärmlich oder prunksüchtig erscheinen. Auf Altdeutschland ist Altpreußen, auf Altpreußen ist Amerika gepfropft. In seiner politischen Erscheinung ist es der schärfste Gegensatz zu dem Streben nach Herrschaftslosigkeit, das namentlich die südlichen und die slawischen Völker durchzieht, bei denen es gründlich unpopulär ist und die sich nur wenig klar darüber sind, daß es durch sein Denken den Individualismus mehr gefördert hat als irgendein anderes Land. Wenn die fremden Diplomaten Interessenpolitik an der Seite Deutschlands treiben,

finden sie kühle Zustimmung; wenn sie sie gegen Deutschland treiben, finden sie lauten Beifall. Die Arbeit deutschfeindlicher Politiker ist leichter und dankbarer als die der deutschfreundlichen. Daß sich dieses Verhältnis jemals vollständig ändern werde, ist zweifelhaft aber allerdings wäre eine auch nur teilweise Änderung für Deutschland sehr nützlich. Daß die Sozialdemokratie die einzige innerdeutsche Macht ist, die bei ausländischen Volksmassen Anklang findet, ist gewiß kein erfreulicher Zustand. Eine liberale innere Politik wäre ein Gewinn für die äußere. Sie würde vor allem die beginnende Freundschaft mit den Vereinigten Staaten fördern.

Damit muß man sich abfinden, daß die erste Rolle auf der Erde dem Angelsachsentum zufällt. Eine Rasse oder, wenn man will, eine Völkermischung, die Großbritannien, Nordamerika und Australien innehat und in Südafrika vorherrscht, kann von dem ersten Platz nicht mehr verdrängt werden, und man muß zugestehen, daß er nicht unverdient ist. Aber unmittelbar nach dem Angelsachsentum kann und muß sich das Deutschum halten. Eine der Vorbedingungen ist freilich, daß es geistig immer in vorderster Reihe bleibt, und dazu ist ja alle Aussicht. Das österreichische Deutschtum hat dabei mitzuwirken, wie es auch von den Erfolgen Nutzen zieht, denn seine eigene Stellung innerhalb der Monarchie ist davon abhängig. Auch die fortdauernde wirtschaftliche Vitalität Deutschlands ist eine der Voraussetzungen seiner Gesamtgeltung. Politisch wird seine Situation, die ja auf dem Kontinent unangreifbar ist, denn es verfügt über eine ungeheure Volkskraft, auch außerhalb Europas besser werden, wenn sich dort die Verhältnisse gefestigt haben. Wenn es gelingt, die Asiatische Türkei widerstandsfähig zu erhalten, sie über die Zeit der Gefahr hinwegzubringen, die ihr von ihrer inneren Lethargie und von den beständigen Vorstößen Englands gegen Arabien und die Euphrat-Tigrismündung droht, und wenn Persien und China wirklich ihrer Erneuerung entgegengehen, dann ist ein Gleichgewicht geschaffen, das für Deutschland vorteilhaft sein wird. Also territorialer Status quo und, soweit es eben möglich ist, Reformen in Asien. Das Eingreifen einzelner Mächte, das natürlich immer egoistische Zwecke verfolgt, ist zu verhindern. Das ist der richtige Gedanke, aus dem auch die Algecieraskonferenz hervorgegangen ist.

Die Hauptsache aber ist Geduld. Jene ruhig ernste Haltung, die Deutschland nach den ziemlich bösen Eindrücken von Cartagena bewahrt hat, entsprach durchaus den Erfordernissen der Situation. Zu fürchten hat Deutschland, solange es sein Heer auf der Höhe erhält und wenn es seine Küstenverteidigung verstärkt, in Europa selbst nur ein jetzt höchst unwahrscheinliches englisch-französisch-russisches Angriffsbündnis. Daß es seinerseits ein wenig gefürchtet wird, kann nicht schaden; das schützt gegen allzu herausforderndes Benehmen. Nur darf diese Furcht nicht genährt werden, da sie sonst den Gegenbündnissen neue Kraft zuführt; es muß ihr im Gegenteil alles Drückende genommen werden. Man denke an die elegante Bescheidenheit sehr großer Herren, die ihre Macht noch vermehrt. Ob die deutschfeindliche Welle, die augenblicklich zurückzufluten scheint, ihre äußerste Stärke schon hinter sich hat, läßt sich nicht prophezeien; sie kann schon noch wieder stärker werden. Die Ära der Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten, unter gewissen Umständen vielleicht auch Gefahren, ist vermutlich noch nicht beendet. Aber die Konstellation, aus der sie hervorgeht, wird allmählich einer andern Platz machen — vielleicht freilich erst nach Jahrzehnten. Wenn einmal Rußland, das ehedem von Osten her gar nichts zu besorgen hatte, künftig außer dem starken Japan auch ein noch stärkeres

China im Rücken hat, wird es die Freundschaft Deutschlands und werden auch die Engländer die Freundschaft Deutschlands viel höher bewerten als bisher. Rußland hat schon jetzt ein Interesse daran, und der Zar und seine Regierung erkennen es besser als die von Slawophilen geleitete öffentliche Meinung, daß auch in der Weltpolitik neben der von England geführten Gruppe immer eine Kombination möglich sein muß, die ein starkes Deutschland voraussetzt. Selbst in Frankreich gibt es Politiker, die einzusehen beginnen, daß Freundschaft mit dem Nachbar wertvoller ist als ein feindseliges Verhältnis, das Elsaß-Lothringen doch nicht zurückbringen kann und nur Gefahren oder zum mindesten Unruhe erzeugt. Vor allem aber ist es für Deutschland höchst wichtig, daß unsere Monarchie, schon um das Gleichgewicht und den Frieden in Europa aufrechtzuhalten, fest zu ihm steht. Der wahre Staatsmann blickt in die Weite, weiß aber vor allem den Freund in der Nähe zu schätzen.

Die Albanesen und die Haager Konferenz.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

So oft in Europa ein Mächteareopag tagt, erheben die Albanesen ihre Stimme und klagen über Vergewaltigung und Unrecht, über die Gräuel der türkischen Verwaltung und die Verkennung ihres geschichtlichen Anrechts auf Selbständigkeit. Freilich sind es nicht die Albanesen Albaniens, welche diese Sprache führen, es sind fast nur die im Auslande lebenden, der Heimat längst entfremdeten Albaner, die immer wieder den alten Klagesang anheben. Nur so ist es zu erklären, daß auch das Memorandum, welches der Haager Konferenz überreicht wurde, so phantastisch unwahre Schilderungen der Verhältnisse in Albanien enthält. Orientalische Phantasie, auf tatsächliche Unkenntnis der realen Wirklichkeit gepfropft! Diesmal muten aber die Albanesen der europäischen Diplomatie eine geradezu naive Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit zu! Oder haben die Albaner Londons und Brüssels, Ägyptens und Costanzas vielleicht ein neues Albanien entdeckt — ein ganz anderes, als Europa bisher gekannt? Fast möchte man dies glauben, wenn man das neueste Memorandum der sich vorsichtig hinter der schützenden Wand der Anonymität haltenden Albanesen zur Hand nimmt. Das Dokument verdient immerhin beachtet zu werden. Nach allgemein einleitenden Sätzen führt es aus:

„Die albanische Rasse — die erste und stärkste aller Balkannationalitäten, ist in dieser Weise durch Gewalt und Willkür von der Zivilisation ferngehalten. Man bemüht sich die albanesische Nationalität zu vernichten, man hat ihr Herrscher aufgezwungen, die sie haßt, und um das Volk zu schwächen, hat man das albanische Territorium wie eine Beute unter alle angrenzenden Völker aufgeteilt. Serbien, Montenegro, Griechenland und Bulgarien unterdrücken und erdrücken einen Teil der albanesischen Nation, während der andere Teil der verhaßten Ausbeutung der Konstantinopler Regierung ausgeliefert ist.

Die albanesische Nation ist nach Ausspruch der Gelehrten und Historiker die erste und stärkste unter den Balkanvölkern. Sie ist die lebenskräftigste und die schönste, die am reinsten dastehende. Sie wäre berufen zu herrschen, und man bemüht sich, sie zu vernichten.

Die Geschichte aber lehrt, daß man dieses Ziel nicht erreichen wird. Anstatt sich durch die Gewalt unterdrücken zu lassen, gelangt die albanesische Nation immer mehr und mehr

zum Bewußtsein ihrer Kraft. Immer inniger wird die Einigung zwischen ihren einzelnen Teilen. Der örtliche Zwist verschwindet und der religiöse Streit war in Albanien stets unbekannt. (!!). Die Einheit der Albanesen hat sich in ihrem Bewußtsein bereits vollzogen — und früher oder später wird sie sich auch auf politischem Gebiete verwirklichen müssen. — Die Albanesen wenden sich an Sie nicht als Besiegte und nicht als Bittsteller. Ihrer Kraft und ihres Rechtes bewußt sagen sie Ihnen:

Sie, die den Weltfrieden erhalten wollen, nehmen Sie sich in acht! Der Krieg droht in unseren Bergen und unseren Tälern, wir stehen in Waffen, zu allem bereit, um unsere Freiheit zu erobern. Es wird kein Friede am Balkan herrschen, keine Ruhe und kein Gleichgewicht im Orient, ehe man uns unsere Rechte nicht wiedergegeben hat. Wir wollen vom status quo nichts mehr wissen und wollen uns nicht weiter opfern für aussichtslose Pläne der europäischen Diplomatie. Der Krieg wird in entsetzlicher, unbarmherziger Weise ausbrechen, wenn uns nicht Recht widerfährt.* Unser Wille ist fest, wir sagen Ihnen, was wir wollen. Wir warnen Sie, nachdem Sie aufrichtig sind und gerecht sein wollen. Wenn Sie für uns nichts tun können, wenn Sie ohnmächtig sind, uns unser Recht zu erwirken, so werden wir Ihnen deshalb keinen Vorwurf machen. Wir wollen bloß, daß die zivilisierte Welt wisse, daß, wenn wir die Kriegsfurie am Balkan entfesseln, wenn wir eines Tages dasjenige schwer kompromittieren, was Sie das europäische Gleichgewicht nennen, es geschieht, weil wir dazu gezwungen worden sind durch die Ungerechtigkeit, deren Opfer wir sind, durch die unerhörte Vergewaltigung, welche man an uns begeht.

Für den Augenblick stellen wir unsere rein politischen Forderungen in den Hintergrund. Die verschiedenen Regierungen, welche albanesisches Land im Besitze haben, verkennen alle in gleicher Weise unsere Rechte und wir haben uns über alle in gleicher Weise zu beschweren.

Gewiß liefern uns die sogenannten Hellenen einen noch tückischeren und feigeren Kampf als die Slawen und Türken. In ihrer Anmaßung gehen sie so weit, daß sie sogar unsere Nationalität ableugnen, und unter Berufung darauf, daß ein Teil unserer Völker ihren Glauben besitzt, erheben sie Ansprüche auf den Besitz ganz Albaniens. Niemals aber gab es in Albanien eine religiöse Frage (!!). Orthodoxe, Katholiken und Muselmannen sind bei uns geeint und haben das Bewußtsein, daß sie alle Albaner heißen.

Wenn Sie den Frieden im Orient sichern wollen, so veranlassen sie Ihre Regierungen, ihren Einfluß auf die Türkei dahin zu üben, daß wir in folgenden Punkten befriedigt werden:

Wir wollen albanesische Schulen, in denen unsere Kinder unterrichtet werden können; wir wollen nationale Schulen, in denen unsere, bis jetzt unterdrückte und untersagte Sprache gelehrt werde. Wir erinnern Sie, daß die von unseren Komitees angenommene nationale Losung lautet: „Licht oder Tod"!

* In gleicher Weise drohen die Bulgaren Makedoniens in ihrem der Haager Konferenz überreichtem Promemoria mit dem Ausbruch blutigen Krieges für den Fall als ihre „gerechten" Forderungen nicht erfüllt werden. Das makedonische und albanische Problem ist eben deshalb so schwer lösbar, weil jede einzelne Nationalität das Recht auf die ausschließliche Beherrschung Makedoniens zu besitzen vermeint und sich so lange vergewaltigt glaubt, als ihr nicht von Europa der Freibrief zur Vergewaltigung aller anderen dieses unglückliche Land mitbewohnenden Völkerschaften erteilt ist.

Wir wollen weitgehende administrative Reformen. Wir haben es satt, von gewissenlosen, jeder Verantwortung baren Beamten unterdrückt und mißhandelt zu werden, wir fordern eine ehrliche, autonome Verwaltung, eine, einer zivilisierten Nation würdige Verwaltung.

Darauf beschränken sich unsere Forderungen. Seit Jahren machen die verhungerten Soldaten des Sultans in Konstantinopel und die Banden griechischer Mörder in Albanien eine gräßliche Jagd auf den Menschen. Ohne Unterschied der Rasse und der Religion wird gemordet, eingekerkert und verbannt .....

Was wird man über Sie sagen, wenn Sie noch länger untätig all diesen Greueln zusehen? Was wird die zivilisierte Welt von Ihnen denken und welchen Glauben in Ihre Aufrichtigkeit wird sie haben? Unsere Forderungen sind keine unmäßigen. Wir sind nicht Revolutionäre im eigentlichen Sinne des Wortes, wir sind einfach müde, im Zustande der Anarchie zu leben, und wir empfinden es als Schmach, daß unser schönes Land wie ein Abszeß am Körper Europas haftet.

Wir wollen, daß Albanien den Albanesen gehört. Wir fordern unser Recht auf Zivilisation, wir wollen uns von der Barbarei lossagen, wir wollen die Fessel sprengen, die uns drücken, mit einem Worte: wir wollen leben. Werden Sie uns dieses Recht verweigern, werden Sie erklären, unfähig zu sein, uns zu helfen? Dann werden die zivilisierten Völker mit Recht Sie fragen, weshalb Sie sich die Mühe gaben sich zu vereinigen und wozu Ihre feierlichen Zusammenkünfte dienen!

Vielleicht werden jene, die uns unterdrücken, jene, die uns das Recht der Bildung verweigern, Ihnen sagen, daß wir Barbaren sind. Die Funktionäre des Sultans in erster Reihe werden Ihnen sagen, daß wir Wilde sind — — jeder Zivilisation unzugänglich. Sie werden Ihnen antworten, daß ohne unsere Heroen die schwachen und entarteten Hellenen niemals mit ihrer Unabhängigkeit sich die Möglichkeit hätten erkämpfen können, einen Teil unserer Nation zu unterdrücken! Sie werden Ihnen antworten, daß der große Generalstab, welcher das denkende Hirn Osman Paschas war, daß Redjeib Pascha, der Sieger über die Griechen bei Olassone, daß Ferid Pascha, der gegenwärtige Großvezier des Sultans, daß Namik Kemel, der die türkische Literatur zu neuer Blüte brachte, daß Turkan Pascha, welcher in Ihrer Mitte den Sultan vertritt, daß diese und viele andere noch Kinder Albaniens sind. Sie werden ferner sagen, daß Mehemet Ali, der Gründer der Dynastie der Khedive in Ägypten, und der große Ibrahim Pascha Albanesen waren und selbst der verstorbene Crispi, Italiens großer Minister, auf seine albanische Abkunft stolz sein konnte. Sie werden sagen, daß die Albaner gegenwärtig die einzige Lebenskraft am Balkan darstellen und daß inmitten sovieler degenerierter Völkerschaften unsere Nation trotz der Unterdrückung unversehrt und stark bleibt. Die Nachkommen der makedonischen Eroberer, die Erben der Sprache und der Tugenden von Philipp, Pyrrhus, Alexander dem Großen (!), des unsterblichen Skanderbeg, der Europa rettete (!), verlangen von Ihnen Gerechtigkeit. Sie kommen nicht als Bittsteller. Sie sind bereit, alle falschen Rechnungen der vorsichtigen und eingeschüchterten Diplomatie umzustoßen. Sie kommen zu Ihnen, die wollen, daß Friede und Gerechtigkeit auf der Welt herrsche: Bewirken Sie, daß uns Gerechtigkeit widerfahre, sonst wird Sie die zivilisierte Welt für die entsetzlichen Folgen verantwortlich machen, welche der unvermeidliche Kampf für die Einheit und die Unabhängigkeit Albaniens mit sich bringen wird."

Mit Naivität und Kühnheit wird in diesem Memorandum der Wahrheit Faustschlag auf Faustschlag versetzt. In Albanien, dem klassischen Lande des religiösen und konfessionellen Hasses, der fast täglich zu blutigen Zusammenstößen führt — — sollen die religiösen Kämpfe immer unbekannt gewesen sein! Orthodoxe, katholische und mohammedanische Albaner kämpfen gegeneinander einen Kampf, wie ihn der größte Rassenhaß nicht blutiger gestalten könnte, und das Memorandum sieht sie friedlich geeinigt, ihrer Nationalität bewußt.

Der Albanese der Berge hat bis jetzt jeden Versuch der Geltendmachung staatlicher Autorität blutig abzuwehren verstanden und dem Lande eine vollkommene Sonderstellung gewahrt, welche so weit geht, daß türkische Funktionäre den Boden desselben kaum zu betreten wagen. Warum haben die Albaner diese unbeschränkte Bewegungsfreiheit, die ihnen hier gewährt ist, nicht benutzt, um aus sich selbst heraus jener Zivilisation zuzustreben, die sie herbeisehnen? Warum verharren sie in dem Zustande wilder Barbarei, welche nur durch den Einfluß der katholischen Priester ein wenig gemildert werden konnte? Warum hallt es noch immer von Schüssen in Albaniens Bergen, warum gilt das Menschenleben dort so wenig, warum bekämpft man sich — — des einigenden „Nationalbewußtseins" niemals eingedenk, als gälte es zwischen den einzelnen Stämmen einen Vernichtungskrieg zu führen? Noch nie hat ein Albanese, der auswärts vermögend geworden, seiner im Elende darbenden Heimat gedacht, eine wohltätige Stiftung, ein Spital, eine Schule, ein kulturförderndes Werk gegründet oder auch nur unterstützt. Und die Albanesen des Südens, welche zu Einfluß und Würden gelangen, welche als allmächtige Großwesire oder gefürchtete Generale den Großherrn am Goldenen Horn umgeben, um nicht zu sagen — beherrschen, warum haben diese es niemals verstanden, in Konstantinopel für ihr Heimatland irgendeinen Vorteil zu erringen? Sie vergaßen in der Pracht der Paläste am Bosporus das Elend in den Hütten ihres Albaniens, kehrten mit großen Vermögen heim und brachten nichts, gar nichts für ihr Land mit, nicht eine einzige Straße, nicht eine Schule, nicht einen Hafenbau. Weshalb dieses immer wiederkehrende Vergessen der Heimat? Weil der wahre Albanese den Begriff des Heimatlandes nicht kennt, weil ihm Religion und persönliches Interesse das Höchste ist.... manchmal auch noch das Ansehen seiner Sippe und die Macht seines Stammes. Darüber hinaus kann er sich zu einem Kollektivismus nicht aufschwingen, kann Einigungsbestrebungen nicht verstehen und noch weniger für sie Opfer bringen. Darum konnten die Albanesen auch im Laufe von Jahrhunderten niemals einen eigenen Staat bilden, niemals eine dauernde Selbständigkeit erringen. Einige Jahre einigte sie Skanderbeg, dann wichen sie dem türkischen Ansturme und vergebens forschen wir nach den Diensten, welche Skanderbeg angeblich Europa geleistet! Heute noch leben die Albanesen von der Anarchie, weil sie sich einem geordneten Regiment nicht beugen können. Und einem solchen Volke soll man schon heute das Danaergeschenk der Autonomie gewähren? Da würde die Kugel zum obersten Gesetze und der Jatagan zum höchsten Richter. Oder aber, es würde der wohlwollende, nur durch die schmale Adria getrennte italienische Nachbar, der das Sehnen der Albanesen nach freier Selbstverwaltung geweckt, ihnen diese Autonomie erleichtern, ihr Mentor und Schützer, damit aber bald auch — ihr Herr sein, ein neuer Herr, der ihnen weit weniger Selbständigkeit ließe, als sie unter dem Halbmonde besitzen.

Mögen die Albanesen sich durch die, von eigennütziger Hinterhaltigkeit diktierten Lockungen gewisser ausländischer Kreise nicht irreführen lassen: die Autonomie wäre heute und auch noch in absehbarer Zeit das Grab ihrer Freiheit. Erst muß eine jahrzehntelange Kulturarbeit vorangehen, muß der Albanese die Begriffe von Recht und Gesetz erfassen lernen, muß sich daran gewöhnen, daß es eine bessere Appellationsinstanz gibt, als seine Flinte. Erst muß er das Menschenleben höher einschätzen, den Wert schöpferischer Arbeit und gemeinnützigen Wirkens kennen lernen; muß nach und nach zum zivilisierten Menschen erzogen, Schritt um Schritt mit Kultur und Bildung vertraut gemacht werden. In diesem Sinne kann man den Ruf nach Schulen nur freudigst begrüßen; es dürfen aber nicht Schulen sein, welche zu Pflanzstätten politischer Umtriebe werden, wie es so manche der von Italien erhaltenen Schulen zu sein scheinen. Unrecht wäre es, wollte man verkennen, daß die heutigen Verhältnisse in Albanien zum Teil das Produkt türkischer Mißwirtschaft sind. Nicht den Albanesen allein darf man die traurigen Zustände in ihrer Heimat aufs Kerbholz schreiben. Trotz allem steckt ein guter Kern in dieser rauhen Schale. Es ist ein kräftiges, gesundes Volk, das die Albanergebirge bewohnt, und das verdienen würde, von uneigennütziger Hand geleitet, zu besseren Lebensbedingungen und höherem Kulturniveau aufzusteigen.

Ein großes Stück Kulturarbeit ist hier, hart an unserer Grenze, zu verrichten, und ein unverzeihlicher Fehler ist es, daß wir nicht schon längst energisch daran gegangen sind, dort die Pioniere der Zivilisation zu werden. Und doch wäre Österreich heute schon reif dazu, nicht bloß Waren, sondern auch Kultur zu exportieren.

Die Glasschleifer.

Von E. Schwiedland.

Österreich zählt gegenüber den dreiundeinhalb Millionen Personen, welche die industriellen, kleingewerblichen, Handels- und Verkehrsunternehmungen in geschlossenen Betrieben beschäftigen, beinahe eine halbe Million Heimarbeiter. Die Kulturwidrigkeit der Lebenslage dieser Leute, welche in eigener Behausung für Unternehmer (sogenannte Verleger) tätig, von ihnen außer Hause „mit Arbeit verlegt" sind, ist wohlbekannt. Doch dürften die Erhebungen selten so krasse Resultate ergeben, wie die Untersuchung der Glasschleifer des Gebietes von Haida und Steinschönau im nordwestlichen Böhmen.*

Ihre Schleifzeuge werden in den meisten Fällen durch Wasserkraft, einige wenige elektromotorisch beziehungsweise durch Benzin- oder Sauggasmotoren angetrieben, etwa der zehnte Teil durch Treten — wobei der tretende Schleifer, in diesem Falle „Trempler" genannt, die Kraft seiner Arme zum Andrücken des zu schleifenden Gegenstandes braucht.

Die Gesamtzahl der Schleifer dürfte 450 betragen, wozu etwa 130 Frauen kommen, welche die geschliffenen Gläser waschen, verpacken und abtragen.

* Vgl. Lode und Schwiedland, Das böhmische Schleiferland; eine sanitäts- und wirtschaftspolitische Studie; Wien, Manz 1907.

Die Schleifarbeit hat große physische Nachteile und gewährt trotz großer Mühsal kein hinreichendes Auskommen. Sie erzeugt einen feinen Glasstaub, der sich als flatternde Schleier oder Pelzchen an dem Arbeitszeug anlegt und die benachbarten Gegenstände überzieht, ergibt auch gröbere Splitter und scharfkantigen Glasstaub, der für die Atmungsorgane besonders unheilvoll ist, und beim Zurichten der Schleifsteine eine Unmenge von Staub, der den Arbeitsraum in einen dichten Nebel hüllt. Dabei kommt der „Trempler" das ganze Jahr nicht aus dem Schweiß; zur Einwirkung des Glasstaubes gesellt sich daher die stete Gefahr von Erkältungskrankheiten. Noch ärger sind aber die „Wasserschleifer" daran, welche in ganz unzulänglichen Betrieben in der Nähe von Wasserläufen tätig sind. Der Trempler bewegt den ganzen Körper, der Wasserschleifer dagegen, welcher die Kraft des strömenden Wassers zum Bewegen seiner Schleifsteine nutzt, arbeitet mit dem Oberkörper in einer heißen Luftschichte, während der Unterkörper bewegungslos den Einwirkungen der Kälte wie der Nässe ausgesetzt ist. Infolge der Kälte, welche durch die für die Treibriemen geschaffenen Löcher vom Fußboden her eindringt, friert im Winter oft das Stroh zu Füßen des Schleifers fest, trotzdem in geringer Entfernung der Ofen glüht. In einem Nebenraum, dessen Verbindungstür zum Arbeitsraum offen ist, waschen die Weiber das geschliffene Glas in heißem Wasser und der Wasserdampf schlägt sich im Schleifraume an den Wänden und auf dem Fußboden nieder; die Petroleumlampen, welche oft aus Sparsamkeit zu nieder geschraubt sind, riechen und qualmen beständig und brennen zeitweise während der ganzen Nacht; Kaffeetöpfe, die umherstehen, verbreiten ihren eigenen Duft, wozu der Tabakrauch und der Gestank des feuchten Strohes kommt, in welches die Weiber die Glaswaren einbinden. Beim Öffnen der Türe eines solchen Raumes strömt die „Luft" in dichten Schwaden dem Besucher entgegen.

In der Zeit ihrer vollen Leistungsfähigkeit beträgt der Verdienst dieser Fuß- oder Wasserschleifer, bei großem Fleiße, von Ausnahmsfällen abgesehen, höchstens sechzehn Kronen in der Woche, zu deren Erwerb sie sich durchschnittlich bis zu fünfzehn Stunden im Tage mühen.

Die Schleifer kennzeichnen meist Blässe, schlaffe Gesichtszüge, tief in den Höhlen liegende Augen. Ihre mageren, anämischen Gestalten mit dem häufig lungensüchtigen Gehaben und der gebückten Haltung machen schon in jungen Jahren einen verbrauchten, fast senilen Eindruck; alte Männer sind unter ihnen höchst selten. Gesundheitliche Klagen beziehen sich meist auf Katarrhe der Atmungswege. Einen etwas besseren Eindruck machen die Weiber. Ihnen obliegt die Hauswirtschaft, die Sorge um die Kinder sowie das Heimholen und Austragen der Waren. In umfangreichen Körben, die auf dem Rücken hängen, haben sie die schwere Bürde oft stundenweit über Anhöhen hinwegzubefördern, mehrmals in der Woche, unter Umständen sogar mehrmals täglich, bei jedem Wetter und in jeder Jahreszeit. Trotz der großen Mühsal, des häufigen Kindersegens und ihrer chronischen Unterernährung überleben sie sehr häufig den ersten Mann; die Zahl der Witwen ist in manchen Schleiferorten sehr groß. Sind sie im Besitze eines Schleifplatzes oder des Schleifzeuges, so erscheinen sie für den jungen Gehilfen als begehrenswerte Lebensgefährtinnen. Nicht selten überlebt die Frau auch den zweiten Mann, um vielleicht eine neue, sei es eingesegnete oder wilde Ehe einzugehen. Vereinigungen alter Frauen und junger Burschen, welche durch eine solche „Vernunftehe" sich die Existenz erleichtern wollen, sind häufig,

führen aber in der Folge bald zu Wirtshausbesuch, Trunk und Liebeshändeln des Mannes sowie zu Zwist und Roheiten im Hause, deren Rückwirkung die Kinder in ihrer körperlichen wie seelischen Verfassung schwer trifft.

Auffallend häufig erfährt man von Früh- wie Fehlgeburten und vom Tode der Kinder während oder unmittelbar nach der Geburt. Auch die Kindersterblichkeit ist, wie wir noch sehen werden, enorm. Uneheliche Kinder sind häufig. Frühe Geschlechtsreife der Mädchen und das ungebundene Leben der dem Alkohol ergebenen Männer zeitigen eine laxe Moral. Ein Schleiferkind mehr oder weniger spielt eine geringe Rolle. Wird ja doch der größte Teil dieser armen Geschöpfe nach einem kurzen jämmerlichen Erdendasein „Pfarrers Schleifmühle" überantwortet, wie der Volkswitz mit Schärfe den Friedhof bezeichnet.

Entsprechend dem geringen Einkommen und den hohen Preisen der Lebensmittel ist die Ernährung der Leute unzureichend. Diese Teuerung läßt es unmöglich erscheinen, daß der Arbeiter sich anders als von Erdäpfeln, Hülsenfrüchten, Brot und Topfen nähre.*

Die Nahrung besteht überwiegend aus Kartoffeln; daneben werden Zichorien-, Eichel- oder Kneippkaffee, Mehlsuppe, Sauersuppe (in Wasser aufgeschwemmter Sauerteig), Hülsenfrüchte, selten Reis, sowie Brot verzehrt; auch Butter- und Topfenbrot spielen für die eingeschobenen Imbisse (zweites Frühstück und Jause) eine Rolle.

Vieles lassen die Arbeits- und Wohnräume vermissen. Die Mehrzahl der Häuser ist alt, äußerlich vernachlässigt und die niedere Haustür läßt die Mißstände im Innern erraten. Meist sind die Häuser aus Holz, mit Schiefer, Ziegeln oder Schindeln, gelegentlich noch mit Stroh gedeckt. Die dünnen Holzwände geben einen geringen Wärmeschutz in den strengen Wintern. Daher werden die Häuschen über Winter mit Reisig und Stroh bedeckt, das durch Latten und Stöcke festgehalten wird. Die (durchwegs „einfachen") kleinen Fenster kommen dadurch oft in $^1/_2$ und $^3/_4$ Meter tiefe Nischen zu liegen, was den Lichteinfall sehr behindert. Die Trockenheit der Räume wird aber durch dieses Verpacken des Hauses nicht gefördert, sondern die Holzdielen der Arbeitsräume stehen — den schlechten Geruch mehrend — infolge der fortwährenden Nässe nicht selten in Fäulnis oder in Verschimmelung oder sind vom Holzschwamm bezogen.

Die Totenscheine aus den Schleiferorten in den Jahren 1900—1904 ergeben die folgenden traurigen Angaben. Wenn man die Angehörigen aller Glasarbeitergewerbe in Betracht zieht, sterben von den lebend geborenen Kindern 34% vor Vollendung des zweiten Lebensjahres. Rechnet man die tot zur Welt gekommenen oder bei der Geburt verstorbenen Kinder hinzu, so erhöht sich dieser Abfall bis zum Ende des zweiten Lebensjahres auf 41%. (Dabei sind die nicht zur behördlichen Kenntnis gelangten Fehlgeburten nicht verzeichnet.) Sondert man aber weiter das auf die Schleifer bezügliche Material aus, so kommen geradezu schreckliche Dinge zu Tage; 100 Schwangerschaften liefern nur 47 Kinder, welche das zweite Lebensjahr vollenden: 53% gehen zugrunde; bis zum 14. Lebensjahre sterben weiter über 5%, so daß 58·24% der Geborenen vor Erlangung der Arbeitsfähigkeit zugrunde gehen. Das sind die Durchschnittsergebnisse: in einzelnen Orten sind die Verhältnisse noch ungünstiger. In Langenau z. B. sterben 61%, in Steinschönau gar

* Vgl. die Preistabellen auf S. 44 der angeführten Schrift.

75% vor dem vollendeten zweiten Lebensjahre; im letzteren Falle überlebten also diese Altersgrenze nur 25% (genau ein Viertel) aller Geborenen.

Während in den anderen Berufen die meisten Männer im Alter von über 60 Jahren sterben, fällt bei den Schleifern die größte Sterblichkeit auf die Jahre zwischen 25 und 40, eine Tatsache, die das bittere Scherzwort in Erinnerung bringt: „Du, o, die Schleifer han a Methusalem: der Susenfranz is erscht mit 30 Juhr'n gestorben!"

75% der männlichen Angehörigen der Schleiferei, welche das zweite Lebensjahr überschritten, 39% der weiblichen, versterben an Tuberkulose. Überdies dürften noch manche weitere Krankheiten (Hirnhautentzündungen, Neubildungen usw.) auf tuberkulöser Basis beruhen.

Die meisten Autoren messen die Schuld an den häufigen Bronchialkatarrhen und an der Lungenschwindsucht dem Glasstaube bei. Alle Beobachter heben aber auch bei den Schleifern den Mißbrauch des Alkohols nnd das liederliche Leben hervor. Es fragt sich nun, was dabei wohl Ursache und Wirkung ist? Den Schleifern ist ihre kurze Lebensdauer bekannt; die Arbeiter sagen, sie wüßten sehr wohl, daß sie vor dem 30. Lebensjahre stürben. Kann man es da den Leuten verdenken, wenn sie sich jenen Genüssen hingeben, die ihnen eben zugänglich sind? Exzesse zu Ehren Bacchus und der Venus hat man unter ähnlichen Verhältnissen auch anderwärts (z. B. unter den Feilenhauern Sheffields im Anfange des XVIII. Jahrhunderts) beobachtet. So schließt sich ein tragischer Kreis: die als unvermeidlich erscheinende kurze Lebensdauer erzeugt Laster und die Laster verkürzen das Leben.

So rächt sich die Unterernährung, die Gesundheitswidrigkeit der Arbeitsverhältnisse, die Wohlfeilheit und die Unregelmäßigkeit der Arbeit, welche sich auch darin äußert, daß mitunter vom Freitag auf den Samstag „durch", das ist von Freitag früh bis Samstag abends in einem Zuge gearbeitet wird, um möglichst viel zu liefern. Das ist der auch in anderen Gewerben berüchtigte „Durchmarsch". Diesen Tagen übermenschlicher Anstrengung folgen Tage und Nächte eines ebenso schrankenlos genossenen Vergnügens und dem Blaumontag reiht sich manchmal ein blauer Dienstag an.

Ein erfahrener Arzt der Gegend schildert die Schleifer als Alkoholiker, die gern eine Nacht auf den Tanzböden durchschwärmen und sich dafür am Tage aus einer Pulle Schnaps stärken. Die Burschen würden oft schon mit 18 Jahren Väter, Mädchen kämen mit 16 und 17 Jahren nieder. Jeden Sonntag gebe es in einem der Nachbarorte Musik und Tanz. Nur die Organisation der Sozialdemokraten wecke bei den Leuten höhere Interessen. Tatsächlich trachten die fachvereinlichen Organisationen der Gehilfenschaft den ungeregelten Arbeitsgewohnheiten und einem die Gesundheit schädigenden „fidelen" Leben der Schleifer entgegenzuwirken. Der Arbeiterleseverein in Parchen-Schelten veranstaltet für seine 115 Mitglieder belehrende sowie Gesangs- und Klaviervorträge und erhält eine Bücherei. Nichtsdestoweniger kann man von einem namhaften Verleger der Gegend, welcher auch eine fabrikmäßige Schleiferei besitzt, den Ausspruch hören: „Ich dulde keine Sozialisten und keine Schnapstrinker."

Der Staat freilich hat sich um all dieses Elend bisher gar nicht bekümmert. Gleichwohl warten auch hier große Aufgaben seiner. Bezüglich der Details sei auf die erwähnte Schrift verwiesen und nur das wichtigste hier angeführt.

Der Gesetzgebung würde ich auf diesem Gebiete weniger Aufgaben zuweisen als einer modernen Verwaltung. Hausindustrielle sind zu schwach, sich selbst zu helfen, und zu schwach, um viel gesetzgeberisches Herumkurieren an sich zu vertragen. Immerhin wären sie in die Arbeitsversicherungen und in die kleingewerblichen Zwangsgenossenschaften einzubeziehen; eine Reihe wenig beschwerlicher Arbeiterschutzvorschriften, wie die Einführung von Lohnbüchern und Lohnlisten oder Änderungen an den Werksvorrichtungen, welche die Gewerbeinspektion zu überwachen hätte, würden nicht unerhebliche Verbesserungen bewirken.

Das wesentlichste wäre aber die Erstellung gemeinsamer Betriebsstätten, in denen die wichtigsten hygienischen Forderungen d u r c h f ü h r b a r würden. Sie könnten durch den Gewerbeförderungsdienst von amtswegen hergestellt werden. In Preschkau, wo mehrere Schleifereien hintereinander liegen, wäre es ein leichtes, die Wasserläufe auszubauen und durch sie größere Anlagen zu betreiben; die Eigentümer der heutigen Schleifen könnte man durch Rechte auf die neu zu schaffenden Pachtstellen befriedigen: hier wäre also eine Werksgenossenschaft der Schleifmühleneigentümer mit Vorteil zustande zu bringen. Elektromotoren haben sich als rentabel erwiesen; ebenso vorteilhaft werden je nach Umständen Benzin- oder Sauggasmotoren sein; deren Verbreitung wäre dem Gewerbeförderungsdienste, welcher diese Tätigkeit zugunsten des Handwerkes pflichtgemäß übt, durch die Bewilligung besonderer Mittel zugunsten der Hausindustrien zu erleichtern.

Was eine verständige Verwaltung an Förderung der Heimarbeit leisten kann, hat der von E x n e r und seinem Stabe geführte staatliche Gewerbeförderungsdienst reichlich erwiesen. Er hat auch schon jetzt, wo die Pflege der Heimarbeit ihm noch offiziell entzogen ist, zugunsten mancher lokaler Hausindustrien höchst Ersprießliches geleistet und dadurch auch für andere Staaten vorbildlich gewirkt, ein neuer Beweis, wie häufig Ideenreichtum und schöpferische Tätigkeit in Österreich sind.

Ein hervorragender Kenner des Gewerbelebens, Geheimrat B ü c h e r in Leipzig, hat jüngst mit Recht betont, daß alle p o l i z e i l i c h e n Beschränkungen, die man der Hausarbeit als solcher zufügen mag, das Grundübel, die Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen, nicht beseitigen werden. Bei der Organisation des Absatzes sei der Hebel anzusetzen. „Mag man einen gesetzlichen Zwang zur Aufstellung von der staatlichen Genehmigung und Beaufsichtigung unterworfenen Lohntarifen einführen, mag man Absatzgenossenschaften mit Staatshilfe oder geradezu staatliche Betriebsstellen ins Leben rufen, mag man die Minimallohnklausel bei Vergebung öffentlicher Arbeiten anwenden, durch Förderung der technischen Bildung die Qualität der hausindustriellen Produkte heben, immer wird ein den lokalen und fachlichen Verhältnissen sich anschmiegendes kasuistisches Vorgehen zur direkten Verbesserung der Einkommensverhältnisse erforderlich sein. Eine bloße Heimarbeiterschutzgesetzgebung nach dem Muster der Fabrikgesetze hieße auf Symptome loskurieren. Auf die Selbsthilfe der Hausindustriellen durch Gründung von Gewerkvereinen darf ebensowenig gerechnet werden, wie auf die Bekämpfung der Heimarbeit durch amerikanische Konsumentenvereinigungen oder auf ihr Verschwinden bei weiterem Eisenbahnbau zu rechnen ist" — denn auch dieses Mittel ist aus Professorenkreisen zur Rettung angepriesen worden! Durch Hebung der privatwirtschaftlichen Lage des einzelnen verlegten Betriebes vermöge eines Colbertismus im kleinen kann sehr

fruchtbare, unmittelbar praktische Heimarbeitskultur geleistet werden. Zu dieser besitzt Österreich bereits alle erforderlichen Organe, die nur auszugestalten sind. Es handelt sich also zunächst um die Schaffung verantwortlicher behördlicher Hausindustrie-Interessenten unterer, ausführender, wie höherer, leitender, Art. Sie würden sich in einen sozialpolitischen Dienst vortrefflich einfügen, welcher, sei es im Rahmen eines eigenen Ministeriums für Arbeiterfragen, sei es innerhalb der jetzigen Ressorteinteilung zustande gebracht werden sollte, um unter Bedachtnahme auf die elendesten Arbeiter, die Hausindustriellen, für eine einheitliche und nach langer Stagnation weiterschreitende soziale Politik zu sorgen.

Philosophie des Krieges.

Von Feldmarschalleutnant Emil v. Woinovich.

Die Friedenskonferenz im Haag nimmt gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch und soeben wurde wieder ein internationaler Friedenskongreß in München abgehalten. Viele fragen sich im stillen: „Was ist der Krieg? Ist er in unserer fortgeschrittenen Zeit überhaupt noch möglich oder ist er ein abgetaner Anachronismus? Würde er sich, falls er dennoch einträte, nicht den geänderten kulturellen Verhältnissen anpassen und ganz andere Erscheinungen zeigen, als in früheren Zeiten?"

Darauf und auf viele andere ähnliche Fragen sucht das Buch des Professors der Soziologie Dr. S. Steinmetz* Antwort zu geben und die Berechtigung des Krieges auch in der Zukunft nachzuweisen, sowie die Fruchtlosigkeit aller Versuche der Friedensschwärmer darzulegen. Es ist demnach von Interesse, dem Gedankengange des Autors nachzugehen, das Für und Wider seiner Beweisgründe zu prüfen und auf diese Weise der Lösung dieses soziologischen Problems näherzutreten.

Der Krieg als solcher ist, wie alles was in der Weltordnung geschieht, meint Steinmetz, eine unvermeidliche Notwendigkeit. Es scheint also eigentlich müßig, ihn als allgemeine Erscheinung beurteilen zu wollen. Bei näherer Betrachtung finden wir aber, daß der Krieg unserem Einflusse keineswegs entzogen ist, weil die gebildeten Völker Volksheere und Volksregierungen besitzen, d. h. sich selbst regieren und in das Stadium der kritischen Überlegung getreten sind, in welchem sie nicht mehr das ruhig annehmen, was ihnen die Verhältnisse oder die Regierungen aufbürden wollen. Die Untersuchung, welche Verhältnisse den Krieg, diese Geisel der Menschheit, in der Weltordnung tatsächlich unentbehrlich machen, ist daher gerechtfertigt.

Bei der Beantwortung dieser Kardinalsfrage darf man sich aber nicht durch subjektive Gründe, so begreiflich sie auch anscheinend sein mögen, oder durch Gefühle, wie Mitleid, aber auch nicht durch abstrakte Moral leiten lassen. Man muß vielmehr auf historischem und soziologischem Gebiete bis auf die Ursprungsstufe der Menschheit zurückgreifen und zu ergründen suchen, ob denn der Krieg nicht überhaupt in den Eigenschaften der Menschen und in jenen der Gesellschaft und der Staaten wurzle. Hat man die Antwort hierauf

* Philosophie des Krieges. Von Dr. S. Steinmetz, Leipzig 1907. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

gefunden, dann erst kommen die übrigen Fragen, ob Kriege vermieden, inwieweit sie in ihren Erscheinungen und Folgen, ohne Nachteil für die Menschheit und für die Zivilisation zu mildern wären, ob Friedensbewegung und Friedenskongresse und inwieweit eine Berechtigung haben u. a. ähnliche mehr.

Der Mensch ist, seinen Ureigenschaften nach, aggressiv. Wäre er das nicht gewesen, so hätten ihn schon die wilden Tiere verzehrt und in seiner Vermehrung gehemmt. Daß es jedoch nicht der alleinige Trieb nach Selbsterhaltung war, der ihn zum Kampfe zwang, ist evident, denn in diesem Falle hätte auch die passive Flucht genügt. Dadurch wäre aber jeder Besitz und damit auch schon die allerbescheidenste Entwicklung äußerer Kultur unmöglich geworden. Der Mensch besaß also auch einen gewissen positiven Mut, als er sich der Tiere erwehrte, sonst wäre er auf sein Urgebiet, die Bäume, beschränkt geblieben. Hätte er aber außerdem nicht noch andere Eigenschaften besessen, wäre er überhaupt dem Tiere nie besonders überlegen geworden.

Der Mensch hatte aber zum Glücke für seine Entwicklung noch aktiven Mut, eine gewisse Grausamkeit und dehnbare Begehrlichkeit. Dadurch erst ward er zum Kampfe ums Dasein und auch dazu befähigt, seine weitere Natur, auch seine schönsten Anlagen, bis zur hohen Vollkommenheit auszugestalten. Der Urmensch war aller Wahrscheinlichkeit nach Omnivor, demnach auch Karnivor. Er mußte seine Beute erjagen, das setzt Aggressivität und Grausamkeit voraus. Mit immer mehr Tieren und Artgenossen trat er in Wettbewerb. Seine Ernährung wurde dadurch immer reichlicher, seine Gesundheit und Kraft hob sich. Ein großer Vorteil war es, daß der Urmensch infolge seiner Aggressivität bald auch mit Menschen seiner Art in Wettbewerb kam. Wäre dem nicht so gewesen, so würde der Mensch niemals diejenige Förderung gerade seiner menschlichen Eigenschaften im Schlimmen und im Guten erfahren haben, die der Kampf mit Artgenossen mit sich brachte. Und immer höher wurde der Intellekt der Menschen, gerade durch diese Kraftmessung zwischen Mensch und Mensch entwickelt. Je aggressiver die Menschen wurden, desto mehr mußten sie sich aber, da der einzelne zu schwach war, zu Gruppen zusammenschließen. Zuerst die Familie, dann der Stamm und endlich der Staat. Alle diese Gruppen zeigten aber untereinander wieder Aggressivität, was jedoch für das Menschengeschlecht neuerlich zunehmende Anstrengungen jeder Art zur Folge hatte. War nämlich der Sieg über die Natur noch verhältnismäßig leicht gewesen, so wurde jener über den Einzelmenschen und erst jener einer Gruppe von Menschen über andere immer schwieriger. Welcher Lohn aber, wenn der Sieg im Kampfe mit Menschen errungen wurde! Reiche Beute, Frauen, Sklaven! Zum Glücke waren die damaligen Stämme schwach an Zahl, jeder einzelne mußte sich daher anstrengen; damals galt noch nicht der Grundsatz; je tapferer die eine Hälfte, desto erbärmlicher dürfte die andere sein, wie dies in unserer gegenwärtigen sentimentalen Gesellschaft der Fall ist, wo die Starken eine Menge Schwacher mit sich schleppen müssen. Dadurch griff innerhalb der Menschen, aber auch innerhalb der Gruppen eine Art Selektion Platz. Die sozial stärkere Gruppe verdrängte die schwächere; so mußten die physischen und moralischen Qualitäten der Sieger stets zunehmen. Wenn sich endlich ganze Völkerschaften gegenübertraten, siegten jene, bei denen im Volke und in der Regierung kräftigere Menschen, kräftigere Charaktere, und diese sind eben meist aggressiv, vorhanden waren; die niedriger stehende Völkerschaft wurde häufig durch die höher stehende absorbiert, d. h. entweder zu Sklaven

gemacht oder die Männer wurden getötet, die Frauen unter den Siegern verteilt. Menschen, Gruppen und Staaten wurden also immer stärker, weil alles Schwache zugrunde ging.

Das sich entwickelnde Staatsleben hatte jedoch noch andere Folgen. Verwaltung, Rechtspflege, Heer lehrten alle gehorchen, und zwar letzteres mehr, als es alle anderen Agentien zu tun vermocht hätten, weil dessen Endzweck, der den Nachdruck verlieh, doch der Krieg war. Wie in der Ausbildung des Individuums der Kampf um die Selbsterhaltung unendlich nützlicher war, als das friedliche Zerschmelzen in andere Weichlinge, genau so verhielt es sich im Völkerleben. Zusammenschmelzen der ganzen Menschheit war indes im Anfange schon, der räumlichen Isolierung der einzelnen Gruppen in der ausgedehnten Welt wegen, unmöglich, wäre aber auch für die Entwicklung nur nachteilig gewesen.

Als die kleinen Völkereinheiten ihre erzieherische Wirkung erfüllt hatten, brauchte die Menschheit größere Zusammenballungen. Das geschah meist wieder durch den Krieg. Friedensphilosophen meinen freilich, das wäre auch auf friedlichem Wege, durch die den Menschen innewohnende Verbrüderungssucht möglich gewesen. Das wäre aber wohl, ohne äußerliche rohe Anstöße, hervorgebracht durch die Aggressivität, die Vergrößerungssucht, die Raublust und ähnliche allerdings unlautere Motive nie geschehen. Im Leben der Völker nützt aber ein kräftiges, niederes Motiv unendlich mehr, als ein kraftloses, hohes. Der Zusammenschluß der vereinzelten phönikischen Niederlassungen in einen karthagischen Staat, zum Kampfe gegen hellenische Bedrohungen, der Kampf des Yamatostammes in Japan, der hundertjährige Krieg in Frankreich, der erst das nationale Gefühl bei den Franzosen schuf, die Kämpfe Deutschlands gegen Frankreich, welche die Einheit des ersteren bewirkten u. a. m. sind historische Belege für das Angeführte. Wie viel schneller ist die Welt, zu ihrem Vorteile, mit der kriegerischen Kultur Roms überzogen worden, im Verhältnisse zu der Zeit, die das friedliche, handeltreibende Karthago zur Verbreitung der Zivilisation gebraucht haben würde!

Diese Vergrößerung der Verbände der Staaten war aber nicht nur ein kulturhistorischer Fortschritt, sondern auch ein Schritt zur Pazifikation. Die zahllosen Fehden verminderten sich. Die wenigen aber größeren Verbände untereinander hatten doch nicht so vielfältige Reibungsflächen, als früher die kleineren. Man beachte in dieser Beziehung die Kriege des römischen Imperiums im Gegensatze zu den unaufhörlichen Fehden des Mittelalters.

So weit Steinmetz über die Notwendigkeit der Kriege und über deren Eigenschaft als kulturelle und staatenbildende Triebkraft.

Wir wollen diesen Ausführungen noch einige Betrachtungen hinzufügen und die historischen Belege für die Unausweichlichkeit der Kriege etwas ergänzen.

Hat Steinmetz für seine Behauptung die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in der Vergangenheit zur Grundlage genommen, so wird es nun gelten, nachzuweisen, daß der Mensch, als Element des Staates, und der Staat, als Glied der Völkerfamilie, auch auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Zivilisation weit davon entfernt ist, die theoretischen Wünsche nach ewigem Frieden in die Praxis umzusetzen und daß dies höchstwahrscheinlich auch in Zukunft kaum jemals der Fall sein dürfte. Die Aggressivität des Menschen hat bei weitem nicht aufgehört, ja nicht einmal nachgelassen. Sie hat sich nur in den Formen geändert und zum Teile in den Richtungen,

in welchen sie sich geltend macht. Niemals war der Kampf ums Dasein innerhalb des Volkes und Staates so intensiv als jetzt, und er wird sich mit der Zunahme der Bevölkerung naturgemäß noch steigern. Dieser Kampf prägt sich aus in dem erhöhten Bestreben zur Geltendmachung der Person und zur Erlangung der Mittel, welche für die Befriedigung stets wachsender Lebensführung erforderlich sind. Wo die Kraft der einzelnen hierzu nicht ausreicht, kehrt er naturgemäß zu dem elementaren Gesetz der Gruppenbildung zurück. Nur daß diese Gruppenbildung nun innerhalb eines Volkes odes Staates vor sich geht. Diese Gruppen, deren Interessen allerdings vorwiegend materiell sind, bekämpfen sich vorläufig im friedlichen Wettbewerb gegenseitig. Grundbesitz, Bürger, Arbeiter u. dgl. Es ist aber allgemein bekannt, daß häufig nur die Staatsgewalt verhindert, daß sich diese Gruppen gegenseitig in die Haare fallen. Der Einwand, daß es der sozialen Gerechtigkeit einmal gelingen werde, auf friedlichem Wege eine Ausgleichung der materiellen Gegensätze herbeizuführen, ist hinfällig. Die Verschiedenheit der Menschen an Begabung, Energie, Bildung, Aggressivität ist zu groß, die unerbittliche Not des einzelnen oft zu grausam, als daß dies auf die Dauer jemals möglich sein sollte. Aber zugegeben selbst, es gelänge einem Tolstoi, seinen Zukunftsstaat aufzurichten, so würde dieser im Handumdrehen die Beute desjenigen Nachbarstaates werden, bei dem diese Metamorphose nicht stattfand. Eine Beute, zuerst in wirtschaftlicher, dann in staatlicher Beziehung.

Angenommen endlich, daß alle großen Gruppen — Staaten — dem Tolstoischen Musterstaat huldigen und dessen Einrichtungen annehmen würden, daß also innerhalb eines jeden vollkommenes wirtschaftliches, intellektuelles und moralisches Gleichgewicht hergestellt wäre, könnte dies doch nicht zwischen den großen Gruppen (Staaten) der Fall sein. Man muß hier auf den Einwand gefaßt sein; mögen also die Barrieren zwischen den Staaten fallen und die Menschheit nur eine einzige ungeheure, sich in Liebe umfassende 1600 Millionen zählende Gesamtheit bilden! Die Ursachen, welche letzteres aber unmöglich machen, sind gerade jene, welche bisher die Reibungen zwischen den einzelnen Staaten veranlaßten und die auch in Zukunft nicht behoben werden können. Große Gruppen oder Staaten, wie sie heute bestehen, sind das Produkt der Stammeseigentümlichkeiten ihrer Angehörigen, die nach Boden, Klima, Lebens- und Erwerbsverhältnissen, religiösen Bedürfnissen (welche Steinmetz nicht erwähnt, die aber doch von Bedeutung sind, da das Gros der Menschheit wohl niemals abstrakt philosophisch sein wird), endlich nach ihrem Werdegang, untereinander wesentlich verschiedene Interessen aufweisen. Niemand wird wohl behaupten wollen, daß Skandinavier, Sizilianer, Chilenen, Inder, Japaner u. a. in e i n e r Gemeinschaft, hieße sie wie sie wolle, miteinander ohne Streit auszukommen vermöchten. Der Traum einer, die ganze Menschheit umfassenden Gemeinschaft ist daher ein Trugbild. Man sieht ähnliches schon gegenwärtig bei übergroßen Reichen, wie z. B. beim russischen und englischen. Dieselben Ursachen würden aber auch bewirken, daß zwischen den großen Gemeinwesen niemals alle Reibungsflächen ausgeschaltet werden könnten, weil sie nicht gleichartiger Struktur sind und sobald dies nicht der Fall, ist auch der Wettbewerb zwischen ihnen nicht ausgeschlossen und damit auch der bewaffnete Zusammenstoß.

Wenn wir uns weiters in der Geschichte nach Belegen für die Notwendigkeit der Kriege umsehen, so finden wir deren unzählige. Wir müssen hier Steinmetz vorgreifen, indem wir seiner später geltend gemachten Anschauung entgegentreten, daß unter allen Um-

ständen die Weltgeschichte das Weltgericht bedeute. Nicht immer ist jedoch der stärkere Staat deshalb der Sieger, weil er es verdient. Es gibt auch Naturnotwendigkeiten, deren letzten Grund wir nicht zu lösen vermögen! Wir möchten nur auf die Völkerwanderung hinweisen. Es kann doch unmöglich behauptet werden, daß von den Völkern, die einander folgten, immer gerade das letztgekommene und siegende den Sieg auch verdient hatte. Derlei Verhältnisse können sich aber wiederholen. Wer bedenkt, welche Völkermassen in Indien und Zentralasien schlummern, wird das nicht für unmöglich halten. Ob dann die Inder, Mongolen oder Japaner, wenn sie die europäischen Völker aufsaugen, dies auch verdient haben werden, möge dahingestellt bleiben. Wir haben absichtlich das krasseste Beispiel gewählt, weil es am besten den Umstand beleuchtet, daß, wie die zivilisatorischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse heute und vielleicht noch einige Jahrhunderte liegen, Kriege auch aus bloßer Naturnotwendigkeit unabwendbar bleiben. Aber auch andere Ursachen gibt es hierfür. Es existieren z. B. noch immer sogenannte Herrenvölker, wie Engländer, Russen, Magyaren und andere, die in der Einbildung leben, daß die Vorsehung andere Völker dazu geschaffen habe, damit sie von ihnen regiert werden. Werden diese letzteren Völker zweiter Klasse nicht jeden günstigen Moment benützen, um das auf ihnen lastende moralische Joch abzuschütteln? Man wird dagegen vielleicht einwenden, die Zeit, die milderen Sitten, die Vernunft u. dgl. werde auch diese Verhältnisse ohne Krieg ausgleichen. Nun, eine führende Kulturnation, die auf ihre Zivilisation gar stolz ist, hat kürzlich erst, einem kleinen Völkchen gegenüber, gar keine Lust hierfür gezeigt.

Noch etwas möchten wir bemerken, worauf, wie es scheint, der Autor wenig Gewicht gelegt hat.

Solange nämlich der ethische Standpunkt der Menschheit, das Gerechtigkeitsgefühl jedes einzelnen nicht auf die höchste Stufe gebracht wird, so lange wird es überhaupt Kriege geben. Nicht nur die Regierenden, sondern hauptsächlich die Regierten müßten heutzutage einen besonders elevierten Standpunkt einnehmen, sonst kann es einer Clique, seien es Kommunisten, Anarchisten oder irgendwelchen Ideologen, ja selbst einzelnen Trusten, Börsenringen und Spekulanten, letzteren lediglich um des schnöden materiellen Gewinnes wegen, gelingen, blutige Kriege herbeizuführen. Oder war der Spanisch-amerikanische, der Englisch-burische Krieg anderer Ursachen wegen entstanden? Daß unsere Gesellschaft, respektive die Menschheit, besonders wenn sie lediglich brutalen sozialpolitischen Ansichten huldigt, auf dem Wege ist, diese hohe Warte der Zivilisation zu erklimmen, muß mit Recht bezweifelt werden. Dies vermöchte höchstens eine reine, abgeklärte Philosophie, vielleicht wahrhaftes Christentum, allerdings aber nur unter der Voraussetzung, daß alle 1600 Millionen Erdbewohner davon gleichmäßig durchdrungen wären.

Fahren wir in den Darlegungen des Professors Steinmetz fort. Sie lassen sich zunächst darin zusammenfassen, daß vorerst die Nachteile des Krieges, dann die Vorteile desselben erörtert und aus beiden die Bilanz gezogen wird.

Unter den Nachteilen stehen, als am meisten greifbar, nach allgemeiner Ansicht die Menschenopfer, die der Krieg fordert, an erster Stelle. Soweit dem Autor für die vier letzten großen Kriege in Europa in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts statistische Daten zu Gebote standen, haben diese Kriege zusammen 284.721 Tote gekostet; für die großen und zahlreichen Kriege in der ersten Hälfte des genannten Jahr-

hunderts gibt er, nach Schätzungen verschiedener Schriftsteller, die Zahl von 3 Millionen allein in Europa an, die ganz gewiß übertrieben ist. So hoch dürften sich nicht einmal die Gesamtverluste an Toten im Kriege auf der ganzen Erde im vorigen Jahrhundert belaufen haben. Bei dem Mangel an verläßlichen statistischen Daten ist jedoch überhaupt nur eine oberflächliche Schätzung möglich.

Die größte Wichtigkeit kommt der Frage zu, ob die Verluste an Menschenleben in den Kriegen der Gegenwart zu- oder abnehmen. Es unterliegt nun, wieder auf Grund statistischen Materials, gar keinem Zweifel, daß sie abnehmen. Es ist dies auch, trotz wachsender Vervollkommnung der Zerstörungsmittel, durchaus begreiflich. Früher beschränkten sich die Verluste nicht allein auf die Heere, sie umfaßten auch die Bevölkerung. Noch im Dreißigjährigen Kriege wurden zahllose friedliche Bürger getötet, noch viel mehr in den Türkenkriegen und ganz besonders in jenen der Völkerwanderung und des Altertums. Daß speziell die Religionskriege sehr blutig gewesen, ist genügend bekannt, aber nicht, weil sie von der „blutliebenden Kirche Roms inspiriert und arrangiert waren", wie Professor Steinmetz meint, sondern weil Kriege um Überzeugungen, seien es politische oder religiöse, die den letzten Mann durchdringen, stets mit besonderer Erbitterung ausgefochten wurden. Wenn wir nun bei einzelnen Kriegen der neuesten Zeit auch sehen, daß die absolute Zahl an Toten zugenommen hat, müssen wir doch berücksichtigen, daß auch die Größe der kämpfenden Heere und Staaten, namentlich aber ihrer Bevölkerungen in noch viel höherem Maße gewachsen ist. Solange der „männermordende" Krieg in vollster Bedeutung des Wortes in Übung war, wie bei den Wilden, während der Völkerwanderung usf., war auch tatsächlich keine besondere Zunahme der Bevölkerung wahrzunehmen, während wir, seit dem Dreißigjährigen Kriege und seit der Befreiung Ungarns vom Türkenjoch, den letzten unmenschlich geführten Kriegen, trotz der steigenden Vervollständigung der Kriegs- und Vernichtungsmittel ein beständiges Wachsen der Bevölkerungsziffer, und zwar in besorgniserregender Weise zu erkennen vermögen. Steinmetz kommt daher zum richtigen Schlusse: die absolute Blutigkeit der Schlachten nimmt zu, weil die Heere zugenommen haben, die relativen Verluste, im Verhältnis zur Bevölkerung nehmen ab.

Wie groß sind nun diese Verluste in Prozenten der Bevölkerung dargestellt? Nach dem Steinmetz vorgelegenen, sehr gutem statistischen Material über 1870–71 betrug der deutsche Verlust an Toten 40.000 Mann, das macht einen Mann auf tausend der Bevölkerung dieser Jahre. Davon starben übrigens 12.000 an Krankheiten. Steinmetz nimmt nun an, von diesen 12.000 Mann wären ohnehin im Laufe von sechs Monaten, die der Krieg dauerte, manche gestorben, und glaubt überdies, daß die Hebung der Volkswohlfahrt, der Körperkraft, die stets steigenden Hilfsmittel für Verpflegung, die Fortschritte in der Hygiene sowie in der Wundbehandlung, die Sterblichkeitsziffer an Kranken und Verwundeten in künftigen Kriegen noch mehr verringern dürften. Dem gegenüber wäre nur zu bemerken, daß der Krieg 1870 sich in einem der kultiviertesten und ressourcenreichsten Ländern der Erde und zum größten Teil in guter Jahreszeit abspielte. Im mandschurischen Kriege werden die Verluste durch Krankheiten gewiß wieder erheblich beträchtlicher gewesen sein.

Wie groß derlei Schwankungen aber auch immer sein mögen, an der approximativen Zahl von eins pro tausend kann festgehalten werden.

Nun sind aber nachweisbar die normalen Schwankungen in der allgemeinen Sterblichkeit der Bevölkerung von Jahr zu Jahr viel größer. Steinmetz führt hiefür eine statistische Zusammenstellung an, aus der hervorgeht, daß die Sterblichkeit im Deutschen Reiche häufig von einem Jahre zum andern ganz unvermittelt um zwei bis drei Menschen pro tausend zunimmt. Eine gewöhnliche Influenzaepidemie, von Cholera u. dgl. gar nicht zu reden, fordert in aller Stille oft mehr Opfer als ein großer Krieg. Es ist also nicht die Größe der Menschenverluste im Kriege an sich, sondern die Art dieser Verluste, die sich auf kurze Momente zusammendrängen, das Bewußtsein, daß wir Menschen selbst daran Schuld tragen, die sie uns so schrecklich machen.

Daß sie uns so schrecklich erscheinen, ist übrigens ganz gut. Aus dieser Ursache und der momentanen ökonomischen Nachteile wegen wird sich die Menschheit hüten, Kriege mutwillig vom Zaune zu brechen. Fraglos werden sie auch immer seltener und damit auch die Menschenverluste immer geringer. Deutschland und Frankreich haben schon seit 37 Jahren, Österreich hat seit 41 Jahren keinen Krieg. Wenn Deutschland z. B. alle fünfzig Jahre einen solchen Krieg wie 1870—71 zu überstehen hätte, so verlöre es noch immer durchschnittlich keine tausend Menschen pro Jahr mehr. Was ist das jedoch angesichts einer Bevölkerung, die sich während dieser Zeit von 50 auf 60 Millionen vermehrte? Aber allerdings nur dann, wenn die Kriege für das betreffende Volk und für die Menschheit nützlich sind!

Es ist schwer zu begreifen, weshalb Steinmetz, der sonst nicht empfindsam besaitet scheint, sich scheut, die äußersten Konsequenzen aus seiner Entwicklungstheorie des Menschengeschlechtes selbst zu ziehen und einzugestehen, daß derlei Verluste, wie Aderlässe, in der Zukunft unumgänglich nötig, jedoch nicht einmal hinreichend sein werden, um der Übervölkerung vorzubeugen. Es ist nämlich nicht recht auszudenken, wo das Menschengeschlecht bei der stets zunehmenden Vermehrung in einigen Jahrhunderten Platz und Nahrung finden wird. Einer allerdings sehr oberflächlichen Berechnung nach hat sich die Einwohnerzahl von Europa innerhalb der letzten 500 Jahre verfünffacht, das heißt, sie ist von etwa 80 auf ungefähr 400 Millionen gestiegen. Nimmt man die gleiche Steigerung in den nächsten 500 Jahren an, so ergibt dies für das Jahr 2400 eine Bevölkerungsziffer von 1600 Millionen, also ungefähr so hoch, wie gegenwärtig jene der ganzen Erde. Daß auch die Auswanderung nicht immer eine Abhilfe bieten wird, ist aus dem gleichzeitigen Wachstum der außereuropäischen Völker und aus der Tendenz vieler derselben, wie z. B. der Chinesen und Japaner, selbst auszuwandern, zu entnehmen.

Nebst den Verlusten an Toten, die nach Steinmetz im Kriege b e a b s i c h t i g t sind, erwähnt er auch die unbeabsichtigten Kriegsopfer, worunter er die physischen Leiden der Sterbenden, die moralischen Leiden der Angehörigen der Gebliebenen, die Verluste an Verwundeten, die später zugrunde gehen und jene infolge von Epidemien versteht. Unberücksichtigt bleibt hingegen von ihm die wesentliche Abschwächung des ursprünglichen Vernichtungsgedankens des Krieges, die darin besteht, daß gegenwärtig nicht mehr die Tötung des Gegners, sondern nur die Herbeiführung der Kampfunfähigkeit desselben angestrebt wird. Das Herabgehen der Kaliberweite der Hauptkriegswaffe, des Infanteriegewehres z. B., ist bereits bis zu jener Grenze geschehen, welche die Kampfunfähigkeit des Getroffenen noch gewährleistet, aber nicht dessen Tod bedingt. So grausam ist also der Krieg längst nicht mehr!

Was die Zahl der infolge von Verwundungen, Krankheiten und Epidemien zugrunde Gegangenen anbelangt, so ist das hierüber vorhandene statistische Material fast wertlos. Sie ändert sich eben nach den jeweiligen Verhältnissen der Kriegsschauplätze, nach der Jahreszeit, in welche der Krieg fällt, nach der Widerstandskraft, die Volk und Heer Epidemien und Krankheiten entgegensetzen usw. So verloren die Russen 1829 in der Türkei, 1831 in Polen, die Preußen 1866 in Böhmen und Mähren an der Cholera mehr, als ihr blutiger Verlust betrug. Von den siegreichen Preußen erzählt man sich in Österreich, daß bei ihnen die Cholera hauptsächlich infolge der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, der sie sich im besiegten reichen Lande nach Herzenslust hingaben, solche Dimensionen annahm. Da aber derlei Zufälligkeiten außer Kalkül fallen, so ist man berechtigt, angesichts des Fortschrittes der medizinischen Wissenschaft, der Wohlfahrtseinrichtungen und sonstiger sozialer Errungenschaften in der Zukunft eine fortschreitende Besserung in diesen Beziehungen anzunehmen.

Der ökonomische Nachteil des Krieges wirkt nach Steinmetz insbesondere durch den fortlaufenden Druck, den die Heeresauslagen im Frieden verursachen; die einmaligen Kosten des Krieges könnten, nach seiner Ansicht noch leichter verwunden werden. Es hat dies eine gewisse Berechtigung. Ziehen wir z. B. in Betracht, daß der Krieg 1870—71 Frankreich zirka 10 Milliarden Franken gekostet hat, so wird diese Ziffer im Verhältnis zur Summe der jährlichen Kriegsbudgets von durchschnittlich einer Milliarde Franken für eine Friedensperiode von etwa 50 Jahren — fünfzig Milliarden Franken — nicht einmal besonders hoch erscheinen.

Aber auch die ökonomischen Nachteile der Kriege vermindern sich, nach Steinmetz, im allgemeinen in dem Maße, wie die Blutigkeit und Grausamkeit der Kriege abnimmt, also mit der zunehmenden Zivilisation. Mutwillige Zerstörungen und Vernichtungen materieller Werte, wie in früheren Zeiten, werden in Zukunft seltener und geringfügiger sein. Freilich hat der Krieg Englands gegen die Buren gezeigt, daß barbarische Rückfälle, selbst bei einer, vermeintlich an der Spitze der Zivilisation marschierenden Nation nicht ausgeschlossen sind. Im Gegensatze hierzu muß aber an den Ausspruch Bismarcks erinnert werden, der das vollständige saigner à blanc der besiegten Nation nach dem nächsten Kriege in Aussicht stellte.

Betrachten wir nun die jährlichen Kriegsbudgets näher, unter denen die Völker seufzen, indem wir sie in ein Verhältnis mit dem Volkseinkommen setzen, so finden wir, daß die Militärlasten in England 2·44, in Deutschland 2·79, in Frankreich 3·82, in Österreich 2·31 Prozent des Volkseinkommens betragen. Für diejenigen, denen diese Summen noch immer horrend erscheinen sollten, mögen folgende statistische Angaben (nach Steinmetz) dienen. An alkoholischen Getränken soll die deutsche Bevölkerung in einem Jahre fast so viel ausgegeben haben, als die ganze deutsche Getreideernte betrug, dem Deutschen kostet sein Alkohol 37·21 Mark, Heer und Flotte 13·4 Mark per Kopf und Jahr und doch ist der Alkohol schädlich! In Frankreich deckt der Tabakskonsum zwei Drittel, in Österreich drei Viertel der Ausgaben für Heer und Marine. Wenn also die Heeres- und Flottenkosten entfielen, würde das Groß der Bevölkerung lange nicht jene finanzielle Erleichterung verspüren, die ihm vorgespiegelt wird. Als besonders gravaminös führt Steinmetz übrigens das Verhältnis dieser unproduktiven Auslagen für Heer und Flotte zu jenen an, die der Staat für andere, sogenannte produktive Zwecke bestimmt, wie z. B. Unter-

richt, Wohlfahrtseinrichtungen, Kommunikationen u. dgl. Es muß hier wundernehmen, die militärischen Auslagen als unproduktiv bezeichnet zu hören. Das ist ein ebenso ungerechtfertigtes Schlagwort, wie manches andere. Nicht ein Heller der für Heer und Marine gewidmeten Auslagen geht der Volkswirtschaft verloren. Alle Summen, die für die Wehrkraft verausgabt werden, fließen der Bevölkerung in der mannigfaltigsten Weise wieder zu, tragen konstant zu ihrem Erwerb, zur gewaltigen Entfaltung vieler Industriezweige usw. bei. Wir möchten in letzter Beziehung nur auf den Schiffs-, auf den Maschinenbau, auf fortifikatorische Anlagen, auf Geschütz- und Gewehrfabrikation aufmerksam machen, die überdies Hunderttausenden lohnende Arbeit geben.

Auch die Entziehung von Arbeitskräften aus der Produktion — dabei gedenken wir auch der Landwirtschaft — ist nicht so arg, wie oft dargestellt wird. Das macht beispielsweise in Frankreich, welchem Lande perzentuell am meisten Arbeitskräfte zu Kriegszwecken entzogen werden, einen Mann auf 57 — dieser e i n e, meint Steinmetz, macht es eben wie viele Reiche, Kinder, Frauen, er arbeitet nicht! Aber er faulenzt keineswegs, fügt Steinmetz hinzu, er übt sich, er bereitet sich zu der Erfüllung einer sehr schweren Aufgabe vor. Und zugleich ist diese Übungszeit durchaus nicht ohne Nutzen für seine friedlichen Aufgaben. Im Gegenteil, für die weitaus größte Mehrheit dürfte jetzt schon die Übungszeit in der Armee und Flotte für ihr ganzes weiteres Leben ergebnisreich sein, was sich nach Ansicht des Autors bei weiterer Demokratisierung der Gesellschaft und entsprechenden Modifikationen im Militärwesen nur noch steigern würde.

Einer approximativen Berechnung zufolge hält Europa $3^1/_2$ Millionen Soldaten im Frieden auf den Beinen, das macht auf 113 Seelen einen Mann. Was Europa da für die Arbeit momentan verliert, bekommt es jedoch als tüchtigere Leute in zwei bis drei Jahren zurück, als Leute, die eine einzig dastehende Schule mitgemacht haben.

Wer vielleicht den wirtschaftlichen Aufschwung der Vereinigten Staaten Amerikas in dem Umstande zu erblicken vermeinte, daß dort die fortlaufenden Auslagen für die Wehrkraft, die Anzahl der Hände, die der sogenannten produktiven Arbeit durch den Militarismus jährlich entzogen werden, geringer sind, der übersieht die eigenartige Zusammensetzung dieses Staates, die dort herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse und die glückliche, geographische Lage, die es diesem Staate bisher gestatteten weniger für Kriegszwecke auszugeben. Wer weiß jedoch, ob nicht bald auch für Amerika die Stunde des kriegerischen Wettbewerbes mit anderen Staaten schlagen wird — so manche Zeichen sprechen dafür — dann wird Amerika auch dieses vermeintlichen Vorzuges beraubt sein.

Die Befürchtung, daß der Krieg bleibende oder tief eingreifende ökonomische Verwirrungen hervorruft, ist insoweit zutreffend, als er wohl imstande ist, Verschiebungen im Handel und Wandel der Völker zu bewirken. Auch da wirkt er übrigens mehr schöpferisch. Wem ist nicht wohl erinnerlich, wie infolge der Kontinentalsperre am Kontinente gar manche Industrien entstanden, die sich als segenbringend erwiesen. Der Schaden den England damals erlitt, hat es längst wieder auf anderen Wegen eingebracht; der Nutzen für den Kontinent ist aber dauernd geblieben.

Von den Friedensfreunden werden gar häufig die durch den Krieg hervorgerufene Demoralisation der Heere, deren Verrohung sowie die üble Einwirkung auf die Gesellschaft als besondere Nachteile ins Treffen geführt.

Die heutigen Kämpfe werden jedoch meist auf große Entfernungen ausgefochten, daher sie weniger verrohend auf die Soldaten wirken, wie in der Vergangenheit. Die Heere werden nicht mehr wie früher aus dem Abschaum der Gesellschaft zusammengesetzt, die Kriege sind kürzer, die Quellen der Verrohung werden daher spärlicher fließen. Tatsächlich ist es, wie Steinmetz erzählt, kriminalstatistisch nachgewiesen, daß sich nach großen Krigen keine Zunahme solcher Verbrechen kundgibt, welche, wie Mord, Totschlag, Raub, Gewalttätigkeiten aller Art, auf besondere Verrohung schließen ließen. Im Gegenteil, die Kriege machen sich eher in mancher Beziehung in veredelnder Weise bemerkbar; doch hierüber später.

Viele behaupten auch, daß sich das Zusammenleben so vieler jüngerer Männer schon im Frieden in gewisser demoralisierender Weise geltend macht. Steinmetz beweist, daß dies lang nicht in solchem Maße der Fall ist, als das Zusammenleben der Arbeiter und selbst das der Studenten, weil diesen die Aufsicht, Disziplin und auch die ethischen Momente fehlen, von denen man doch voraussetzen muß, daß sie, bei gehöriger Einwirkung beim Militär gepflegt werden. Der Kriminalist v. Liszt hat sogar das Heer „die beste aller Volksbildungsanstalten" genannt. Steinmetz knüpft hieran mit Recht die Bemerkung, daß unter gewissen Voraussetzungen Selbstbeherrschung, Ordnungssinn, Mut, Unterordnung unter das Ganze, männliche Tüchtigkeit nirgends besser gelehrt werden als im Heere. Was diese Eigenschaften aber dann für die Gesellschaft bedeuten, wenn sie bleibend sind, ist einleuchtend.

Nicht so rückhaltslos wird man dem Verfasser zuzustimmen vermögen, wenn er, um die unleugbar notwendige Anpassung des Heeres an die gesellschaftlichen Veränderungen zu beweisen, das Aufgeben der alten Traditionen empfiehlt. Es fehlt ihm hier offenbar das militärische Verständnis für den Wert derselben. Es kann alles zu weit getrieben werden; friederizianische Verhältnisse kann man z. B. gewiß nicht wieder aufleben lassen — der „Schneidigkeit" muß man aber ihren alten Wert lassen und darf sie nicht nur nach den vorkommenden Karikaturen und Übertreibungen beurteilen. Die Vorschläge, die Steinmetz zur Besserung der inneren Verhältnisse der Heere macht, zu dem Zwecke, daß die Friedensfreunde nicht in dem Geiste der Heere einen Hebel für ihre Angriffe finden mögen, würden das Kind mit dem Bade ausgießen. Er mag sich beruhigen: die Aufgaben der Heere werden heutzutage überall mit dem gebührenden Ernste aufgefaßt; Ausnahmen kommen fast nur bei einzelnen noch unreifen Köpfen vor.

Desgleichen ist die Stellung des Adels in den Wehrsystemen aller europäischen Armeen schon längst fixiert und daher muten uns die Ausführungen, welche gegen jene Wehrverfassungen, die sich heute noch als Stütze der Feudalität und der absoluten Monarchie betrachten sollen, gerichtet sind, etwas veraltet an. Anderseits ist es aber unleugbar, daß im allgemeinen Adel und Bürgertum die besten Elemente für das Heer, namentlich für die Führerstellen liefern. Man kann ja auch hiefür das Gesetz der Selektion geltend machen. Die Eigenschaften zum Kommandanten sind eben nicht so leicht zu finden, wie der Autor meint. Jena und Auerstädt sind ebensowenig durch Schuld des Adels allein verloren worden, als Solferino. Es sind dies Schlagworte, die von Generation zu Generation ohne Berechtigung fortgeschleppt werden. Das Schicksal der Kriege ist ja ein Produkt vielerlei Faktoren, von denen die Mehrheit aber, unserer Ansicht nach, nicht auf militärischem

Gebiete liegt — es ist eben wie, Steinmetz sagt, der Hauptsache nach ein Ergebnis des sozialen Wettbewerbes der Völker und Staaten.

Nach Untersuchung der Nachteile, welche der Krieg im Gefolge hat, ist die Bemerkung, die Steinmetz hieran knüpft, wohl gerechtfertigt. Wenn nämlich der Krieg alle die ihm angedichteten Nachteile besäße, müßten alle kriegerischen Völker hinter den friedlichen zurückbleiben und folgerichtig zugrunde gehen. Wir sehen aber in der historischen Entwicklung der Menschheit das gerade Gegenteil.

Die Erklärung hierfür ist im folgenden zu suchen: Eine der wesentlichsten, noch heute gültigen Funktionen des Krieges liegt in der elementaren Kraft, mit der sich die Tüchtigkeit, die Kraft des einzelnen und des Staates Bahn bricht. Es siegt, wer siegen muß, wer nämlich zahlreicher, kräftiger, gescheiter, rücksichtsloser, in allen Beziehungen besser organisiert ist. Es ist dabei ganz irrelevant, wer recht oder unrecht hat. Dadurch wird allerdings dem Realismus in den gegenseitigen Beziehungen der Völker und Staaten die Vorhand über alle anderen Faktoren schrankenlos zuerkannt. Die ganze Weltgeschichte bietet jedoch eine Kette von Beweisen dafür. Hätte z. B. vom ethischen Standpunkte nicht den Griechen im Kampfe mit den Römern der Sieg gebührt oder den Buren gegenüber den Engländern? Die Weltgeschichte wird also eigentlich mit Unrecht als Weltgericht bezeichnet; viel richtiger wäre es, sie als Kraftmesser zwischen den einzelnen Staaten zu betrachten.

Wie in den Uranfängen der Menschheit, hat auch im Kriege heutzutage immer nur der in jeder Hinsicht Kraftvollere, gleichgültig ob er im Recht oder Unrecht ist, ob er grausam, gebildet oder ungebildet, ob er der oder jener Religion angehört, den Erfolg für sich. Es mag dieser Umstand vom ethischen Standpunkte bedauerlich sein, für die Entwicklung des Menschengeschlechtes ist er aber von größter und von selektorischer Bedeutung, da die kraftvolleren, aggressiven Staaten zur Verbreitung zivilisatorischer Aufgaben gewiß besser befähigt sind.

Trotz dieser Erkenntnis kann man das Urteil, das Steinmetz fällt, nicht unterschreiben, daß nämlich das Resultat des Zusammenstoßes zweier Völker, da es das Ergebnis ihrer augenblicklich erworbenen Gesamtkräfte ist, *unser historisches Gerechtigkeitsgefühl befriedigen muß*, denn, wenn die Gerechtigkeit nur tief genug blickt und weit genug schaut, müssen Notwendigkeit und Gerechtigkeit sich decken. Dann wäre also auch der Mörder und Räuber seinem Opfer gegenüber stets im Rechte, sobald nur sein Überfall glückt.

Wurde nachgewiesen, daß der Krieg überhaupt unersetzliche Vorteile besitzt, so kommt es noch darauf an, Art und Größe seiner Vorteile klar zu machen und die Unmöglichkeit darzutun, sie in anderer Weise als durch den Krieg zu erlangen.

Daß ohne den Krieg kein Staat möglich ist, ergibt sich aus der Betrachtung, daß der Staat — ein Kollektivwesen — wie jedes andere Wesen als Lebensbedingung den Willen hat, die eigene Persönlichkeit zu behaupten und nicht in andere aufzugehen. Jedes kräftige Individuum will sich aber ausleben, mit anderen messen, das bedingt oft den Kampf, der dem Staate ebensowenig fehlen darf, wie dem Individuum. Ohne Kampf kann keine Einzelperson ein intensives Leben führen, das Kollektivwesen aber noch viel weniger, weil seine Elemente lockerer zusammengenietet sind, als die des Individuums. Zur vollen Entfaltung brauchen Mensch und Staat Gefahr, Not und Kampf, das erst stählt sie und macht sie wirksamer zur Erfüllung aller ihrer Aufgaben. Die Geschichte

erweist dies auf jeder Seite. Welchen Schutz vermochte Rom seinen Bürgern, welchen vermögen England und Deutschland heutzutage ihren Angehörigen zu leisten! Das alles konnte nur durch Jahrhunderte währende Kämpfe erreicht werden!

Die eigentlichste Kraftäußerung des Staates ist eben der Krieg. Jeder andere Wettkampf auf den Gebieten des Handels, Verkehrs oder der Kunst beansprucht den Staat nur einseitig. Tatsächlich kämpfen dabei mehr die Individuen gegeneinander. Anders, der Krieg; er ist nur Kollektivkampf und kann nur von einer Gesamtheit gegen eine andere Gesamtheit, mit Aufwendung aller physischen, geistigen und ökonomischen Kräfte geführt werden. Alles wirkt hier zum Sieg oder zur Niederlage zusammen. Die Lage des Territoriums, die Art, wie es einst erworben wurde, die Zahl der Bevölkerung, ihre Seelenkräfte, die Kriegstüchtigkeit des Heeres und der Flotte, Reichtum, Kredit, die Gesundheit der moralischen Verhältnisse und derjenigen des staatlichen Lebens, die Vitalität der Rasse. Entsprechend den Anstrengungen des Krieges ist seine Einwirkung auf die Psyche des Volkes und Staates. „Nie wird der Egoismus durch Hunderttausende des Volkes so vollständig vergessen, wie im Kriege", meint Steinmetz, „Jahrzehnte von Wohlfahrt und egoistischem Behagen können eine solche allgemeine Lebenserweiterung nicht erwerben wie der Krieg. Alle großen Kraftanstrengungen haben etwas Erhebendes, ganz besonders aber jene im Verein mit Volksgenossen. Der Kampf der Individuen untereinander ist nur Egoismus, der mit dem eigenen Volke gegen die Fremden zum größten Teile Altruismus."

Ein würdigerer Panegyrikus wurde dem Kriege wohl noch selten dargebracht, wie von diesem holländischen Professor.

Der Krieg ist die wirkliche Staatenkonkurrenz. Wer wollte die Konkurrenz aber ausschalten! Ohne sie Erstarrung der Einzelpersonen, ohne Krieg Erstarrung der Staaten! Der Krieg hebt den Patriotismus. Wohl wird über diesen schon gespöttelt, weil angeblich die Liebe zur gesamten Menschheit höher steht, als jene zu den Volks- und Stammesgenossen. Aber über das erhabene Gefühl des Patriotismus sagt Steinmetz ebenso schön als richtig: „Nie wird das Vaterland feurigere Liebe erwecken, als wenn es um seine Existenz ringt. Die Forderung großer Opfer erzeugt Liebe und Liebe macht glücklich. Wer den Staat nur durch Stimm- und Steuerzettel kennt, der kann ihn unmöglich mit Leidenschaft lieben. Wer diesem gewaltigen, die Millionen beseelenden und beseeligenden Gefühle nur die im Kriege zerschossenen Glieder und die verschwundenen Milliarden gegenüberstellt, der sieht dem gleich, der Liebe und Ehe sich versagt, aus Furcht vor den Krankheiten der Kinder und dem Verluste der geliebten Frau! Aus Furcht vor Schmerz wird er unfähig zum Glücke."

Niemals flammte der Patriotismus in Deutschland höher und kräftiger auf, als in den Befreiungskriegen und im Jahre 1870! Und trotz der Leiden und Opfer dieser Kriege wird es wohl keinen Deutschen geben, der sie ungeschehen machen wollte. Der Krieg ist die äußerste, die allerhöchste Anstrengung und darf als solche nicht und niemals aufgehoben werden. Der Staat der diese äußerste Anstrengung noch nicht versucht hat, der ist noch gar nicht besiegt, der kann seinen Gegner noch niederwerfen. Wenn die Hilfsmittel der Diplomatie erschöpft sind, muß zum Kriege geschritten werden, vorausgesetzt, die Opfer desselben seien des Einsatzes wert. Man könnte einwerfen, muß denn auch die äußerste Kraft eingesetzt werden, kann man es nicht auch bei weniger Kraft bewenden lassen?

Gewiß nicht, weil der Krieg ein Wettbewerb ist, der sukzessive Kraftsteigerung bis zum Maximum verlangt. Gerade so aber, wie geistige und körperliche Anstrengungen den Menschen stählen und ihn erst über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben, ist dies auch im Leben der Völker und Staaten der Fall. Der Gedanke, es könnten solche nützliche Anstrengungen auch auf anderen Gebieten mit demselben Erfolge gemacht werden, trifft nicht zu. Man kennt im Völkerleben keine einzige kollektive Tat, die so das ganze Volk ergreift, in der so alle Kräfte zur Geltung kommen, an der alle ohne Ausnahmen, jeder in seiner Art mitschaffen, als gerade den Krieg.

Es gab in alter und neuer Zeit wiederholt Epochen, in denen, wie in unserer gegenwärtigen verkünstelten Entwicklung, weichliche Völker und Staaten meinten, im Wettbewerbe der Staaten auch ohne die kräftigsten Mittel des Krieges auszukommen, wo eine falsche Philosophie, eine übertriebenhumanisierende Weltanschauung den Krieg vermieden oder ihn wenigstens mit untergeordneten Mitteln, ohne besondere Anstrengungen oder sogar mit einem fremden Instrumente führen wollten. Man erinnere sich z. B. an die Kriege der Griechen gegen die Römer zur Zeit ihrer höchsten Kulturentwicklung, aber auch ihres staatlichen Niederganges, an die der italienischen Condottieri, ja selbst an manche Kriege des XVIII. Jahrhunderts, die von einzelnen Staaten nur mit Bruchteilen ihrer Kraft, oft auch mit fremden Soldaten geführt wurden, und man wird sofort deren Absurdität einsehen. So oft in diesen Fällen einer mit einem schärfer geschliffenen Schwert dazwischen fuhr, kippte das ganze künstliche System um und es entschied wieder nur die ursprüngliche Kraft. So bei Erscheinen der Römer in Griechenland, Karls VIII. von Frankreich und Bonapartes in Italien.

Nicht ohne Grund hat die Geschichte Eroberern und Feldherren immer die höchste Bewunderung gezollt und die Erinnerung an große Kämpfe am höchsten gestellt. Welcher Franzose wird das große Napoleonische Epos, welcher Deutsche die Befreiungskriege missen wollen? Wo das Verständnis dafür nicht vorhanden ist, da geht eben Volk und Staat bald zugrunde; es kann sich vielleicht noch in weichlichen Künsten gefallen und auszeichnen, wird aber doch langsam aus dem Wettbewerbe der Nationen ausgeschaltet, wie die Griechen trotz ihrer Kultur, als sie widerstandslos im römischen Imperium aufgingen.

Wie wir über den Satz denken, daß die Weltgeschichte das Weltgericht bedeute, haben wir schon angedeutet. Die hierfür von Steinmetz versuchte Beweisführung scheint gezwungen und wird zum Teil durch die Geschichte widerlegt. Jenen Kriegen, für welche er seine Behauptung mit Recht geltend machen könnte, vermöchte man eben so viele entgegenzuhalten, bei denen dies nicht der Fall ist.

Hingegen trifft es vollkommen zu, daß Kriege Warnungsrufe sind, die besser, als es tatsächlich geschieht, zu beachten wären. Wer im Kriege siegen will, muß sich lange vorher vorbereiten, muß das Volk in allen Richtungen stark machen, die Einfluß auf den Ausgang desselben nehmen können.

Was die Möglichkeit der Ersetzung der Staatenkriege durch die Wirkung der freien Vereine anbelangt, so muß sie wohl im vorhinein verneint werden. Freie Vereine werden niemals jene zusammenhaltende Kraft besitzen, wie Staaten, werden niemals jene werktätige Liebe erwecken, wie Staaten dies so häufig tun, jene Begeisterung, die vor den größten Opfern nicht zurückschreckt, also auch vor dem Tode nicht. Demgemäß werden

sie aber auch die Kraftäußerungen der Staaten nicht zu überwinden, sondern höchstens einen gewissen Einfluß auf dieselben zu nehmen vermögen.

Fragen wir nun weiter, welches die selektorischen Einflüsse der Kriege auf Rassen, Völker und Individuen sind, wenn solche überhaupt vorhanden.

Die selektorische Wirkung war bei der brutalen Kriegführung früherer Zeiten gewiß im hohen Maße vorhanden. Sie machte sich in physischer und auch sonstiger Beziehung geltend. Physisch, durch Ausrottung ganzer Stämme oder dadurch, daß die Besiegten in untergeordnete Existenzverhältnisse herabgedrückt wurden, wie Angelsachsen durch Normannen, Slawen durch Deutsche und Magyaren u. a. m. Es fragt sich nun, ob die heutigen Kriege dieselben Funktionen noch erfüllen können? Jene der gesitteten europäischen Völker untereinander wohl kaum mehr, wenigstens nicht in physischer Hinsicht. Da jedoch, wie schon früher angedeutet, eine Invasion der an Kultur zurückstehenden asiatischen Völker in der Zukunft nicht ausgeschlossen ist, so könnte es immerhin auch wieder zu einer Art Selektion zwischen europäischen und asiatischen Völkern kommen.

Aber selbst durch Kriege zwischen Kulturvölkern kann ein Volk derartig geschädigt und gelähmt werden, daß es allmählich an Spannkraft und Energie, an dem Vermögen, sich durchzusetzen zurückgeht. Seine Kolonien werden ihm abgenommen, nachteilige Handelsverträge wird es abzuschließen gezwungen, seine Angehörigen finden in der Fremde nicht mehr die gehörige Unterstützung. Das Selbstvertrauen sinkt, damit die Unternehmungslust, das wirtschaftliche und selbst auch das geistige Leben. Es ist dies das Bild Spaniens. Ein glücklicher Krieg hingegen wird genau das Umgekehrte bewirken.

Steinmetz gibt indessen zu, daß sich besonders bei den Armeen im Frieden und im Kriege auch kontraselektorische Wirkungen geltend machen. Er zählt hierzu die großen Verluste an gebildeten Elementen, welche infolge ihrer exponierten Stellung im höheren Maße zugrunde gehen werden, wie die Mortalität an Offizieren im Kriege, die erhöhte Sterblichkeit des Militärs im Frieden und andere Umstände erweisen, welche aber alle in ihrer Gesamtheit, im Vergleiche zu den früher erwähnten, günstig wirkenden selektorischen Einflüssen in ihren nachteiligen Einflüssen zurücktreten werden.

Von vielen Seiten werden die Schrecken künftiger Kriege in glühendsten Farben geschildert. Auch damit hat es seine gewiesenen Wege. Die Fortschritte in der Technik der Zerstörungsmittel werden nur dazu beitragen, die Verluste auf kurze Zeiträume zusammenzudrängen, die Kriege daher wesentlich abkürzen, weil sie nicht nur unser schwachherziges Publikum, sondern sogar die Heere selbst seelisch niederdrücken dürften. Flotte, fröhliche Kriege, wie angeblich in der Vergangenheit, wird es nämlich nicht mehr geben. Kriege werden noch mehr wie früher furchtbar ernste Dinge sein, die man aus Mutwillen sicherlich nicht beginnen und nur so lange, als unbedingt nötig, ertragen wird. Ungeachtet dessen weist jedoch Steinmetz an der Hand der jüngsten Geschichte der Kulturvölker nach, daß nicht ein einziges von den Elementen des kriegerischen Geistes, nicht eine der physischen Bedingungen des Kriegführens den europäischen Kulturvölkern unserer Zeit verloren gegangen ist.

Seit sich die Friedensbewegung besonders bemerkbar macht, also in den letzten 10—12 Jahren, haben, abgesehen von den nie aufhörenden kleinen Kolonialkämpfen, welche gerade die an Kultur höchststehenden Völker fast ununterbrochen führten, die Griechen, die Türken, die Amerikaner, die Spanier, die Engländer, die Buren, die Japaner, die

Russen einander hart bekämpft, wobei sich die Sieger, Heer und Volk, wie in alten Zeiten an der Kriegsglorie berauschten.

Greifen wir nun etwas weiter zurück. Frankreich hat als Republik seine Friedfertigkeit ebensowenig wie früher als Monarchie bewiesen, sonst hätte es nicht Tonkin und Madagaskar okkupiert und die Kommune, so nötig es gewesen sein mag, in blutigster Weise unterdrückt. Die deutschen Kriege in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, der amerikanische Sezessionskrieg haben zu Genüge dargetan, daß die physischen Bedingungen des Kriegführens bei den Kulturvölkern auch jetzt noch vorhanden sind. Die Friedensbewegung steht daher im Gegensatze hierzu.

Nehmen wir jedoch an, daß die Friedensbewegung eine beachtenswerte Gegenströmung innerhalb der Völker und der Staaten darstelle, und trachten wir daher ihre Kraft zu ergründen.

Carnegie führt eine lange Reihe großer Denker und Menschenfreunde an, die den Krieg verabscheuen. Dem gegenüber könnte man aber eine noch größere Reihe von bedeutenden Männern nennen, welche den Krieg rühmen — aber alle zusammen machen nur einen verschwindenden Bruchteil der Menschheit aus. Da könnte vielleicht geltend gemacht werden, daß es weniger auf die Zahl, als auf die Bedeutung und auf den Einfluß der Persönlichkeiten ankomme, welche sich dieser Bewegung anschließen. Nun hat man aber bisher, trotzdem einer der mächtigsten Monarchen sich offen als Friedensfreund deklariert hat, durchaus nicht wahrnehmen können, daß eine größere Friedfertigkeit zwischen den Völkern und Staaten eingetreten sei. Im Gegenteil, durch die Organe der öffentlichen Meinung der ganzen Welt geht ein beständiges Säbelrasseln; alle Staaten sind eifrigst bemüht, sich Alliierte für den wahrscheinlichen Zusammenstoß zu verschaffen — es ist schlimmer denn je, schlimmer als zu jener Zeit, wo niemand noch auf den Einfall kommen konnte, dem Kriege das Lebenslicht gänzlich ausblasen zu wollen.

Hat ferner, fragen wir, der Einfluß der Friedensfreunde es verstanden, dem ungerechten Kriege der Engländer gegen die Buren, dem ganz unberechtigten Überfall der Japaner auf Rußland vorzubeugen? Es scheint fast, je mehr die Friedensfreunde säuseln, umso stärker tobt in Wirklichkeit der Sturm, der den Krieg bringt. Es ist wahrhaftig in der Gegenwart auch gar kein Grund zu Friedensschalmeien vorhanden. Der Wettbewerb der Völker wird immer ärger. Zwingt die Übervölkerung einen Staat, koloniales Absatzgebiet für den Volksüberschuß zu suchen, flugs ist ein anderer da, der es ihm streitig macht. Bald wird es übrigens keine „terra nullius" mehr geben! Das geht so weit, daß sich große Staaten schon aus der Ursache mit dem Kriege bedrohen, weil die Handels- und Schiffahrtsverhältnisse des einen, jene des andern zu überflügeln drohen. Von der Gefahr, welche das nähere Aneinanderrücken verschiedener Völkerrassen mit sich bringt, wollen wir vorläufig ganz schweigen, obwohl das Gespenst eines Rassenkrieges zwischen Amerika und Asien in jüngster Zeit nicht weichen will. Will man dem allein die größere Intelligenz der heutigen Menschheit entgegenhalten, welche Kriege verabscheut, so muß, mit Steinmetz, darauf hingewiesen werden, daß die Menschheit nachweisbar nicht intelligenter geworden ist. Die Erfahrungsmasse hat wohl zugenommen, bei einzelnen mögen auch größere Anstregungen des Intellektes stattgefunden haben — im Durchschnitt hat sich aber nicht so viel geändert, daß wir hoffen oder fürchten können, es würden Kriege aus Übermaß an Bildung nicht mehr möglich werden, denn das, was uns bei dem gegen-

wärtigen Stande der Volksbildung auf den ersten Blick am meisten imponiert, ist die unleugbare Zunahme des Fachwissens; diese bringt aber Einseitigkeit mit sich und beeinträchtigt gerade jene allgemeine Bildung, welche nötig wäre, der Menschheit den ewigen Frieden zu gewähren.

Die Idee, daß die fortschreitende Demokratisierung der Staaten friedensfördernd auf die Menschheit wirken werde, ist längst schon von den Einsichtigen und von jenen, welche den Gang der Weltgeschichte kennen, verworfen worden. Die Demokratien Griechenlands waren meist nicht minder kriegslustig, wie die persischen Großkönige. Die römische Republik, nicht das Reich der Cäsaren, hat das Imperium begründet; die französische Revolution hat den Krieg auf ihre Banner geschrieben und die Vereinigten Staaten Amerikas sind seit einem halben Jahrhundert nichts weniger als friedfertig.

Man wird hier vielleicht den prinzipiellen internationalen Sozialismus anführen, der, seiner gegenwärtigen Devise nach, internationalen Frieden bedingen müßte. Wenn er aber einmal herrschen würde, dann möchten die einzelnen Arbeiterstaaten sehr bald heraushaben, daß ihre Interessen miteinander erst recht kollidieren.

Zu den früheren Ursachen der Kriege — die sich kaum vermindert haben — sind im Gegenteile noch neue hinzugetreten. Die Ausbreitung der Weltwirtschaft hauptsächlich, die schon früher gestreift wurde und die neue Reibungsflächen schuf.

Auch das Übergewicht, das die Industrievölker über die Agrikulturvölker errungen haben, ist kein den Krieg unmöglich machendes Moment — vielleicht sogar das Gegenteil — man braucht nur auf England, Frankreich und Amerika zu blicken, welche hochindustriellen Staaten sich der kriegerischen Gesinnung außerordentlich zugänglich zeigen.

Angesichts all dieses vermag man der Friedensbewegung wohl nur ein beschränktes Feld der Tätigkeit zu prognostizieren. Von einer durch sie angebahnten Abschaffung der Kriege wird wohl keine Rede sein können. Die Friedensbewegung, die gleichsam ihr Exekutivorgan in den Friedenskongressen findet, spricht sich auch, vorsichtigerweise, noch nicht für die gänzliche Abschaffung der Kriege aus, sondern sucht diese nur dadurch vorzubereiten, daß sie die Lösung der drei Probleme, und zwar der Abrüstung, der Schiedsgerichte und der Reform des Kriegsrechtes anbahnt.

Was die Abrüstung anbelangt, so stößt die Durchführung dieses Gedankens in jeder Hinsicht auf die größten Schwierigkeiten. England z. B. hat eine Riesenflotte, eine geringe Armee — die Restringierung der letzteren wird wohl kaum mehr möglich sein, würde aber auch England wenig berühren. Sollte es jedoch seine Flotte restringieren, dann müßte es unbedingt seine Landtruppen vermehren, weil seine Sicherheit gegen Landungen vermindert wäre.

In welchem Maße, respektive in welchem Verhältnisse sollen die Wehrkräfte restringiert werden? In jenem der Zahl der Einwohner oder der Größe der Einkünfte? Oder sollen die Kriegsausgaben auf dem jetzigen Niveau stehen bleiben, unbeschadet der fortschreitenden Volks- und Besitzvermehrung? Wer kann es schließlich einem Volke verwehren, wie z. B. dem französischen, patriotischer zu sein als die anderen, d. h. mehr Opfer an Menschen und Geld zu bringen? Und wenn man selbst in dieser Beziehung Anhaltspunkte finden würde, wie verhält es sich mit den physischen und psychischen Kräften? Wer vermöchte die Volksvermehrung, die physische Stärkung, den Fortschritt an Ordnung und

Disziplin, welche Elemente ja auch im weiteren Sinne Kriegsmittel sind, entsprechend zu erkennen und in welcher Weise einzuschränken?

Die Aussprüche der Schiedsgerichte, von denen sich die Friedensfreunde so viel versprechen, werden wohl nur in untergeordneten Fragen anerkannt werden, die den Einsatz eines Krieges nicht wert sind, wo man das Recht also noch gelten lassen kann. Wo dies aber nicht der Fall ist, wo man realpolitisch vorgeht, d. h. bewußt unrecht tut, dem Staatszwecke zuliebe (und das wird die Mehrzahl der Fälle sein), da wird man sich hüten, an Schiedsgerichte zu appellieren, sondern wird dies an den Krieg selbst tun, der einzig und allein Machtfragen zu lösen imstande ist. Wie könnte man auch, sagt Steinmetz, ein Juristenkollegium über die Zukunft von Hunderten, ja Tausenden von Millionen Menschen aburteilen lassen? Welchen Maßstab sollte es da anlegen? Ist der Gedanke nicht verrückt, die Zukunft des Volkes durch Richterspruch nach Schätzung und Gesetzesparagraphen zu lenken?

Die dritte Aufgabe der Friedenskongresse wäre die Ausbildung und Verbesserung des Kriegsrechtes und der Kriegsmoral.

Anscheinend ist dies ein Gebiet, auf dem tatsächlich manches geschehen könnte. Aber auch hier muß man sich vor Augen halten, daß der Endzweck der Krieges die militärische Niederwerfung des Feindes ist, daß daher der Kriegführung keine Fesseln angelegt werden dürfen. Steinmetz meint, daß die Gesetze des Kriegsrechtes nicht von oben herab oktroyiert werden können, daß sie sich vielmehr aus den Völkern heraus von selbst ergeben und nach Maßgabe der zivilisatorischen Fortschritte der Menschheit entwickeln müssen; das Kriegsrecht vermag sie nur zu registrieren. Dies allein könnte also, auch nach unserer Auffassung, Aufgabe der Friedenskongresse in der Zukunft sein.

Dies in den Hauptzügen der Inhalt des Steinmetzschen Werkes über die Philosophie des Krieges, dessen Lektüre jedem zur wahrhaften Befriedigung gereichen und beitragen wird, über Wesen, Herkunft, Funktionen des Krieges, über die in der Allgemeinheit so wenig bekannt ist oder über die so unrichtige Begriffe verbreitet sind, in anregender Weise aufzuklären. Steinmetz hat seinen immensen Stoff völlig durchdrungen und ist bis auf wenige, seiner Sphäre ferner liegende Momente zu richtigen Schlüssen gelangt.

Minia.

Von Per Hallström.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Fest und altersgrau lag die Stadt auf der Spitze des steilen Hügels, mit hohen Strebepfeilern bohrten sich ihre Mauern in den Abhang, und dahinter streckten die hohen Häuserreihen Spitzbogen über die Straße, wie in dem freundlichen Bedürfnis zu helfen und zu stützen. Sie guckten sich treuherzig unter die Hauben, zufrieden, daß jeder Tag so kam, wie der letzte gegangen war, und kümmerten sich wenig um die Welt dort draußen.

Sie war doch wahrlich schön genug.

Terrasse um Terrasse senkten sich die Olivenhaine zur Ebene hinab, in einen silbergrauen Strom, der im Winde rauschte und leuchtete. Dazwischen bezeichneten die weißen Schlingen

und Ringeln der Straße die Senkung des Bodens, bis sie strahlengerade ausliefen und zwischen den grünen Feldern verschwanden. Der Fluß dort unten in seinem seichten Bette blendete mit Sonnengefunkel, das über Wellen und feuchte Steine flackerte. Nur wo er sich erweiterte und den Himmel spiegelte, konnte man sehen, daß es nicht nur Licht war, sondern auch Wasser, das sich da regte und glitzerte. Ringsumher lagen die Berge blau.

Noch höher als die Stadt, hinter ihr auf seinem eigenen Fels erhob sich das Kastell mit viereckigen Türmen und gespaltenen Zacken auf dem Wall. Da sah man noch weiter, aber die Einzelheiten des Bildes wurden von dem Glanze und dem Wogen der heißen Luft verschleiert. Da war man allein mit dem Winde und der Sonne.

Während einer langen Friedenszeit war das Gebäude einem Manne namens Lando überlassen worden. Er fand dort reichlich Platz mit den Seinen und hatte ohne Einsprache Wein auf den Abhängen und Obstbäume in den geschützten Höfen gepflanzt. Mit roten Kirschen zwischen den Mauern und langen schweren Ranken bis über die Knie stand die alte Feste in einer der Kirchen der Stadt abgemalt, zwischen der Opferung auf dem Berge Ararat und Chams Verfluchung. Landos eigentlicher Beruf war doch der Vogelfang, damals eine sehr umfassende und einträgliche Kunst, denn es galt nicht nur eßbare Tiere und Käfigvögel für arme Leute zu fangen, sondern auch den teuersten Luxus der Vornehmen, die Jagdvögel. Er hatte nur eine Tochter, die Erminia hieß.

Wo es so viele Gefangene zu bewachen gab, wurden keine fremden Kinder eingelassen. Die kleine Minia wuchs darum allein auf. Sie kam selten zur Mauer hinaus und wußte kaum über etwas anderes in der Welt Bescheid als über die Vögel. Die kannte sie desto besser und hatte sie in ihrer Weise lieb.

Die war recht hart, denn die Gewohnheit hatte sie mit dem Gesetze vertraut gemacht, das für sie wie für alle anderen galt: der Starke über den Schwachen, der Habicht über den Sperling, der Mensch über alle. Mit Eifer war sie mit dabei, wenn die Raubvögel geübt wurden, ihre lebende Beute zu packen, und sie jagte den Hasen aus seinem Schlupfwinkel ihnen entgegen. Mit Neugierde in den leuchtenden Augen sah sie zu, wie Lando die kleinen Sänger blendete, die als Lockbeute für andere aufgespart wurden, man brannte ihnen die Pupillen mit glühendem Eisendrahte aus, die milchig weiß wurden, und der Gesang wurde nachher noch anhaltender und schriller, so als versuchten die Geblendeten, durch ihn die unerklärliche Dunkelheit zu zerstreuen. Man wurde seiner leichter müde als der anderen. Dazwischen und den ganzen Winter hindurch hüpften sie rastlos in ihren engen Käfigen unter den Bäumen hin und her. Minias Aufgabe war es, nach ihnen zu sehen, und sie hätte sie sich fröhlicher gewünscht, als sie schienen. Sonst waren sie ja mit Munterkeit begabt.

Es waren die hurtigen warmblütigen Kinder der Luft, rasch in der Liebe und im Zorne, flüchtig, scheu und wild. Feuriger und rascher als andere lebten sie dahin, Ruhe gab es kaum für sie. Sie verzehrten sich in ihrem Jubel über das Dasein. Der Gesang wurde zu Funken und Flammen, und er zog Feuerringe, wie er da mit dem zitternden Blau verschmolz. Ja, manche spielten in der Dunkelheit, vertieft und leidenschaftlicher, des langen Tages Freude und Schmerz wieder, am schönsten die Nachtigallen. Dann brannten die Sterne in den Zweigen der Bäume und darunter flogen die Leuchtkäfer wie der eigene heiße Lichttraum der Nacht. Andere zogen nur in Frühlings- und Herbstnächten vorbei. Minia kannte die Zeiten und konnte, wenn sie wach lag und hinauslauschte, die Flügelschläge ahnen; dann träumte sie zuweilen, daß sie mit auf ihrer Fahrt war. Aber Lando mit seinen blinden

Lockvögeln brachte viele dazu, sich auf den Hügeln niederzulassen und fing sie mit Netzen. Dann konnte sie am Morgen sehen, was für Arten es waren, und fragen, woher sie kamen, wohin sie wollten und wie sie den Weg finden konnten.

Lando antwortete nur wenig, und sie mußte daher raten und ahnen. Da erschien ihr die Welt sehr groß und wunderlich.

Die wichtigsten Ereignisse trugen sich jedoch im Sommer zu, wenn die Jungen der Raubvögel, erwachsen, aber noch nicht flügge, aus den Nestern genommen wurden. Lando kaufte von anderen, aber er hatte auch selbst seine Schlupfwinkel zu plündern. Da gab es lange Wanderungen durchs Gebirge. Wenn er heimkam, dann lag der Geruch des Thymians und der Pfeffermünze, die er getreten, noch in den Kleidern und Schuhen, und von den Gefangenen in seinem Korbe kam ein herber Gestank von dem fauligen Fleische des Nestes und schwarzen Blutspritzern. Die ganze Freude und Wildheit der Jagd war darin, die sonnenheißen Berghalden und der Wind und der weite Raum.

Es konnte vorkommen, daß die Vogeleltern mit gellendem Schreien nachgeflogen waren und zuweilen auf den Hof hinabschossen, um ihr Fleisch und Blut wieder an sich zu locken. Sie konnten den ganzen Tag bleiben, hoch oben kreisend, den Blick scharf auf alles geheftet, was sich dort unten regte. Es war, als ob der Sieg und die Stärke in blendender Sonne über einem schwebte.

Wenn die Jungen fertig aufgezogen waren (die, die sich nicht zu Tode grämten), fanden sie Käufer, und Minia mit ihren scharfen Augen konnte sie auffliegen sehen, da wo das Jagdgefolge sich über die Ebene hinschlängelte. Auch Freudenrufe und Hornstöße konnten bis zu ihr hinaufdringen. Das waren stolze Tage.

Ob es nun war, weil Minia so sehr in dem Leben ihrer Spielkameraden aufgegangen war, daß ihr Wesen das Gepräge davon erhielt, oder ob die Umgebung den Gedanken der Besucher diese Richtung gab, genug, alle die sie sahen, staunten beim ersten Anblicke.

„Da hast du deinen kostbarsten Vogel, Lando," sagten sie, über den Scherz lächelnd. „Was gedenkst du mit ihm zu tun?"

Der Vater strich ihr übers Haar, mit jenem raschen und nervösen Griffe, an den ihn seine Hantierung gewöhnt hatte.

„Wollen sehen," sagte er stolz und verlegen, „wollen sehen, was werden kann. Fortfliegen kann sie wenigstens nicht." Aber gerade diese Vorstellung erweckte sie mit ihrer leichten kleinen Gestalt und ihren scheuen Bewegungen.

„Sei nicht zu sicher, Lando," warnte man, wieder lächelnd, „einmal kommt das, was lockt."

Was in aller Gedanken am längsten zurückblieb, das war ihr Blick.

Er war weder rastlos noch scheu, wie man es erwartete, groß und leuchtend hielt er dem Betrachter stand, als wäre er sicher, in seiner Welt nicht erreicht werden zu können. Ihre Augen waren ebenso scharf spiegelnd und unberührt wie die der Vögel. Sie schienen sich niemals mit Tränen füllen und niemals genug Licht trinken zu können; sie schlürften den Tag ein, so lange er war, ohne zu ermüden und ohne zu träumen. Die Sonne brannte in ihnen mit ihrer runden Flamme, ebenso klar und unerreichbar wie oben auf ihrer hohen Wölbung. Obgleich sie kaum lächelte und auch nicht sang, war sie stets fröhlich und leicht und fand die Zeit niemals drückend.

Nur eines erschreckte sie, das war die Dunkelheit.

Unter dem Kastelle zogen sich Gänge mit Türen, die in die Keller führten. Zu Kriegszeiten waren dort Vorräte verwahrt worden, und nach dem Siege vielleicht Gefangene. Nun war es da leer. Nur seine kleinen Mauereulen hatte Lando dort unten eingeschlossen, da es ihnen dort am besten ging.

Er verwandte sie in seinem Gewerbe; ab und zu nahm er sie hinauf ans Licht und setzte sie auf einen Pflock, mitten unter die Leimruten. Sie verblieben so unbeweglich, als hätten die Sonnenstrahlen sie festgebunden und plirrten und blinzelten verschämt mit ihren listigen Augen. Man konnte nichts Plumperes und Lächerlicheres sehen als ihre runden Köpfe und trägen Körper. Aber die kleinen Vögel hatten keinen Sinn für das Komische, sondern gerieten beim ersten Anblicke der frechen und grausamen Räuber der Dunkelheit außer sich. Sie lockten schrill und kamen in Scharen, um zu sehen und zu beschimpfen — und so blieben sie an den Ruten hängen.

Einmal wurde die kleine Minia geschickt, um die Eulen zu holen. Sie flog durch die engen Gänge und hütete sich, an den frostigen Salpeterstaub der Mauern zu streifen. Es war ihr, als trüge der Lichtstreifen sie vorwärts, und sie versuchte, ihrem matten und flatternden Schatten anderswohin als auf den Fuß zu treten. Drehte sie den Kopf, so sah sie die Töröffnung klein und scharf werden, wie ein Schlüsselloch, durch das die Sonne scheint. Sie erinnerte an den Lichtstrahl des Paradieses im Reiche der Hölle und des Fegefeuers, so weit war sie entfernt, und sie schauderte bei dem Gedanken. Wenn sie vor sich hin sah, wurde die Dunkelheit schwärzer als zuvor, und mitten darin leuchtenden Paar an Paar weitgeöffnete, wilde Augen in grünem Feuer.

Da wurde sie vor Schrecken ganz von Sinnen, obgleich sie wußte, was es war. Früher war die Dunkelheit tot, jetzt hatte sie Blick und Wesen, wie eine grausame feindliche Macht, und der Tag war unerreichbar weit fort. Mitten im Aufschrei fühlte sie ihr Herz stehen bleiben und sie fiel wie ein Vogel vor dem Pfeile; wenn sie nicht ohnmächtig geworden wäre, sie wäre gestorben. Als Lando kam, um sie zu suchen, fand er sie ganz starr auf den Steinfliesen liegen, und erst oben im Sonnenscheine konnte er wieder Leben in ihren kleinen Körper bringen.

Von dieser Zeit an fürchtete sie die Dunkelheit und alles, was dazu gehörte. In ihren Spielen war nun eine Heftigkeit, so, als wollte sie nicht eine Minute des Tages versäumen, und wenn die Dämmerung kam, war sie so müde, daß der Schlaf sich sogleich ihrer bemächtigte ganz wie ihrer kleinen Freunde, wenn sie den Kopf unter dem Flügel versteckten. So wie diese konnte sie auch ohne merkliche Ursache unruhig werden, vor einem Windhauche, der Kunde der veränderten Jahreszeit und neue Gewohnheiten und Sehnsucht brachte, vor einer Wolke, die unter der Sonne hinzog, vor einem Nichts. Aber selbst dachte sie nichts weiter dabei, und andere wohl auch kaum, und sie wuchs heran, überzeugt, sehr glücklich zu sein.

Als sie das Heiratsalter erreichte, verabsäumte Lando keine Zeit, ihr einen Gatten zu wählen. Es mußte so sein, wie ungern er sie auch verlor. An Freiern fehlte es nicht, denn seine Stellung war gut, und das Gerücht von der Schönheit des Mädchens hatte sich schon weiter verbreitet, als bis in das kleine Städtchen am Fuße ihrer Behausung. Dort machte er jedoch Halt, damit sie nicht zu weit wegkam. Er wählte zu seinem Eidam einen jungen Kaufmann, namens Ubaldo, von guter Herkunft und gutem Aussehen. Die beiden jungen Menschen wurden einander mit Handschlag angelobt, und Baldo erhielt die Erlaubnis, die kurze Zeit vor der Hochzeit, so oft er Lust hatte, am Familienherde zu sitzen.

Er verliebte sich sogleich glühend in Minia und fehlte keinen Abend. Er wollte ihr tausend Dinge sagen, wie schön sie war und wie er sich danach sehnte, sie zu besitzen, aber es war keine Gelegenheit zu derlei, da sie niemals allein blieben. Lando sprach, und da er nur solche Worte fand, die seiner Zunge von den Kunden her geläufig waren, war es nur Lob und Preis seiner edlen Vögel, Erzählungen, wie er sie gefangen und eingewöhnt, wie schön sie waren und wie viel Geld er an ihnen verdiente. Baldo hörte zu und nickte und stimmte ein, aber es kam ihm vor, als ob alles sich eigentlich um Minia und das Glück drehte. In dem Feuerscheine, der aufflammte und erlosch, leuchteten ihr seine Augen in Zärtlichkeit, in demütiger Anbetung entgegen, zuweilen in wildem Triumphe, daß sie sein werden sollte. Minia saß stumm da und begegnete nur selten seinem Blicke. Sie fühlte, daß der Raum um sie sich verändert hatte, aber sie begriff nicht viel von dem Neuen, das hinzugekommen war.

Am Hochzeitstage, als sie in ihren Staat gekleidet war, ehe noch alle Gäste gekommen waren, trat sie auf den Hügel vor der Mauer hinaus und sah sich um. Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihr Heim vertauschen sollte, und als sie zu dem neuen hinabsah, da fiel es ihr auf, wie ganz anders das kleine, braune, enge Städtchen war, als die Weiten hier oben. Es war Winter, und der Wind wehte leicht und fröhlich um ihr Haupt. In dem dünnen Sonnenscheine glitzerten die Geschmeide an ihrem Busen. Es war köstlich und frisch, hier zu stehen."

„Dort unten gehen die Menschen so dicht," dachte sie. „Sie verdecken einander mit ihren Wohnungen und ihren Schatten. Sie sehen einen an, als ob ein jeder von dem andern etwas zu erwarten hätte. Was können sie zu geben haben, warum betteln und locken sie so? Hier ist es ruhig und stolz und gut."

Das Wintergras mit seinen Tausendschönchen leuchtete fein und bleich, und das Licht schimmerte durch. Obgleich der Boden fest unter dem Fuße lag, brauchte man nur ein Stück weit hinauszusehen, und er schien so leicht, wie die milchweiße Luft darüber. Alles hob und wiegte sich in dem gespiegelten Lichte des Firmamentes.

Ein Stückchen vor Minia huschte eine lange grüne Schlange in einen Steinhaufen, und als sie sicher in ihrem Schlupfwinkel angelangt war, hob sie den Kopf und sah das Mädchen neugierig an. Es war ein schönes ungefährliches Tier mit edelsteinglänzender Haut und klar funkelnden Augen. In solcher Verkleidung pflegten in den Feenmärchen die Naturmächte aufzutreten, die es mit den Menschen gut meinten. Minia kam dies in den Sinn, und gleich regungslos betrachteten die beiden einander.

„Du findest, daß das schön leuchtet, was ich anhabe," sagte Minia „darum hast du mich zuerst nicht erkannt. Du mußtest erst nachsehen, ob ich es bin. Betrachte mich nun recht genau, denn vielleicht siehst du mich heute zum letztenmal. Ich soll jetzt von hier fort, ich weiß nicht recht, warum oder wozu. Du bleibst da, du. Es tut mir beinahe leid, daß ich kam und dich aus der Sonne scheuchte, in der du so gierig badest, nachdem du in dunkeln Höhlen gefroren hast. Bald wird sie wärmer, und du kannst dann noch mehr davon genießen. Du hast es gut und freust dich mit der ganzen Erde. Aber du sollst mich nicht so schlau und listig ansehen. Ich gehe dem Glück entgegen, man sagt es mir. Vielleicht wird es mir gefallen. Jetzt ruft man mich, liege du nur ruhig. Dich stört niemand."

Gleich darauf zog der Hochzeitszug lächelnd und bunt den Pfad hinab und wurde von dem Schatten des Stadttores verschlungen.

Es kam jedoch, daß Minia sich sogleich grenzenlos in ihren Mann verliebte und sich in ihrer Leidenschaft mit der ganzen Berauschung hingab, die in ihrem ungestümen leichten Blute brannte. Man hätte sagen können, daß sie hineinversank wie in einen unendlichen Raum. Es geschieht jenen, die von einer Höhe hinabstürzen, daß sie das gewöhnliche Bewußtsein verlieren. Anstatt dessen empfinden sie auf einmal alles, was sie erlebt haben reicher und bedeutungsvoller, als sie es früher fassen konnten, und selbst der Tod, von dem sie wissen, daß er dort unten wartet, wird nur leerer Schein.

Für Minia aber war es die Gegenwart, die so unermeßlich groß wurde.

Sie entbehrte nichts aus ihrem früheren Leben, sie erinnerte sich nicht einmal daran. Baldo war für sie die Sonne und der Wind und die Weite, und sie verschmolz mit all dem völliger und befreiender denn je. Sie genoß ihr Ich stolz wie eine neue Welt, die sie zu verschenken hatte, sowie eine Königin ihr Reich.

Wenn Baldo selten einmal ihre Gedanken nicht erfüllte, sah sie sich wundernd, aber ohne Neugierde um. Alles war klein, verwirrt und fremd; sie empfand nichts dafür. Die Menschen waren rastlos wie die blinden Vögel im Käfige; eine kleine Unruhe, eine kleine Hoffnung trieb sie hin und her. Trugen sie Freude zur Schau, so äußerte sie sich schrill wie die Triller der Lockvögel; Schwäche und Tränen lauerten in der Tiefe. Sie sah auch vieles, das häßlich war. Lüsterne Blicke, die sich in Scham und Reue senkten oder in Frechheit verhärteten, Kriecherei vor dem, der ein wenig mehr besaß, Neid und Haß hinter seinen Rücken, gieriges Herfallen über zusammengelesene Brocken, Flüstern, Lachen und Schmutz. Dazwischen Freundlichkeit, die sagte: „Wir sind ja alle gleich, wir wollen einander in unserer kargen Welt wärmen, uns gut zeigen, wie es unsere Pflicht ist! Es wird uns einmal Gutes bringen." Niemand folgte seinem Wesen unbekümmert und rasch wie die geflügelten Geschöpfe, die sie verstanden hatte, die alle ehrlich waren, die schwachen wie die starken. Sie sah das Ganze wie aus einer Höhe an und war nicht mit dabei. Aber da es sie so wenig beschäftigte, konnte sie auch gute Miene dazu machen, und während sie nur ihrem eigenen Glücke zulächelte, fand man Gefallen an ihr und lächelte wieder, und ihre Ruhe wurde nicht gestört. Sie hatte wenig mit irgend jemandem zu schaffen, denn andere sorgten für das Haus. Die Zeit wurde ihr jedoch selten lang, denn sie war es gewöhnt, in sich selbst zu ruhen. Und wenn Baldo kam, war das Dasein neu und groß.

Aber Baldos Glück war von anderer, unruhigerer Art. Sein Wesen war nicht aus einem Gusse wie das ihre. Obgleich sie es nicht gemerkt hatte, war es aus Starkem und Schwachem, Gesundem und Krankem, Selbstfüchtigem und Weichem zusammengesetzt, wie das des Volkes, das sie verachtete, ohne es zu verstehen. In seinem Innern hatten viele Saiten nebeneinander geschlummert, und wenn eine zu ihrem stärksten Klange erweckt wurde, dann zitterten alle andern mit und suchten ihren Ton. Nur für das Weib kann die Liebe alles bedeuten, denn die Natur selbst hat dafür gesorgt, daß sie durch das Kind ihren Zusammenhang mit dem Leben des Ganzen wieder empfängt. Der Busen, dessen Schönheit nur zur Berauschung und Freude da zu sein schien, soll der ächzenden Hilflosigkeit Wärme und Labung geben.

Aber Baldos Gefühl für Minia hatte nicht nur die Glut der Flamme, sondern auch ihr Licht. Und die Sehnsucht des Lichtes ist, sich zu verbreiten, widergespiegelt und gebrochen zu werden, zu verweben und Glanz zu spenden. So weit es dringt, will es strahlen, sein

Paradies wird von keiner Mauer abgeschlossen. Aber wo der Gedanke ist, gibt es kein Paradies.

So wartete vom ersten Augenblicke an des Lebens Ernst und Verantwortung auf diese beiden, deren Leidenschaft die Hülle der Kälte und Flachheit durchbrochen, die den Blick der meisten trübt. Minia sah nichts davon, aber in dem Manne nistete sich jedesmal das Grübeln ein, wenn er sie verließ.

Je tiefer und zärtlicher seine Liebe wurde, desto mehr wollte er sie einschließen, je klarer er eines verstand, desto weiter wollte er alles fassen. Zwei Welten sollten in Harmonie mit sich selbst und miteinander gebracht werden, die innere und die äußere Welt, beide gleich verwirrend groß und zusammengesetzt. Bei der einen konnte ihm niemand helfen. Das war seine Seele mit Pfaden, die er früher gedankenlos gewandert, aber auf denen ihm jetzt vor den Abgründen schwindelte, vieles war hell, aber mehr war dunkel und drohend. Die andere war gerade in diesen Zeiten erhellt und klar geworden wie nie zuvor. Sie wehte im Sturme und brannte im Feuer, sie erschloß ihr innerstes Wesen. Franziskus hatte ihr bitteres Losungswort in der Liebe gefunden; wo andere nach dem Mute gerungen hatten, nur ihre eigene Bürde zu tragen, hatte er alles Schwere, was es nur gab, in seine Arme gehoben. Er hatte sich dem Leide vermählt, der Armut und der Not und hörte nicht auf, die Schönheit seiner Braut zu preisen. Es waren die begeisterten Jahre der ersten Bettelmönche, der heiligen Bruderschaften.

Sie wanderten überall umher, schattenhaft leicht und rasch, unermüdlich wie spielende Kinder. Manche sprachen mit lächelnden Lippen, und die Worte entschwebten in luftigem Rausche, wie Bienen um Trauben gaukeln. Sieh unsere Seligkeit, sagten sie, sieh, es gibt nichts Hartes. Es war nur in deiner Furcht, in deiner Enge. Hinauf mit dem Lichte! Der gleitende Wechsel der Wolken, der ist unsere Welt.

Andere streckten ihre magere Hand aus und sagten: Gib! und wenn die Gabe in den grauen Sack verschwunden war, dann erklang ihr Dank in all seiner Demut wunderlich erkältend. Es war, als sagten sie: Siehst du, es ist fort, es war nichts. Aus dem Leeren schöpfest du in das Leere, mit den Händen faßt man nichts. Gib dich selbst! Nichts ist in der Begrenzung, nur Gott ist. In seiner Liebe wird alles aufhören, ich bin schon darin. Wie der Staub des Lichtstrahles schwebt die Asche meines Wesens in ihm. Du bist auch da, wenn ich dich ansehe. Und in ihrem nach innen gekehrten brennenden Blicke lag der Schrecken und das Glück und die Befreiung der Vernichtung.

Baldo hatte sie früher alle mit jenem geringschätzigen Mitleid betrachtet, so wie kluge und nützliche Menschen Narren ansehen. Zu ihrer Welt hatte er keine Brücke gehabt und keine gewünscht, und mit dem Almosen hatte er sie auch aus seinen Gedanken abgefertigt. Aber wenn er jetzt an Minias Seite stand und in seinem Glücke doppelt und mehr schenkte, konnte Unruhe über ihn kommen. Etwas litt in ihm, denn er war sehend mitten in jener blinden Sehnsucht der Erde, die unser Wesen erfüllt. Diese dort, die sahen, ohne zu leiden, da sie ungebunden heimatlos umherirrten, alles besitzend, niemandem zugehörig.

Minia warf ihnen die Gaben herunter, so wie man Steine ins Wasser wirft.

„Der Hunger bringt diesen Taumel in ihre Augen," sagte sie. „Sie starren wie junge Falken, denen die Kappe abgehoben wird, nachdem man sie lange ohne Nahrung

und Licht gelassen hat, um sie zu zähmen. Aber diese haben keine Flügel, die kommen nicht einmal bis zu meinem Fuße hinauf."

Baldo konnte nichts von dem sagen, was er dachte, er konnte nicht einmal klar denken. Ein Lichtblitz hier und ein Lichtblitz dort reihten sich aneinander, und er wartete, daß das Ganze hell und für sie beide leicht zu fassen sein würde. Unterdessen lebte er ein Doppelleben, lächelnd und alles vergessend mit Minia, immer träumerischer und grübelnder ohne sie. Was in ihm weich war, wurde weicher und empfindlicher und schmerzte bei der Berührung des Glückes, aber die Gedanken wuchsen stärker und unerschütterlicher. In seinem Innern sammelten sich alle Kräfte zum Kampfe gegeneinander.

Einmal mußte er mit seinen Waren eine Reise in eine andere Stadt machen. Es waren kostbare Dinge, Festkleider und Seidenstoffe, Schleier aus dem Morgenlande, kunstvoll zugeschnittene Hauben mit Glöckchen, kleine Flaschen mit wohlriechenden Salben und ein paar Flöten und Lauten. Es waren Dinge, wie sie reiche und sorglose Menschen zu Hochzeiten und Festen kaufen, nur zum Beschauen, zum Beneiden, zum Leuchten, Duften und Klingen. Baldo fühlte sich reich und fröhlich, als er im Morgengrauen den Weg ins Gebirge einschlug, mit einem Diener hinterher und dem Lastmaultiere ruhig und sicher zwischen den beiden Reitern. Minia war über die erste Trennung erregt gewesen, aber hatte sich bald beherrscht und nicht merken lassen, wie leer und unbegreiflich ihr alles ohne ihn schien. Er konnte sich nicht klar werden, ob der Gedanke an die Fahrt oder an die baldige Rückkehr ihm am meisten Freude machte. Die Morgensonne stieg hell und groß ohne Lichtnebel über den blauen Gipfeln der Berge auf, der Wind flog rascher als sonst und fächelte in der stechenden Mittagshitze; gegen Abend kam die Kühlung plötzlich und still wie die Ruhe über ein eingeschlummertes Kind. Man konnte lange weitertraben, ohne andere Richtschnur als den Schimmer der weißen Wege im Sternenlichte, selbst die Müdigkeit wurde zu einer träumerischen Betäubung ohne Schwere, und die Gedanken blieben halb empfunden zurück, wie sanftes Wogengemurmel auf nächtlicher Segelfahrt. Es war herrlich und frei so dahinzuziehen.

Als Baldo an seinem Bestimmungsorte angelangt war, fand er für seine Waren nicht den Absatz, den er erwartet hatte. Es war Unruhe in der Stadt, die Herrschenden hatten Haß gegen sich erregt, und man bereitete sich in der Stille zum Kampfe gegen ihre Tyrannei. Niemand dachte an Feste, alle nickten ihm düster zu, so als sagten sie: „Geh mit Gott, sieh zu, daß du mit deinem Kram fortkommst! Du hättest schwerere und härtere Ware bringen sollen. Hier mag es bald das Leben gelten, ja mehr, das Recht."

Die Tauben flatterten in Schwärmen um ihre Nester in den Glockentürmen, als ahnten sie, wie dumpf und wild das Erz singen würde, wenn grobe Hände die Stränge umklammerten; die Schatten lagen schwer in Gäßchen und über Torbogen wie Gewitterwolken, die sich nach scharfen weißen Blitzen sehnen; die Schmiede standen bis tief in die Nacht nackt da und hämmerten glühend rotes Eisen.

Baldo eilte weiter, es war ihm nicht mehr so leicht und froh zumute.

Er kam in ein anderes Land. Da war es schwül und schwer zu wandern. Im Frühling war kein Regen gekommen, alles war von der Hitze versengt. Die Sonne stieg und sank in ziegelrotem Staub, am Himmel flammte das Licht in Funken aus dem verdunkelten Blau des Firmamentes. Die trockenen Flußbetten brannten noch gelber als die zerklüftete Erde, die Bäume waren ihres Laubes zum Futter für die Herden be-

raubt, so hoch die Hände sich recken konnten, und standen nackt da wie Strafruten. An einigen kletterten noch dunkle Körper empor und wagten ihr Leben für das letzte Grün, an anderen hingen sie regungslos, von Raben und Krähen umkreist, denn die Not hatte zu vielen Verbrechen getrieben; und was immer eines Menschen Last tragen konnte, mußte zum Galgen werden. Die Luft war von Gestank verpestet. Eltern kamen und bettelten, und wenn sie nichts umsonst bekamen, boten sie ihre Kinder der Willkür und dem Laster der Käufer dar, um doch ihr Leben zu retten und für das Geld die übrigen zu erhalten.

Baldo gab, was er zu geben hatte, und kaufte, wo etwas zu bekommen war. Bald stand er aller Mittel entblößt da und niemand wollte das ansehen, womit er handelte. Er hätte nicht umkehren können, wenn er auch gewollt hätte, er mußte weiter, so rasch es ging, obgleich er sich jetzt in steigender Angst heimsehnte, nach Ruhe und Glück und Minia. Er wurde hart von all dem Elende, das er sah, und verschärfte seine Gleichgültigkeit zur Selbstverteidigung; aber als er fühlte, wie es ihm gelang, wie sich eine erstarrte Hülle um sein Herz legte, wie auf die tote Erde, da erbebte er in Unruhe. In seinem tiefsten Innern war etwas das immer heißer glühte und brannte, und die Furcht packte ihn, was daraus werden sollte. Stumm und bleich ritt er dahin in verzweifeltem Mute und hob den Stock gegen jene, die ihn mit Klagen aufhalten wollten, aber noch mehr erschreckte sein Blick. Der war hilflos und unheimlich wie der eines scheuen Tieres, das bis an die äußerste Grenze seiner Kraft gehetzt und gegen seine Natur zum Kampfe gezwungen ist.

Immer ärger wurde es rings um ihn. Er näherte sich dem Meere. Von den Sümpfen hatten sich Krankheiten in das schwarz gewordene Blut der Menschen verbreitet. Seeräuber hatten vorher hier geplündert und Pest und Aussatz hinterlassen. Nun stand das Ganze in rascher, entsetzlicher Blüte. Die noch Gesundheit und Eigentum hatten, schlossen sich zusammen und verteidigten ihren Kreis mit den Waffen. Sie hatten die Wohnstätten der Verseuchten in Brand gesteckt und diese in die Sümpfe und Riedwälder gejagt. In dem erstickenden Lichte des Sonnenscheines flackerten die Flammen rot wie Blut, und wo sie schwächer waren, wurden sie für das Auge unsichtbar. Es war, als ob eine unbekannte Macht der Vernichtung die festen Körper in schwarzen Rauch und wirbelnde Leere auflöste. Weiter weg lag das Meer dunkelblau und metallisch mit purpurnem Glanze da, und über dem salzigen spiegelnden Sande stiegen gleich Irrlichtern ferne wild leuchtende Gestade auf.

Auch Baldo wurde ferngehalten, weil man ihn im Verdacht hatte, Ansteckung zu bringen, und man verhöhnte sein Vorhaben. Geh fort mit deinem Prunk und Staat, sagte man, hier ist nicht der Platz dafür.

Aber rings um ihn sammelten sich die Irrenden wie Fliegen um eine Wunde. Sie waren im Tageslichte widerlich anzusehen. Einige bebten mitten in der Hitze in Fieberschauern, die Augen rollten in ihren dunkeln Höhlen, die Adern lagen wie schlaffe Schnüre über den Armknochen. Die Angst der Fieberphantasien verfolgte sie noch, sie sahen sich um, als sollte etwas Schweres auf sie herabstürzen, und weinten in ihrem Schreck. Andere hatten auf ihrer blutenden und zersprungenen Haut blauweiße Flecken wie von eingetrocknetem Lehm; da fraß der Tod an ihnen und verzehrte sie. Zuweilen hatte er seine Lippen auf ihr ganzes Gesicht gedrückt, und es war ein formloses Etwas geworden, der

Schädel eines faulenden Tieres mit Zähnen, die unheimlich weiß und blank leuchteten. Ihr Augapfel schwamm wie in verdorbenem Eiweiß, einigen war das Licht schon erloschen. Sie schüttelten ihre Klappern zur Warnung und reichten ihre Holzschalen dar, aber kein Begegnender erschrak mehr vor ihnen oder fühlte Barmherzigkeit. Niemand hatte auch noch etwas zu geben, es war, als sei die ganze Welt aussätzig geworden, und schrie ihr Flehen in den leeren Raum hinaus. Aber die Pestkranken lagen am Wege mit aufgeschwollenen blauschwarzen Leibern und fluchten dem Leben, das jetzt nur mehr in der Qual des Durstes brannte.

Gebt uns, riefen oder ächzten sie alle, gebt uns. Sie wußten nicht mehr was. Alles was Menschenhände erwerben und verschenken konnten, hätte ihre Not nicht zu lindern vermocht, geradesowenig, wie es das Feuer im Innern der Erde stillen konnte.

Da riß Baldo seinen Pack mit den aufgesparten Schätzen auf und streute und warf sie unter die Menge. Er tat es nicht aus Mitleid, er wollte sich nur davon befreien wie von einer verhaßten Torheit; als alles zu Ende war, sah er sich um. Seht, das ist es, was ich zu geben hatte! Und er dachte in unfruchtbarer Beschämung, aber dennoch in einer Art von Befreiung: Jetzt kann ich heim zu Minia ziehen. Dort kann ich vergessen, dort kann ich wieder glücklich sein, auch wieder gut. Zuerst für sich und das Seine, dann nach dem Maße seiner Kräfte gibt man am Tore.

Aber was er nun sah, ergriff ihn wie nie etwas zuvor; er konnte nicht davor entfliehen.

Die Fiebernden hüllten ihre ausgemergelten Glieder in seine Schleier und seine Seide und zitterten in ihrer Pracht, deren Glanz und helle Blumenfarben in der Sonnenglut blendeten. Ihre Gesichter wurden noch gespenstischer bleich, die Lippen lächelten in halb kindlich erstauntem, halb hilflosen sinnlosem Lachen, die Zähne schlugen aufeinander, und die Glöckchen der Mützen erklangen. Die Aussätzigen ließen die Lazarusklappern am Gürtelstricke hängen und schlugen in ihren Schalen die Dosen mit Salben und Schminken auf. Sie kosteten davon und spien aus, jammerten und fluchten dem Geber. Da merkten sie, wie weich es sich anfühlte und schmierten sich eifrig ein. Das Öl floß in Tropfen aus ihren blutigen Augenhöhlen, die Unreinlichkeit der Wangen wurde von zarten Rosen überdeckt, das geschmolzene Fett leuchtete widerlich aus den Geschwüren und Wunden. Die die Musikinstrumente genommen hatten, fuhren mit ihren verstümmelten Fingergelenken über das Silber und Perlmutter des Holzes, zupften an den Saiten, zuckten vor dem Schmerze zusammen, aber wurden von dem Klange verlockt, wieder zu prüfen, ob sie noch eine Melodie konnten. Die Blinden, die nichts erhalten hatten, horchten bei dem Laute auf und weinten. Es war vielleicht Bitterkeit, weil sie begriffen, daß etwas an ihren leeren Händen vorbeigegangen war, es konnte auch die Erinnerung an vergangene Freuden sein. Aber Baldo war es, als ob alle Musik, die er je gehört, erst jetzt ihr Wesen offenbarte, in diesen schwachen schluchzenden Tönen unter dem Griffe des Leidens. Alles war Schmerz und Grauen und Tasten im Blinden; was lockte und leuchtete, war Lüge, und widrig leer und unheimlich enthüllte es seine Nichtigkeit im verzehrenden Lichte.

Wieder strömten ihm die Stimmen entgegen:

Wir frieren, wir frieren, obgleich du uns zum Feste geschmückt. Unsere Wunden schmerzen noch mehr unter deiner Schminke. Deiner Saiten Jammer weckt den unseren.

Die Lazarusklapper paßt besser für unseren Tanz. Wir hungern, wir dürsten, gib uns etwas!

Da neigte sich Baldo zur Erde in plötzlicher Inbrunst, griff mit beiden Händen in den weißen Straßenstaub und streute ihn in sein Haar. Er blieb stehen, die Arme zu dem blauen funkelnden Himmel emporgestreckt. Ich bin jetzt wie ihr, sagte er, Staub im Staube. Ich habe nichts. Ich habe meine Freude dem geweiht, dem sie gehört, ich habe sie hier zurückgelassen. Werft auch ihr das hin, was ihr bekommen habt! Es taugte nicht viel. Jetzt fühle ich mich so leicht. Ich liebe euch alle. Jetzt kann mich nichts erschrecken. Jetzt wollen wir sehen, ob wir uns aus unserem Leide nicht eine viel größere und klarere Welt schaffen können, als die, die von der harten und engen Wölbung dort oben eingeschlossen wird. In ihr ist alles in Begrenzung, begehrt für sich, kämpft für sich, verzehrt und wird verzehrt, tötet und wird getötet. Es versteht nicht, daß überall dasselbe Blut fließt. Jetzt fällt die Hülle von meinem Augen, jetzt werde ich von Eurer Kälte geschüttelt, jetzt brennen eure Wunden in mir. Aber wie ich mich allem Schmerz erschließe, hebt mich auch alle Kraft empor, die durch alle Zeiten den Schmerz getragen. Denn ich habe den Trug meines Ichs hingeworfen, ich habe den Traum und den Schrecken hinter mir gelassen. Ich bin frei. Kommt zu mir, und ihr werdet auch frei sein.

Die armen Kranken lauschten erstaunt, und ihr mattes Gehirn suchte vergebens zu verstehen, aber seiner Stimme Tiefe und Klang zog sie an sich. Sie krochen zu ihm hin und küßten den Saum seiner Kleider.

Wir wollen dir so gern folgen; du leuchtest in unsere Dunkelheit. Sagtest du nicht, du liebtest uns? Wie kannst du so sprechen? Sag es wieder, es wärmt. Wenn wir es nur wagten, wir sagten es auch. Aber hilf uns auf, denn wir können nicht.

Baldo ließ sein neues und wundersam berauschendes Gefühl ihnen entgegenströmen, unter Tränen und liebkosender Berührung, in Worten, die kein Zaudern mehr kannten.

So ist es, sagte er. Hört nun, was wir tun wollen. Wer schon unter allzu großer Last zusammensinkt, soll noch mehr auf seine Schultern nehmen, und gemeinsam werden wir alles tragen können. Wir werden die Toten begraben und bei den Ohnmächtigen wachen, wir werden Schutz suchen und alle zu uns versammeln, die irren. Die armen Gesunden, die sich so jämmerlich in ihrer Furcht und Härte eingeschlossen haben, werden wir wecken und erretten. Hier soll neue Erde sein, und nichts darf in jener Blindheit vergehen, die die Hölle ist. Auf dem festen Grunde des Leides, der einzigen Gewißheit, die es gibt, wollen wir als Brüder wohnen und hausen und nichts soll uns erschrecken und alles soll ruhig und groß werden vor unseren Blicken. Und der Tod am ruhigsten und mildesten, denn wenn wir mit offenen Augen in ihn versinken, dann ist es so, wie wenn das Meer sich glättet, wenn der Sturm aufgehört hat. Die Wellen, die um ihres Begehrens und um ihrer selbst willen da zu sein glaubten, ruhen süß in der Tiefe.

Und dann? Die Seligkeit? Das ewige Glück?

Er sah die Fragenden mit einem Lächeln an, das sie nicht verstanden. Wir wollen es Gott anheimstellen, antwortete er. Wer mißt seine Gedanken mit Namen?

Wir sollen nicht von oben dasselbe Feuer in uns entzünden lassen, das wir unten löschen. Wir halten uns an das, was wir verstehen, den Schmerz und die Macht in uns, die ihn besiegt. Die ist von Gott, aber was sie noch gibt, das fassen wir hier nicht. Laßt uns also einander lieben und helfen. Laßt uns jetzt beginnen, denn unsere Not ist groß.

Und wie es jenen geschieht, die nachts wandern und umsinken und denken: Ich kann nicht mehr. Soll ich hierher oder dorthin gehen? Wenn ich auch zu wählen vermöchte, so könnte ich doch den Fuß nicht mehr heben — wenn der Lichtstrahl einer Wohnstätte plötzlich ihr Auge und ihr Hirn erhellt, so als wäre er dort drinnen entstanden, dann springen sie auf und sagen: Jetzt, wo ich geradeaus gehen muß, jetzt habe ich Kraft, was es auch kosten mag. — So fand sich die Menge um Baldo aus ihrer Ohnmacht gerissen. Und als die Gesunden, die sich eingeschlossen hatten, dort draußen Mut und Ordnung fanden, anstatt wilder hilfloser Verzweiflung, da schämten sie sich ihrer schwachen Härte, die das Übel verschlimmert hatte. Aus dem Chaos wurde wieder menschliches Leben, noch schwer und bedroht, aber doch von der Gewißheit getragen, das gerettet zu haben, was mehr wert war als das Leben.

Baldo sandte den Diener heim, aber er gab ihm keine Botschaft mit. Er sollte nur berichten, was er gesehen. Selbst würde er nachkommen, wenn er konnte. Hier war nicht einmal an Minia zu denken. Sie war so weit weg, als ob sie einem andern Leben angehört hätte.

Als sie hörte, was sich zugetragen hatte, da waren es für sie nur Worte. Sie konnte nichts deutlich vor Augen sehen als Baldos Gestalt, das übrige glitt fort. Sie sehnte sich so, daß ihr Inneres schmerzte, und erzitterte vor Freude bei dem Gedanken an das Wiedersehen. Er wird bald kommen und alles erklären, dachte sie, nein, er braucht nichts zu erklären. Er kommt nur, und dann gibt es nichts anderes mehr. Was kümmert uns das, was gewesen, wenn das Glück da ist.

Endlich kam er.

Minia fühlte es und eilte die Treppe hinab, und ein Taumel von Glanz und Leichtigkeit und Freudentränen wirbelte unter der Stirn, und das Haar hob sich vom Nacken, wie vom Winde bewegt. Sie hörte bestürzte Fragen, jammernde Laute, und die Stille selbst hielt mit ihrem sachten Gleiten inne und wurde vernehmbar. Was ist das, dachte sie, ach, etwas anderes! Er ist ja da!

Er war nicht eingetreten, sie konnte ihn am Tor empfangen, wie sie wollte. Man wich zurück und ließ sie durch. Sie stürzte sich hinab, blind von Tränen, sie hätte sich im Falle über die Schwelle verletzen können, aber sie wußte ja, daß er sie auffing.

Er tat es auch, doch mit einem Griffe um ihre beiden Schultern, der sie hob und fernhielt. Sie fühlte sich wie ein kleines Kind, das unter tadelnden Worten festgehalten wird, um recht zu hören und seine Schwäche einzusehen. Sie hing starr wie eine Puppe, und nur langsam suchten die Füße Stütze auf dem Boden. Ein paar Tränen waren schon hervorgestürzt und flossen, aber die anderen wurden zurückgescheucht, und sie blickte aus weit offenen Augen. Baldo im Bettlerkleide mit dem Bettelsacke! Noch seltsamer, Baldo mit Augen, in denen das Mitleid und der Schmerz zu einer unfaßbaren strengen Ruhe erstarrt und vertieft waren.

Sprich jetzt zu ihr und sag ihr das, was du gesagt hast, mahnten seine Mutter und seine Angehörigen. Uns scheint es unmöglich, und dir selbst muß es so scheinen vor der Gattin, die du gewählt hast. Wir verlassen euch. Ihr werdet in der Halle allein sein. Sprecht euch miteinander aus.

Und sie gingen, schon halb beruhigt und hoffnungsvoll.

Minia machte einen Schritt zum Tore. Er will mich nicht hier draußen umarmen, wo die Leute zusehen, dachte sie. Warum, und was ist ihm geschehen?

So komm doch, sagte sie, und sie lächelte scheu.

Aber er blieb regungslos stehen und sah sie an und alles rings um sie wie etwas Durchlebtes, dessen er sich plötzlich entsann und das er jetzt erst verstand. Die Sonne stand gerade über ihnen, und wie im Traume sahen sie ihren Schatten nicht. In dem stillen scharfen Lichte fühlte man die Zeit wie einen Stoff.

„Ich gehe nicht hinein," antwortete er. „Ich bin nicht dazu gekommen. Ich wollte wissen, ob du es fassen kannst; ich wollte in deine Augen sehen."

„Und was siehst du wohl dort anderes als Liebe, Baldo? Was hätte sich ändern sollen? Was frage ich nach allem andern?"

„Eben! Das Glück brennt in ihnen, der ewige Hunger. Dein Blick saugt einen steten Funkenstrom ein. I c h sagt er, I c h, und wenn auch alles andere vergehen sollte!"

„Du liest nicht recht, Baldo, man sollte darin noch die Tränen sehen. D u steht da, n u r d u!"

„Das auch, ja. Das ist dasselbe, denn der nächste Gedanke ist: M e i n! Das ist das Wort, das von der Wahrheit ausschließt. Du sollst hören warum. Und er erzählte mit einer Heftigkeit der Überzeugung, die sich allmählich bekämpfte und starr wurde, wie die große Gewißheit über ihn gekommen war. Wie er auf den tiefsten Grund des Schmerzes hinabgetaucht war und dort die Luft gefunden hatte, in der man ruhig atmete und alles sehen und verstehen kann. Was ihm vergönnt war, so zu leisten, dadurch, daß er die Mauer um aller Wesen gesprengt. Und daß er dorthin zurück mußte, wenn man ihn noch brauchte, sonst wo immer hin, denn überall war es gleich; dieselbe Krankheit glühte unter der Asche oder loderte in hellen Flammen auf.

Minia blickte in sein Inneres und erzitterte wie in der Angst ihrer Kindheit vor der Nacht, aber sie kämpfte gegen den Schrecken an, um ihrer Liebe willen, und erriet mehr seine Worte, als daß sie ihnen lauschte. Er ist krank, dachte sie. Wie kann er so leben? Und wo ist der Platz für mich in seiner Welt?

„Alles lieben, sagst du, mit diesem Blicke!"

„Du betrügst dich selbst. Du trauerst nur mit allen. Davon kann niemand leben. Oder gehst du wie all ie anderen mit dem Bettelsacke umher und sprichst von der ewigen Seligkeit, die man sich erbetteln und erhungern muß? Ich bettle nicht, aber ich werde auf dich warten. Denn du mußt wiederkommen."

Baldo betrachtete sie prüfend.

„Darin hast du recht geraten, daß meine Begeisterung bald verglüht ist. Das mußte sie wohl, das war wohl der letzte Irrtum. Man kann sein Ich nicht auf einmal abwerfen. Sie hat es mir doch leicht gemacht. Jetzt scheint es mir wie ein Wunder, daß ich all dies vollbrachte, und zuweilen kann ich mich sehnen . . . Ich gehe wie unter Schatten einher, ich sehe durch sie hindurch, und sie lösen sich auf. Alle Handlung scheint mir so fern. Ich will nur zum Blicke werden. Wenn das Mitleid in mir spricht, dann merke ich, daß ich noch bin. Aber an der Wahrheit halte ich fest, mit der eigenen Weisheit der Erde will ich die Erde erlösen. Ich nehme nichts zu Hilfe, denn da, wo ich in der Stunde der Entscheidung stand, da war nichts anderes als die grausamste Wirklichkeit. Ich gehe meinen Weg allein, andere mögen den ihren gehen, nach ihrem Gewissen. Aber du sollst nicht auf mich warten, Minia,

denn zwischen uns ist die weiteste Kluft. Die Pfade, die ich gegangen, geht keiner zurück. Du kannst sie auch gehen, aber nicht um mich zu finden, nur um frei zu werden."

Minia hatte niemals so gefroren wie bei diesen Worten, und ihr Wesen sträubte sich gegen sie, stolzer und unerschütterlicher denn je in ihrer Selbstverteidigung.

„Eins muß man sagen," antwortete sie bitter, „herrlich und schön ist das, womit du lockst. In anderer Leid untertauchen und sich verbergen, darin ersticken, das Haupt nicht zu heben wagen! Was kümmert mich all das Fremde? Du hast dafür gesorgt, daß der Schmerz mir nicht fern bleibt, den muß ich tragen. Da wird Kraft übrig sein, und zu ihr magst du kommen, wenn du all die deine an Almosen zersplittert hast. Da wirst du sie wiederfinden und nicht mehr krank sein. Und noch eines mußt du wissen."

Hier verließ sie die Festigkeit bei dem Gedanken, wie anders sie sich die Stunde dieses Geständnisses gedacht hatte, und alle Weibesschwäche zitterte in ihrer Stimme.

„Ich warte nicht lange allein. Bald bin ich Mutter."

Baldo wurde von einem so unmittelbaren und tiefen Gefühle ergriffen, daß nichts anderes als sein Herz reden konnte. Er wußte nicht, ob das wieder Liebe war oder Mitleid, stärker und größer denn je zuvor. Er stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme, ihr Kopf sank auf seine Schulter, und er legte seine Hand darauf mit einer zitternden schirmenden Bewegung.

Ihre Tränen strömten unaufhaltsam in Seligkeit und Wehmut. „Unser Kind," schluchzte sie, „deines und meines. Das löst alles."

Aber da stand der Gedanke wieder scharf in seinem Blicke zu les n. Hier war die letzte Versuchung, der letzte Fallstrick, die letzte Wunde. Wieder streckte das Vergangene seine Fesseln aus; die Zukunft stand bereit, sie fester und schwerer zu schmieden denn zuvor. Er machte sich los, hart und schnell.

„Wehe dem Leben," sagte er, „neue Begierde, neuer Brand, neuer Schmerz! Es schleicht sich in allem heran, was in unserem Sinne weich und warm ist, es schmeichelt mit Hoffnung und Zärtlichkeit; doch dem, der darauf achtet, zeigt es schon von Anbeginn sein Innerstes. Eine Krankheit, eine drückende schreckensvolle Last, eine Qual, die immer größer wächst. Weh' dir, die du gebären sollst! Du mußt es tragen, du, die du dem Leben angehörst. Ich habe mich abgewandt, ich habe mich losgerissen, jetzt ist es zu spät, mich zu fangen.

Stumm sah ihn Minia gehen, ihr ganzes Wesen war gelähmt, und es war ihr, als müßte sie von den unzähligen Funken des Sonnenlichtes, die auf ihr hilfloses Empfinden herabschwirrten, sterben. Aber gerade weil sie ihn nicht verstand und alles Wahnwitz schien, fand sie ihren Mut wieder. Was war wohl dieses kranke Grübeln wert gegen den warmen roten Strom ihrer Liebe? Mußte nicht sie einmal recht behalten? Ja gewiß, sie durfte nicht zweifeln. Nur sich fester und trotziger zusammenschließen, nur das Ihre verteidigen und sich nic herabziehen lassen! So schieden sie, so weit voneinander getrennt, wie es die Unendlichkeit des Menschenherzens zuläßt.

Minia wurde die Zeit schwer und lang genug, obgleich sie aus ihren Erinnerungen und ihrer Hoffnung Stärke schöpfte. Diese wandte sich immer bestimmter dem erwarteten Kinde zu, sie wurde eins mit diesem wachsenden Leben, und sie zählte ungeduldig jeden Tag, der die Befreiung näher brachte.

Eines Nachts konnte sie es nicht länger in ihrer Kammer aushalten; sie schlich sich durch die stummen Gassen zum Tore ihres Kindheitsheimes. Sie fand einen der Wächter auf und kam durch die Mauer, aber da besann sie sich, daß es recht kläglich und elend aussehen würde, wenn sie die Ihren um diese Zeit aus dem Schlafe schreckte. Sie beschloß oben auf dem Hügel zu warten bis es hell wurde. Die Morgendämmerung war schon angebrochen, weich und grau, ehe noch die Sonne sich zeigte, der Wind begann sich in sanftem Hauche zu regen, als ob das Dunkel selbst sich aufzulösen suchte. In all der Unruhe war es schön, da einherzugehen.

Plötzlich hörte sie einen wunderlichen Laut. Er war melodisch und klingend, aber sehr schwach, es war so, als ob eine Quelle sich aus der Erde drängte, mit tausend kleinen Bläschen, die zerstoben und sich glätteten und wieder hervorperlten. Minia erkannte es, sie hatte es schon gehört. Das waren die Wachteln in ihren Käfigen neben den Netzen, die ihren Lockruf ausstießen. Sie konnte sie nicht unterscheiden, aber sie sah ihre blinden, trübweißen Augen vor sich und begriff, daß sie sich jetzt sehend träumten, jetzt gaukelte ihnen ihre Sehnsucht die Freiheit und das Licht und das Fliegen vor. Und es dünkte ihr, daß die Hoffnung und Liebe und Verzweiflung alles Lebendigen ihr Ohr mit Schluchzen erfüllte und daß sie selbst niemals die Sonne sehen sollte, auf die sie wartete. Der Schmerz war so heftig und plötzlich, daß er den Lauf des Blutes in ihrem Innern zu hemmen schien, und sie mußte sich niedersetzen, um nicht zu fallen. Sie wußte nicht, wie lange sie so geblieben war, als Lando sie fand und ob seiner Sorge um die Kranke den Morgengang aufgeben mußte.

Die Erinnerung verfolgte sie dann die ganze Zeit, die sie noch auf ihr Kind zu warten hatte, und erst, als es in ihren Armen lag, wurde sie wieder dieselbe, stolz und leicht und jung und bereit, den Kampf ums Glück aufzunehmen. Es war ein kleines Mädchen, und obgleich sie auf einen Sohn gehofft hatte, hieß sie das Kind fröhlich als Bundesgenossen willkommen und fühlte sich reich und unüberwindlich.

Die das Neugeborene warteten, dämpften bald den munteren Ton, der zu dieser Verrichtung gehört, und faßten es noch behutsamer und mitleidiger an als andere kleine Kinder. Sie wandten seinen Blick dem Lichte zu und wurden mitten in ihrer Geschäftigkeit stumm und nachdenklich. Endlich einmal, als sie das Köpfchen der Kleinen gut am Busen der Mutter geborgen hatten, sagten sie:

„Liege jetzt ganz still und nimm es mit Ruhe, damit ihr die Nahrung nicht bitter werde. Das arme kleine Ding ist blind."

Minia riß sie von der Brust, sah, daß sie die Wahrheit sprachen, und es kam ihr hart an, sie wieder zurückzulegen. Von nun an ward ihr die Mutterschaft schwer, das Kind war ein Feind, der sie in alles hinabziehen wollte, was sie verabscheute. Sie betrachtete es nie mehr; wenn sie es stillte, so wandte sie es eilig von sich ab und legte es an ihren Busen, wie etwas, das sie vor sich selbst verbergen wollte. Es blieb schwach und weinte viel. Seine Bewegungen waren tastend und hilflos wie die eines kleinen unentwickelten Tierchens, und die Mutter schämte sich beinahe der unbekannten Macht in ihrem Innern, die sie dennoch zwang, daran festzuhalten. Sie hielt es allen ihren Zukunftsträumen fern, als wäre es nicht mit in jenen Erinnerungen, aus denen sie Stärke schöpfte. Baldo sollte nur zu ihr kommen, und alles sollte werden wie einst. Das Kranke, das dazwischen lag, sollte für sich bleiben, und nichts sollte mehr Bitternis bringen. Aber

Baldo kam nicht, und was man von ihm hörte, ließ ihn nicht auf dem Heimwege vermuten.

Er hatte sein Wirkungsfeld unter den Kranken verlassen, als das Leben dort ungefähr seinen alten Gang zu gehen begann und die Menschen halb erstaunt ihr Alltagswesen wiederfanden nach der selbstlosen Begeisterung, zu der der Schmerz und der Fremde sie emporgehoben hatten. Auch in ihm selbst war sie verschwunden, so wie er befürchtet hatte; er ging jetzt und suchte sie außer sich, aber fand den Funken nicht wieder. Er sah wohl allenthalben Hilfsbedürftige, und er half, aber so wie man die Hand über eine Mauer reicht; er konnte sie nicht mehr öffnen und herauskommen. Sein Weg ging jetzt in die Wüstenei, die Einsamkeit und die großen Weiten; indem er die Hoffnung und die Freude ausgetilgt hatte, war auch alles Menschliche seinem Griff entglitten. Man hatte ihn bald hier, bald dort gesehen, den Bleichsten aller Wanderer, die in dieser unruhigen Zeit in Suchen und Kämpfen umherirrten.

In Minias Stadt ballte sich auch die Unruhe zusammen. Die Pest kam nahe, und in der Angst und dem Trotze gegen den Tod lösten sich die von der Gewohnheit gezügelten Willen, und die Begierden flammten auf. Einige junge Männer aus den reichsten Geschlechtern rissen die Macht an sich, sie brachen in Landos friedliches Vogelnest ein und machten eine Zwingburg daraus; er selbst wurde bei diesem Anlasse getötet und all sein Gut in die Winde zerstreut. Einer von ihnen warf ein Auge auf die schöne Mönchswitwe und suchte sie für sich zu gewinnen. Ihr Widerstand entflammte sein Begehren zur heftigsten Leidenschaft, und er legte ihr alles zu Füßen, was sie je in der Zeit ihres Glückes an Stolz und Macht und Fest erträumt haben konnte. Aber Minia sah es mit noch größerem Staunen als Schrecken. Auch wenn sie Baldo ganz aus dem Spiele ließ, in jenen Schatten, unter denen er sich freiwillig ausgelöscht hatte, und den Versuch machte, sich all dem gegenüber neu und unbekümmert zu denken, war es arm und jämmerlich in seiner Leere. Es war, als ob alles Feste sich unter ihren Schritten auflöste, und Sehnsucht und Erinnerung trug sie mit sich wie eine Seele ohne Körper. Da Baldo nicht kam, mußte sie fort, um ihn zu suchen und zugleich sich selbst wiederzufinden. Aber sie brauchte den Anstoß, der durch die Drohungen ihres Anbeters gegeben ward, damit sie ihr Wesen genügend sammeln konnte, um die Flucht zu bewerkstelligen.

Als sie es eines Nachts tat, fühlte sie mit wahrem Genusse, wie die Angst und die Kälte sie schüttelte. Es stand für sie ganz fest, daß sie den finden würde, den sie suchte, und es war so selbstverständlich, wie daß sie einmal sterben mußte. Denn einen andern Himmel als den, der über den beiden und ihrer Liebe geleuchtet hatte, gab es nicht; sie mußte ihn erreichen, so wie die Luftblasen im Wasser die Oberfläche erreichen müssen. Was dann geschehen würde, wußte sie nicht und fragte nicht danach, denn sie hatte zu große Eile, um zu denken. Mit den leichtesten, lautlosesten Schritten lief sie in die Dunkelheit hinein, ohne zu wissen, wohin. Doch in ihren Armen hing schwer das blinde Kind, das sie nicht zurücklassen konnte.

Von freundlichen Menschen erhielt sie das bißchen Essen, das sie brauchte und zuweilen auch einen Platz auf einem freien Packesel, und sie nahm alles mit einem zerstreuten Lächeln entgegen, das als Dank gelten mochte. Ebensowenig achtete sie auf Sonne und Wind und wechselndes Wetter, ihr Denken galt nur dem Ziele, ihre Stimme den notwendigsten Fragen. Endlich fand sie Baldos Spur und schließlich ihn selbst.

Aber jetzt war es nicht mehr er. Minia hatte dieselbe Empfindung, wie wenn man jemanden in Traum gesucht hat, unter Irrfahrten und Mißgriffen, auf langen grauen Wegen durch ein Land der ewigen Dämmerung, wo die Luft selbst ein Hindernis ist mit ihrer träge gleitenden Masse. Und am Ziele sieht und hört man, daß es ein anderer ist, den man gefunden, und die Fragen, die auf den Lippen brannten, erhalten unbegreifliche Antworten.

Er saß auf der kahlen Spitze eines Hügels; sein abgetragenes Kleid hatte von Regen und Sonne und Staub dieselbe Farbe angenommen wie der Boden, und die Gestalt in ihrer starren Ruhe sah aus, als gehörte sie dem Steine an. Er blickte auf ein kleines Städtchen, unmittelbar darunter, wo die Menschen und Fuhrwerke sich über Wege und Straßen bewegten und ein Bächlein weiß rieselte und die Glocken hin und her schwangen in ihren kleinen braunen Türmchen. Tiefer unten begannen die Felder in ihrem Frühlingsgrün und andere Städte, und andere Wege schlängelten sich, bis der Wald sie aufnahm, und die Berge türmten sich am Horizont empor. Über den Bergen lagen die Wolken in denselben Linien, denselben Schatten und derselben Regungslosigkeit, aber man konnte dennoch die schwebende Leichtigkeit merken. Darüber wölbte sich die Luftkuppel, noch in kühlem Blau. Er schien alles anzusehen und nichts, schon lange schien er so zu verweilen. Kinder und Haustiere liefen an ihm vorbei, ohne einen Seitenblick, als wären sie es gewohnt, ihn da zusehen, und als wüßten sie, daß er sich nicht rührte. Minia fühlte, daß sein Blick auch sie umfaßte, wie sie sich müde den Pfad hinaufschleppte, und ihre Schritte wurden noch schwerer bei dem Vorgefühle, was sie darin lesen würde. Als sie oben war, begegnete ihr sein Blick ebenso groß und leuchtend und unbewegt.

„Nun bin ich hier," sagte sie. „Erkennst du mich nicht?"

Es kam kein Schatten, kein Aufleuchten hinein, wie es einen Gedanken zu begleiten pflegt. Die Erinnerung war da, in derselben ruhigen Spiegelung, in der alles war.

„Ja gewiß. Du hießest Minia. Du kamst, um mich zu suchen."

Es war, als sei all dies schon in ganz ferner Zeit, es schien ihr selbst so, und unbewußt schlug sie denselben Ton an.

„Ich floh, ich hatte kein Heim. Zu wem hätte ich gehen sollen, wenn nicht zu dir? Ich bin so müde geworden?"

Und sie sank neben ihm nieder und starrte vor sich hin und wußte nicht mehr zu sagen. Das Kind wimmerte, und sie legte es zerstreut und eilig zurecht.

„Was hast du da?" fragte er.

„Ein Kind. Dein Kind, Baldo. Du brauchst es nicht anzusehen, denn es kann dich nicht wiedersehen. Es ist blind. Es war sehr schwer zu tragen.

Und plötzlich brach alles in ihr zusammen, und sie weinte über ihr ganzes Schicksal. Sie konnte es nicht heftig tun, in der Ermattung nach allem Erlittenen, die sich erst jetzt geltend machte, und in dem sanften Weinen gaukelte die schwache Hoffnung, die aufzuschimmern pflegt, wenn die Tränen Erleichterung bringen.

„So habe ich es, Baldo, dazu habe ich es gebracht. Jetzt bin ich hergekommen. Sprich nun du!"

Er sprach langsam und sachte, wie jemand, der es nicht gewöhnt ist, sich der Stimme zu bedienen. Es war, als ertönten die Gedanken unmittelbar in abgeschiedener Ruhe.

„Ich sitze hier. Zuweilen auch anderswo. Darauf dachte ich nicht. Überall ist dieselbe Stille. Ich sehe die Sterne steigen und erlöschen und wieder durch den Sturm leuchten; der Regen strömt über mich, aber ich friere nicht, die Sonne brennt, aber ich werde nicht warm und schlage den Blick nicht nieder. Alle Lust ist in mir gestorben; ich weiß nicht, was leiden ist; ich selbst bin gestorben. Jetzt steigt die Glut des Feuers aller Lebenden zu mir auf und wird vernichtet; meine Gedanken verzehren alles. Was könnte ich in Taten für sie tun? Einem geben heißt einem andern nehmen. Wenn niemand die Scheite zum Holzstoße trägt, brennt er zu Ende. Das soll er. Aber ein Ende in Klarheit und Größe."

Minia glaubte ihn beinahe zu verstehen und sah den ganzen Weg vor sich, den sie in schicksalsbestimmtem Triebe gewandert war. Die Fackel, die für ihn entzündet worden, hatte er auf seiner Bahn zur Grenze der Menschenmacht und des Menschengedankens getragen. Wo begann der Fehltritt? Sie wußte es nicht. Vielleicht lag er schon in der Sehnsucht nach dem Unermeßlichen, und vielleicht mußten alle in die Irre geben, die davon ergriffen waren. Sie mußten dennoch ihrem Drange folgen — waren sie nicht schöner so, und was war wohl alle Klugheit wert gegen diese? Das Feuer wärmt die Erfrorenen und weckt Leben, aber in seinem Innern ist es die Heimat des Todes. Sie fühlte ihre Liebe zu Baldo so flammend wie je, das war ihr Weg, sie konnte nicht davon abweichen, obgleich er nur zu solchem geführt hatte. Aber allein mußte sie ihn wandern, um ihn in ihren Gedanken zu behalten; hier neben ihm mußte der Abstand zwischen ihnen am größten und bittersten empfunden werden.

Sie hob ihre kleine, schwere, zitternde Bürde wieder in die Arme und schlich sich mit ihren letzten Kräften den Hügel hinab, so still sie konnte, um nicht zu stören. Gebeugt und den Blick auf ihn gerichtet, glitt sie hinab, sie glaubte ihr Bild in der Regungslosigkeit seiner Augen kleiner werden zu sehen, bis es gleich einem Funken erlosch. Dann wandte sie sich und ließ sich von der Schwere hinabziehen. Sie wußte nicht, ob sie lange oder kurz gewandert war, als sie unten auf der Ebene zusammensank.

Da regte sich etwas Glanzvolles und Lebendiges, das ihre Aufmerksamkeit fesselte. Es war ein Zug von Herren und Damen, zu Pferde, Paar an Paar, eine Kette klingender Farben gegen das tauige Gras. Die wallenden Gewänder hingen bis zu den goldenen Sporen der Absätze und fächelten langsam im Winde wie goldschwere Banner. Die Männer trugen kühn im Nacken hohe spitzkrempige Hüte, die sich scharf von dem Blau der Berge abzeichneten, das lange Haar der Frauen fiel frei unter gelben und schwarzen Samtturbans hinab. Sie sprachen miteinander, es war leicht zu erraten, wovon, wie weit von hier auch die Worte ertönten. Man sah es an der Neigung oder dem trotzigen Zurückwerfen der Köpfe, am Griffe der Hände um die Zügel, daß sie in übermütiger Freude von der Luft und der Sonne berauscht waren, daß ihre Augen leuchten und ihre Lippen einander zulächeln mußten. Und die Tiere tanzten vorwärts, mit gekrümmten Halse, als müßten sie ihren Überschuß an Kraft zurückdrängen, um nicht dahinzusprengen, soweit die Erde war. Und alles glitzerte und blinkte im Lichte.

Sie machten in einer Gruppe um einen Mann Halt, der einen Weidenkorb am Sattelknopfe trug, und Minia begriff nun, wozu sie ausgezogen waren. Es war noch nicht die Jahreszeit für die Jagd, aber man wollte das Vergnügen nicht verabsäumen, den Vogelflug zum Himmel aufsteigen zu sehen, der jetzt lichter und unendlicher war denn je. Darum hatte man zu einem gebräuchlichen und beliebten Spiele gegriffen. Man hatte Tauben

mit, deren Augenlider mit ein paar Stichen zusammengenäht waren und die sollte man loslassen.

Minia hatte es schon gesehen und wartete beinahe neugierig auf das Schauspiel trotz ihrer grenzenlosen Müdigkeit.

Man nahm ein Paar Vögel aus dem Korbe und schlenderte sie, so daß sie Luft unter die Flügel bekamen. Sie flogen in wunderlich suchender Weise in kurzen Kreisen herum, sie schienen schon wieder sinken zu wollen. Da erhob sich ein Murmeln der Enttäuschung, das bis zu Minia drang, aber sie achtete nicht darauf; sie starrte nur die beiden Vögel an. Mit einemmal war sie im Traume und in der Erinnerung versunken, und nichts anderes schien in ihr zu leben, als die Augen, die dem unsicheren Fluge folgten. Auch sie hatten etwas Erstarrtes und Fernes, als wenn sie viele, viele Dinge zugleich in weit größerer Ferne beobachteten.

Minia war wieder ein Kind in ihrer sorglosen, luftigen Welt, die Sonne leuchtete in ihrem Blicke, der noch nicht von Tränen verdunkelt war, die Spannung des Spieles ließ das Herz in ihrem Busen erbeben. Aber zugleich war sie auch mit in dem Wesen der beiden Tauben, und sie begriff, warum sie so schwer flogen. In ihre Erinnerung kam dieselbe Angst, die sie fühlen mußten, dieselbe Unerklärlichkeit und Verwunderung. Wie konnte es Nacht sein, wo doch die Sonne wärmte und die Luft süß liebkoste, warum trug kein Flügelschlag aus dieser Dunkelheit hinaus?

Und im selben Pulsschlage durchzuckte alle drei derselbe Gedanke; Minia wußte nicht, ob sie die Bewegung angegeben hatte oder ob sie nur mitfolgte. Man mußte aus dem Schmerze und Schrecken entfliehen, dort hinauf, wo alles leicht und licht war, dann mußte alles versinken, dann würde es zerstieben, so daß der Blick mit einemmal frei wurde. Die beiden Tauben stiegen hoch und rasch empor; ein freudiger Ruf erschallte aus der Schar und verstummte wieder in Erwartung. Minia träumte unendlich rasch und wechselnd, während die Augen den Flug und das Luftmeer spiegelten. Sie war in der Zeit ihres Glückes, ihre Kehle erbebte vor Gesang, der nicht zu Tönen wurde, die Brust keuchte vor Eifer, die schwindelnde Leichtigkeit zu trinken, das Herz pochte vor Ungeduld: höher, höher.

Die Vögel erhoben sich übereinander und rings umeinander in Linien, die sich scharf abgemessen in das Blau ritzten. Sie vergaßen, daß sie blind waren, sie genossen ihre starken Flügelschläge und wußten nicht mehr, was es war, das sie immer weiter trieb. Wieder stieg der Ruf unter ihnen auf; und die Freude machte die Pupillen in den emporgewandten Blicken aller dunkel und hart. Das war ein prächtiges Spiel; dort im Winde auf dem Felde schlürfte man die ganze Schönheit der Welt und faßte nicht, was man dachte und fühlte.

Die Vögel hielten inne, als sie die Höhe erreicht hatten, zu der Tauben aufzusteigen pflegen, sie tappten wieder, sie sanken um ein paar Flügelbreiten. Jetzt waren sie wieder blind, jetzt faßten sie nicht, warum das Unerklärliche nicht nachgab. Minia war in ihrem Traume wie zuvor, aber fühlte die Angst auf ihren Knien lasten und etwas neben sich ächzen. Sie zitterte vor der Entscheidung, davor, daß sie nicht verstehen könnten. Nur weiter, höher, nur fliehen, fliehen.

Von dort unten blies man schrill in Pfeifen, um sie aufzuscheuchen. Es war nicht nötig, sie stiegen schon wieder empor, in ihrem Suchen nach dem Lichte.

Sie erhoben sich in verzweifelten raschen Schlägen gerade in die Höhe; die Luft wurde ihnen zu dünn, aber sie peitschten sie mit den Flügeln und zwangen sie, sie zu tragen. Sie wurden so klein wie Punkte, aber Minia glaubte mit ihnen zu sein und zu sehen, wie ihre blinden Köpfchen sich der Sonne zustreckten. Von diesen zarten Wesen fühlte sie ihr Leben abhängen. Sie trugen ihren Traum, der sie in Bildern begleitete, die sich kaum mehr fangen ließen, aber deren Inhalt sie in einem Gemische von Jubel und Unruhe empfand. Nur weiter, nicht die Hoffnung fahren lassen, dann erreichte man — sie wußte nicht was — das Glück, das Feuer, etwas unendlich Großes. Sie war müde, über die Grenzen ihrer Widerstandskraft hinaus; die Bürde in ihrem Schoße war vornüber zum Herzen gefallen, und die Last drohte seine Schläge aufzuhalten. Sie vermochte sie nicht fortzuschieben, sie wußte nicht, ob sie Schmerz oder Freude war; die Hand blieb ohnmächtig liegen.

Da erklang wieder ein Ruf, jetzt hörte sie ihn scharf und begriff, daß er grausam war. Die beiden Punkte dort oben blieben mitten in ihrer Bahn stehen, stockten ganz kurz und fielen, fielen mit schwindelnder Fahrt, wie tote Dinge. Es war ihnen ergangen, wie es zu kommen pflegt, jetzt erinnerte sie sich an das Ende vom Spiele. So hoch waren sie gestiegen, so hart hatten sie ihre Kräfte angestrengt, um der unerklärlichen Dunkelheit zu entfliehen, bis sie den Atem verloren und sterbend niederfielen. Auch Minia fiel; zurückgeneigt, mit Augen, die in ihrer starren wunderlichen Offenheit ebenso blind waren, sank sie hinab in noch größere Tiefen. Niemand merkte ihre Ohnmacht, und sie konnte sie so weit wegtragen, daß keine Menschenhände sie daraus emporheben konnten, wenn sie es auch versucht hätten.

Die Schar dort draußen auf der Ebene verweilte noch lange und setzte ihr Spiel mit neuen Opfern fort. Als sie umkehrten, sahen sie ein Weib am Wege liegen, mit einem Kinde auf dem Schoße. Das Weib war schon kalt, und man konnte nichts tun, ja man verwunderte sich nicht einmal darüber, in diesen Zeiten der Pest und der Flucht und der Irrfahrten. Das Kind war blind, und sie überließen es irgendeinem andern, sich seiner anzunehmen und ihm zu helfen.

Robert Schumann in Böhmen.

Von Dr. Richard Batka.

Die Spuren des Genius sind leuchtend wie die des Propheten. Ihnen zu folgen und, wenn sie verwischt sind, ihren letzten zarten Schimmer mit geschärftem Auge zu entdecken, bietet dem Forscher einen ganz besonderen Reiz. Wie bevorzugt sind die Stätten, an denen der Glanz geschichtlicher Erinnerungen haftet! Und wie achtungswert erscheint uns eine Bevölkerung, welche die Vergangenheit ihrer Heimat ehrt und ihre Denkwürdigkeiten mit Liebe pflegt! Darum möchte ich diesmal den Beziehungen Robert Schumanns zu Böhmen nachgehen, die beträchtlich genug sind, um einmal im Zusammenhange ermittelt und dargestellt zu werden.

Es war im August 1819, als der neunjährige Robert zum erstenmal über die böhmische Grenze kam. Er reiste in Begleitung seiner Mutter aus Zwickau nach Karlsbad und wurde dort in ein Konzert mitgenommen, das Moscheles damals in der Kurstadt gab. Dieser erste bedeutende Kunsteindruck wurde entscheidend für sein ganzes Leben.

Einen Konzertzettel, den die Hand des Klaviermeisters berührt hatte, bewahrte er als ein heiliges Andenken und jahrelang blieb Moscheles sein bewundertes Vorbild, ja geradezu sein Ideal als Pianist.

Zum zweitenmal führte ihn sein Weg dann im August 1827 von Dresden her nach Böhmen und ein glücklich erhaltener Brief an seinen Jugendfreund Flechsig gibt uns Bericht von dieser Ferienreise. Über einen Besuch in Prag handelt er allerdings ziemlich wortkarg („hier befand ich mich wieder wohl; der Tokayer machte mich froh"), desto redseliger aber spricht er von seinem Aufenthalt in Teplitz: „In Teplitz habe ich schöne Stunden mit meiner Mutter und an dem Grabe von Seume verlebt. Ein Kranz von Eichenlaub, den ich mir von seinem Grabe abschnitt, schmückt sein Bild, das ich vor mir hängen habe." Und die Rosenburg bei Graupen ist eines schönen Sommertages der Schauplatz einer wahrhaft tragikomischen Episode seines Liebeslebens gewesen. Der begeisterte Verehrer Jean Pauls hatte sich nämlich in ein sehr schönes Mädchen seiner Vaterstadt, namens Liddy, verliebt, sie aber bald wieder aufgegeben, als er bemerkte, daß sie nicht fähig sei, „einen großen Gedanken zu fassen". Nun führte ihn ein Spiel des Zufalls just in Teplitz wieder mit ihr zusammen. Aber lassen wir die Briefstelle, dieses köstliche Dokument holder Jugendeselei und überschwänglicher Schwärmerei, nur selber sprechen: „In Teplitz wäre ich bald versucht worden, mich wieder zu vergessen und von neuem in Liddy. Sie war da. Sprach mich überaus freundlich an. Machte Erklärungen auf Erklärungen. Einen Tag zuvor, ehe ich abreiste, luden mich Hempels ein, mit ihnen auszufahren. Ich saß neben Liddy in einem Wagen. Sie bat mich, ich möchte mit ihr einen steilen Berg, die Rosenburg genannt, allein besteigen. Ich ging aus Höflichkeit — vielleicht auch aus Abenteuerlichkeit mit ihr. Ich zitterte, ich sprach nicht, sie war stumm: endlich hatten wir den höchsten Punkt erstiegen. Denke dir meine Gefühle, wie die ganze Natur blühend vor mir lag. Eine Reihe von blauen Nebelbergen zog im Osten sich um den Horizont. Im Westen sank die Sonne unter: der ganze Tempel der Natur lag weit und breit vor den offenen Augen. Wie eine Thetis hätte ich in diese Blumenströme fliegen und versinken mögen. Denke dir, daß ein verblühtes Ideal in der Brust still wieder aufzukeimen begann; denke dir, daß dieses verlorene Ideal allein an meiner Seite stand: wärest Du nicht auch versucht geworden, Dein Sein zu verleugnen und zu gestehen, daß die Erde — schön sei? Und endlich, da die Sonne erst untergetaucht war und Frühlinge von blühenden Rosen aus dem sterbenden Strahle aufdämmerten, als die Höhen der Berge glühten, die Wälder brannten und die unermeßliche Schöpfung in sanfte Rosenmassen zerfloß, da ich so hineinschaute in diesen Purpurozean und alles, alles sich zu einem Gedanken formte und ich den großen Gedanken der Gottheit dachte und Natur, Geliebte und Gottheit entzückt vor mir standen und mich freundlich anlächelten — siehe — da zog, schnell wie der Blitz, im Osten eine schwarze Wolke herauf — und sie zogen herauf — und sie ballten sich in die Höhe und ich ergriff Liddys Hand und sagte zu ihr: Liddy, so ist das Leben: und ich wies auf den schwärzlichen Purpur am Horizont — und sie sah mich wehmütig an — und eine Träne glitt von ihrer Wimper. Flechsig — da glaubte ich's wiedergefunden zu haben, das Ideal — und schweigend pflückte ich eine Rose — aber ein Donnerschlag und ein Blitzstrahl fuhr im Osten herauf, als ich sie ihr geben wollte — und ich nahm die Rose und zerzupfte sie — jener Donnerschlag hatte mich aus einem schönen Traum aufgeweckt — ich war wieder auf der Erde — Liddy saß noch vor mir,

und die Träne schwankte noch trüber in dem blauen Auge — wehmütig sah sie in die wild heraufziehenden Wolkenmassen: „Liddy, das ist unser Leben“ hätte ich noch einmal sagen mögen. Stumm schieden wir von der Rosenburg — wir sprachen kein Wort mehr. Als ich von ihr Abschied nahm, drückte sie mir noch heftig die Hand — und der Traum war aus — der Traum ist aus!! Und das hohe Bild des Ideals verschwunden, wenn ich an die Reden denke, die sie über Jean Paul führte.“

* * *

Noch eine zweite Liebestäuschung sollte Schumann auf böhmischem Boden erleben. Es war im Frühling, sieben Jahre später, als sein Herz in Leipzig Feuer fing für die Tochter des Hauptmannes und Freiherrn von Fricken, der als Rittergutsbesitzer zu Asch im Ruhestande lebte. Hauptmann Ferdinand Ignaz v. Fricken war „ein guter alter Haudegen“, an dem seine Freunde im Profil sogar eine Ähnlichkeit mit Blücher entdeckten, aber er hatte sich nun ganz den Künsten des Friedens, der Musik und Poesie gewidmet. Sowohl als Dichter wie als Komponist versuchte er sich und in letzterer Eigenschaft hat er sich sogar ein Stückchen Unsterblichkeit erworben, insofern als Schumann ein Thema von ihm im Geisterbannfluch seines „Manfred“ und in seinen „Sinfonischen Etüden“ als Variationsthema benutzte. Mit seiner schönen Tochter Ernestine, die zum Zweck ihrer musikalischen Ausbildung nach Leipzig gekommen war, verlobte sich Schumann heimlich, noch ehe sie im September nach ihrer Heimat zurückkehrte, und dort in Asch hat er sie Ende Oktober und noch ein zweitesmal zu Anfang Dezember besucht. Dabei mußte er, zu seiner und namentlich zu seiner Mutter nicht geringen Verstimmung erfahren, daß Ernestine ihm verschwiegen hatte, daß sie ohne Vermögen, illegitimer Abkunft und nur eine Ziehtochter des alten, reichen Barons sei. Es ist zwar nicht richtig, daß er daraufhin sein Verhältnis abgebrochen habe, denn seine Briefe sprachen auch nach der Rückkehr von Ernestine immer noch als von seiner Braut, aber jedenfalls wurde er seither immer besser inne, wie wenig das gutherzige, aber einer tieferen Gemütsbildung entbehrende Mädchen zu ihm passe, und der einmal geweckte, kritische Sinn wandte sich nun auch den materiellen Grundlagen der geplanten Verbindung zu. Ernestine war ohne Mitgift, Schumanns Einkommen reichte nicht zur Begründung eines Hausstandes, und den Ausschlag gab die mählig anwachsende Neigung des Tondichters zu Klara Wieck. Im Spätherbst 1835 war Schumann bereits entschlossen, seine Verbindung mit der Fricken zu lösen, was dann im Jänner des folgenden Jahres auch wirklich geschah.

Gleichwohl waren die Beziehungen zu Asch auch damit noch nicht völlig abgerissen. So ruhig schieden die Entlobten, daß Ernestine auch weiterhin die vertraute Freundin Klaras blieb, ja ihrer einstigen Rivalin in ihrem Liebeskampfe um Schumann gegen den halsstarrigen Vater Wieck noch behilflich war. Hatte Schumann einst der heimlichen Braut zu Ehren das Hauptthema seines „Karneval“ aus den Buchstaben des Namens ihrer Heimat

A s c h

gebildet und ihr überdies sein Allegro op. 8 gewidmet, so wurde der Freundin, die mittlerweile einen Grafen Zedtwitz, Herrn auf Asch-Schönbach, geheiratet hatte, das

Liederheft op. 31 dedizierts. Der Baron Fricken setzte die Korrespondenz wenigstens seinerseits fort. Der alte Herr bombardierte Schumann in den Jahren 1840 bis 1842 geradezu mit Briefen und Gedichten, wobei er deutlich durchblicken ließ, daß ihm eine Komposition seiner Verse sehr erwünscht wäre. Schumann schwieg beharrlich, und wer die Reimereien in seinem Nachlaß eingesehen hat, wird ihm recht geben. Vielleicht verletzte ihn auch die recht ungenierte Art, womit der ziemlich urwüchsige Hauptmann allerhand Anzüglichkeiten und indiskrete Fragen in betreff des Schumannschen Ehelebens vorbrachte. Er ließ ihn schwatzen, ob er nun tausend musikalische Zeitereignisse glossierte oder ihm über seine neuen Kompositionen Komplimente machte oder ihm von Ernestinens pianistischen Fortschritten berichtete. Das Manuskript eines von Fricken begonnenen Werkes: „Pantheon der Tonkünstler", wofür Schumann in Leipzig einen Verleger finden sollte, kam nach Jahresfrist „wortlos" zurück. Endlich wurde der Baron des vergeblichen Werbens müde. Und mit Ernestinens Tode (1844) fanden Schumanns Beziehungen zu Asch ihren endgültigen Abschluß.

* * *

Während sich für Schumann den Menschen allerlei schmerzliche Erinnerungen an seine Besuche in Böhmen knüpften, dürfte Schumann der Künstler seit jenem bedeutungsvollen Tage, da er zu Karlsbad den entscheidenden Anstoß in die musikalische Laufbahn empfing, stets freundlich des Landes gedenken. Schon als er 1834 zu Leipzig die „Neue Zeitschrift für Musik" gründete, fand er in P r a g ein besonders lautes Echo, will sagen die zahlreichsten Abonnenten. Es war daher ganz natürlich, daß er auf der Reise nach Wien und im Begriffe, das Terrain der Donaustadt auf die Möglichkeit der Übersiedlung seines Blattes hin zu erforschen, in Prag Station machte, um mit seinen dortigen Anhängern in persönliche Fühlung zu kommen. Am 30. September 1838 traf er „in aller Früh" ein und schrieb am folgenden Tage seiner Braut einen ausführlichen Brief, aus dem auch hervorgeht, daß sein Aufenthalt auf drei Tage berechnet war. „Ich war so lange in der Stube eingefangen und komme mir nun manchmal wie ein Kind vor, dem alles neu, vorzüglich die Sterne, die vielen am Himmel und die Bäume, und alle die anderen fremden Menschengesichter. Schon früher, vor zehn Jahren war ich in Prag, in einer sonderbaren Übergangszeit vom Empfinden zum Denken. Ich weiß fast gar nichts mehr von jener Zeit — nun seh ich erst, was das für eine Stadt ist mit den hundert Türmen, den fernen Gebirgen, dem hohen Schloß oben und alten grauen Erinnerungen." Und ähnlich heißt es in einem Brief an seine Zwickauer Verwandten: „Da wirst du staunen Therese, wenn Du das alte Prag siehst; es ist weit merkwürdiger als Wien in seiner äußeren Gestalt, Wien dagegen um das Zehnfache lebhafter."

Schumanns Verhältnis zu Klara war auch in Prag nicht unbekannt geblieben und man nahm ziemlich allgemein für ihn gegen den halsstarrigen Vater Partei: „Wo ich in Prag hinhöre, Du kannst nicht glauben, wie lieb man Dich hat." Dagegen erlebte Schumann in künstlerischer Hinsicht zunächst eine gelinde Enttäuschung. „Die Prager jungen Musiker haben mir viel Spaß gemacht. Sehr gutmütige Seelen, sämtlich, die aber immer von sich sprechen und ihren Idyllen und sonstigen Leistungen, und sich sehr loben, obwohl jeder für sich im stillen denkt, er wäre der Beste unter ihnen. Gar nichts

Genialisches habe ich gefunden; H.* scheint der Interessanteste. Montag hatten sie sich sämtlich in meinem Gasthof versammelt. Ein Dr. K., der schon arrogant angefangen hatte nach den ersten Augenblicken unserer Bekanntschaft, wollte in gleicher Weise fortfahren und mir gute Lehren geben, bis ich endlich aufstand und ihm bedeutete, was er verdient, und fortging. Das machte großes Aufsehen. Er kam dann beinahe weinend auf meine Stube und bat um Verzeihung. Ein höchst stürmischer Auftritt war's."

Über diesen Zwischenfall liegt mir auch ein ungedruckter Brief von dem Musiklehrer Ludwig Ritter v. Rittersberg, dem Sohn des Prager Musikhistorikers an Fischhof vor. „Robert Schumann, den ich bei seiner Durchreise traf, wohnt jetzt wahrscheinlich bei Ihnen. Am letzten Abende meines Beisammenseins mit ihm wurde er von einem aus der Gesellschaft in betreff seiner Zeitschrift so hartnäckig und hitzig angegriffen, daß er endlich, nicht mit Unrecht, ernstlich böse wurde, nachdem er lange Zeit mit vieler Ruhe die unzeitige Debatte ausgehalten hatte. Mir ist der Vorfall um so unangenehmer, als alle, die bei dieser Zusammenkunft sich einfanden, von mir selbst bestellt waren, wodurch bei Schumann vielleicht gar der Verdacht entstehen könnte, als hätte ich unmittelbaren Anteil an der Sache gehabt. Ich schrieb ihm bereits einige Zeilen deshalb und hoffe, daß er sie erhielt. Könnten Sie vielleicht etwas dazu beitragen, diesen unangenehmen Eindruck bei Schumann auszulöschen, so würden Sie mich dadurch neuerlich verbinden."

Sonst hat Schumann in diesen Tagen noch bei der Familie Kurrer verkehrt. „Sie haben mich sehr lieb aufgenommen, wie alle Prager." Von den musikalischen Zuständen der Stadt einen Begriff zu geben, war die Zeit, da er eintraf, leider nicht geeignet. Konzerte gab es so früh im Herbste noch nicht, und im Theater spielte man am 30. September die „Stumme" und am 2. Oktober Herolds „Zweikampf". Das war nichts, was Schumann halten konnte. Es trieb ihn auch mächtig fort nach Wien, an das erhoffte Ziel seiner Wünsche.

Daß sein Plan, die „Neue Zeitschrift für Musik" nach Wien zu verlegen, scheiterte, ist bekannt. Nach einem halbjährigen, vergeblichen Bemühen entschloß er sich, in die Heimat zurückzukehren und hielt sich auch auf der Heimreise am 7. April 1839 wiederum in Prag auf, wie ein ortsgeschichtlich sonst irrelevanter Brief an Klara bezeugt.

Inzwischen wuchs die Schumannbegeisterung unter der jungen Prager musikalischen Generation beständig an. „Einer unserer Bekannten" — erzählt Hanslick — „hielt die „Neue Zeitschrift für Musik", die nun von den ersten Jahrgängen an eifrig gelesen wurde. Für einen jugendlich begeisterten Musiker gab es ja nichts Herrlicheres als die Schwärmbriefe von Schumann, seine ethusiastischen Aufsätze über Mendelssohn, Chopin und Berlioz." Das richtige Haupt der Schumannisten in Prag aber war A. W. Ambros. „Ein kleiner, intimer Freundeskreis versammelte sich häufig um ihn, der diese bescheidenen, durch Vierhändigspielen, Debattieren und Kaffeetrinken ausgefüllten Abende mit dem Namen „Davidsbündler" beehrte, in Nachahmung des von Schumann mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit gestifteten „Davidsbundes" junger musikalischer Fortschrittler in Leipzig. Ambros nannte sich da „Flamin, der letzte Davidsbündler"; der jüngste von uns, J. E. Hock, wurde von ihm „Benjamin" genannt, der Finanzrat und Komponist Josef Heller „Obolus", der Musikkritiker Ulm „Barnabas", Hanslick „Renatus". — Anfangs besuchten auch Helfert und Josef Bayer diese Zu-

* Hampel?

sammenkünfte, die später in die geräumige Wohnung des Seniors, Josef Heller, in der Mariengasse, verlegt wurden und erst mit dessen Tode um die Mitte der fünfziger Jahre ein Ende fanden. Über Schumanns „Paradies und Peri“ unter Kittl schrieb Hanslick in „Ost und West“ seinen Jungfernartikel, der ihm den freundlichen Dank des Komponisten eintrug. Er besuchte ihn dann auch in Dresden, bald darauf auch Ambros. Und so spannen sich mannigfache geistige und persönliche Beziehungen von Prag zu Schumann hinüber.

In den letzten Tagen des Jahres 1846 reiste das Ehepaar Schumann nach Wien, um dort einige Konzerte zu geben. Der Erfolg war kläglich. Das Klavierkonzert A-moll und die erste Sinfonie fanden vor sehr schwach besuchten Sälen eine frostige Aufnahme. „In zehn Jahren ist das anders,“ hatte Schumann seine niedergeschlagene Frau getröstet. Nur das vierte Konzert erfreute sich starken Zulaufs, aber — welche Beschämung für das Künstlerpaar! — nur darum, weil Jenny Lind sich herbeigelassen hatte, Lieder darin zu singen . . . In sehr gedrückter Stimmung traten sie die Rückreise an, um in Prag Halt zu machen und auch hier, ihrem Reiseprogramm gemäß, ein Konzert zu absolvieren.

Daß ihnen nach den trüben Wiener Erfahrungen Prag nun geradezu als ein Dorado der Musik vorkam, ist begreiflich. Die Zeitungen kündigten ihr Konzert in der ehrenvollsten Weise an und Ambros begrüßte ihre Ankunft mit einem fulminanten Artikel, der die poetische Einkleidung einer „Rede Flamins, des letzten Davidsbündlers“, wählte. Kurzum, sie brauchten nicht aus taubem Gestein den Funken der Begeisterung schlagen, sondern diese schlug ihnen, wie sie den Fuß auf Prager Boden setzten, schon lichterloh entgegen. Im ersten Konzert am 29. Jänner 1847 (im Platteis) fand Schumanns Quintett vor einem, von der besten Gesellschaft dicht besetzten Hause lebhaften Beifall, ebenso einige seiner Eichendorfflieder, man ergriff gerne den Anlaß zu persönlichen Ovationen für den Komponisten und Klara wurde darüber so vergnügt, daß sie selbst ein kleines Mißgeschick mit dem Klavierstück von Scarlatti fast verschmerzte. „Abends saßen wir im „Schwarzen Roß“ mit Dr. Ambros und dem jungen Hofmann (Musikalienhändler) zusammen und tranken ein Glas Champagner dabei. Wir waren ganz fröhlich — ich bis auf den Scarlatti.“ Und weiter meldet das Tagebuch: „Am 30. war großer Wirrwarr. Graf Nostiz hatte es endlich durchgesetzt, daß sich der Theaterdirektor zu einem Konzert im Theater verstand (was er vorher rundweg abgeschlagen), die Bedingung war aber die Aufführung von Roberts B-dur-Sinfonie, die mit einer Probe gehen sollte. Robert erklärte, daß das nicht ginge, und so mußte sich Hofmann (der Theaterdirektor) endlich darein ergeben. Merkwürdig war es uns, daß Hofmann behauptete, das Konzert werde nicht besucht, wenn nicht Robert die Sinfonie aufführte — wieder ein Beweis für den soliden Geschmack der Prager.“

Am 2. Februar ging dann um 12 Uhr mittags, und zwar im Landestheater, das zweite Konzert vonstatten, in dessen Mittelpunkt Schumanns A-moll-Konzert stand. Es „gefiel außerordentlich, gelang mir sehr gut, das Orchester begleitete und Robert dirigierte con amore und wurde hervorgerufen, was mir viel Spaß machte, denn er nahm sich gar zu komisch auf der Bühne aus, auf die ich ihn beinahe hinausgestoßen hatte, da das Publikum nicht aufhörte ihn zu rufen.“ Damit übereinstimmend teilt Schumann einem Leipziger Freunde brieflich mit: „Ich mußte, was ich mir nie habe träumen lassen, sogar auf die Bühne und Bücklinge machen. . . . Der Adel ist sehr liebenswürdig hier — drei

Briefe der Fürstin Schönburg in Wien hatten uns, scheint es, sehr gut empfohlen — und außerdem haben wir hier eine Menge frischer, teilnehmender Musikmenschen gefunden, wie sie im viel blasierteren Wien nicht mehr anzutreffen." Der böhmische Adel mit dem Landeskommandierenden an der Spitze erwies dem Künstlerpaar gesellschaftliche Ehren, wie es sich in Wien nicht träumen lassen durfte. Bernhard Gutt in seiner Kritik beider Konzerte spielte übrigens unmittelbar darauf an, indem er schrieb: „Sollte man glauben, daß ein so fein gebildetes Publikum wie das musikalische Wien so blasiert sein kann, den Odem von Poesie, der aus dem Spiele Klaras weht, nicht zu empfinden?" Was man ihnen an Proben heimischer Kunst vorsetzte, gefiel Klara weniger. Macoureks Oper „Žižkas Eiche" (31. Januar) nennt sie „beispiellos schlechte Musik" und daß der junge Smetana, der Schumann eine Komposition vorlegte, wenig Gnade vor ihren Augen fand, ist kein Wunder, denn sie verriet den Einfluß des ihr in der Seele verhaßten Berlioz. „Dieser" — sagt das Tagebuch — „hat hier großes Glück gemacht, sowie auch in Wien. Daß es hier der Fall war, begreife ich noch nicht." Am 3. Februar traten Schumanns die Heimfahrt nach Dresden an.

Sie haben gemeinsam Prag nicht wieder gesehen. Aber wie fest der empfangene Eindruck bei ihnen haftete, davon konnte ich mich vor nun mehr zehn Jahren, als ich Klara Schumann kurz vor ihrem Tode in Frankfurt a. M. besuchte, noch selbst überzeugen. Mein Signalement „von Prag" genügte, um ihre gegen Fremde sonst streng verschlossene Tür zu öffnen. Und nun wachten alle schönen Erinnerungen im Geiste der Greisin auf. Der Empfang durch Ambros, Kittl, der Platteissaal, das Landestheater — im wehmütigen Gedenken verklärten sich Klaras Züge — das lag nun alles so weit, so weit!

Die Prager, die sich stets etwas darauf zugute taten, Schumann vor den Wienern geschätzt zu haben, sind ihrerseits noch lange gute Schumannianer geblieben. Ambros jeanpaulisierende Flaminartikel tauchten von Zeit zu Zeit immer wieder in den Spalten der Prager Tagesblätter auf und die zahlreichen Klavierkomponisten, vor allem der begabte Hampel, folgten gerne seiner Spur. Eine Abkehr von ihm ist zuerst auf tschechischer Seite zu bemerken. Smetana hatte ihn 1849 in Dresden aufgesucht, um sich von ihm als geistigem Führer der musikalischen Moderne eine Richtung für die Zukunft zu holen, aber der mit den Jahren immer konservativer werdende Meister hatte für den fortschrittsfreudigen Jünger nur den Rat: „Studieren Sie Bach." Und als Smetana erwiderte, den habe er schon studiert, bekam er die Weisung: „Studieren Sie ihn noch einmal." Smetana wandte sich unwillig nach Weimar und wurde dort der eifrigste Anhänger Liszts, und das Verhältnis gestaltete sich in den sechziger und siebziger Jahren so, daß die Deutschen Prags vorwiegend Parteigänger Schumanns waren, während die tschechischen Anhänger Smetanas mit ihm zur neudeutschen Fahne schworen. Jetzt ist die Generation, die in Böhmen mit jungem Herzen für Schumann als den Inbegriff moderner deutscher Kunst schwärmte, bis auf wenige Veteranen ausgestorben. Aber jene persönlichen und künstlerischen Beziehungen, welche die Hauptstadt einst mit dem edlen Tonpoeten verbanden, bilden eines der denkwürdigsten Blätter unserer Musikgeschichte.

Yoghurt.

Von Dr. med. Ludwig Reinhardt.

Es sind kaum drei Jahre verflossen, seit die Kulturwelt Westeuropas von den vorzüglichen Eigenschaften der als Yoghurt bezeichneten besonderen Art Dickmilch Kenntnis erhielt, welche berufen zu sein scheint, für die diätetische Behandlung mancher Verdauungsstörungen von der größten Bedeutung zu sein. Dieses Nationalgericht der Bulgaren, das sich in allen Balkanländern* der größten Beliebtheit erfreut und in großen Mengen zu Schiff nach Konstantinopel gebracht wird, wo es von den Türken als Delikatesse geschätzt wird, hat in seiner Heimat zuerst dadurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt, daß es die merkwürdige Fähigkeit besitzt, alle diejenigen, die regelmäßig davon essen, trotz höchst mangelhafter übriger sanitärer Lebensweise und einer sehr lässig durchgeführten Seuchenpolizei merkwürdig alt werden zu lassen. Von Yoghurtessern überlebt ein großer Teil bei bestem Wohlbefinden das hundertste Lebensjahr.

Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, daß alle vorzugsweise von Milch und deren Produkten lebenden Völker sich durchschnittlich einer sehr guten Gesundheit erfreuen. Wie einst die Hirtenstämme Palästinas sich ausgiebig damit ernährten, tun es heute noch zahlreiche Hirtenvölker, deren Langlebigkeit vielfach eine auffallende ist. Mögen auch die Altersangaben der jüdischen Erzväter in der Mehrzahl der Fälle übertrieben hohe sein, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß damals die Menschen ein Durchschnittsalter erreichten, das heute von uns Kulturmenschen nicht mehr erreicht wird. Alle Lebensbedingungen lagen ja damals im großen und ganzen günstiger als jetzt, wo der Kampf ums Dasein viel größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Nerven und der gesamten Konstitution des Menschen stellt; aber nichtsdestoweniger muß hierbei ein Faktor mitspielen, der hauptsächlich in den Ernährungsverhältnissen zu suchen ist. Und diesen glaubt man neueren Untersuchungen zufolge in der ausgiebigen Desinfizierung des Darms gefunden zu haben, welche die Milchspeisen, besonders in Form von Dickmilch, ausüben.

Der Leiter des berühmten Instituts Pasteur in Paris, Professor Dr. Elias Metschnikoff, hat das große Verdienst, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf den Yoghurt gelenkt zu haben, nachdem er, durch eine Mitteilung von Dr. Xavier Dybowsky in der Pariser Akademie vom März 1904 angeregt, die Wirkungsweise dieses Präparates eingehend studiert hatte. Er glaubt in ihm geradezu ein Mittel zur Verlängerung des menschlichen Lebens gefunden zu haben, dem für die Zukunft eine große Rolle beschieden sein dürfte. Deshalb dürfte es sich wohl verlohnen, etwas näher auf die Wirkungsweise dieses Stoffes einzugehen.

Über das Wesen des Yoghurt sind wir durch die eingehenden Untersuchungen desselben aus der jüngsten Zeit ziemlich aufgeklärt worden. Wie zuletzt Dr. Grigoroff im Laboratorium des Professors Massol in Genf feststellte, enthält diese besondere Art Dickmilch als wirksame Bestandteile drei spezifische Arten von Bakterien. Unter diesen ist der weitaus

* „Jogurt" ist ein türkisches Wort und heißt „saure Milch"; in Rumänien und unter den Franzosen des Orients nennt man die Speise „Yaourt". Unter diesem Namen figuriert sie auch auf der Speisekarte selbst der elegantesten Restaurants von Bukarest. In Bosnien wird „Jogurt" nur von den Mohammedanern gebraucht, dagegen ist der Ausdruck in Altserbien und hauptsächlich in Bulgarien allgemein verbreitet. Aber auch in Bosnien wird die sauere Milch in gestocktem Zustand genossen.

wichtigste der bulgarische M a y a - B a z i l l u s, der lange Stäbchen von geringer Beweglichkeit darstellt. Daneben finden sich ein meist einzeln auftretender D o p p e l k o k k u s und ein zu 4—10 Stück aneinandergereihter K e t t e n k o k k u s. Das erstere Bakterium entwickelt sich auf sterilisierter Milch am besten bei einer Temperatur von 45° C, bei 50° läßt seine Wirkung nach und bei 60° stirbt es in etwa einer halben Stunde ab. Die zweite Bakterienart gedeiht am besten bei 37°, die dritte dagegen wiederum bei 45° und geht erst bei 70° in einer Stunde zugrunde.

Dieses Bakteriengemenge, in die in einem weiten Gefäße unter gelegentlichem Umrühren bis zur Hälfte des ursprünglichen Volumens eingedampfte Kuh- oder Ziegenmilch gebracht, bewirkt bei uns bei einer Temperatur von etwa 45° eine Gerinnung derselben in 12—14 Stunden. Das ist der Y o g h u r t. Seine Zubereitung geschieht in der Weise, daß man die eingekochte Milch in Schalen oder Gläser geschüttet zunächst auf ungefähr 45° C sich abkühlen läßt. Dann erst setzt man das Ferment der Maya hinzu in der Menge von zwei Kubikzentimetern per Liter; dazu nimmt man in Bulgarien den Rest des zuletzt fabrizierten Yoghurt, wie man es bei uns bei der Herstellung des Kefirs macht. Da aber in unserem Klima der allverbreitete Milchsäurebazillus alsbald die Oberhand über den Mayapilz erlangen und diesen in seiner Wirkungsweise mehr oder weniger ganz zurückdrängen würde, ist zu empfehlen, das Ferment, wenn nicht jedesmal, so doch öfter frisch hinzuzusetzen. Auf diese Weise ist man gewiß, daß die Gärung in tadelloser Weise vor sich geht. Nach dem Zusatz des Fermentes wird das Behältnis mit einem dicken wollenen Tuche als schlechtem Wärmeleiter umgeben, oder in eine wärmehaltende Vorrichtung gestellt, sich selbst überlassen, bis die Gerinnung der eingedickten Milch eingetreten ist. Dann stellt man das Gefäß an einen kühlen Ort und verzehrt den Inhalt, wenn er ganz erkaltet ist. Er schmeckt sehr angenehm mildsäuerlich, kann für sich allein genossen oder dem Kakao, dem Kaffee, dem Tee oder der Milch, auch der Fleischbrühe und daraus hergestellten Suppen, wie überhaupt allen anderen Speisen (in Rumänien z. B. auch Gemüsen) hinzugefügt werden. Im Orient wird Yoghurt vielfach auch als Dessert mit Zucker gegessen und seine Verabreichung vor den Diners scheint in jüngster Zeit in der Pariser vornehmen Gesellschaft allgemein üblich geworden zu sein.

Nach den Analysen von Prof. C o m b e, O l a f J e n s e n und anderen Gelehrten enthält der Yoghurt, aus Kuhmilch hergestellt, auf 100 Gewichtsteile: Laktokasein 2,70, Lactoalbumin 0·89, Peptone und Albumosen 3·75 (von diesen 7·34 Eiweißstoffen sind 68 Prozent löslich), Fett 7·20, Milchzucker 9·40, Milchsäure 0·80, Alkohol 0·20. Mineralische Bestandteile 1·38, davon 68 Prozent löslich. Diese gelösten Mineralstoffe sind größtenteils Kalkphosphate und als solche bei mangelhafter Knochenbildung von großer Wichtigkeit.

Durch die Fermentation mit dem Mayapilze wird die Milch, dieses in bezug auf seine chemische Zusammensetzung geradezu ideale Nahrungsmittel, nicht nur selbst für den schwächsten Magen sehr verdaulich gemacht, sondern es entsteht dadurch auch eine Nährlösung, die abgesehen von dem billigen Preise wie nichts anderes die D a r m f ä u l n i s bekämpft. Diese Darmfäulnis, die ganz besonders durch Fleischnahrung erzeugt wird, ist nach den Anschauungen von Professor M e t s c h n i k o f f die hauptsächlichste Ursache des vorzeitigen Alterns. Wir reichlich Fleisch essenden Kulturmenschen werden beständig durch die giftigen Zersetzungsprodukte der zahllosen, in unseren Gedärmen schmarotzenden Bakterien vergiftet, so daß alle unsere Organe vorzeitig der Altersatrophie verfallen.

Diese führt zu Erscheinungen, deren Gesamtheit man als Greisenhaftigkeit bezeichnet. Die Haut wird trocken, blutleer und gerunzelt, die Haare werden weiß, der Körper erscheint gebeugt, der Gang langsam und oft beschwerlich, das Denkvermögen herabgesetzt und das Gedächtnis geschwächt.

Diese allgemeine Atrophie oder Verkümmerung des Organismus ist zwar eine physiologische Erscheinung, aber durch die chronische Selbstvergiftung des Körpers infolge der abnorm starken Darmfäulnis tritt sie bei uns allzufrüh ein und reizt die von Metschnikoff als Makrophagen bezeichneten mononukleären Lymphozyten, deren Zellkern im Gegensatze zu den kleineren, als polynukleäre Lymphozyten oder Mikrophagen bezeichneten weißen Blutkörperchen mit gelapptem Zellkern ungelappt erscheint, die Körperzellen, die sie bis dahin beschützten, selbst anzugreifen und so mit der Zeit einen verfrühten Zerfall des Organismus herbeizuführen. Indem sie sich des Farbstoffes der Haare bemächtigen, lassen sie diese bleich und durch Zerklüftung und abnormen Luftgehalt weiß werden. Auch die Haut, die Muskeln, die Drüsen, das Gehirn, die nervösen Elemente, die Knochen, kurz alle Organe des Menschen werden in gleicher Weise von ihnen gebrandschatzt, und daraus resultiert eben die allgemeine Atrophie des Körpers, die Greisenhaftigkeit.

Hält sich der Mensch als geborener Pflanzenesser vorzugsweise oder fast ausschließlich an Pflanzenkost, so wird diese chronische Selbstvergiftung des Körpers auf ein Mindestmaß herabgedrückt; denn dann ist die Bakterienflora des Darmes eine weit geringere und fast ganz harmlose.

Für unsere dem reichlichen Fleischgenuß fröhnende Lebensweise ist nach Metschnikoff besonders der Dickdarm, den wir von unseren ausschließlich Pflanzenstoffe genießenden Ahnen ererbten, ein gefährliches Organ, das uns nicht nur wenig oder gar nichts mehr nützt, sondern durch die außerordentlich reiche, in ihm vor sich gehende Fäulnis, deren Stoffe zum großen Teile ins Blut resorbiert werden, gefährdet und uns vorzeitig durch chronische Selbstvergiftung zugrunde gehen läßt.

Vom Bakteriengehalte und dem außerordentlichen Reichtum an meist giftigen Zersetzungsprodukten in den Exkrementen können wir schon Rückschlüsse auf die unglaubliche Zahl der Schmarotzer ziehen, die besonders in unserem Dickdarme gedeihen. Nach den neuesten Untersuchungen verschiedener Forscher, unter denen Professor Julius Straßburger in Bonn an erster Stelle zu nennen ist, besteht rund ein Drittel des Trockengewichtes des normalen menschlichen Kotes — genau angegeben 32·4 Prozent — aus Bakterien. Legen wir den 8 g Bakterien, die da als tägliches Ausscheidungsprodukt in Frage kommen, die mittlere Größe des gemeinen Dickdarmbewohners, des Bacterium coli commune, zugrunde, so ergibt sich, daß ein jeder von uns täglich wenigstens 128 Billionen Bakterien als Überschuß der in unserem Körper gebildeten Darmschmarotzer ausstößt, das ist beiläufig eine Zahl, die fünfmal so groß ist, als die gesamte Blutmenge des erwachsenen Menschen rote Blutkörperchen zählt.

Bei den geringsten Störungen der Darmtätigkeit erhöht sich der Bakteriengehalt des entleerten Kotes auf das Doppelte des Normalen und mehr. Was für eine Unmenge giftiger Stoffe dabei gebildet werden, kann man sich leicht vorstellen! Zwar können diese bis zu einem gewissen Grade durch die Verdauungssäfte, namentlich durch den Bauchspeichel und die Galle als die wirksamsten Verdauungssäfte, entgiftet werden, wie die Versuche von N e n c k i dargetan haben. Selbst ins Blut aufgenommen, können sie darin

durch die natürlichen Schutzvorrichtungen des Körpers in verhältnismäßig unschuldige Substanzen verwandelt, durch die Nieren ausgeschieden und so aus dem Körper entfernt werden. In zu großen Mengen gebildet und resorbiert, bleiben sie aber teilweise im Körper zurück und üben dann ihre giftigen Wirkungen auf ihn aus, so daß mit der Zeit eine chronische Selbstvergiftung entsteht, die allmählich die Gesundheit untergräbt und schließlich dem Leben ein vorzeitiges Ende setzt.

Während nach Brehm schon mittelgroße Säugetiere, wenn sie zehn Jahre alt geworden sind, als greise Tiere betrachtet werden und von allen Säugetieren nur die Huftiere und die größten Meersäuger ein höheres Alter als der Mensch erreichen können, erlangen die Vögel im Durchschnitte ein sehr hohes Alter. So leben Kanarienvögel bei guter Pflege ungefähr ebenso lange wie Haushunde, 12, 15, 18 Jahre, im Freien aber noch viel länger, wenn nicht ein gewaltsamer Tod ihr Ende herbeiführt. Adler haben über 100 Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten und Papageien mehrere Menschenalter erlebt. Metschnikoff selbst besitzt einen wenigstens 75 Jahre alten Papagei, der sich durch gar nichts von einem jungen Tiere derselben Art unterscheidet, so herrlich leuchtend ist sein Gefieder, so beweglich sind seine Glieder und so lebhaft ist seine Intelligenz.

Und doch haben alle diese langlebigen Vögel einen unvergleichlich regeren Stoffwechsel als selbst die höchststehenden Säugetiere und sollten demnach ihr Kapital an Lebenskraft viel eher verzehrt haben als diese. Kein anderes Geschöpf versteht so intensiv zu leben und mit der Zeit zu haushalten als der Vogel. Ihm ist der längste Tag kaum lange genug und die kürzeste Nacht kaum kurz genug. Seine beständige Regsamkeit gestattet ihm nicht die Hälfte seines Lebens zu verträumen und zu verschlafen, wie dies beim Säugetier der Fall ist; er will wach, munter, regsam die Spanne Zeit durchleben, die ihm vergönnt ist.

Seine merkwürdige Langlebigkeit trotz äußerst lebhaftem Stoffwechsel ist, wie Metschnikoff annehmen zu müssen glaubt, ganz einfach die Folge des Mangels eines Dickdarmes, der keine Stagnation des Kotes, infolgedessen auch keine Fäulnis und chronische Selbstvergiftung aufkommen läßt. Am besten wäre es nach ihm, den Dickdarm operativ ganz zu beseitigen. Doch geht dies schlechterdings nicht an. Wir müssen uns, wenn wir trotz Beibehaltung desselben uns gesund erhalten und ein hohes Alter erreichen wollen, anderweitig behelfen und dazu dient uns — eben der Yoghurt.

Der Yoghurt mit seinem reichen Gehalte an leichtlöslichen Eiweißstoffen ist nicht nur ein vorzügliches, gut bekömmliches Nahrungsmittel von außerordentlich hohem Nährwerte bei größter Billigkeit, sondern was das wertvollste ist, ein energisches Desinfektionsmittel. In den Darmkanal eingeführt entwickeln sich die Kulturen des Mayapilzes in kurzer Zeit auf das üppigste und verdrängen dadurch die übrigen, vielfach schädlichen Darmbakterien. Indem sie, wenn auch nicht die alleinigen, so doch die bevorzugten Bewohner des Darmes werden, übernehmen sie die Funktionen der ehemaligen Darmbakterien. Da sie aber durchaus keine giftigen Stoffwechselprodukte erzeugen, vielmehr durch Beseitigen der schädliche Stoffwechselprodukte erzeugenden übrigen Darmbakterien in gewissem Sinne desinfizierend wirken, üben sie einen höchst wohltätigen Einfluß auf den Organismus aus. Für diese Eigenschaft spricht die Tatsache, daß in Bulgarien, wo der Yoghurt als Volksnahrungsmittel sehr verbreitet ist, bei nur 4 Millionen Einwohnern sich 3800 Yoghurtesser befinden, die über 100 Jahre alt sind, während unter den 61 Millionen Bewohnern Deutschlands nur 71 Personen vorkommen, die über 100 Jahre alt wurden.

Wenn wir nun wissen, daß der Yoghurt die zu allerlei Krankheiten und zu einer Selbstvergiftung des Körpers Veranlassung gebenden Darmbakterien verdrängt und dadurch beseitigt, so beugt er nicht nur Darmkatarrhen und anderen solchen Entzündungen des Verdauungskanales vor, sondern heilt diese auch, selbst in hartnäckigen, veralteten Fällen, wie ich mich selbst vielfach in der Praxis überzeugen konnte. Für Darmleiden und alle Krankheiten des Stoffwechsels, die von abnormen Gärungen und Fäulniserscheinungen hervorgerufen werden, ist die von mir im deutschen Sprachgebiete vor anderthalb Jahren eingeführte Verabreichung von Yoghurt eine Panazee, deren Verwendung in solchen Fällen, wie übrigens auch bei Gesunden, als Vorbeugungs- und äußerst angenehmes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel nicht warm genug empfohlen werden kann. Ohne große Mühe und Kosten mag sich jeder, sogar der Unbemittelte, diese heilsame Speise selbst bereiten. Die dazu nötigen Mayapilze sind im Handel zu haben. Sie wurden ursprünglich nur in Paris fabriziert, werden aber jetzt auch in haltbarer Form in Berlin hergestellt. Interessenten mögen sich um Prospekte an die betreffenden Firmen wenden, mit denen ich selbstverständlich nicht in Geschäftsverbindung stehe. Von der Redaktion dieser Zeitschrift aufgefordert, eine kurze Darstellung über die Bedeutung und Anwendungsweise des Yoghurt zu geben, wollte ich diese letzte Bemerkung nicht unterlassen, um nicht, wie bisher, stets persönlich Auskunft geben zu müssen.

Der Dichter sagt:

Quellen habe ich fließen sehn
Denen ihr vorübergeht;
Tausend Sterne weiß ich stehn
Die ihr niemals seht.

Blüten im dunkelsten Grunde
Tragen mir Düfte entgegen;
Himmlischer Vogelsang in der Runde! —
Und ihr spürt nicht den Segen.

Mich hat ganz heimlich was ich fand
Mit seligem Leuchten übersät.
Ihr staunt und sucht weithin im Land,
Und hat doch keiner das Licht erkannt!
Ist keiner, der es zu finden versteht?!

Hermann Pfaundler.

Chronik.

Polnische Literatur.

In meiner letzten Chronik (B. X. H. 4.) befaßte ich mich hauptsächlich mit den literarischen Erzeugnissen Polens, die während der russischen Revolution entstanden sind. Unter dem Einwirken der großen Zeitereignisse schoß eine revolutionäre Lyrik empor, keimte ein neues Drama auf, folgte die Belletristik den Staats- und Gesellschaftsordnung zersetzenden Trieben der Revolution. Und doch bedeutete diese Epoche einen gewissen Verfall. Inter arma . . . Das Getose platzender Bomben, die rapide Umwälzung des Bestehenden, das Vordrängen der sozialen Frage, das Auftauchen und Überwuchern welt- und menschheitbeseligender Rettungsprojekte, die Politik des Tages, das erwartungsvolle Gefühl, welches in verantwortungsvollen Momenten das Interesse von den Gefilden des Schönen auf die Gebiete des Nützlichen hinüberleitet — dies alles mußte auf die polnische Literatur hemmend wirken, mußte ihr einen Zug ins Utilitaristische, Allzumenschliche, Praktische verleihen.

Doch — wird man mir sagen — was geht dies alles die Polen in Galizien an? Da wütete doch keine Revolution und der Gang der Dinge wurde durch kein katastrophales Ereignis unterbrochen. Die polnische Literatur in Galizien konnte sich also ruhig entwickeln, wenn auch die Zeit in Russisch-Polen der Pflege reiner ästhetischer Gefühlsregungen nicht besonders hold war. Das zu behaupten wäre aber grundfalsch und ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, einmal ein Mißverständnis aufzuklären, dem ich leider oft begegnete. Trotz politischer Dreiteilung bestand und besteht noch immer eine Einheit der geistigen Kultur Polens. Damit muß gerechnet werden. Die schwarzgelben Pfähle einerseits und die Grenzembleme des Zarenreiches anderseits bedeuten ein Hemmnis des materiellen Verkehres, aber beileibe nicht des Austausches geistiger Errungenschaften. Die polnische Literatur Galiziens läßt sich ohne Mitwirkung Russisch-Polens nicht denken, wie wiederum die geistigen Produkte Russisch-Polens ohne die galizische Literatur zu berücksichtigen nur ein Bruchteil wären. Die Zweispaltung geistigen Lebens infolge natürlicher oder künstlicher Abgrenzung (wie dies z. B. in Deutschland der Fall ist), existiert in Polen nicht. Der krasse Unterschied, der zwischen dem Süddeutschen und dem Norddeutschen merkbar ist, kann zwischen dem Russisch-Polen und Österreichisch-Polen nicht nachgewiesen werden. Wenn der Dietmarsche z. B. und der Schweizer, selbst wenn sie dasselbe Motiv literarisch behandeln, doch einen ganz andern Geist nach außen projektieren, so bildet der Künstler aus Krakau und der aus Warschau in bezug auf die charakteristischen geistigen Merkmale der Rasse und des Resonanzbodens der nationalen Gefühle eine sofort bemerkbare Einheit. Der befruchtende Keim, der sich in die Phantasie senkt und die Geburt der geistigen Kultur verursacht, bleibt derselbe diesseits und jenseits der Grenze.

Dadurch ist es erklärlich, wenn wir mit Staunen den Einfluß der russischen Revolution auf die Produktion des inzwischen ruhig gebliebenen Galizien feststellen. Und nicht minder interessant ist es zu sehen, wie sich die Lebensfragen der Polen Galiziens in den Erzeugnissen der russisch-polnischen Literatur widerspiegeln, obwohl die Bewohner des Landes an ihnen gar nicht in Wirklichkeit partizipieren.

Deshalb komme niemand mit der Ansicht, es gebe zwei oder sogar drei Zentren polnischer geistiger Kultur, denn eine Distinktion zwischen Galizien und den übrigen von Polen bewohnten Ländern ist ausgeschlossen.

*

Was war also das Ergebnis jener großen Umwälzungen, an denen Polen teils mitwirkte, teils mitfühlender Zeuge war?

Die Revolution machte einem hundertjährigen Abschnitte im Leben der Nation ein Ende. Von der Dreiteilung Polens bis zur letzten Revolution schwankte der Volksgedanke zwischen romantischen Träumen und der nackten Wirklichkeit. Von Zeit zu Zeit loderte ein Feuer auf, von Zeit zu Zeit kam ein Rückfall zur mystischen Weltauffassung — dann folgte ein verbohrter Wirklichkeitssnobismus, ein verstiegener Verismus, und so waren hundert Jahre um, ohne daß sich in den Grundlinien das Problem der Weiterexistenz geändert hätte. Denn jeden Einfluß der modernen, westeuropäischen Kultur paralysierte der große nordische Bär, der seine schweren Tatzen auf Polen niederlegte und fortwährend den zuckenden Leib mit Ersticken bedrohte. Nun kam die Revolution und die Legende von der unbezwingbaren Riesenkraft Rußlands schwand. Die schwere Tatze begann zu zittern, sich allmählich zurückzuziehen. Polen atmete auf . . . Die Traumgesichter von der gemarterten, gekreuzigten Nation (ein beliebtes Bild der polnischen Klassiker) begannen zu verblassen, das Schweben zwischen politischer Metaphysik und sozialer Wirklichkeit mußte aufhören; das große, gigantische Schicksal hat den Bedrücker ereilt.

Und nun sind wir Zeugen, wie sich eine radikale Umgestaltung in capite et membris

der Weltanschauung und der Zukunftspläne in Polen vollzieht. Was sich früher an den Bildern der glänzenden Vergangenheit labte und darin Trost in der elenden Gegenwart fand — lebt nun für die Zukunft und lächelt einer Sonne entgegen. Ein eklatantes Beispiel dieser Umwälzung: Die letzten Ausläufer der Geheimbündnerei waren die Mitglieder der sogenannten allpolnischen Liga, die das Unabhängigkeitsprinzip mit Waffen und durch Aufstände durchzusetzen trachteten. Es steckte viel Romantik und viel Verschwörungsgeist in der Organisation, die geheimnisvoll ihre Flügel über Polen zu Ende des XIX. Jahrhunderts ausbreitete. Nun kam der Krieg im Osten, dann die Revolution. Der Riese begann zu schwanken, seine Füße wurden schlottrig . . . Da geschah, was in Polen die größte Verwunderung hervorrief und zu großen Aufregungen Anlaß gab: die allpolnische Liga hörte auf, eine Verschwörungspartei zu sein. Aus dem Geheimbunde wurde die praktischeste, reale Politik machende Partei. Dieser Umschwung war die natürliche Folge der gegebenen Verhältnisse; er läßt sich auf allen Gebieten sowohl des praktischen als auch des geistigen Lebens der polnischen Nation wahrnehmen. Wir wollen uns nur mit den Äußerungen der geistigen Evolution in Polen befassen.

Ich hatte bereits an dieser Stelle Gelegenheit festzustellen, daß nach einer Glanzperiode der polnischen Moderne (im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts) ein rapider Stillstand im Bereiche der schönen Literatur eintrat, und hierfür die Ursachen angegeben. Auf Grund eingehender Betrachtungen, die bis in die letzten Tage reichen, kann ich die Fortdauer dieses Stillstandes feststellen. Die literarische, schöngeistige Produktion Polens scheint wie eingewiegt . . . . Einzelerscheinungen ausgenommen, kann von einer literarischen Produktivität derzeit nicht die Rede sein. Die Vertreter der glänzendsten Namen und Werke haben sich in Schweigen gehüllt.

Dagegen wird in wissenschaftlich-literarischer Richtung rege gearbeitet. Ein Blick in die sozialpolitische Literatur der letzten Monate erklärt sofort, mit welchem Heißhunger die lang entbehrte Speise verschlungen wird. Nehmen wir z. B. die Übersetzungsliteratur der letzten Zeit. Anton Mengers Neue Staatslehre und Volkspolitik, Eduard Bernsteins Entwicklung der wirtschaftlichen Lebensformen, Kautskys Entwicklung der Staatsverfassung und Agrarfrage in Rußland, Karl Marx' Klassenkämpfe in Frankreich, Bebels Antisemitismus und Sozialismus in Deutschland, Gouyaus Sozialer Katholizismus, Emil Boutnys Politische Psychologie der englischen Nation, Thomas Raleighs Elementarfragen der Politik, Lafargues Religion des Kapitalismus, Séailles Demokratie und Bildung, Vandervelde Kollektivismus und Evolution der Industrie — wurden im Laufe eines Jahres dem polnischen Lesepublikum vorgesetzt. Überdies fehlt es nicht an Originalarbeiten auf diesem Gebiete. Ludwig Kulczycki lieferte ein großangelegtes Werk über „Autonomie und Föderalismus in der Verfassung der Konstitutionalstaaten" — eine brennende Frage in Polen. Nach einem Überblicke über den Autonomiegedanken und den Föderalismus in den verschiedenen Staaten Europas und Nordamerikas bespricht der Verfasser eingehend das Verhältnis Polens zum russischen Reiche und gibt einen Entwurf der nationalen Autonomie Russisch-Polens und Lithauens. Über dasselbe Thema veröffentlicht Boleslaus Koskowski eine Abhandlung: „Die Landgemeinde. Ein Autonomieprojekt für Russisch-Polen", worin er die Bestrebungen der russischen Regierung, der Verwaltung der polnischen Landgemeinden ein russophiles Gepräge zu verleihen, einer scharfen Kritik unterzieht und eine Reihe von Reformgedanken ausspinnt. In derselben Frage ergreift das Wort Professor Baudouin de Courtenay („Polens Autonomie") und verlangt einerseits die staatliche Gleichberechtigung der polnischen Bevölkerung, anderseits deren Ausgestaltung in eine weitgehende Selbstverwaltung. Um all denjenigen, die sich mit der Autonomiefrage befassen, den Spiegel vorzuhalten, veröffentlichte Johann Lewinski ein Werkchen über „Die städtische Autonomie in London" und gewährt einen Einblick ins Wirken des Local Governement Board und anderer städtischen Institutionen der Weltstadt. Stanislaus Koszutski schrieb ein „Lehrbuch der politischen Ökonomie"; Heinrich Zederbaum besprach die in Russisch-Polen höchst aktuelle Frage „Der Arbeiterausstand und das Recht"; Ladislaus Studnicki erklärt die „Entwicklung der politischen Formen und die ökonomischen Verhältnisse in der Schweiz".

Wenn wir diesen Werken die zahlreichen Broschüren und Flugschriften hinzufügen, überblicken wir ein Arbeitsgebiet, das mit Hinsicht auf die Sterilität der früheren Zeit in Sachen des politischen und sozialen Wissens Staunen erregt. Die Ursache dieser Erscheinung ist leicht zu ergründen. Der theoretische Wissensdrang, welcher bei Nationen, die in geordneten Verhältnissen leben, sich frei entwickeln kann, steht in Polen unter dem kategorischen Imperativ des Lebensproblems. So lange man an Reformen nicht denken durfte, wenigstens zwei Drittel der Nation jeder Iniziative und Befugnis beraubt waren, von der Metropole des Zarenreiches aber jede Kleinigkeit aufoktroyiert wurde — flüchtete sich der

Geist der Nation ins Reich der Illusion und schuf Werke der Kunst und schönen Literatur; sobald aber die Möglichkeit einer Selbstverwaltung geboten wurde, begann die rege, wissenschaftliche Aufklärungszeit. Dasselbe überhastete, sozialpolitische Treiben hatte auch Galizien durchgemacht, als es vor etwa vier Jahrhunderten vor die Frage der Selbstverwaltung und der Regelung des Verhältnisses zum Staate gestellt wurde.

*

Wenn auch die sozialwissenschaftliche Literatur gegenwärtig in Polen so üppig sich ausbreitet, so will das gar nicht heißen, daß die übrigen Gebiete kritischer Betrachtungen brach dalägen. Im Gegenteile: der kritische, die Zeitereignisse analysierende Zug, der einmal da ist, sucht sich auf allen Forschungsgebieten zu betätigen. Und somit stehen wir am Beginn einer literarischen Epoche, deren Hauptwert die Kritik bilden wird. Aber auch ein anderes Motiv führte den Aufschwung der kritischen Wirksamkeit herbei. Das letzte Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts bedeutete in Polen eine literarische Blütezeit. In mannigfacher Richtung regten sich die schöpferischen Geister und zeitigten eine Literatur, die in ihren Gipfelpunkten weit über das Durchschnittsmaß und die Dutzendware des Literaturmarktes emporschoß. Während dieser kurzen Glanzperiode wurde eine derart reiche Produktion entfaltet und eine derart bedeutende Mannigfaltigkeit der literarischen Erscheinungen zutage gefördert, daß die Kritik vor lauter Bäumen nicht den Wald erblicken konnte und sich in einem Labyrinth verirren mußte. Erst jetzt, nachdem die nötige Zeitdistanz hergestellt ist, kann man sich an die Arbeit wagen, das Gebotene kritisch zu überprüfen und die wirklichen Errungenschaften summarisch zusammenzufassen.

Der Aufschwung des kritischen Geistes und die Orientierungsversuche über die unmittelbar vorhergegangenen literarischen Ereignisse kamen einem andern wissenschaftlichen Gebiete zugute, in dem eine zweck- und nutzlose Gelehrtenspielerei auszuarten drohte. Ich meine die literar-historische Kritik in Polen, die noch vor einigen Jahren über das Sammeln des Tatsachenmaterials und die historischen „Entdeckungsreisen" nur selten hinauskam, unter dem segensreichen Einflusse aber der modernen, psychologisch arbeitenden Kunst der Kritik wesentliche Fortschritte aufweist. Wenn also die Vertreter der vor-modernen Richtung in Polen, wie der verstorbene Peter Chmielowski und Wladimir Spasowicz, ihr regstes Interesse den modernen Problemen entgegenbrachten und — so gut es eben ging — den neuen Strömungen gerecht zu werden versuchten, so will das viel bedeuten, zumal die meisten Literaturforscher noch vor kurzem über den verbohrten Philologismus nicht hinauszutreten wagten.

Und nun zu den bedeutendsten Werken der letzten Zeit. „Von den Romantikern bis auf Kasprowicz" ist eine Studiensammlung Siegmund Wasilewskis betitelt. Das Werk beschäftigt sich mit Büchern und Leuten aus dem XIX. Jahrhundert. Die Arbeitsmethode Wasilewskis kommt nicht den besprochenen Werken und Autoren zugute. Denn diese sind nicht Zweck der Untersuchung. Sie sind nur Mittel für den Kritiker, nur Material, aus dem er seine eigenen Ansichten über das Wesen der Dichtkunst und die Arten der geistigen Veranlagungen herausspinnt. Wasilewski vertritt den monistischen Standpunkt. Seine Untersuchungen trachten den Nachweis zu erbringen, daß „der Mensch von seiner Abstammung von dem allen Lebewesen gemeinsamen Urquell weiß und daß ihn dieses tief verborgene Wissen mit dem Absoluten, als dem Anfang und dem Ende des Daseins, verbindet. Dieses tiefe Wissen vereinigt ihn auch durch die Bande der Sympathie mit der ganzen unorganischen, organischen, überorganischen Welt". Von diesem Standpunkte aus urteilt Wasilewski über die meisten Literaturprobleme. Hauptsächlich aber beweist er die Stichhältigkeit seiner kritischen Hypothesen an den Werken des größten Lyrikers des modernen Polentums, Jan Kasprowicz. Indem er z. B. die innere Verwandtschaft einzelner Dichtungen des Kasprowicz mit manchen Stellen der Rigweda nachzuweisen trachtet, gelangt er zu dem Schlusse, der arische Geist weise „eine Beständigkeit der Instinkte und Konzeptionen" nach. Die Methode Wasilewskis, die im Aufbau psychologischer Konstruktionen, wozu der gesunde Menschenverstand ausreicht, besteht, liefert zwar Beweise eines esprit fort des Verfassers, dient aber nicht dazu, um in bezug auf die besprochene Persönlichkeit aufklärend zu wirken. Sie zeigt uns den Kritiker in seiner ganzen Größe, statt daß wir dasselbe vom Dichter erführen.

„Zu den Quellen der polnischen Seele" will Thaddäus Micinski diejenigen zurückführen, die den philosophischen Materialismus erlebt, den kühlen Utilitarismus durchgemacht und sich hierdurch vom Seelenreiche weit entfernt haben. Auf eine Reihe großer Vorfahren und gigantischer Erhebungen blickt Micinski zurück, wenn er dem Opportunismus der Gegenwart das hohe idealistische Streben gegenüberstellt. Micinski will an Stelle der Stimmungsmacherei in der Literatur, der leeren Phantastik und des hochtrabenden Wortschwalles — der Auswüchse der überreifen Moderne — zur Tradition der weitreichenden geistigen Strebungen, der

hochsteigenden Herzensregungen zurückkehren. Seine Worte atmen Höhenluft. Und doch wandelt die Menschheit nicht über Höhenrücken, sondern auf dem Erdental der Tränen . . . Diese Erkenntnis ist für Visionäre wie Micinski wie eine ätzende Flüssigkeit, in eine offene Wunde gegossen . . . Daher dieser Schrei der unter ewigem Schmerz sich windenden Seele . . .

In ein interessantes, bisher fast gar nicht durchquertes Gebiet führt uns Johann G. Pawlikowskis: „Die Quellen und Verwandtschaft des Towianismus und der Mystik Słowackis." Nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte wurden die kritischen Untersuchungen über das poetische Wirken des größten polnischen Romantikers, Julius Słowacki, geführt. Dann aber entzog sich der Dichter dem Verständnisse sowohl der Forscher als auch des Lesepublikums. Es trat eine entschiedene Wendung in seinem Wirken ein, die der Harmonie zwischen poetischem Schaffen und Kunstempfinden des Genießers den Garaus machte. Das völlige Unverständnis der „mystischen" Werke Słowackis hielt bis in die letzte Zeit an. Lustigmachern bot sich Gelegenheit, ihren Witz an den „poetischen Hieroglyphen" Słowackis zu schärfen, während die zünftigen Kritiker mitleidig über den „armen Dichter", der in der letzten Lebensepoche „umnebelten Geistes" daherschritt, die Achsel zuckten. Nun kam Pawlikowski und leitete einen breiten Lichtstrom in die Dunkelkammer. Auf eine wissenschaftlich vorzüglich vorbereitete Unterlage seine Auseinandersetzungen stützend, erklärt er das Wirken Słowackis und derjenigen, die den Fußtapfen seiner Mystik folgten, als Ergebnis der Zeit. Słowacki in seiner mystischen Schaffensperiode, Mickiewicz während seiner Pariser und Römischen Leidenszeit, „Meister Towianski", der spiritus movens und vergötterte Prophet der mystischen Weltanschauung, waren nur der Abglanz der Zeitströmungen. „Im Geiste dieser Zeit (wir sind im vierten Dezennium des vorigen Jahrhunderts) liegt der Mystizismus, die Religiosität; es ist dies das Zeitalter der Entwicklung humanitärer Ideen, das Zeitalter sozialer Utopien; Fortschritt, Evolution ist Verlangen und Hoffnung aller edelsten Herzen. Es entstehen neue Fortschrittsformeln auf religiöser Unterlage. Beim allgemein gesteigerten Subjektivismus vollzieht sich leicht die Umgestaltung des Verlangens und der Hoffnung in den Glauben an eine persönliche Sendung zur Beglückung der Menschheit oder zum Verkünden neuer Wahrheiten. Die mystische Anschauung, welche die Intuition als Erkenntnisquelle betrachtet, und der Affekt stärken diesen Sendungsglauben und führen zur Exaltation. Bei Słowacki tritt noch der Umstand dazu, daß er ein großer Dichter ist; er besitzt also eine gewisse Prädisposition zu Intuitionszuständen und auch ein gewisses Recht, an seine Mission zu glauben, weil der Zeitgeist in den Dichtern vor allem Propheten, Revelatoren und Sendlinge der Gottheit sah." Von diesem Standpunkte aus unternimmt es Pawlikowski, die Kosmogonie der polnischen Mystiker, deren übermenschliche Konzeptionen, hauptsächlich aber Słowackis „Genesis aus dem Geiste" und die Metapsychosen des „Königs des Geistes" (beide Hauptwerke des Dichters aus dieser Zeit) sachlich zu erklären. Die — bisher noch nicht ganz veröffentlichte — Arbeit Pawlikowskis ist das gediegenste kritische Werk, das die moderne polnische Literaturforschung aufzuweisen imstande ist.

Den literarhistorischen Preis der diesjährigen Konkurrenz der Krakauer Akademie der Wissenschaften trug das Werk des Paters J. Warminski „Andreas Samuel und Johann Seclutianus" davon. Die Arbeit, ein Musterwerk solider, gewissenhafter Forschungsmethode, dürfte auch in deutschen Fachkreisen Interesse beanspruchen. Warminski erklärt die Einwirkung und Ausbreitung der polnischen lutherischen Literatur im XVI. Jahrhundert. Der Weg, den er hierfür wählte, ist ziemlich eigenartig. Er liefert vor allem die Biographie zweier sonst unbedeutender Posener Lutheraner, die er nach Leipzig und Königsberg begleitet, deren Lebensspuren er mit staunenswerter Konsequenz und Beharrlichkeit folgt. Dabei aber benützt er die Gelegenheit, die Zeit- und Ortsverhältnisse sowie die verborgensten Fäden der geistigen Kultur des XVI. Jahrhunderts aufzudecken. Und hierin besteht der große Wert dieses Werkes. Es ist die beste, bisher geschriebene Monographie über die literarischen und kulturellen Verhältnisse an dem deutsch-polnischen Grenzgebiete im XVI. Jahrhundert. Wer aber weiß, wie wichtig für die Fortentwicklung der polnischen Literatur das XVI. Jahrhundert war, der wird auch begreifen, warum das Werk Warminskis, obwohl es zwei Männer behandelt, über deren Bedeutungslosigkeit sich niemand hinwegtäuscht, so viel Anklang in den gelehrten Kreisen fand.

In dasselbe Milieu versetzt uns auch die Abhandlung Thaddäus Grabowskis „Aus der Geschichte der kalvinischen Literatur in Polen". Grabowski hat sich einer zu großen Leistung unterzogen und ist daran verblutet. Während Pater Warminski sich auf zwei Persönlichkeiten beschränkt und in dieser Beschränkung Gediegenes leistet, erweiterte Grabowski sein Forschungsgebiet so sehr, daß er es gar nicht überblicken und ergründen konnte. Erst nachdem eine Reihe von Einzelmonographien den Weg in die Mitte des Problems gebahnt haben wird,

wird man ein abschließendes Wort über das Thema sagen können.

Die bisher wenig berücksichtigte, aber gewiß dankbare Frage des Einflusses der älteren deutschen Literatur auf die polnische macht Mieczislaus Schreiber zum Ausgangpunkte seiner mit viel Wissen ausgestatteten Abhandlung: „Aus den Studien über das ältere Drama Deutschlands und Polens." Die Wichtigkeit dieser Leistung besteht darin, daß sie ein Gebiet streift, das bisher fast brach lag. Das Drama ist überhaupt die schwache Seite der polnischen Literatur. Während die literarische Evolution der einzelnen Dichtungsgattungen sich in Polen in aufsteigender Linie bewegt, ist das Drama kaum über die Flegeljahre seiner Entwicklung hinaus. Nur sporadisch treten dramatische Autoren auf — von einer Pflege der Gattung kann keine Rede sein. Und dann: das Bestehende fußt größtenteils auf fremden Mustern, ist daher Nachahmung. Deshalb ist es von so großer Wichtigkeit, wenn gerade auf diesem Gebiete der Kennerblick das Originelle vom Herübergeholten sondert, die Einflüsse fremder Literaturen auf die Uranfänge des polnischen Dramas überprüft und dieses auf das ihm gebürende Niveau zurückführt. Mieczislaus Schreiber der über eine große Belesenheit und eine gründliche Kenntnis des älteren deutschen Dramas verfügt, begründet seine Ansichten durch Belege aus deutschen Werken. Den Mangel zureichender polnischer Quellen ersetzt er dadurch, daß er durch Analogien aus dem deutschen Drama den Geist, der die polnische dramatische Kunst beherrschen mußte, erklärt. Schreiber steht auf dem Standpunkte, die individuell-nationalistischen Unterschiede im Mittelalter seien noch so gering gewesen, daß man ohne Zweifel und mit großer Sicherheit aus existierenden deutschen Produkten auf nicht mehr vorhandene polnische schließen darf. Ob diese Ansicht stichhaltig ist und ob im Gegenteil eine Kunstgattung, die in ihren Uranfängen so sehr mit nationalen Bräuchen verknüpft ist, wie das Drama, nicht auf fremdem Boden und bei fremder Rasse lokales Kolorit annehmen und technische Umgestaltungen erleiden mußte — möge dahingestellt bleiben.

In eine spätere Zeit versetzt uns die Abhandlung Viktor Hahns: „Die dramatische Literatur Polens im XVI. Jahrhundert." Hahn gibt keine vergleichende Studie, sondern beschränkt sich auf die Besprechung der heimischen Produktion und gelangt naturgemäß zu einem höchst pessimistischen Schlusse. Während das XVI. Jahrhundert für Polen die erste Bluteperiode der Literatur bedeutet, in dieser Zeit eine üppige Lyrik, Epik, Didaktik emporschießt und eine ebenso inhaltsreiche als formvollendete Prosa den Stolz des jungen Schrifttums bildet — ist das Drama mehr als dürftig. Die Produktion eines Hans Sachs bietet quantitativ mehr, als alle polnischen Dramen dieses Jahrhunderts zusammen. Ein einzig dastehender Daltonismus der maßgebenden Kreise dem heimischen Drama gegenüber läßt sich empfindsam verspüren. Ein italienisches und deutsches Theater gab es wohl, aber kein polnisches. Und während z. B. in Deutschland sich aus dem Wirken der englischen Wandertruppen ein nationales Theater entwickelte, befruchteten in Polen die fremden Theaterleute nicht im geringsten die Schaffenslust der Autochthonen, sondern arteten in flaches Komödiantentum aus.

Eine interessante Streitfrage hat Professor Alexander Brückner aufs Tapet gebracht: „Über die russische Literatur und unser (Polens) Verhältnis zu derselben jetzt und vor dreihundert Jahren." Der beste derzeitige Kenner der slawischen Literaturen und Verfasser der großen Literaturgeschichte Rußlands und Polens hat seine letzte Arbeit nicht streng aus der wissenschaftlich objektiven Perspektive verfaßt, sondern seinen Ausführungen ein wenig publizistischen Geist und Tendenz beigemengt. Im ersten Teile seiner Arbeit bespricht Brückner das Verhältnis beider Literaturen zueinander in der Gegenwart und unmittelbar vorhergehenden Vergangenheit, er erbringt den Beweis, daß sich Polen im Grunde genommen gar nicht für die geistige Kultur seines Stammesbruders interessiert habe. Der politische Haß und die gesellschaftliche Abneigung werden auf die literarische Produktion des russischen Volkes übertragen und erschweren den gegenseitigen Austausch geistiger Errungenschaften. Und so konnte es dazu kommen, daß die russische Literatur des XIX. Jahrhunderts trotz oder eigentlich wegen ihrer Absonderlichkeiten in Westeuropa zur Genüge bekannt, im Nachbarlande und beim polnischen Stammesbruder aber völlig ignoriert wurde. Und wenn auch manche russische Modeautoren, wie Gorkij, Czechow u. a. ins Polnische übersetzt wurden, so ist das noch kein Gegenbeweis und zeugt durchaus nicht für das Interesse des polnischen Lesepublikums an der russischen Literatur. Im zweiten Teile bespricht Brückner das Verhältnis beider Literaturen vor 300 Jahren. Zahlreiche Bande verknüpften dazumal beide Gebiete. Der Weg der geistigen Kultur Westeuropas führte über Polen zur Sarmatischen Tiefebene. Polen nahm vorerst Anteil an der westlichen Kultur und vermittelte diese nach dem Osten. Brückner weist nach, wie viel damals die russische Literatur den polnischen Werken entnahm und er bekräftigt dies durch Aufzählung zahlreicher Tatsachen und

Werke. Ein Inhaltsverzeichnis derjenigen russischen Werke (hauptsächlich aus dem XVII. Jahrhundert), die aus polnischen Vorlagen übersetzt wurden, vervollständigt die interessante Schrift Brückners.

Die russisch-polnischen literarischen Beziehungen untersucht auch Professor Josef Tretiak in einer Reihe von Studien über „Mickiewicz und Puszkin". Seine Untersuchungen sind zeitlich begrenzt, denn sie berühren nur die ersten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts. Im Mittelpunkte der Forschungen Tretiaks stehen beide bedeutendsten Schöpfer Polens und Rußlands. Der Schwerpunkt der Forschungen Tretiaks neigt sich aber mehr auf die Seite des russischen Dichters. Mickiewicz' Leben und Wirken ist bis in die entferntesten Winkel durchleuchtet; deshalb ruft in den Auseinandersetzungen Tretiaks die Gestalt Puszkins mehr Interesse hervor. Tretiak stellt das Problem Puszkin als eine Tragödie einer genialen, aber mit schwacher Willenskraft ausgestatteten Person dar und führt darauf den Kampf des Dichters mit der verständnislosen Umgebung zurück, der ein wahres Märtyrertum versinnbildlicht. Recht interessant sind die Schlüsse, die Tretiak zieht, wenn er beide Dichter sub specie ihres Byronismus betrachtet. Während Mickiewicz in Byrons Schaffen nur den Heroismus sah und ihn auch in seine eigene Produktion verpflanzte, entnahm Puszkin dem Dichterlord nur den Don-Juanismus, er sah nur die sinnliche Zuspitzung, die Weltverachtung, den Lebensüberdruß.

*

Das Bild des geistigen Lebens einer Nation, das sich in seinen Kunstäußerungen und literarischen Produkten spiegelt, wäre unvollständig, wenn man es auf den Büchermarkt beschränken würde. Bücher sind Grenzpunkte der Entwicklungslinie; dazwischen aber zieht sich ein schwerer Weg dahin, der zurückgelegt werden muß, wenn man zu diesen Punkten gelangen will. Der Weg zur Entstehung eines Buches, der Projektion eines Kulturproblems in eine vollendete Form, führt durch die Zeitschrift. Das Zeitschriftenwesen bezeugt allemal, wie viel Arbeit bereits vollführt worden ist auf dem Wege des Bewußtwerdens einer Nation in bezug auf ihre wichtigsten Kulturprobleme. Die literarischen und wissenschaftlichen Revuen geben in ihrer Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Themen das wahre Bild der Bestrebungen, sie fördern den Meinungsaustausch und sind der neutrale Boden, auf dem sich viel besser, als in starren, von einseitigem Standpunkte verfaßten Büchern, die Kulturwerkstätte vervollkommnet. Jeder Werdegang hat seine Zeitschriften, jeder Entstehungsperiode geht eine reger Meinungsaustausch voran — den Gipfel punkt einer jeweiligen Gärung aber bedeuten gediegene Bücher. So sehen wir dies in der deutschen Literatur mit ihren „moralischen Wochenschriften", ihren „Diskursen", ihrem „Merkur" usw., die allemal einen radikalen Meinungsumschwung vorbereiteten und Vorboten großer Umgestaltungen der öffentlichen Meinung wurden.

Die Evolution geistiger Strömungen läßt sich gegenwärtig in Polen nicht so sehr aus Werken und Büchern entnehmen, als vielmehr in der eigentlichen Kulturwerkstätte, der Zeitschrift, verfolgen. Eine Reihe gediegenster Arbeiten, die den befruchtenden Moment mancher im Leben oder in wissenschaftlichen Werken verwirklichten Idee bilden, findet sich in Zeitschriften vor. Nehmen wir z. B. das Wirken der Monatsschrift „Die slawische Welt". Professor Brückner hat bereits die befremdende Tatsache einer völligen Gleichgültigkeit des polnischen Lesepublikums der russischen Literatur gegenüber festgestellt. Diese Gleichgültigkeit artet bezüglich der übrigen slawischen Nationen in eine völlige Ignoranz aus. Es gibt zwar einzelne Persönlichkeiten, die aus persönlichen Motiven oder zu rein gelehrten Zwecken sich mit Schrifttum und Kulturleben einzelner slawischer Nationen befassen, aber das Gros hat keine blasse Idee davon, was die Stammesbrüder tun, wirken, schaffen. Diesem Übel soll die in Krakau erscheinende „Slawische Welt" steuern. Sie hat gutzumachen, was durch Jahrzehnte vernachlässigt wurde. Während ihrer zweijähriger Existenz hat sie bereits die Kenntnis vieler Autoren und Werke vermittelt. Sie brachte Aufsätze über russische Schriftsteller: Pypin, Dostojewski, Herzen, Mereżkowski; böhmische: den Dichter Heyduk, den Historiker Goll, den „Vater der tschechischen Wiedergeburt" Havliczek; über slowenische Dichter: Preseren, Stritar und Askerc; über „den Vater des Südslawentums", den Bischof Strosmajer; über chorwatische Dichter: Gundulic und Fra Grga Martić. Sie erweitert ihr Forschungsgebiet auf Nationen, die nur lose mit dem Slawentum verknüpft sind. Sie vermittelt die Kenntnis der bulgarischen Volkspoesie, macht die Polen mit den Pionieren der serbischen Renaissance (Vuk Kara-dzii) bekannt und weist den Anteil polnischer Staatsmänner und Dichter an den Arbeiten des slowenisch-chorwatischen „Illizismus" nach. Es ist selbstverständlich, daß eine ernste Zeitschrift, die sich fern vom politischen Getriebe und alltäglichen Reibungen hält, den neutralen Boden bildet, auf dem sine ira et studio das Verhältnis der Polen zu den Ruthenen und Russen besprochen werden kann. Diese Revue ist für jeden Slawianophilen

eine Fundgrube, aus der sich unermeßliche Erkenntnisquellen schöpfen lassen. Zu den bedeutendsten literarischen Revuen gehören die konservative „Polnische Rundschau", in der die Krakauer Stanczykenpartei mit dem Grafen Tarnowski an der Spitze den Ton angibt, die klerikale „Allgemeine Rundschau", die fortschrittliche „Kritik" und das Zentralblatt „Das Buch". Streng wissenschaftlich gehalten und auf rein literarische Fragen beschränkt ist das „Literarische Gedenkbuch". Natürlich fehlt es nicht an leichterer Ware, an pour passer le temps-Zeitschriften, an Blättern popularisierender Tendenz, endlich an Zeitschriften, die unter dem Banner des Kulturträgertums von weniger reinen und sauberen Motiven geleitet sind. Es ist eben in Polen mit dieser „Kulturhefe" so bestellt wie anderswo. Doch wollen wir diesen Erscheinungen keine Aufmerksamkeit zuwenden, wenn von wirklichen Errungenschaften, von Ergebnissen eines schweren Kampfes um Existenz und Entwicklung gesprochen wird.

Berthold Merwin.

*

Besprechungen.

Prof. Dr. F. C. Huber, Die Rettung des Mittelstandes. Tübingen.

Obzwar durchaus liberal gesinnt, anerkennt der Verfasser „die urwüchsige innere Kraft" der beginnenden Mittelstandsbewegung, welche die Interessen der Mittelschichte der Bevölkerung, zwischen Kapitalisten und Proletariern, fördern will. Dem Schwinden der geschichtlichen Zusammensetzung dieses Mittelstandes sowie seiner sozialen und politischen Bedeutung steht die kräftige Bildung neuer mittlerer Schichten gegenüber. Huber betont nun, daß sich ihnen auf dem gewerblichen Gebiete einige Aussichten bieten: der Klein- und Mittelbetrieb erweist sich noch zumeist konkurrenzfähig, die Großindustrie selbst zeitigt neue und schärfer spezialisierte Hilfsgewerbe und der sich entfaltende große Detailhandel übt seinerseits einen spezialisierenden Einfluß im Kleinhandel aus.

Freilich hat sich die Konsumentenversorgung von Grund aus umgestaltet. In der gewerblichen Erzeugung, im Handel, im Verkehre, im Nachrichtendienst ist der Großbetrieb entstanden. Und ebenso wie der Massenbedarf eine Massenerzeugung hervorrief, vollzog sich auch im Handel ein Umschwung im Betrieb, im Absatz und im Preisstande. Die Vermehrung der Bevölkerung bildete eine Konzentration des Konsums heraus: der herkömmliche Kundenbann wird durchbrochen und eine vielgestaltige Konkurrenz entfaltet sich auf Grund neuer Geschäftsprinzipien: der Kalkulation auf Massenumsatz, der Reklame, der Preisunterbietung und der Überbietung in Kulanz (Kreditierung). Anderseits wird der Stand der Kleinhändler geschwächt durch Zwerggeschäfte, welche von Leuten betrieben werden, denen kaufmännische Kenntnisse wie das nötige Betriebskapital fehlen.

Es fragt sich nun, welche Zielpunkte die Leiter einer landwirtschaftlichen, kleingewerblichen oder Kleinhandelsorganisation verfolgen sollen. Da lassen sich zwei Richtungen unterscheiden: jene, die vom Staate und der Gesetzgebung die Bannung aller Widrigkeiten fordert, und die andere, welche von diesen Faktoren nur die Gewährung der Voraussetzungen für eine Entfaltung der eigenen Kräfte erwartet. Verbotspolitik oder konstruktive, positive Politik; „Rückschritt" oder Fortbildung; Einschränkung der Konkurrenten oder Entfaltung der Leistungsfähigkeit und der Konsumkraft. Man kann wohl sagen, daß den realen Verhältnissen eine Verbindung beider Richtungen Rechnung trüge. Der Verfasser aber legt mehr den Ton auf eine liberale Politik; er erblickt in der Gewerbefreiheit „das einzig mögliche Grundprinzip des Gewerberechtes für die moderne Volkswirtschaft. Nur sie hat die mächtige wirtschaftliche Entwicklung ermöglicht, nur auf ihrer Grundlage konnte Deutschland eine Wirtschaftsmacht werden und kann es eine bleiben. Sie schafft für Konsumenten und Produzenten gleich große Vorteile; sie ermöglicht insbesondere dem Kaufmanne, seine Anlagen und Kenntnisse, seinen Fleiß völlig zu verwerten". Immerhin anerkennt Huber, daß dem unsoliden Wettbewerb, welcher mit unreellen Mitteln Augenblickserfolge anstrebt, die Gewerbepolizei entgegentreten soll, wiewohl nicht alle Bedrängnis aus der Illoyalität herrührt. Wesentliche Hilfe findet er aber nur im Vorwärtsschauen, in der Wahrnehmung der aus den Verschiebungen sich ergebenden Konjunkturen, in der Neuorganisierung der Betriebe, in einer Befriedigung höherer Ansprüche an Kapital, Kredit, Geschäftskunde, Kulanz, Reklame, in einer Hebung der genossenschaftlichen Schulung und des Fortbildungs- wie Fachschulunterrichtes. Die richtigen Schlagworte wären danach: Erziehung und Organisation, Erhöhung der Betriebsamkeit, Vermehrung der Verdienstmöglichkeiten, Förderung der gewerblichen Technik, Schaffung von Handelsrealschulen. Dr. Huber erwartet sogar von der steigenden Mobilisierung der Menschen und Güter eine zweite Freihandelswelle, wie sie in den fünfziger Jahren über uns kam; deshalb sucht er alles Heil in der Anpassung an die moderne Zeit.

E. Schwiedland.

*

Dr. Karl Diehl, Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Jena, Gustav Fischer.

Zwölf Vorlesungen, die der Verfasser sukzessive an den Universitäten Halle, Rostock und Königsberg gehalten und welche er nun zu einem ganz vorzüglichen Buch vereinigt hat. Sie bieten eine treffliche, klare und leicht lesbare Darstellung, welcher mehr Verbreitung zu wünschen ist, als den sonstigen über den gleichen Gegenstand zirkulierenden Schriften. —i—

*

Zwei Städtebilder. (München von Josef Ruederer. Wien von Hermann Bahr.)

Zum Glück keine neue Wegweisung der großen Baedecker-Herde, kein Sammelsurium von Ratschlägen für die Notdurft und den Kunstgenuß des Reisenden! So notwendig solche Bücher auch sind, so traurig wäre es, wenn gute Schriftsteller sich bereits in den Betrieb der Reiseführer spannen ließen und in der Tat versprechen die beiden ersten Bände der Sammlung Interessanteres als eine Reihe lediglich besser stilisierter Ortsführer. Etwa dies: Den Eindruck einer wohlvertrauten Stadt oder Landschaft, von einem Künstler sorgfältig zum Charakterbilde ausgearbeitet. Dem trefflichen Satiriker Josef Ruederer, der im ersten Bändchen über seine Vaterstadt München zum Worte kommt, ist dies zum mindesten gelungen. Hermann Bahr hat eher die Momentaufnahme einer Stimmung oder Verstimmung geboten, den Wienern eine Bußpredigt in der bitteren Kürnberger Weise haltend. Immerhin ist sein Buch durch den persönlichen Stil interessant, und wenn wir auch nicht zitierend darin blättern dürfen, weil der Staatsanwalt seine Hand darauf hält, so läßt sich zum mindestens über den Gesamteindruck reden. Da kann man nun sagen, daß Herr Bahr aus seiner Vorliebe für das Historisch-Malerische und Fremdartige hie und da zu sehr stilisiert, aus seiner Vorliebe für das Rhetorisch-Packende den Wienern manche grobe Eindeutigkeit an den Kopf geworfen hat, die wohl eher Kürnbergers Erfahrung entspricht als seiner eigenen. Daß die Zeit die Wiener seit Kürnberger zum Besseren verändert hat, wollen wir nicht behaupten. Trotzdem sind sie nicht dieselben geblieben. Herr Bahr aber hat es versäumt, die Veränderungen der achtziger und neunziger Jahre, die er miterlebte und mit eigenen Augen beobachten konnte, zu verzeichnen. Wem die gewöhnlichen Experten des Wienertums, die sich im Dunstkreis heimischer Beschränktheit so selig fühlen, daß ihnen der Milirahmstrudel und das Rindfleisch bei Meißl und Schadn zu wichtigsten Kulturwerten geworden sind, in ihrer humoristischen Urwüchsigkeit nicht genügen, der durfte gerade für den Fall, da ein Unabhängiger in Bausch und Bogen über Wien urteilen sollte, etwas Besseres erwarten, als Hermann Bahr geboten hat. Sein Verdienst, Kürnberger ausführlich zitiert zu haben, von dessen politischen und literarischen Essays neue Auflagen zu wünschen wären, muß anerkannt werden. Aber ein neuer Schlögl, der alles, was sich in Wien an Örtlichkeit und Menschen seit zwanzig Jahren verändert hat, in scharfen und bunten Bildern gesehen hätte, wäre wertvoller gewesen, als der neu exzerpierte Kürnberger. Und gerade ähnliches hätten alle, die Hermann Bahrs Talent zu schätzen wissen, diesmal von ihm erwartet. Friedrich Schlögl, dessen „Wiener Blut" beinahe ebenso vergessen ist, wie Kürnbergers „Siegelringe", hatte nicht nur die volle Ortsbeseeltheit, das instinktive Verständnis für die wienerische Eigenart; ihm war auch der Mut gegeben, der Dummheit und Feigheit aller Massensuggestion als ein Selbstprüfender entgegenzutreten, Er hat's von Fall zu Fall getan und die Stadt im wechselnden Licht, die Menschen in der wechselnden Stimmung seiner Liebe und Begeisterung, seines Zornes und seiner Verachtung geschildert. In der Buntheit seiner Bilder liegt ihre Naturwahrheit. Daß wir gegen einen Standpunkt mißtrauisch sein müssen, wo es sich um das Erfassen eines so Vielgestaltigen handelt, wie's ein Großstadtvolk ist, hätte Herr Bahr als Skeptiker wissen müssen. Und wenn sein eigenes Temperament ihn verlockte dreinzuhauen, so hätte er den Schwung seiner Philippika selbst durch vorsichtigere und gerechtere Wertung hemmen sollen. Denn auch das wird er als Skeptiker nicht verkennen, daß solch rhetorischer Schwung sachliche Lasten zwar leicht überwinden läßt, aber mit ihnen zugleich die Wahrheit verschiebt.

Auch den Münchner Ruederer hätte es wohl gelüstet, das Volk, das ihm von Jugend auf so recht nahe und ärgerlich vor Augen ist, für das schlechteste und unnützeste zu halten und ihm diese Meinung grob an den dumpfen Bierschädel zu werfen. Daß uns die Menschen am meisten ärgern, mit denen wir beisammen sein müssen, ist sehr erklärlich, und Ruederer gibt als Kenner seiner eigenen bajuvarischen Natur es gerne zu, wie sympathisch es ihm wäre, auf den groben Klotz noch einmal den groben Keil zu treiben. In seiner humoristischen Biographie, die er mit der „Vergangenheit" Münchens hübsch verschlungen hat, läßt er aber seine eigene Meinung sich aus dem Aggressiven und Verachtungsvollen ins Verstehende und Humoristische wandeln, ein Standpunkt, der stets zu wünschen ist, so oft einer sich als Kleinhistoriker über seine Mitbürger stellt. Da haben wir dann gleich diese schöne Abgeklärtheit im

Kapitel vom „Herrn Maier oder Meier, Huber oder Hueber, Müller oder Miller," — wie er nun heißt, dem Münchner Rentier und Mitglied des Kunstvereines, der auf den Nockherberg wandert, um an dieser heiligen Stätte das Salvator zu trinken. Der spaziert also die wohlbekannten Straßen hinab, durch das Viertel der Schelling-Theresien-Amalienstraße, über die Ludwigstraße, entlang der Universität, an der Feldherrnhalle vorbei durch die Theatinerstraße und so fort, und Herr Josef Ruederer gibt dieser platonischen Durchschnittsseele des Münchners Schritt für Schritt sein Geleite. Und alles was dabei dem Herrn Maier oder Meier, Huber oder Hueber, Müller oder Miller — wie er nun heißt, durch den soliden, langsam funktionierenden Hirnapparat gleitet, das weiß er uns so deutlich aufs Papier zu projizieren, daß wir sogleich die Münchner Seele in aller ihrer Gutmütigkeit, Bierbegeisterung und konservativen Schlauheit begreifen lernen. Ludwig Thoma könnte an diesem Kapitel seine kollegiale Freude haben! In der Schilderung der Bierseele ist ihm Ruederer in der Tat ebenbürtig, in seiner Satire ein wenig der Th. Th. Heineschen Art der hochnotpeinlichen Allegorie verwandt. Durch diese Gaben ist es ihm gelungen, allen guten Spaß, der in dieser Stadt des ewigen Sommersemesters liegt, geschickt aufzulesen. Alles, was uns in beständiger guter Laune hält, wenn wir wieder einmal zwischen den Propyläen und dem Hofbräu, zwischen Pinakothek und Salvator an allen den Gestalten, die wir aus dem Simplizissimus, der Jugend und wohl auch aus den verstaubten „Fliegenden" kennen, vorbeispazieren. Schließlich ist dieses München trotz seiner 500.000 eine große ruhige liebe Provinzstadt, eine Provinzstadt, die neben den fremden Herrschaften, die hier kunstgrasen, stets sehr viel Bauern mit großen Schirmen und Lodenhüten beherbergt. Das merkt man, sooft man hinkommt, nicht nur während des Oktoberfestes. Und sooft man in München ist, freut man sich auch an dem lieben alten biederbezopften Häuserleib der Stadt und an dem hellenistischen Mantel, den ein kunstsinniger König in aller Eile von geschmackvollen Leuten seinem Isar-Athen umhängen ließ; freut sich an den Menschen, die unseren Wienern ähnlich, weniger großstädtisch-beweglich, weniger frozzlerisch-gewandt, aber gerader, beständiger und wohl auch gröber sind. Ruederer hat von ihnen keine retuschierten Photographien gegeben. Aber als Humorist weiß er, daß die Menge in gewissem Sinne immer und überall Bagage ist, und daß der einzelne, der sich pathetisch geschwellt wie ein Luftballon in die Vogelperspektive begibt, deshalb noch nicht zum Erzengel wird, und nicht einmal zum Genie. Er hat zum Schluß ein paar prächtige Kapitel geschrieben, aus denen sich das Bild der Münchner Gesellschaft ergötzlich zusammensetzt. Er hat das Wesen des „Spezl" und sein Wirken mit ungenierter Offenherzigkeit dem Ausland preisgegeben, das von München und Wien ein paar Typen der Gemütlichkeit für das Ganze nimmt. Er hat das Leib- und Tratschblatt Münchens in seiner provinziellen Ängstlichkeit und Zuvorkommenheit gegen die „Wanzen", die wohl den Wiener Herren „u. a." entsprechen, geschildert. Er fängt den Heideduft des Dachauer Moors und den Zauber der Münchner Bergwelt auf ein paar Seiten ein. Er gibt eine nette Übersicht des Münchner Theaterlebens, zitiert eine famose Szene aus Pozzis „Kasperle unter den Wilden" und führt uns nach einem Ausflug in die Premiere des Berliner „Deutschen Theaters," zur Erkenntnis, daß der autochthone Stolz des Münchners sich in Theaterdingen (von der Oper wohl abgesehen) nur auf eine gute provinzielle Mittelmäßigkeit stützt. Er hat auch von dem Leben der Schriftstellerwelt, ihrer Verbrüderung und ihrer besonderen Vorliebe, sich zu zerstreiten und einander dann als Hochwohlgeboren zu titulieren, den außenstehenden Kreisen einiges verraten. Er hat das alles in frischem, persönlichem Ton und doch von den wechselnden Standpunkten aus getan, die uns das Subjekt unbekannterweise liebmachen, weil sie ihm seine Einbildung und Härte benehmen. Im ganzen hat Ruederer das beste Reisebuch geschrieben, das man sich für die wünschen kann, die München bereits gut kennen. **Philipp Frey.**

*

Marie v. Ebner-Eschenbach: „Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend." Berlin 1907, Gebrüder Paetel.

„Gib uns wieder einmal ein Buch, das wir unseren Kindern in die Hand legen können", haben gute Mütter zu uns gesagt. Und: ‚O, Tante Marie, schreib etwas, das wir vom Anfang bis zum Ende lesen dürfen!' haben viele meiner jungen Freunde und Freundinnen mich gebeten". — — — „So habe ich denn eine Lese in meinen Schriften gehalten und dieses Büchlein zusammengestellt. Es erzählt von einem armen Vogel, von braven Hunden, von Erdbeeren, von einem Muff, erzählt noch allerlei und auch etwas aus der Zeit, in der ich jung gewesen bin wie Ihr. Es ist lange her, Ihr könnt Euch unmöglich vorstellen wie lange, und auch nicht, wie es in jenen Tagen ausgesehen hat in der Welt. Trotzdem aber hege ich den guten Glauben: Ihr werdet die Hand, die sich Euch aus einer fernen Vergangenheit entgegenstreckt, ergreifen, denn ein Kind von damals und Kinder von heute verstehen einander noch."

Meint man nicht beim Lesen dieser Worte, die liebe, sanfte, freundliche Stimme der Frau

zu hören, die Österreich mit Stolz seine Dichterin nennt? Meint man nicht in ihr gütiges Gesicht zu blicken und in die Augen zu schauen, die so voll Geist und Lebendigkeit sind und voll rührender Mütterlichkeit? Wenn man sie reden hört mit so viel Jugendfrische und Wärme und inniger Anteilnahme an allem, was sich in dieser lärmenden Welt von heute abspielt — trotz aller Müdigkeit, trotz der Sehnsucht nach Zurückgezogenheit — dann möchte man ihr immer in stummer Dankbarkeit die Hände küssen. Und so möchte man ihr auch danken für jedes Buch, das sie uns schenkt, denn in jedem ist ihre Stimme und ihre Wärme und ein ganzer Schatz von ihrer mütterlichen Liebe. Diesmal ist es ein Buch für die Jugend. Wie weiß sie zu ergreifen durch die einfachsten Gegenstände, wenn sie nur auf sie hinweist. Der arme kleine Fink, der aus dem Nest gefallen ist und von der kleinen Pia seiner Mutter wiedergegeben wird — von jener guten, liebevollen, tapferen kleinen Pia, die selbst keine Mutter hat — wie der Findling Provi, der verachtete, von allen mißhandelte, verwahrloste Bub, der lieber verhungern will, als die Schoberwirtin um ein wenig Milch bitten, endlich doch sein verstocktes Herz bezwingt und bitten lernt für einen hilflosen jungen Hund — wer könnte das lesen mit trockenen Augen? Und die unübertrefflich schöne Hundegeschichte „Krambambuli", die schon früher in einer Sammlung von „Tiergeschichten" den Kindern zugänglich gewesen ist, hat auch in diesem Buch seine Stelle. Wenn es denkbar wäre, daß man ein Tier auf der Bühne handelnd auftreten läßt — Krambambuli wäre der Stoff zur klassischen Hundetragödie. Diese kleine Erzählung ist so voll dramatischer Spannung, sie wirkt in der meisterhaften Knappheit, mit der das Schicksal des Hundes, der zwei Herren treu war, dargestellt ist, so erschütternd, daß sie beim Lesen schon den Eindruck hinterläßt, als habe man sie aufgeführt gesehen.

Da ist noch die reizende, lustige Geschichte von der Generalin, die ihren kostbaren Muff wegschenkt und das beschenkte arme Weiblein hernach noch für die „ausgestandenen Wohltaten" entschädigen muß; die Skizze in Versen „Die Erdbeerfrau", die eine ganze Philosophie für sich ist; die feinen, inhaltsreichen Parabeln, die jede eine Lektion in praktischer Ethik sind, und die Aphorismen, an denen sich eine junge Menschenseele festigen kann.

Alles in allem ist dies sicher eines der wertvollsten Kinderbücher, welche die deutsche Literatur besitzt. Möge es viele junge Leser erquicken und erheben! Helene Scheu-Riesz.

Feuilleton.

Der Rosendichter.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wir haben uns daran gewöhnt, ihn den „Rosendichter" zu nennen. Seine ersten drei Bücher, die am selben Tage erschienen, hatten viel mit Rosen zu tun, innerlich und äußerlich. Das eine, ein Roman, hieß „Der Rosendoktor", das zweite, ein Gedichtbuch, hieß „Rosen" kurzweg und das dritte, „Biskra ein Oasenbuch"*, trug gleich den anderen, und nicht ohne Absicht, einen mit Rosen verzierten Einband. Die drei Bücher stehen aber auch inhaltlich in starker Beziehung, sie sind Bekenntnisbücher. Das ist bei dem Lyrikbande wohl selbstverständlich, denn Lyrik ist ja immer ein Bekenntnis, aber auch der Roman und das Reisebuch sind von der gleichen Wehmut einer entsagenden Liebe verklärt, die ins Land der uferlosen Sehnsucht und zur Liebe für jegliche Kreatur hinüberdeutet.

Der Rosendichter heißt Ludwig Finckh und lebt als Arzt in Gaienhofen am Bodensee. Das ist ein Dörfchen, das nur auf jenen großen Karten verzeichnet steht, die ihren Stolz darein setzen, nichts mehr zu verschweigen. Ein solcher weltverborgener Ort war dem Dichter gerade recht. Hier fing er an auf einem Stück Erdreich, das er sich erwarb, rüstig und einfältig wie Robinson zu hausen, er wollte sich alles selbst verdanken. Er holte sich Wildlinge aus dem nahen Wald, er pflanzte Birken, Eichen, Buchen, Kastanien und Rosen, viel Rosen. Er grub eine Quelle, er stach einen Bach aus und legte sich einen Forellenteich an, wie ein großer Herr. Dann fing er an sich einen Keller zu bauen, tief in den Felsen hinein. „Eine harte Steinwand vor sich, ganz mit sich allein und im eigenen Grabe stehend, langsam vorzudringen in hohen gotischen Bogengängen, während der Sand über die nackte Brust rieselt, das ist ein köstliches Tun." Und dann kam große Familie. Zwei Raben, Jakob und Habakuk, kamen, die dem Dichter aber in einer kühlen Sommernacht starben, „noch jung und unerfahren." Zwei Eselchen hielt er sich, „Gretel und Lumple", und zwei prächtige Bernhardiner, „Prinz und Isolde". An seine Gartentür hing er ein Täfelchen, darauf stand: „Hier sind die Pocken." Das wirkte zur Abwehr für überflüssige Besucher. Dann ward er plötzlich eine „seefahrende Nation", wie er einmal humorvoll sagte; in seinem Segelboot strich er glatt vor dem Winde und dachte an seine

* Alle drei erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Heimat. Und wenn er gut gelaunt war, so hißte er die schwäbische Flagge und bekannte Farbe. Er hat auch in allen seinen Büchern die schwäbische Flagge gehißt und als echter Schwabe hat er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und wußte beide in gute Harmonie zu bringen.

Man sieht, was ich hier über einen Dichter und seine Bücher sagen will, wird keine „Kritik". Der Himmel bewahre mich vor jeglicher Kritik. Ich hab's ein paarmal versucht, mir eine kritische Feder zu schleifen und sie irgendeinem ahnungslosen Kollegen in den Leib zu rennen, aber so oft ich angeritten kam auf der dürren Rosinante meiner aufgepeitschten Vernunft, den tintenschwarzen Spieß wie eine Lanze an die grimmerbosten Lenden gepreßt, erschien mir das alles wie eine große Donquichotterie und ich wandte mein Rößlein stracks zurück und ritt nach Hause.

Finckhs Roman „Der Rosendoktor" hat in deutschen Landen viel Aufsehen gemacht. Vor allem und ungewohnterweise, weil er wirklich ein Kunstwerk ist. Überzeugend und klar, aus einem reinen Gemüt heraus, wird da die Geschichte einer entsagenden Liebe erzählt. Ein unger Bursche, weichherzig wie eine Honigwabe, verliebt sich in ein junges Mädchen, das ihn gern hat, aber plötzlich entdecken muß, daß ein dunkles Schicksal sie einem andern jungen Manne, seinem besten Freunde, entgegentreibe, der zugrunde ginge, wenn sie ihn nicht nähme. So verzichtet denn der Erste und überläßt sie dem Zweiten; es ist eine feine rührende Geschichte, die man lesen soll und deren zarter, aber durchaus nicht ungesunder Idealismus sich in unsere harten Tage ganz wunderbar verirrt hat. Die Entsagung des liebenden Jünglings hat einen tiefen Sinn — sie ist in ihrer selbstlosen Aufopferungsfähigkeit die höchste Steigerung der Liebe überhaupt und zugleich ein schöner Hinweis auf die wahren Quellen des irdischen Glückes.

Zugleich ist dieses Buch aber auch ein hohes Lied auf die Frauen, wie so bald nicht wieder eins gesungen werden wird. In seiner Verehrung der weiblichen Psyche geht Finckh in unbegrenzte Höhen, wohin nur noch ein gläubig romantisches Gefühl zu folgen vermag, kaum mehr der im abwägenden Verstande ruhende Sinn für ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den beiden Geschlechtern. Aber es liest sich wehmütig-ergreifend, wie er in frommer, ehrfurchtgebietender Ekstase von den Frauen spricht:

„Man nennt euch schwach, aber ich weiß es besser. Zart an körperlicher Kraft und stark in der Seele. Ich hab' gesehen, wie Kinder geboren wurden. Ich sah, wie der Mann zur Türe ging und verschwand, als die schwere Stunde der Frau kam. Ich sah, wie der Mann ohnmächtig wurde und die Lampe hinwarf, mit der er leuchtete, derweil die Frau ihre Schmerzen litt und sein Kind zur Welt brachte. Ich sah auch, wie der Mann nebenan mit Freunden feierte und sich betrank auf die glückliche Niederkunft seiner Frau, indes die Frau still im Blute lag und ein Leben schenkte. — So schwach seid ihr.

Man nennt euch schwatzhaft. Aber ich weiß es besser. Es gibt Waschweiber auch bei euch. Aber ihr verschweigt eure Schmerzen und verschließt alle Qualen in eure geheimsten Winkel; wenn ihr Großes leidet, so weint ihr verborgen und still und ruhig ans Tageslicht unter die Menschen und lasset's niemand ahnen. Derweil sitzen eure Männer im Wirtshaus und erzählen sich den neuesten Klatsch und knüpfen weise oder saftige Bemerkungen daran und trinken Bier und bilden sich ein, Politik zu treiben, Zigarren, Wein und Weiber. — So schwatzhaft seid ihr.

Man nennt euch feige. Aber ich weiß es besser. Zart seid ihr und beweglich in den Nerven und erblaßt oder zittert, weil euer Herz feiner arbeitet. Aber ich habe Frauen gesehen, die nachts allein und ohne Waffen durchs Haus leuchteten, um einem Geräusch auf die Spur zu kommen, während der Mann sich nicht aus dem Bette wagte. Der Mann, der Wunden oder Schmerzen hat, klagt und stöhnt und übertreibt. Die Frau aber schweigt und nimmt es auf sich. Und ich habe ein gutes Merkzeichen, um bei einem Kinde das Geschlecht zu erraten, ohne Rücksicht auf die äußeren Merkmale. Wenn ein Kind vor den Chirurgen gebracht wird und es liegt still und wissend und gefaßt da, so ist's ein Mädchen; wenn es aber brüllt und schreit und Furcht hat, so ist's ein Junge. — So feige seid ihr.

Man nennt euch töricht. Aber ich weiß es besser. So töricht seid ihr wie Kinder, die einen unverbrauchten und unverdorbenen Geist haben. Das Natürliche faßt ihr, aber das Verstimmte, Erklügelte und Erkünstelte ist euch zuwider. Mit der Kraft des Herzens ahnt ihr, mit der Klarheit eures Empfindens wißt ihr und werft alle Schärfe des Geistes über den Haufen. Die Frauen die ich kannte, dachten rasch und tief, und mich freuten die armseligen Köpfe, die durch Finten oder Verdrehungen ihnen nicht recht gaben, weil es zu den Privilegien des Mannes gehört, gescheit zu sein, und mich freute die Erbärmlichkeit, die niemals eine Überlegenheit der Frau anerkennt, weil sie sich eigener Niederlagen schämt. — So töricht sind die Frauen." — Das sind schöne, große Worte, die dem Dichter sehr zur Ehre gereichen und denen kein Mann widersprechen wird, der sich stark genug fühlt, die Frauen noch höher zu heben, als er selbst steht.

Die Spiegelung des **einen** Geschlechtes in den Augen des **andern** gehört zum Seltsamsten, was der menschliche Geist zu denken oder besser gesagt zu „fühlen“ vermag. Instinkt und Erfahrung, Hoffnungsseligkeit und Ernüchterung, Hingabe und Selbstsucht bekämpfen sich da ununterbrochen und niemals wird es uns gelingen, diesen tollen Wirbel, der schließlich nur dem einen großen Zwecke dient, in erschöpfende Worte zu bannen.

Und es ginge wohl auch die schönste Romantik der Liebe, das Unerklärliche, dabei verloren. — —

Der Gedichtsammlung Finckhs, „Rosen“ genannt, hat Otto Julius Bierbaum ein launiges Vorwort geschrieben. Er beweist zuerst, daß es „von keinem belanglosen Gegenstand handeln heißt, wenn das Thema ein lyrischer Dichter ist“. Er erinnert daran, daß Lyrik „nicht so sehr ein Produkt gesteigerter Kultur ist, als ein wesentlicher Bestandteil der Menschennatur überhaupt“. Man darf diesen frischen und doch zarten Gedichten vor allem nicht in einer mißgünstigen, dem Humor abgewandten Stunde zu Leibe gehen. Da steht z. B. ein dreizeiliges Gedicht, betitelt

Die Welt.

Die Welt besteht aus Sonnenkringeln,
Aus lieben Mädeln und bösen Schlingeln
Und Silberglöcklein, die dazu klingeln.

Wer da nicht freiwillig und lächelnd mitgeht, der hat bereits verloren. Und so ist es bei den meisten Gedichten Finckhs. Er besitzt wahre und gesunde Einfalt und manches mutet uns wie ein Volkslied an. Dabei ist er durchaus auch modern, im Falle „modern“ sein, ganz unbekümmert um die äußere Form, nichts anderes heißen mag, als ein Gegenwartsmensch sein, der singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Alles andere, was etwa nach **außen** hin „modern“ zu wirken sucht, ist Kostüm und Komödie, womit der Mangel an Persönlichkeit, dieser wichtigsten Eigenschaft des Lyrikers, zu verdecken gesucht wird. Finckh hat, wenn auch nicht in ungewöhnlichem Maße, so doch eine unleugbare Persönlichkeit. Es klingt tief persönlich, wenn er sagt:

Liebeslied.

Du, siebenmal hab ich Dich lieb.

Einmal im Herzen: Du bist mein Blut.
Einmal am Munde: ich bin Dir gut.
Einmal am Tage, im Sonnenlicht,
Und einmal — Du, das sag ich Dir nicht.
Einmal auf Erden, die ist so klein.
Einmal im Tode, der lächelt so rein,
Bei uns ist immer Rosenzeit.
Und einmal: ich lieb Dich in Ewigkeit.

Du, siebenmal hab ich Dich lieb.

Das originellste seiner drei Bücher ist vielleicht das „Oasenbuch“, „**Biskra**“ genannt. Was der Dichter, der mit einer tiefen Herzenswunde über das Meer zog, zuerst auf der steilen Felseninsel Korsika bei ihren eigenartigen Männern und Frauen erlebt und wie er hierauf in der Oase Biskra mit den Palmeninseln, den gelben Wüstentälern und den braunen Menschen Afrikas eine gute deutsche Freundschaft schließt, das liest sich alles höchst erbaulich und mag jedermann empfohlen sein, der sich Afrika einmal von **dieser** Seite betrachten will. Er wird darin alles vermissen, was ihm ein gewissenhafter Forscher oder ein Lehrbuch oder der Bädeker erzählen könnte, wird aber mancherlei erfahren, was nur der Dichter Finckh zu sehen gewußt hat.

Der sitzt unterdessen am Bodensee, läßt die Füße ins Wasser hängen und lacht sich ins Fäustchen. Und neben ihm sitzt ein anderer, dem er seinen „Rosendoktor“ gewidmet hat, ein feiner Zauberer, der gleich Finckh in Gaienhofen lebt und uns zur Stunde vielleicht das Höchste bietet, was deutsche Naturschilderung zu geben vermag, kein Geringerer als Hermann Hesse. Es weht ein guter Wind von diesem Schwabenwinkel und er wird den Deutschen und ihrer Dichtkunst nicht schaden.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

18. **August.** Eröffnung des internationalen Sozialistenkongresses in Stuttgart. — Staatssekretär **Szterenyi** hält auf dem Landeskongreß ungarischer Gewerbekorporationen in Fünfkirchen eine Rede über die selbständigen wirtschaftlichen Einrichtungen und den Ausgleich.

21. Der böhmische Landesausschuß ersucht die Regierung um Einberufung des böhmischen Landtages zu einer längeren Tagung. — Ministerpräsident **Sturdza** wird vom Freiherrn v. **Aehrenthal** auf dem Semmering empfangen.

22. Der italienische Minister des Äußern **Tittoni** trifft zum Besuche des Freiherrn v. **Aehrenthal** auf dem Semmering ein. — Parteitag der kroatischen Rechtspartei in Agram.

23. In Wien wird wegen zahlreicher Erkrankungen an Blattern das Epidemieverfahren eingeleitet. — Adolf **Wilbrandt** feiert in Heiligenblut seinen 70. Geburtstag. — Regierungsrat Dr. Josef Ritter **Mitscha** v. **Märheim** (geb. 1827) in Ebendorf bei Mistelbach †.

24. Der Minister **Tittoni** und Freiherr v. **Aehrenthal** begeben sich an das kaiserliche Hoflager nach Ischl. — In Panad kommt es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Honveds und rumänischen Bauern.

25. Der Kaiser empfängt Minister **Tittoni** in Audienz. — Eröffnung des LIV. deutschen Katholikentages in Würzburg. — Hauptversammlung des deutschen Böhmerwaldbundes in Krumau. — Deutscher Volkstag in Asch.

26. Bei der Wahl in Belenye kommt es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Magyaren und Rumänen. — Internationale Urheberrechtskonferenz in Neuchatel. — XI. Session des internationalen statistischen Instituts in Kopenhagen.

27. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung

des Freiherrn Markus v. Spiegelfeld zum Statthalter von Tirol und Vorarlberg.

28. Der Kaiser beglückwünscht telegraphisch den Fürsten Ferdinand von Bulgarien zu dessen zwanzigjährigem Regierungsjubiläum.

29. Der Unterrichtsminister bestätigt den Beschluß des philosophischen Professorenkollegiums in Wien auf Zulassung des Fräuleins Dr. Elise Richter als Privatdozent für romanische Philologie an der Wiener Universität.

30. Der Tiroler Landesausschuß spricht sich gegen die Einberufung des Landtages aus.

*

Panad war ein weltvergessener Winkel Siebenbürgens. Von nun an ist aber sein Name zu trauriger Berühmtheit gelangt und mit Blut in Ungarns Geschichtsbuch geschrieben. Mit dem Blute der Rumänen, welche dort ihr Leben oder ihre geraden Glieder zur Strafe dafür lassen mußten, daß sich das Nationalbewußtsein in ihnen mit Erfolg geregt hatte. Der Zusammenhang zwischen dem gewalttätigen Vorgehen der Honveds und der magyarischen Erbitterung über die Wahlniederlage in Belenyes liegt offen zutage. Während der Wahl war die Erregung der Ungarn aufs höchste gestiegen, und viele Häuser der Rumänen mußten als Brandfackeln die Stätte beleuchten, an welcher gegen die politische Entrechtung gekämpft wurde, mit der die Rumänen von der herrschenden Nation zu Boden gedrückt werden. Sie, wie alle übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten! Und sie siegten. Im Biharer Komitate wurde den Ungarn ein Mandat entrissen. Künstlich war es bis nun den Machthabern erhalten worden. Schließlich hat aber dort alle Wahlfälschung, hat der ganze Verwaltungs-, um nicht zu sagen Vergewaltigungs-Apparat versagt. Es beginnt in Ungarn zu tagen, und mit Sympathie begrüßen die objektiv denkenden Österreicher das Morgenrot des Befreiungskampfes der von einer Minorität unterdrückten Nationalitäten. Noch sind es bloß schüchterne Versuche, sie werden sich aber mehren, und jeder Erfolg wird den Widerstand stärken, wird zu neuem Kampfe anfeuern. Und mit dem Tage des allgemeinen Wahlrechtes naht auch die Ära des Niederganges des „einheitlichen magyarischen Nationalstaates" — — der im Rückblicke sich doch nur als eine große geschichtliche Lüge und Täuschung erweisen wird. Ein zweiter Koloß auf tönernen Füßen. —y

*

Schulgeldbefreiung. Die Verordnung des Unterrichtsministeriums vom 12. Juni 1886 gibt die Höhe des Schulgeldes an Gymnasien und Realschulen und auch die Bedingungen an, unter welchen die Befreiung erlangt werden kann. Die erste ist selbstverständlich die Mittellosigkeit der Erhalter des Schülers. Eine Reihe anderer aber muß der Schüler selbst erfüllen: er muß die erste Fortgangsklasse und in Sitten und Fleiß mindestens die Note „befriedigend" nachweisen.

Auf den ersten Blick mag diese Bestimmung sehr zweckmäßig scheinen. „Man will eben nur guten Schülern das unentgeltliche Studium ermöglichen, denn der arme Student, der nicht talentiert und tüchtig ist, vermehrt nur das gebildete Proletariat. Diese Bestimmungen wirken also im Sinne einer vernünftigen sozialen Auslese!" So könnte der sprechen, der sie verteidigen will. Anders aber gestaltet sich die Sache, sobald man sie näher betrachtet. Wir wollen ganz davon absehen, daß eine Auslese, die nur die Unbemittelten siebt und die Bemittelten nicht, doch recht willkürlich wäre. Aber nur allzuvielen, die im Interesse der sozialen Auslese vom Studium fernzuhalten wären, können diese Bestimmungen nichts anhaben: das sind die stets Sittsamen und stets Fleißigen, aber gänzlich Unbegabten, die sich mühselig von Klasse zu Klasse, auf der Universität von Rigorosum zu Rigorosum schleppen und endlich die Zahl der staatlich diplomierten Talentlosigkeiten vermehren. Ein Schüler dagegen, der aus Übermut ein paar dumme Streiche macht nnd dafür „entsprechend" in Sitten bekommt, kann deswegen ein sehr tüchtiger und begabter Junge sein und zu den besten Hoffnungen berechtigen. Oder gar einer, der „hinreichend" in Fleiß hat! Da muß man zunächst bedenken, daß der Lehrer bei der Fleißnote zumeist auf seinen subjektiven Eindruck, ja auf Vermutungen angewiesen ist, weshalb eine sehr große Zahl von Schulmännern diese Note in ihrer heutigen Form für unzweckmäßig hält. Doch lassen wir die Möglichkeit eines Irrtums ganz beiseite. Häufig genug kommt es vor, daß ein Schüler ein recht gutes Zeugnis hat, in Fleiß aber doch nur „hinreichend" erhält, weil er eben bei seinen Fähigkeiten noch mehr leisten könnte. Von zwei Schülern also, von denen bei gleichen Noten in den Gegenständen der eine „befriedigend", der andere „hinreichend" in Fleiß hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der letztere der begabtere. Einem solchen Schüler die Fortsetzung der Studien zu erschweren, ist doch recht unlogisch.

Aber auch ein „nicht genügend" im Zeugnis beweist noch lange nicht die Unfähigkeit des Schülers. Insbesondere im ersten Semester der ersten und der dritten Klasse erhalten oft begabte und fleißige Schüler schlechte Noten aus Latein, beziehungsweise Griechisch, weil sie sich in den ungewohnten Stoff nicht so rasch hineinfinden konnten. Mitunter werden solche Schüler dann im zweiten Semester mit „befriedigend" zensiert. Überhaupt liegt darin ein Widerspruch, daß eine ungenügende Note im ersten Semester, die ja verbessert werden kann und soll und nichts ist als eine Warnung, für den mittellosen Schüler zu einer Strafe wird.

Besondere Schwierigkeiten entstehen im ersten Semester der ersten Klasse. Der Schüler besitzt da noch kein Gymnasialzeugnis, und so fehlt natürlich auch die Grundlage zur Schulgeldbefreiung. Man hat den Ausweg gefunden, daß dem Schüler das Schulgeld gestundet werden kann und die endgültige Entscheidung auf Grund des ersten Semestralzeugnisses erfolgt. Doch wird die Stundung nur gewährt, wenn der Schüler im November aus allen Gegenständen mit „befriedigend" zensiert wird. Zunächst muß auffallen, daß man da gerade dem neueintretenden Schüler gegenüber, dem der Übergang von der Volks- zur Mittelschule schwer genug fällt, die Anforderung bedeutend höher spannt. Weit bedenklicher ist aber noch, daß sich in so kurzer Zeit der Lehrer unmöglich ein klares und zuverlässiges Urteil über den Schüler gebildet haben kann. Es ist unvermeidlich, daß sein vorläufiges Urteil in zahlreichen Fällen nachträglich bedeutende Korrekturen erfährt. Und auf so schwankender Grundlage baut man folgenschwere Entscheidungen auf!

Wir haben also gesehen, daß die Entziehung der Schulgeldbefreiung sich durchaus nicht immer gegen solche Elemente kehrt, deren Entfernung aus dem Gymnasium wünschenswert wäre.

Übrigens wendet sich die Maßregel an eine ganz falsche Adresse; das Zeugnis über den Sohn gewinnt den Charakter eines Strafmandats gegen den Vater. „Wegen disziplinwidrigen Verhaltens Ihres Sohnes werden Sie zu einer Geldstrafe von fünfzig Kronen verurteilt. Gegen diese Verfügung ist ein Rekurs nicht zulässig."

Aber nicht nur die unmittelbar Betroffenen leiden unter diesen Bestimmungen, sondern auch der Lehrer und die Schule. Es heißt die Aufgabe des Lehrers unnötig erschweren, wenn er sich sagen muß, daß er mit der Entscheidung über die Fleißnote des Schülers vielleicht zugleich auch über die Fleischrationen von dessen Geschwistern entscheidet. Die Schule allerdings hat äußerlich von den geltenden Bestimmungen einen Vorteil. Denn sie geben ihr gegen Schüler, die auf die Schulgeldbefreiung angewiesen sind, ein Disziplinarmittel, gegen das alle anderen verschwinden. Aber gerade dieser scheinbare Vorteil ist der schwerste Nachteil: er schafft zwei Sorten von Schülern, die — faktisch, wenn auch nicht formell — unter zweierlei Disziplinarbestimmungen stehen. Alles Bemühen des Lehrers, gerecht zu handeln, muß erfolglos sein, wenn schon in den Prinzipien eine solche Ungerechtigkeit liegt.

Soviel ist also klar: pädagogisch sind diese Bestimmungen nicht zu rechtfertigen. Von welchen Gesichtspunkten also hat man sich leiten lassen? Von fiskalischen? Das ist kaum anzunehmen, denn gegenüber der Zahl der jetzt Befreiten (mehr als fünfzig Prozent der gesamten Schülerzahl) würde die Zahl der bei Abänderung der jetzigen Vorschrift neu Hinzukommenden kaum beträchtlich sein. Der Ursprung dieser Bestimmung liegt ganz anderswo; sie ist nichts als ein Überbleibsel patriarchalischen Geistes. Die Befreiung gilt als eine W o h l t a t, die nur „würdigen" Schülern zukommen darf. Wie veraltet diese Anschauung ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Der unentgeltliche Unterricht in einer Mittelschule ist ebensowenig eine „Wohltat", wie es der unentgeltliche Unterricht in einer Volksschule oder Gewerbeschule ist. Es ist eine überlebte Auffassung unseres ganzen Unterrichtswesens, die aus diesen Vorschriften über die Schulgeldbefreiung spricht. Deshalb müssen alle, die für eine moderne Ausgestaltung der Schule eintreten, eine Abänderung dieser Bestimmungen anstreben.

Ich komme zu konkreten Vorschlägen. Der logischeste und auch einfachste Ausweg schiene mir allerdings, die Befreiung einzig und allein von der Bedürftigkeit des Schülers abhängig zu machen. Da aber ein solcher Vorschlag auf großen Widerstand stoßen dürfte, so mache ich einen Kompromißvorschlag, bei dem ich mich von folgenden Gesichtspunkten leiten lasse. Der mittellose Schüler darf nicht unter ungünstigere Bedingungen gestellt werden als der bemittelte. Es darf nicht sein, daß ein Zeugnis, das dem einen die glatte Fortsetzung seiner Studien ermöglicht, dem andern einen schweren Nachteil bringe. Es ist schon genug, wenn dort, wo eo ipso unangenehme Folgen eintreten — also bei Erhalt eines Zeugnisses zweiter oder dritter Klasse am Schlusse des Schuljahres oder im Falle einer Ausschließung, — diese für den Mittellosen noch durch Verlust der Schulgeldbefreiung verschärft werden.

Es hätten also für die Erlangung der Schulgeldbefreiung folgende Grundsätze in Kraft zu treten: 1. Vom Schulgeld werden alle Schüler befreit, deren Eltern ihre Mittellosigkeit (nach den bisher geltenden Normen) nachweisen können. 2. Bei unfreiwillig repetierenden Schülern erleidet die Befreiung eine Unterbrechung und tritt erst wieder in Kraft, wenn sie ein Semestralzeugnis erster Fortgangsklasse erlangt haben. 3. Wird ein Schüler strafweise von einer Anstalt (lokal) ausgeschlossen, so verliert er gleichzeitig die Schulgeldbefreiung, und zwar je nach dem Beschlusse des Lehrkörpers auf ein oder zwei Semester. Dr. Carl F u r t m ü l l e r.

*

W i e n e r T h e a t e r. Noch haben nicht alle Wiener Bühnen ihre Sommerferien beendet,

und schon ergoß sich eine Sturzflut von Premieren und Reprisen über den Theatergänger, um ihm die passive Resistenz auszutreiben, zu der er sich in der Erinnerung an Freilicht und Freiluft und in seinem Denken und Fühlen noch meilenfern von allem, was nach Schminke und Pappe riecht, gerne heimlich verleiten lassen möchte. Doch er sträube sich, soviel er wolle, die Gewohnheit, das Leben in Szenen abgezogen und beim Scheine des Lampenlichtes zu betrachten, ist stärker als der wiedererweckte Naturtrieb, und am vorletzten Augusttage konnte man alles, was bei uns im Banne der geistigen und künstlerischen Moden steht, ins Theater an der Wien pilgern sehen, um Frank Wedekinds vielumstrittene Kindertragödie „Frühlingserwachen" in der Darstellung durch das Ensemble Max Reinhardts kennen zu lernen. Man hatte viel Wunderdinge gehört von den Wirkungen, die diese seltsame Dichtung von dem Erwachen des Geschlechtsgefühles im feingestimmten Rahmen der Reinhardtschen Kammerspiele auf das Berliner Theaterpublikum ausgeübt, und man war in das Heim der „Lustigen Witwe" mit hochgespannten Erwartungen gekommen, denen die Enttäuschung pünktlich auf dem Fuße nachfolgte. An Stelle der wundervollen Szenenbilder, die Karl Walser mit kongenialer Kunst zu den dichterischen Vorgängen von Wedekinds Erstlingswerke geschaffen hat und die in Berlin auf der Drehbühne gleich einem Fries am Zuschauer vorüberrollten, sah man hier alte, schäbige Dekorationsstücke aus der Berg- und Berla-Epoche des Theaters an der Wien notdürftig zusammengestoppelt, und was diese improvisierte Ausstattung — sit venia verbo — an poetischen Stimmungselementen nicht erschlug, zerflatterte in dem großen Theatersaale unverstanden in alle Winde, ohne ein Echo zu erwecken. Wer „Frühlingserwachen" nicht aus der Lektüre gekannt hatte, mußte bei den Aufführungen im Theater an der Wien froh sein, aus drei oder vier von den achtzehn Bildern, die dem Zwischenvorhange den ganzen Abend über kaum fünf Minuten Ruhe gönnten, die dunkle Ahnung davon zu gewinnen, welch' dichterisches Neuland Wedekind hier betreten hat, mußte froh sein, aus den ganz in seelisches Halbdunkel getauchten Vorgängen mehr herauszulesen, als eine mystisch-groteske Schaudergeschichte mit moralischer Nutzanwendung, mehr auch als eine Anklage wider den Storch oder als einen der vielen „Mahnrufe" an die Eltern und Jugendbildner, die Pubertät als einen wichtigen Faktor in das Rechenexempel ihrer Erziehungsmethode einzustellen. Wenn also Wedekinds dramatisches Bekenntnis seiner jungen Leiden hier nicht die verständnisvoll mitfühlende Teilnahme fand, die es kraft seines poetischen Wertes verdient hätte, so ist die Schuld nicht in unserer geringeren Empfänglichkeit zu suchen, sondern einzig bei Herrn Reinhardt, der im Begriffe ist, seine besten künstlerischen Taten durch ihre geschäftliche Ausbeutung ins gerade Gegenteil zu verkehren. Was er in Berlin mit seinen Kammerspielen nur tropfenweise in einer Woche hereinbringen konnte, wollte er hier an einem Abende abschöpfen, und dazu dünkte ihm das Theater an der Wien gerade groß genug. Es ist aber nicht gleich, ob man eine intime Sache vor einem kleinen intimen Zuhörerkreis ausführt oder in einer weitläufigen Singspielhalle, wo man das Wort „Intim" nur im Reime mit „Maxim" zu hören gewohnt ist. Es war eine ähnliche Deplacierung, wie der Dörmann-Abend im Deutschen Volkstheater. Auf jedem Überbrettel, in jedem Kabarett hätte der freche Einakter „Der lyrische Tenor" ein Schlager werden können. Im Deutschen Volkstheater war er fehl am Ort. Man fühlte sich verletzt und konnte für die Aufnahme dieser erotischen Groteske auch darin keine Entschuldigung finden, daß am selben Abende von Felix Dörmann auch ein dreiaktiges Lustspiel „Die Liebesmüden" die Bühnentaufe erhielt, darin der Verfasser nach dem Lorbeer Bauernfelds strebt. Aber die Frucht seines heißen Bemühens ward ein dramatisches Nichts mit drei Verlobungen, in deren langwierigen und langweiligen Herbeiführung die Verspottung seiner eigenen literarischen Vergangenheit als einziges Fettauge schwimmt. Mehr Glück hatte das Deutsche Volkstheater, das heuer schon auf vier Premieren zurückblickt, mit der Ausgrabung des über dreißig Jahre alten Schauspieles „Ferréol" von Victorien Sardou. Ohne Zweifel war es der Prozeß Hau, der mit seinen unerwarteten Sensationen und Wendungen die Exhumierung dieses zu unverhoffter Aktualität gelangten Kriminalstückes angeregt hat, und man mag gegen die Art, wie Sardou seine Spannungseffekte vorbereitet, noch so viele kritische Einwände auf dem Lager haben, zugeben muß man doch, daß „Ferréol" mit den Sherlok Holmes-Komödien, die in den letzten Jahren über unsere Bühnen gingen, ein Meisterwerk der Schachbrett-Theatralik ist. Von den klassischen und volkstümlichen Reprisen, die sich das Deutsche Volkstheater zwischen den vier Premieren-Abenden geleistet hatte, erfreute am meisten die Wiederaufführung der Komödie „Onkel Toni" von dem hochbegabten, uns leider zu früh entrissenen C. Karlweis. Mit ihr war ein freudig begrüßtes Wiedersehen verbunden: Herr Willy Thaller hat zurückgefunden ins Deutsche Volkstheater, das ihn nun hoffentlich durch richtige Verwendung dauernd festzuhalten versteht. Wenn die Not

